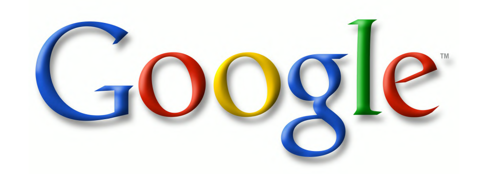
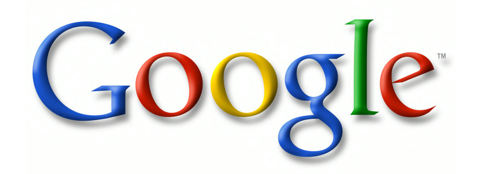
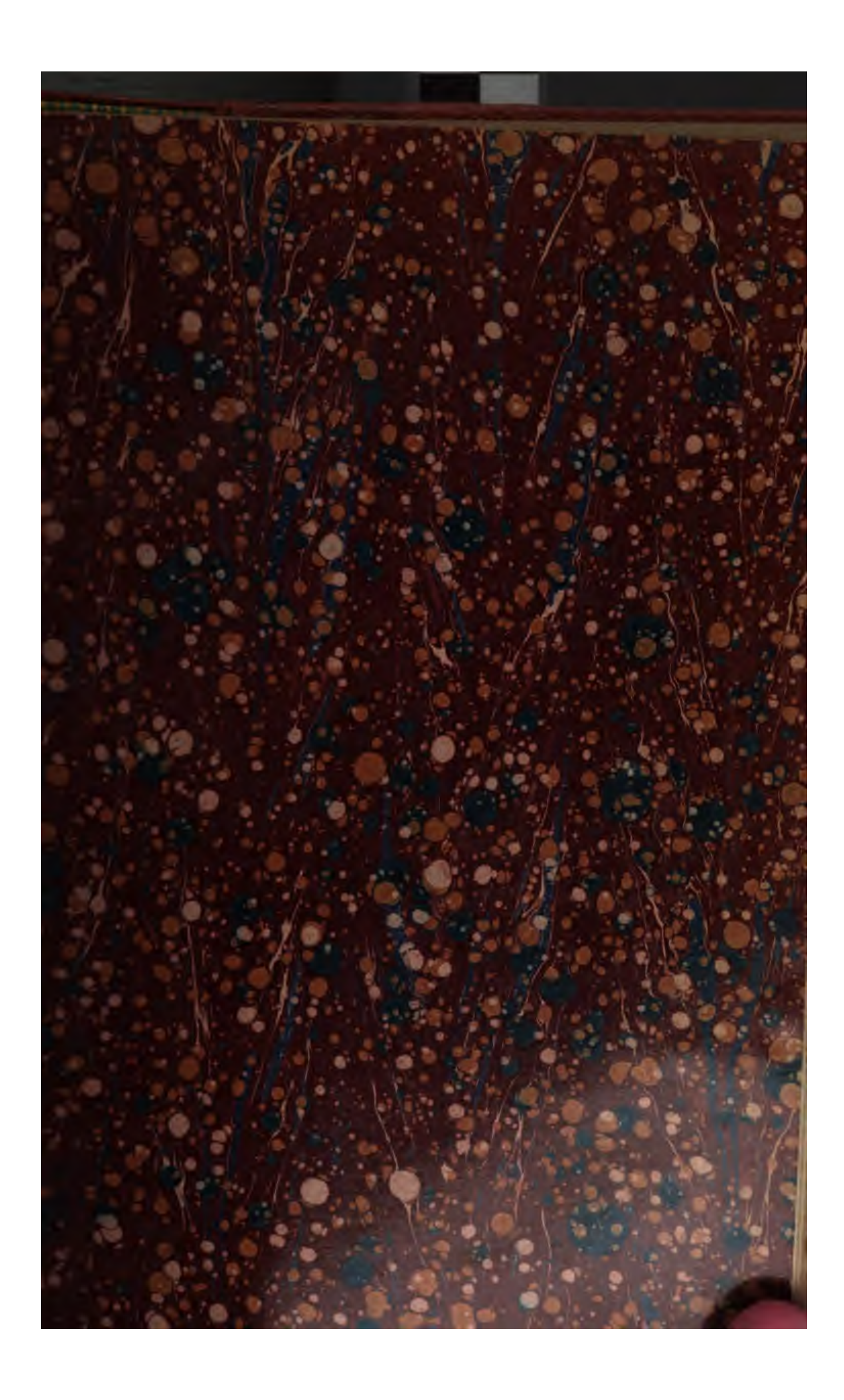
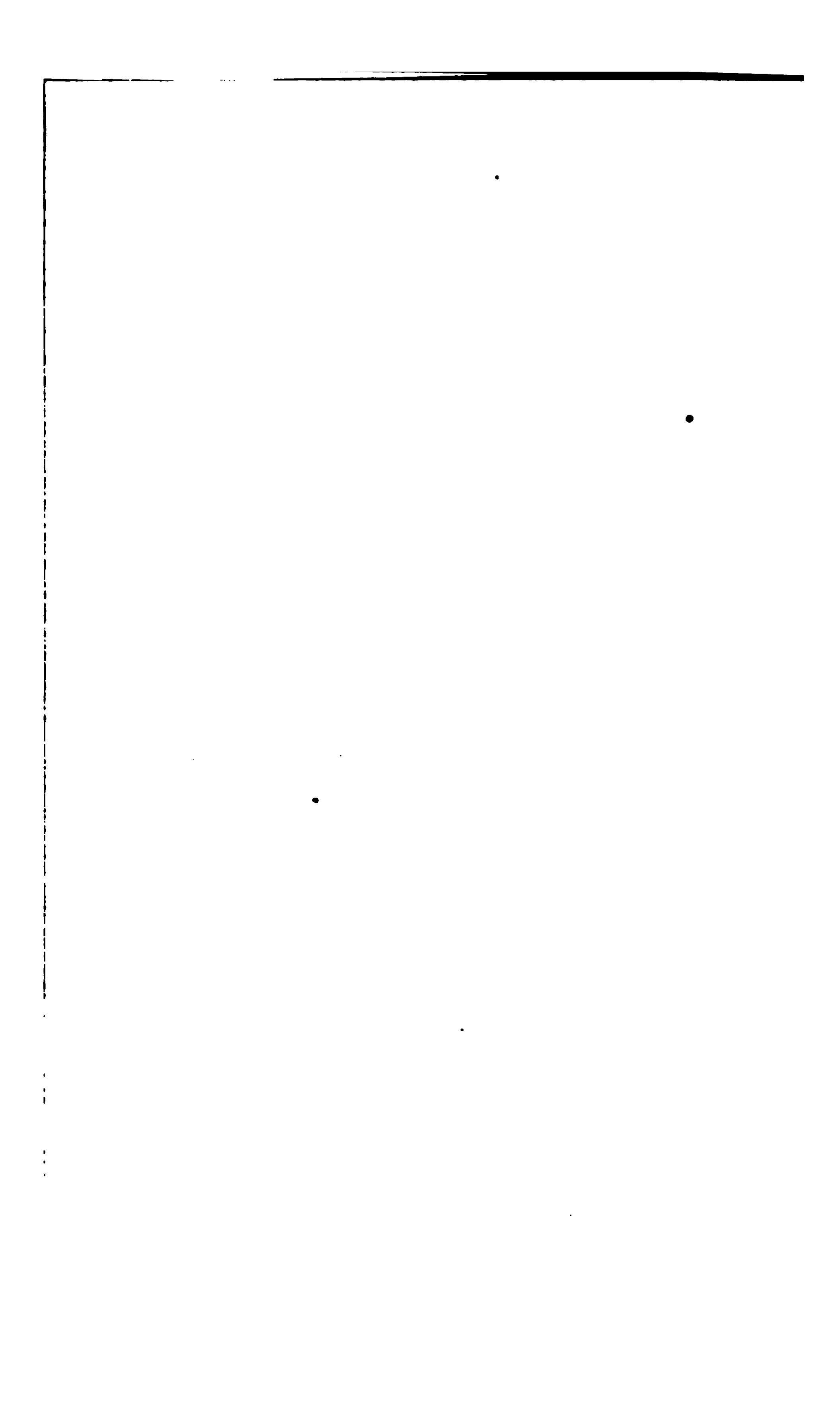



Google











Zeitschrift

für

französische Sprache und Litteratur

begründet von

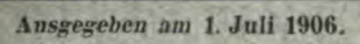
Dr. G. Kœrting und **Dr. E. Koschwitz**
Professor a. d. Universität z. Kiel — weil. Professor a. d. Univers. z. Königsberg i. Pr.

herausgegeben

von

Dr. D. Behrens,
Professor an der Universität zu Giessen.

Band XXX, Heft 1 u. 3.
Der Abhandlungen
erstes Heft.



Chemnitz und Leipzig.
Verlag von Wilhelm Gronau.
1906.

Ausgegeben am 1. Juli 1906.

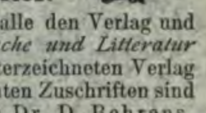
INHALT.

ABHANDLUNGEN.

BEILAGE:

Von Herrn H. Welter in Paris.

Bitte an die Herren Mitarbeiter.



Die Herren Mitarbeiter werden ergebenst ersucht, alle den Verlag und die Expedition der *Zeitschrift für französische Sprache und Litteratur* betreffenden Angelegenheiten ausschliesslich an den unterzeichneten Verlag gelangen lassen zu wollen; die für die Redaktion bestimmten Zuschriften sind an den Herausgeber der Zeitschrift, Herrn Professor Dr. D. Behrens, Giessen, Wilhelmstrasse Nr. 21, zu richten.

Chemnitz,
Innere Johannisstr. 14.

Hochachtungsvoll
Wilhelm Gronau,
Verlagsbuchhandlung.

Zeitschrift

für

französische Sprache und Litteratur

begründet von

Dr. G. Kœrting und **Dr. E. Koschwitz**
Professor a. d. Universität z. Kiel — weil. Professor a. d. Univers. z. Königsberg i. Pr.

herausgegeben

von

Dr. D. Behrens,
Professor an der Universität zu Giessen.

Band XXX.

Chemnitz und Leipzig.
Verlag von Wilhelm Gronau.
1906.

Zeitschrift

für

französische Sprache und Litteratur

begründet von

Dr. G. Kœrting und **Dr. E. Koschwitz**
Professor a. d. Universität z. Kiel weil. Professor a. d. Univers. z. Königsberg i. Pr.

herausgegeben

von

Dr. D. Behrens,
Professor an der Universität zu Giessen.

Band XXX.
Erste Hälfte: Abhandlungen.

Chemnitz und Leipzig.
Verlag von Wilhelm Gronau.
1906.

Inhalt.

ABHANDLUNGEN.

Universalgeschichte in Voltaires Beleuchtung.

Voltaires Bedeutung auf dem Gebiet der Historiographie ist eine doppelte. Er kommt in Betracht als Schöpfer des terminus und der Wissenschaft der Geschichtsphilosophie, mit der er ein neues Programm für die geschichtliche Wissenschaft aufstellen wollte. Sodann hat er, in der Ausführung dieses Programms ein neues geschichtliches Weltbild entworfen. Wenn zuletzt noch durch die geschichtsphilosophische Kontroverse der letzten Jahre, seine Bedeutung in ersterer Hinsicht wieder in helleres Licht gestellt wurde, so herrschen dagegen über den wirklichen Historiker Voltaire noch mancherlei Irrtümer und Vorurteile. Es ist Voltaires Verhängnis geworden, daß er frühe Parteihaupt wurde und es mehr als ein Jahrhundert lang geblieben ist. Man verwechselt in Folge dessen all zu leicht das allbekannte Weltbild des Voltairianismus mit der Welt, wie sie im Kopf dieses Mannes sich spiegelte, der ein zu eigenartiger individueller Geist war, um blos Parteimann sein zu können. Wer sich eingehender mit ihm beschäftigt, stößt auf Schritt und Tritt auf Überraschungen die eben den Unterschied zum Bewustsein bringen zwischen dem typischen esprit voltairien des französischen bourgeois, wie ihn am glücklichsten wohl Flaubert in dem Apotheker Homais seiner *Madame Bovary* gezeichnet hat und dem esprit de M. de Voltaire. Deswegen dürfte wohl ein Gang durch Voltaires geschichtliche Welt, für den sich die vorliegende Untersuchung als Führer anbietet, nicht ohne Interesse sein. Die Beschränkung auf die sogenannte Profangeschichte möge der Umfang des Stoffes entschuldigen. Es soll zunächst eine Orientierung über die allgemeinen leitenden Gedanken gegeben werden, die bald mehr bald weniger deutlich für Voltaires Auffassung und Darstellung bestimmend sind, dann sollen geschichtliche Charakterbilder einzelner Epochen und Völker folgen.

I. Die Leitideen.

Wir müssen ein doppeltes unterscheiden, ein durchaus subjektives und ein aus der Wechselwirkung der Subjektivität mit dem realen Stoff hervorgegangenes Element. Voltaire tritt wie jeder Forscher an seinen Stoff heran als ein individuell bestimmter Mensch mit seinen

Wünschen, Vorurteilen und Maßstäben und es erwachsen ihm dann aus seinem Studium gewisse theoretische Gedanken über Gehalt und Sinn der Wirklichkeit.

Die Wertmaßstäbe.

Häufig genug unterbricht Voltaire seine Geschichtsdarstellung mit moralischen Zensuren, durch die geschichtliche Persönlichkeiten nach dem Kanon seiner Individualethik gerichtet werden. Allerdings will er nur diejenigen Handlungen geschichtlicher Größen vor dieses Forum gezogen wissen, die die Öffentlichkeit etwas angehen. Um die Privatmoral Karls des Großen z. B. will er sich nicht bekümmern. „Was tuts, wenn er Inzest getrieben hat, wenn nur diese Schwäche keinen Einfluß hatte auf seine Politik. Ich habe seine Politik von einem höheren, politisch bedeutsameren Standpunkt zu beurteilen“ [1]). Aber wo eine der Geschichte im strengem Sinn angehörige Tat sein altruistisches Empfinden verletzt, hält er mit seinen Gefühlsäußerungen nicht zurück: Mit Entrüstung verfolgt er die Empörung der Söhne Ludwigs des Frommen: Wären die Geister, wie in China, von der Notwendigkeit des kindlichen Respekts als der ersten Pflicht durchdrungen gewesen, so hätten sich die Kinder nicht gegen den Vater erhoben [2]). Beim Bericht über das Verhalten Alexanders IV. gegen Konradin ruft er aus: Was sollen wir sagen zu diesen Maßregeln eines Papstes, der eine Waise berauben will? Weder als Papst noch als Lehnsherr durfte Alexander dem jungen, unschuldigen Konradin sein Erbe nehmen? [3]) Von der Haltung des englischen Parlaments unter Richard III. sagt er: Die Parlamente sind manchmal schon grausamer gewesen, nie so gemein; nur lange Jahrhunderte der Tugend können eine solche Feigheit sühnen [4]). Der landesväterlich gesinnte, tüchtige Ludwig VII. macht sich im Interesse des Staats in Italien zum Mitschuldigen der Scheußlichkeiten eines Alexander VI., der ihn bald nachher verriet. Und die stumpfsinnigen Völker schweigen dazu! Welche Politik, welches Staatsinteresse! Wie lassen sich doch die Menschen regieren! [5]) Wenn es noch Recht und Gerechtigkeit auf Erden gibt, so durften Tochter und Schwiegersohn den König Jakob II. von England nicht aus dem Hause jagen [6]). Der Behandlung Patkuls durch Karl XII. fügt er die Anmerkung bei: Das Recht der Gewalt verletzte in ihm das Recht der Natur und das Völkerrecht. Ehemals mochte der Glanz des Ruhms die Augen der Menschen blind machen gegen solche Grausamkeiten; heute bilden sie einen Flecken des Ruhms [7]). Eine Schilderung der Einfachheit

[1]) *Essai sur les mœurs* (weiterhin zitiert: *E.*) c. 16.
[2]) *E.* c. 23.
[3]) *Annales de l'Empire* (weiterhin zitiert: *Annales*): Conrad IV.
[4]) *E.* c. 117.
[5]) *E.* c. 111.
[6]) *Louis XIV*, c. 16.
[7]) *Pierre le Grand* I, 15.

des Königs von Preußen (Friedrich Wilhelm I.) und des Zaren Peter beschließt er mit den Worten: Nie ist Luxus und Weichlichkeit durch edlere Exempel beschämt worden[8]. Nachdem er einen Zug der Großmut berichtet hat, die Heinrich IV. bei der Belagerung von Paris zeigte, bricht er in die Worte aus: Wer das Herz auf dem rechten Fleck hat, kann von solchen Zügen nicht hören ohne Tränen der Bewunderung und der Rührung zu vergießen[9]. Daß Voltaire ein antimachiavellistischer Politiker ist, verleugnet sich auch bei dem Historiker nicht: Zur Zeit der Bartholomäusnacht, sagt er, hielt man viel auf Machiavellis Maxime, man solle ein Verbrechen nie nur halb tun. Der Grundsatz überhaupt kein Verbrechen zu begehen, wäre sogar politischer gewesen[10]. Größe und Moralität sind ihm unzertrennlich: Die großen Männer waren immer auch für die sittlichen Gedanken begeistert[11].

Der Gedanke, daß die verschiedenen Zeiten vielleicht mit verschiedenem Maßstab gerichtet werden müssen, kommt ihm nicht, wenigstens nicht auf dem Gebiet der altruistischen Moral, wo er ein absolutes Sittengesetz voraussetzt. Wo es sich um anderes handelt, wie z. B. um die sexuelle Moral, um die ästhetische oder religiöse Kultur, ist ihm der historische Relativismus nicht fremd und da warnt er davor, die alten Sitten einfach nach den unseren zu beurteilen; wer das tue sei ein schlechter Kritiker. Der bourgeois von Paris und Rom sollte doch nicht meinen, die übrige Welt sei verpflichtet zu denken und zu glauben wie er. So ist z. B. das Altertum voll von Symbolen und Bildern, die eine Sprache reden, die wir erst lernen müssen. Die alte Welt glich in gar nichts unserer Welt. Je weiter man in den Orient hineinkommt, um so fremdartiger berühren uns diese Bilder. Wir lachen über die orientalischen Völker, weil sie den Geschlechtsorganen religiöse Ehre erweisen und halten sie darum für dumme Barbaren, ohne daran zu denken, was sie von uns sagen, wenn sie uns z. B. mit dem Werkzeug der Vernichtung an der Seite in unsere Tempel eintreten sehen. — Wenn wir gewisse Stellen im Ezechiel der göttlichen Majestät unwürdig finden, so kam das den Juden nicht so vor. Unsere Anstandsgesetze decken sich nicht mit denen anderer Völker. Daher müssen wir uns aller Vorurteile entledigen, wenn wir die alten Autoren lesen. Die Natur ist überall die gleiche, die Bräuche sind überall verschieden[12]. In der Ausübung seines historischen Richteramtes läßt sich Voltaire durch diese gelegentlichen Anwandlungen relativistischen Urteilens nicht beirren.

---

8) Ib. II, 9.
9) *E.* c. 174.
10) *E.* c. 171.
11) *Dict. phil*: Socrate.
12) *Dict. phil:* Emblème; Ezéchiel.

Eine wichtigere Rolle, als jene moralischen Zensuren, die mehr nur gelegentlich auftreten, spielen gewisse Werturteile allgemein kultureller Art, die für Voltaires Schätzung geschichtlicher Erscheinungen von grundlegender Bedeutung sind. Kulturlose Zeiten und Völker kommen für den Historiker garnicht inbetracht. Nicht jedes Altertum ist unseres Studiums wert. Die Chinesen, Inder, Perser, Egypter haben uns interessante Denkmäler hinterlassen. Aber ob die Hunnen, Slaven und Tataren ihre schweifenden, hungrigen Horden einst an den Quellen des Borysthenes umhergeführt haben, was der Kultus der Ostjaken war und woher er stammte, dem mag nachforschen wer will. Jedes Volk, das keine Kultur hervorgebracht hat, sollte dazu verdammt sein im Dunkel der Vergessenheit zu bleiben[13]. Alles was eine friedliche Kultur fördert, betrachtet Voltaire mit Sympathie, alle Äußerungen der Gewaltsamkeit und des Machttriebs werden von seiner Antipathie vorfolgt und danach ordnen sich ihm die geschichtlichen Größen in einer gewissen Reihenfolge des Werts.

Das Ideal der friedlichen Kultur empfängt meist eine individuelle Färbung durch Voltaires ästhetische und wissenschaftliche Neigungen. So in dem berühmten Eingangskapitel, zum *Siècle de Louis XIV:* „Wer denkt, wer Geschmack hat, zählt nur vier weltgeschichtliche Epochen, die Zeitalter der Kunstblüte und der großen Talente, das perikleisch-alexandrinische, das augusteische, das medizeische und das Jahrhundert Ludwigs XIV. Ein Blick auf die große, alles umfassende Gemeinschaft unabhängiger Geister kann uns trösten über die Leiden, die Ehrgeiz und Politik auf der Erde verbreiten. Diese Weisen haben die Erde erleuchtet und getröstet als die Kriege sie verwüsteten“[14]. Was der Beachtung der Nachwelt wert ist, mehr als der Zank der Könige, der mit ihnen vergeht, mehr als Gesetze und Bräuche, das ist der unvergängliche Ruhm der Kunstblüte. Wo die Künste nicht blühen, kann es Größe geben, aber keinen wahren Ruhm[15]. So urteilt er z. B.: Wenn auch die Regierung Karls II. politisch ruhmlos für England war, so hat die geistige Entwicklung der Nation mit ihren unvergänglichen, glorreichen Errungenschaften diesen Mangel weit aufgewogen[16]. Katharina II. hat den schönen Künsten und dem Geschmack in ihrem Reich Eingang verschafft. Das ist immer ein sicheres Zeichen für den Glanz eines Reiches. Die wahre Größe besteht in der Genialität, die sich in den Dienst der Menschheit stellt. Es gibt keinen wahrhaft großen Mann, der nicht geistig bedeutend und ein Freund der Wissenschaft gewesen wäre. Dem der die Geister beherrscht, mit der Kraft der Wahrheit, nicht dem, der sie mit roher Gewalt knechtet,

[13]) *Pierre le Grand;* Préface nnd I, 1.
[14]) *Louis XIV.* c. 34.
[15]) *E.* c. 121.
[16]) *E.* c. 182.

gebührt unsere Achtung[17]). Daher ist ein Mann wie Newton, ein Mann, wie er alle 10 Jahrhunderte einmal erscheint, der wahre große Mann. Ein Mann wie Alfred der Große gehört zu den außerordentlichen Helden und Wohltätern des Menschengeschlechts, ohne die wir noch immer den wilden Tieren gleichen würden[18]).

Die Kultur, die Voltaire hochschätzt, ist nicht ausschließlich intellektueller Art; ebenso häufig sind die Äußerungen, in denen seine Idealkultur utilitarisch bestimmt ist, und er weiß die nüchternere politische und ökonomische Tätigkeit wohl zu schätzen, soweit sie nur dem Gemeinwohl dient: Diejenigen Fürsten haben das erste Anrecht auf Unsterblichkeit, die wohltätig gewirkt haben (*qui ont fait quelque bien*); denn auch unter den Fürsten, wie unter den übrigen Menschen gibt es einen Pöbel, mit dessen kleinlichen Erinnerungen sich zu beschäftigen nicht der Mühe lohnt[19]). Lorenzo erhielt den Beinamen Vater der Musen, einen Titel, der allerdings nicht so viel wert ist, wie der: Vater des Vaterlands[20]). Darum fordert er: Man zeige uns die Könige nach der Seite ihrer Kulturtätigkeit, man schildere Alexander als Gesetzgeber, Kolonisator, Handelspolitiker, Städtegründer, nicht als bloßen Eroberer; die Häfen und Städte, die Cäsar gebaut, der Kalender, den er reformiert hat, derartiges ist wichtiger als die Frage wie viel Menschen er geopfert hat[21]). Die Portugiesen, aus deren Entdeckungen eine große Umwälzung des Welthandels hervorgehen sollte, haben sich in barbarischen Zeiten unvergänglichen Ruhm erworben[22]). Dupleix's kolonisatorische Tätigkeit in Indien, diese Eroberung des Geists und der Betriebsamkeit, ist jeder anderen weit vorzuziehen[23]). Peters des Großen Tätigkeit zur Hebung von Industrie und Handel, seine Kanalbauten und derartiges übt ja auf den gewöhnlichen Leser nicht den Reiz aus, wie die großen Staatsaktionen, die Hofränke, die großen Revolutionen; aber es ist die wahre Grundlage des öffentlichen Wohls und das Auge des Philosophen ruht darauf mit Wohlgefallen. Peter selbst war sich dessen wohl bewußt, daß von so manchen Mühen der Politik oft kein Ergebnis übrig bleibt. Ein einziger eingeführter Industriezweig hat oft mehr Wert für einen Staat als zwanzig Verträge[24]). Daß Peter nach der Niederlage von Narva an den Bau von Kanälen ging, das war rühmlicher als der Gewinn einer Schlacht[25]).

Die Kehrseite dieser Lobsprüche sind die Verdammungsurteile mit denen Voltaire alle Epochen und persönlichen Träger

[17]) *Pierre le Grand* I, 5.
[18]) *Lettres philosophiques* 12. E. c. 26; 119.
[19]) *Discours sur Charles* XII.
[20]) *E.* c. 105.
[21]) *Conseils à un journaliste.*
[22]) *E.* c. 102.
[23]) *Louis XV*, c. 29.
[24]) *Pierre le Grand* II, 11; 9.
[25]) Ib. I, 12.

der Gewaltpolitik bedenkt. Die schwerste Schuld haben die Fanatiker und Verfolger auf sich geladen. Die Zeit der Religionskriege und des fanatischen Blutvergießens nennt er die Zeit der Tiger, während ihm die eigene Zeit, die Zeit der Bulle Unigenitus, die Zeit der Affen ist[26]). Er legt immer wieder den Finger darauf, daß der religiöse Fanatismus solche Greuel wie den Justizmord von Huß und Hieronymus, wie die Ermordung Heinrichs IV. und so vieler anderer Fürsten verschuldet hat, daß er schuld ist wenn zur Zeit von Las Casas mehr als 12 Millionen unschuldiger Eingeborener in der neuen Welt von den Spaniern hingemordet wurden. Und wenn die europäischen Fanatiker die orientalischen Völker nicht ausgerottet haben, so hat ihnen nur die Kraft dazu gefehlt, nicht der Wille[27]). Bekannt ist, wie er nicht müde wird, die Bartholomäusnacht zu brandmarken als eine richtige religiöse Schlächterei, nicht als bloße, „politische Proskriptionsaffäre", wie sie ihr Apologet der abbé Caveyrac hinstellen möchte. Schlimm genug übrigens, daß man so ruhig „Proskriptionsaffäre" sagt, wie Familienaffäre, Finanzaffäre[28]). Die Austreibung der Juden und Mauren ist eine der vornehmsten Ursachen der Entvölkerung Spaniens. Die von Fremden bebauten Wüsten Preußens sind ein stiller Vorwurf für die brachliegenden Äcker Castiliens[29]).

Den Verfolgern zunächst stehen die Eroberer auf Voltaires schwarzer Liste. Er ärgert sich über die elende Schwachheit der Menschen, die lieber von dem Zerstörer eines Reichs reden, als von seinem Gründer und die diejenigen noch bewundern, die nichts als glänzende Übeltäter sind[30]). Die Eroberer sind aber Diebe, Geißeln der Erde, glückliche Räuber; denn es kommt keine Eroberung zustande ohne große Ungerechtigkeit. Das Verdienst eines Eroberers, wie etwa Tamerlan, das lediglich darin besteht, daß er mehr abgehärtete und besser gedrillte Truppen hat, als seine Nachbarn, ist nicht größer als das eines Jägers, der bessere Hunde hat, als ein anderer[31]). Seinen *Charles XII.* schreibt er auch, um die Herrscher von Eroberungsgelüsten zu heilen und sie zu lehren, wie hoch eine friedliche glückliche Regierung über so viel Ruhm steht[32]). Es wäre zu wünschen, meint er einmal, daß die Geschichte von dem Ende, das Tomyris dem Perserkönig Cyrus bereitete, wahr wäre. Es wäre nicht übel, wenn diese erlauchten Straßenräuber, die die Erde plündern und mit Blut tränken, manchmal etwas gezüchtigt würden[33]).

---

26) *Remarques de l'Essai* 5.

27) *Conseils raisonnables à M. Bergier. Conspiration contre les peuples. Fragments sur l'histoire* 3.

28) Ib. 14 f. *Réflexions sur Mlle Camp.*

29) *Examen du testament d'Albéroni.*

30) *Discours sur l'hist. de Charles XII.*

31) *E.* Introd 11. *E.* c. 15; 40; 152. *Fragments sur l'Inde* 31 f.

32) *Charles XII*, 8, *Discours sur l'hist. de Charles XII.*

33) *Dict. phil.*: Cyrus.

Doch Voltaires Abneigung richtet sich keineswegs bloß gegen die Ausschreitungen der kriegerischen Instinkte, sondern auch gegen ihre normale Betätigung in Krieg und Politik. Und seine antimilitärischen, unpolitischen Neigungen gestalten das Programm seiner Geschichtsschreibung in entscheidender Weise. Er bedauert es, daß Politik und Waffenhandwerk die zwei Beschäftigungen zu sein scheinen, die dem Menschen am meisten zusagen, die immer unterhandeln oder sich schlagen wollen. Dabei gilt der Glücklichste für den Größten und das Publikum schreibt oft bloße Zufallserfolge dem Verdienst zu. Diese Tendenz artet so weit aus, daß gewisse Geschichtsschreiber, nur um sich das zweideutige Ansehen von Politikern zu geben, eine Art von Verachtung der Kultur an den Tag legen, die sie doch nur zu ehren hätten[34]). An der Politik vermag er nur das Unmoralische, am Krieg fast nur das Barbarische und Unrationelle zu sehen. Politik definiert er einmal als den Geist der Eifersucht, der Ränke, der Räuberei, der Furcht und Hoffnung, der der Welt keine Ruhe läßt[35]). Dem Bericht über die Doppelzüngigkeit von Görz fügt er die Randglosse bei: Aber so treibt man es fast bei allen Verhandlungen. Staatsgeschäfte beurteilt man nach einem ganz anderen Maßstab als Privatangelegenheiten. Die Ehre der Minister besteht einfach im Erfolg, wie die Ehre der Privatleute im Halten des gegebenen Worts besteht[36]). Die Politiker und die Eroberer, an denen es in keinem Jahrhundert fehlt, sind gewöhnlich nur berühmte Bösewichter[37]). So hat er eine seltsame Sympathie für alle Kronabdizenten, die regelmäßig mit dem Lob philosophischer Gesinnung bedacht werden. Die Abdankung der Königin Christine ist ihm das größte Beispiel der wirklichen Überlegenheit der feinen Bildung und der vollendeten Kunst der Geselligkeit über die Größe, die nichts als Größe ist[38]).

Gegen kriegerischen Ruhm ist er zwar nicht ganz unempfindlich. Die Gelegenheiten, wo er von glänzenden Waffentaten französischer Offiziere berichten kann, läßt er sich nicht entgehen. Er würde es für ein Unrecht des Historikers gegen das Vaterland ansehen, wenn er nicht Heldentaten, wie die des Chevalier d'Assas der Vergessenheit entreißen würde[39]). Er hat auch Sinn für die Ehre des Kampfes pro aris et focis. Einen Bischof Goslin, der bei der Belagerung von Paris durch die Normannen für sein Vaterland kämpfte und starb, sollte man heilig sprechen. Ein Mann wie er, der für die gerechteste Sache in Waffen stand im Dienste des ersten Gesetzes der Natur, verdient eine solche Ehre mehr als soviele un-

[34]) *Louis XIV*, c. 2 E. c. 54.
[35]) *Annales*: Robert.
[36]) *Pierre le Grand* II, 14.
[37]) *Lettres philosophiques* 12.
[38]) *E.* c. 188.
[39]) *Louis XV*, c. 16; 22 f.

bekannte Menschen, deren Tugenden der Welt nicht zu gute kamen[40]. Die beiden Basilowitz, die ihr moskowitisches Vaterland vom Joch der Tataren befreiten, waren freilich barbarische Fürsten, die über eine barbarische Nation herrschten, aber die Rächer des Vaterlandes verdienen einen Rang unter den ersten Fürsten[41]. Doch von solchen heroischen Episoden abgesehen, empfindet er den Krieg als einen Schlag ins Gesicht der Moral und der Vernunft. Die Zehntausend unter Xenophon, die Schweizer Söldner sind nur gedungene Mörder. „Da lobe ich mir die, die nach Pennsylvanien gehen, um mit den einfachen, billig denkenden Quäkern das Land zu bebauen und Kolonien zu gründen unter dem Schutz des Friedens und des Gewerbefleißes"[42]. Er kann sich gar nicht genug tun, die Frivolität besonders der europäischen Kabinetskriege zu geißeln. Immer wieder stacheln temperamentvolle Exkurse den *„lecteur raisonnable"* zur Entrüstung auf über die unglaubliche Mühe, die die Menschen sich geben um sich und ihresgleichen unglücklich zu machen, über die Raserei, die die Greuel der Kriegsverwüstung von Europa aus in alle Weltteile verpflanzt, so daß uns Inder und Amerikaner als die Feinde der menschlichen Natur verwünschen. Wenn unter Privatleuten ein Streit durch Schiedsrichter in zwei Stunden geschlichtet würde, so genügt unter gekrönten Häuptern der Ehrgeiz oder die üble Laune eines Kommissars um 20 Staaten zu zerrütten[43]. Dazu kommt, daß die meisten Kriege zwischen christlichen Fürsten Kriege zwischen Verwandten, also eine Art Bürgerkriege sind[44]. Ganz desparat wird er über die ökonomische Zweckwidrigkeit des Krieges. In welcher Blüte könnte Europa stehen ohne die unaufhörlichen Kriege, die es zerrütten um unbedeutender Interessen und Launen willen[45]. Die Kosten der Zerstörungsarbeiten bei der Belagerung von Turin hätten genügt, eine menschenreiche Kolonie zu gründen und zum Blühen zu bringen. Aber wenn es gilt ein ruiniertes Dorf zu Hause wieder herzustellen, so versäumt man es[46]. Im europäischen Kriege pflegen die Sieger so elend zu werden wie die Besiegten; alle Quellen des Wohlstandes verschluckt dieser Abgrund; keine Nation, von den alten Römern abgesehen, selbst England nicht, ist durch den Krieg reicher geworden[47]. Vom Anfang des 17. bis zur Mitte des 18. Jahrhunderts hat man in Europa mehr als 120 Schlachten geschlagen; davon waren keine zehn entscheidend. So vergießt man unnötigerweise Blut für Interessen, die sich ewig wandeln, bringt ungeheure Opfer und der Ertrag ist selbst für den Sieger so gering, daß er die Kosten des Sieges

[40] *E.* c. 25.
[41] *E.* c. 118.
[42] *Dict. phil.*: Xénophon.
[43] *Louis XV*, c. 27; 31. *Louis XIV*, c. 16.
[44] *Ib.* 22; 24.
[45] *E.* c. 197.
[46] *Louis XIV*, c. 20.
[47] *Ib.* c. 30.

nicht deckt[48]). Was ist die Frucht auch der glänzendsten, blutigsten Siege? Bestenfalls die Unterwerfung einiger kleinerer Provinzen, die bald nachher vielleicht wieder abgetreten werden müssen und in jedem Fall verwüstete Ländereien, ruinierte Dörfer, Familien am Bettelstab[49]). Daher haben in den christlichen Monarchien die Nationen fast nie ein Interesse an den Kriegen ihrer Souveräne, die den Pestepidemien gleichen, welche die Provinzen entvölkern, ohne an ihren Grenzen etwas zu ändern. Auch das siegende Volk hat nichts von der Beute, es hat alles zu bezahlen und leidet, mögen die Waffen glücklich oder unglücklich sein[50]). Dazu kommt noch die drückende Militärlast im Frieden, die das Mark der Kräfte einer Regierung verzehrt. Ludwig XIV. hat begonnen mit der Unterhaltung jener großen stehenden Heere, die in Friedenszeiten nur gegen die Völker selbst verwendet werden können, die den unentbehrlichen gemeinnützigen Berufen, besonders dem Ackerbau Eintrag tun und eines Tages ihren Herren selbst gefährlich werden können. Und nicht einmal ihren nächsten Zweck erreicht diese Einrichtung. Nach 1748 stand in Europa eine Million Menschen unter Waffen. Man gab sich der Hoffnung hin, nun werde lange niemand mehr angreifen. Es war eine eitle Hoffnung[51]).

Gedanken über den Sinn der Geschichte.

Wir kennen nun V's Ideale. Es ist ein Zeugnis für die Schärfe seines geschichtlichen Blicks, daß er sich klar bewußt ist, daß der Weltlauf sich nach diesen Idealen nicht richtet. Sein illusionsfreier, harter und klarer Verstand offenbart sich in seiner realpolitischen Auffassung der Geschichte. Die Realitäten, die das geschichtliche Leben gestalten, sind, darüber gibt er sich keiner Täuschung hin, seinen moralischen Wünschen und seinen friedlichen Kulturideen nicht günstig. Das tatsächlich Entscheidende ist doch die Macht. Sie macht die Politik und bestimmt den Erfolg: Nicht ein Parlament hat den rechtmäßigen karolingischen Tronerben, den Herzog Karl, den Oheim des letzten Königs Ludwig V., um den Tron gebracht, sondern die Macht, die Könige einsetzt und absetzt: Die Kraft mit der Klugheit im Bunde[52]). Als Cromwell mit seinen Offizieren die Verfassung Englands stürzte, da geschah in England nur was in allen Ländern der Welt geschieht: Der Starke legt dem Schwachen das Gesetz auf[53]). Friedrichs Ahnen haben auf ihre schlesischen Ansprüche verzichtet, weil sie schwach waren; Friedrich sah, daß er mächtig war und machte sie geltend[54]). Das Projekt des

---

[48]) *Ib.* c. 2. *Louis XV*, c. 13.
[49]) *Ib.* c. 33. *Pierre le Grand* I, 18.
[50]) *Louis XIV*, c. 6. *E* c. 50.
[51]) *Annales*: Charles-Quint. *Louis XV*, c. 30.
[52]) *E.* c. 38.
[53]) *E.* c. 181.

französischen Patriarchats war untunlich, da man eine plötzliche Änderung der öffentlichen Meinung hätte herbeiführen müssen, die sich von selbst doch nur allmählich ändert. Man hätte daher eine ausreichende militärische oder finanzielle Macht zur Verfügung haben müssen, um die öffentliche Meinung zu kommandieren[55]). Machtkämpfe bilden das Thema der Geschichte: Jede Macht strebt danach zu wachsen, während andere Mächte sie einzuschränken suchen, daher gleichen die menschlichen Einrichtungen den Flüssen, von denen die einen anschwellen, während die andern im Sand verlaufen[56]). Fast in allen Staaten gab es Große, die die Macht hatten und Kleine, die sich nützlich machten und dann schließlich Anteil an der Macht erlangten. Not, Gewalt und dann Gewohnheit schaffen alle Rechte[57]). Oder, wie er ein anderes Mal sagt: Mut, Schlauheit und Not machen alle Gesetze: so wird das Wahlrecht, das man bei allen Völkern als anfängliche Einrichtung beobachten kann mit der Zeit abgelöst durch das Recht der Erblichkeit[58]). Das Recht muß zurückstehen; Verträge gelten nur für Privatleute. Konvenienzrücksichten und das Recht der Gewalt verdrängen bei den Königen oft die Idee der Gerechtigkeit[59]). Dieser Gegner des Militarismus ist so ehrlich zu gestehen: die Bataillone, die im Feuer am besten standhalten, entscheiden über das Schicksal des Staates. Die Siege machen die Verträge, nicht die Wünsche und nicht der Geist und die schönen Worte[60]). Die bessere Rüstung verbunden mit der militärischen Mannszucht war der Grund, wenn die Franken über die Sachsen, wenn die Römer über die anderen Völker siegten[61]). Nur von einer anderen Seite zeigt sich V's Realismus in der Äußerung: Geld muß man haben, wenn man Herr bleiben will. Nur mit diesem Metall ist man mächtig[62]).

Mit dem genannten hängt der amoralische Charakter der Geschichte zusammen, auf den V. oft den Finger legt: Eine der größten Gemeinheiten, die ein Herrscher begehen kann, die Verletzung der Gastfreundschaft gegen Richard Löwenherz, kam den Eroberungen Heinrichs VI. zu statten[63]). Das sittlich anstößigste Unternehmen des ganzen Krieges (von 1688), die Entthronung Jakobs II. durch seine Tochter und durch seinen Schwiegersohn war das einzige, das vom Glück begünstigt war[64]). Jedenfalls können wir in den Sinn des Geschehens nicht eindringen: der Zufall, auf dem fast immer

---

54) *Louis XV*, c. 5.
55) *Histoire du Parlement* c. 33.
56) *Ib.* c. 15.
57) *Ib.* c. 2 f.
58) *E.* c. 18.
59) *Louis XIV*, c. 14; 16; 8.
60) *Ib.* c. 20; 22. *Annales*: Ferdinand III.
61) *E.* c. 15.
62) *Louis XIV*; *Liste raisonnée*: Surintendants. *E.* c. 179.
63) *E.* c. 49.
64) *Louis XIV*, c. 16.

hohes Glück und Machtstellung beruht oder vielmehr jene unbekannte Verkettung der Ereignisse, die wir Zufall nennen, hatte Richelieu und Marie de Médicis zusammengebracht[65]. Die unglückseligen Geschicke des Hauses Stuart könnten diejenigen rechtfertigen, die an ein Schicksal glauben, dem niemand sich entziehen kann[66]. Man sieht, wir haben es mit derselben realistischen Stimmung zu tun, der Schiller in seinen „*Weltweisen*" Ausdruck gab in den Worten:

Im Leben gilt der Stärke Recht;
Dem Schwachen trotzt der Kühne,
Wer nicht gebieten kann ist Knecht;
Sonst geht es ganz erträglich schlecht
Auf dieser Erdenbühne.

Doch Voltaire hat Augenblicke, wo er nicht bei diesem stimmungsmäßigen Eindruck, den ihm die Geschichte macht, stehen bleibt und wo er sich in mehr theoretischer Weise klar zu werden sucht über die Mächte, die das geschichtliche Geschehen beherrschen. Einmal formuliert er die wirksamen Generalursachen in programmatischer Weise: Drei Mächte bestimmen den Geist der Völker: Klima, Regierung und Religion[67]. Im *Dict. phil.*: Art. *France* führt er den Gedanken etwas näher aus: Jedes Volk hat seinen Charakter, der sich aus allen den ähnlichen Zügen bildet, die Natur und Gewohnheit den Bewohnern eines und desselben Landes eingeprägt haben. Klima und Bodenbeschaffenheit üben ihren unaustilgbaren Einfluß auf Menschen aus, wie auf Pflanzen und Tiere. Die Züge, die von der staatlichen Leitung, von der Religion und von der Erziehung stammen, ändern sich; das erklärt die Wandlungen der Völker z. B. der Egypter, der Griechen unter dem Türkenregiment, der Römer unter der Priesterherrschaft.

So sucht er den schwedischen, oder den indischen Nationalcharakter aus dem Klima zu erklären: Wenn je das Klima einen Einfluß ausgeübt hat, so ist es in Indien der Fall. Die indischen Kaiser entfalten denselben Luxus und leben in derselben Weichlichkeit, wie die indischen Könige des Quintus Curtius; die tatarischen Sieger nahmen bald unvermerkt den gleichen Charakter an und wurden Inder[68]. Im Ganzen verhält sich Voltaire eher zurückhaltend gegen die Tendenz, das politische Leben der Völker in seine physischen Bedingungen zurückzuverfolgen und erklärt es für eine „heikle Aufgabe"[69]. Wo man diese Erklärung als eine ausschließliche geltend machen will, weist er auf jene Wandlungen von Völkercharakteren hin. Wenn das Klima alles ausmacht, warum hat

---

65) *Hist. du Parlement* c. 50.
66) *Louis XIV*, c. 15.
67) *E.* c. 197.
68) *E.* c. 194.
69) *E.* c. 197.

sich dann der Charakter der Pariser seit Julian, der sie als ernst und sittenstreng schildert, so ganz ins Gegenteil verändert? Warum ist das gleiche der Fall bei den Egyptern, Athenern, Römern, Engländern, da doch das Klima aller dieser Länder sich nicht geändert hat? Das Klima hat einigen Einfluß, die Regierung noch mehr, die Regierung im Bunde mit der Religion noch viel mehr[70]. In der Frage des Kausalzusammenhanges zwischen Klima und Religion kann man nach Voltaire keine eindeutige Entscheidung geben. Die Religion hat sich immer um zwei Pole gedreht, einen zeremoniellen und einen dogmatischen. Sehr wirksam ist das Klima in der Religion bei allem, was Bräuche und Zeremonien angeht. Ein Bad im Indus ist ein Vergnügen, ein Bad in der Dwina dürfte man nicht fordern. Das Verbot des Schweinefleisches ist in Arabien hygienisch wohl begründet, in Westphalen würde man damit auf großen Widerstand stoßen. Ähnliches gilt vom Weinverbot, vom Gebrauch des Weihrauchs usw. Doch gibt es auch rein Willkürliches in Religionsbräuchen wie z. B. die Beschneidung. Das Dogma dagegen hängt garnicht von Boden und Atmosphäre ab, sondern allein von der unbeständigen Herrscherin der Welt, der öffentlichen Meinung. Polytheismus und Monotheismus sind nicht an ein bestimmtes Klima gebunden. Durch ihre Dogmen kann eine Religion über verschiedene klimatische Gebiete sich ausbreiten. In der religiösen Entwickelung, die wir in einem Lande, z. B. Egypten, sich vollziehen sehen, ist das Klima kein Faktor; die staatliche Leitung ist hier alles. Dann gibt es auch Völker, deren Religion weder das Klima, noch die Regierung gestaltet[71]. Die Rasse zieht Voltaire als geschichtsbildende Kraft kaum in Betracht. Immerhin wirft er im *Résumé* seines *Essai* doch einmal die Frage auf: Wie kommt es, daß inmitten all dieser Erschütterungen, Bürgerkriege, Verschwörungen, Verbrechen, Tollheiten sich doch noch so viele Menschen gefunden haben, die Gewerbe und Kunst pflegten, zuerst in Italien, dann in den anderen christlichen Staaten? Wie anders steht es damit in den Ländern der Türkenherrschaft! Die westeuropäischen Völker müssen wohl in ihren Sitten und Anlagen etwas haben, das man in Thrazien und in der Tatarei vergeblich sucht[72].

In diesem Zusammenhang mag auch einer Bevölkerungstheoretischen These Voltaires gedacht werden: „Daß die Erde früher dichter bevölkert war, weil angeblich die Menschen der Vorzeit kräftiger gewesen wären, ist sowenig anzunehmen, als daß die Sonne wärmer und der Mond schöner war. Man darf sich durch die übertriebenen Ziffern der biblischen Zählungen nicht irre machen lassen.

---

70) *Dict. phil: Climat.*

71) *Ib.* Ich verweise für diese Frage auch auf meine Arbeit: *Voltaire als Kritiker Montesquieus* im *Archiv für das Studium der neueren Sprachen und Literaturen.* Band CXIII, 374 ff.

72) *E.* c. 197.

Auch die Behauptung Montesquieus und Rousseaus erklärt er für lächerlich, daß die Volkszahl Europas seit der Römerzeit abgenommen habe. Frankreich, Deutschland, England sind jedenfalls heute weit mehr bevölkert, als zu Cäsars Zeit, wie sich aus der stark zunehmenden Entwaldung und aus dem Anwachsen der Zahl der Großstädte und der Industrie ergibt. Seit Karl dem Großen mag sich die Volkszahl Europas wohl um das Dreifache vermehrt haben. Um mehr nicht, denn man pflanzt sich nicht in geometrischer Progression fort. Das sind chimärische Berechnungen. Die Natur sorgt wie die Parzen die spinnen und abschneiden, für Erhaltung und Beschränkung der Arten. Auch daß Frankreich seit den Réunions um $^1/_5$ abgenommen habe, scheint ihm nicht glaublich. Die Wunde der Auswanderung seit den Dragonnaden hat sich geschlossen. Die Kriege ließen doch das weibliche Geschlecht intakt, das ja den Schaden immer wieder ersetzen kann. Gute Länder haben immer eine gleichmäßig starke Bevölkerung. Die Menschheit berechnet er, abweichend von Vallace, der 1000 Millionen annimmt, auf 900 Millionen, das Frankreich seiner Zeit auf 20, Europa auf 130 Millionen. Als Grundlage seiner Berechnung nimmt er die Durchschnittszahl $4^1/_2$ für ein Herdfeuer[73]).

Die Regierung war nach jener thematischen Formel die zweite der Mächte, welche die Geschichte bestimmen, und zwar, wie er meint, noch entscheidender bestimmen, als das Klima, was sich z. B. an der großen Wandlung des egyptischen Volkscharakters nachweisen lasse[74]). Man muß gestehen, daß die Völker das sind, was Könige und Minister aus ihnen machen. Mut, Kraft, Gewerbfleiß, Talent, alles ist begraben, bis das lebendige Genie erscheint. Würde heute wieder ein Kaiser in Rom herrschen, der Cäsar gliche, die Römer würden selbst wieder Cäsaren werden[75]). Von den vielen Beispielen, die bei Voltaire diesen Satz illustrieren, seien nur einige angeführt: Eduard III. von England und Karl V. von Frankreich, Oliver und Richard Cromwell, Heinrich IV. und die ihm folgende Regierung sind Exempel dafür, wie vom Charakter eines einzelnen leitenden Mannes, das Geschick des Staats, das Aufsteigen und Sinken von Völkern, Macht und Ansehen, ja Sitten und Geist einer Nation abhängen[76]). Die Tatsache, daß Philipp II., seinem politischen Charakter nach, seine militärische Überlegenheit über Frankreich nicht ausnützte, zeigt wie die politischen Ereignisse von einzelnen Individualitäten abhängen. Die spanische Macht zerfiel nicht wegen des amerikanischen Goldes, sondern wegen der Schwäche der Nachfolger Philipps II. Auch auf den Aufschwung Spaniens unter Alberoni und der gegenwärtigen Regierung (er schreibt das i. J. 1738) glaubt er sich berufen

---

73) *Dict. phil: Population.* *E.* c. 197. *Remarques de l'Essai* 19.
74) *E.* c. 159.
75) *Observations sur le commerce.*
76) *E.* c. 78; 175. *Louis XIV,* c. 6.

zu können[77]. Am Geschick Augusts des Starken sieht man, wie allerdings nicht persönliche Tapferkeit, wohl aber die Kühnheit des Geistes der Herrscher über das Sinken und Steigen der Staaten entscheidet[78]. Am Kontrastbeispiel von Rußland und Persien zeigt er, wie ein einziger Mensch von entschlossenem unternehmendem Geist seinen Staat heben, ein einziger schwacher und indolenter ihn herunterbringen kann. An der Geschichte des Schah Sofi und seines ersten Ministers lernen wir, daß ein schwacher, träger Herrscher und ein mächtiger, unternehmender Untertan genügen, um ein ganzes Reich in einen Abgrund von Elend zu stürzen[79]. Auf den humanen Wesir Köprili weist er hin, um zu zeigen, wie allerorten der Zeitgeist mild oder grausam ist je nach dem Charakter der Regierenden[80]. Und so ist er im Grundsatz entschiedener Anhänger der „Theorie der großen Männer". Alles Große in der Welt ist immer nur vollbracht worden durch die Genialität und Tatkraft von einzelnen, die gegen die Vorurteile der Masse kämpfen[81].

Den dritten Teil seines Satzes von den geschichtsbildenden Mächten hat Voltaire am wenigsten ausgeführt. Die Rolle, die dort der Religion zugewiesen ist, wird oft neben ihr, oder auch an ihrer Stelle andern psychischen Größen zugeteilt. So sagt er: „Religion und Freiheit sind die geistigen Mächte, die die Völker am tiefsten bestimmen und die die Triebkraft der größten Taten sind[82]. Er findet überall einen Parallelismus von Freiheit und kulturellem Aufschwung, von Knechtschaft und Rückständigkeit. Die Belagerung und Verteidigung von Leyden ist eines der größten Zeugnisse von dem, was Beharrlichkeit und Freiheitsliebe vermögen[83]. Dann sagt er wieder: die öffentliche Meinung macht alles aus[84]. Oder: die allmächtige Gewohnheit ist die Ursache, daß die Welt von Gesetzen sowohl als von Mißbräuchen regiert ist[85]. Gelegentlich, nicht zu häufig, weist er auch auf die ökonomischen Kräfte hin: Man darf die finanziellen Einzelerscheinungen nicht verachten; sie sind die verborgene Ursache des Niederganges der Staaten, wie der Familien[86]. Durch ihren Gewerbefleiß waren die Engländer im Zeitalter Philipp II. das Volk, das an Bedeutung gleich nach Spanien kam, wie sie durch ihre Freiheit an der Spitze der Völker standen[87]. Der Handel

---

77) *E.* c. 163. *Observations sur le commerce.*
78) *Pierre le Grand* I, 5.
79) *Ib.* II, 16.
80) E. c. 192.
81) *E.* c. 102.
82) *E.* c. 176; 180.
83) *E.* c. 164. Ich verweise auch auf meine Arbeit: „*Voltaire als Politiker*" *Ztschr. für die ges. Staatswissenschaft* Jahrg. 61, 1.
84) *Hist. du Parlement* c. 33.
85) *Louis XIV*, c. 2.
86) *E.* c. 79.
87) *E.* c. 167.

ist dazu bestimmt ein Band unter den Nationen zu bilden und die Erde zu erquicken[88]). Eine Überspannung der ökonomischen Geschichtstheorie sieht er doch in der „äußerst gewagten Behauptung“, daß alle modernen Kriege Handelskriege seien. Nur der spanisch-englische von 1739 drehte sich um Handelsinteressen. Frankreich hat nie einen solchen geführt; im spanischen, im österreichischen Erbfolgekrieg handelte es sich um Höheres[89]).

V. sieht nun, daß das Spiel dieser Kräfte im geschichtlichen Leben zu einer Mischung von beharrenden oder immer gleich wiederkehrenden und von wechselnden, überall anders gestalteten Erscheinungen führt. Das Problem der kausalen Erklärung dieser merkwürdig verschlungenen Elemente des Geschehens hat V. im *Résumé* seines *Essai* mehr nur angerührt, als in Angriff genommen: Was mit der Struktur des menschlichen Wesens zusammenhängt, ist überall gleich auf Erden. Das Konventionelle, das Sitten und Bräuche beeinflußt, verbreitet die Mannigfaltigkeit auf der Bühne der Welt; alle Gleichheit auf diesem Gebiete ist rein zufälliger Art. Das Reich der Konvention ist allerdings viel größer als das der Natur. Da aber die Naturgrundlage immer die gleiche bleibt, da dem menschlichen Herzen Eigenliebe, Stolz und alle Leidenschaften angeboren sind, so darf man sich nicht darüber wundern, daß die zehn Jahrhunderte, die wir durchwanderten, eine ununterbrochene Kette von Verbrechen und Unheil bilden[90]).

Damit ergibt sich nun V.s Stellung in der Frage des geschichtlichen Fortschritts, den V. läugnet. Wohl polemisiert er einmal gegen Pascal, der nur einen technischen Fortschritt der Menschheit zugeben wolle, den moralischen nicht anerkenne. Man sollte, meint er dagegen, untersuchen, welches Jahrhundert am meisten Elend aufzuweisen habe[91]). Aber darin liegt nur der Gedanke der qualitativen Verschiedenheit der einzelnen Epochen, nicht der einer Entwicklung in aufsteigender Richtung, den V. ausdrücklich abweist. Die Geschichte wiederholt sich immer mit leichten Abwechslungen[92]). Ihm erscheinen die menschlichen Dinge, von der Mathematik abgesehen, in beständigem Fluß. In den Staaten folgt regelmäßig auf eine Zeit der Größe und des Glanzes der Verfall[93]). Nun sagt man wohl: die Welt wird feiner mit jedem Tag. Aber nachdem sie sich glücklich auf einige Zeit aus einem Sumpf herausgearbeitet hat, fällt sie bald wieder in einen anderen. Auf Jahrhunderte der Kulturblüte folgen barbarische Jahrhunderte. Dann wird die Barbarei beseitigt. Später

---

88) *Louis XV*, c. 29.
89) *Supplément de Louis XIV*, I.
90) *E.* c. 197.
91) *Dernières Remarques sur Pascal* 56.
92) *Louis XIV*, c. 13.
93) *E.* Introd. 22. *E.* c. 158.

erscheint sie wieder. Es ist der beständige Wechsel von Tag und Nacht[94]).

So ist die V. charakterisierende Historikerstimmung weit entfernt von dem zuversichtlichen Optimismus Condorcets. Seinen Ingénu läßt er traurig werden durch das Studium der Geschichte, da es ihm die Welt gar zu schlecht und zu elend darstelle und nur das Schauspiel des Verbrechens und des Elends darbiete. Die vielen unschuldigen friedlichen Menschen verschwinden auf dieser ungeheuren Bühne, auf der nur Verworfene und Ehrgeizige eine Rolle spielen. Die Geschichte gleicht der Tragödie, die auch keinen Eindruck macht, wenn sie nicht von Leidenschaften, Verbrechen und großen Unglücksschlägen belebt ist[95]). Gewiß ist V.s eigene Stimmung nicht immer so trübe, sie wird sehr gemildert durch die Genugtuung darüber, daß all dies verworrene Treiben der vergangenen Geschlechter einmündet in die Aufklärungsherrlichkeit des eigenen Jahrhunderts. Aber diese Freude ist doch wieder sehr gedämpft durch jene Erwägung, daß ein Zurücksinken von der erreichten Höhe recht wohl möglich ist, daß die „Wahrheit auch wieder in ihren Brunnen hinabsteigen könnte". Es ist nicht anders: de letzte „Lehre der Geschichte" ist ihm die resignierte Erkenntnis der Gebrechlichkeit und Wandelbarkeit der menschlichen Dinge und oft sind seine Schlußbemerkungen von einem Ernst und einer Schwermut, daß man nicht Voltaire zu hören glaubt, sondern irgend einen weltmüden Christen: Papst Inozenz IV. starb mitten in den Unterhandlungen mit dem Grafen von Anjou: das ist das Ende jener ehrgeizigen Pläne, die unser Leben so entsetzlich verbittern[96]). Man kann das tragische Geschick Karls II. und Karl Eduards den Leuten gewöhnlichen Schlages nicht genug vorhalten, die ihre kleinen Privatmisèren der ganzen Welt vorklagen möchten[97]). Es ist nicht der geringste Gewinn der Geschichte, wenn man an den Schicksalen eines Law, eines Münnich, eines Karl XII., die Wechselfälle menschlicher Größe und menschlichen Glücks erkennt[98]). Kaiser Karl VII. hinterließ der Welt die Lehre, daß die höchste Stufe menschlicher Größe zugleich der Gipfel des Elends sein kann[99]). Philipp V. von Spanien hatte mehr als irgend jemand das Nichts der Größe empfunden; er hatte nur die Bitterkeit gespürt die dem Menschenlos anhaftet, selbst auf der Stufe der höchsten Macht[100]). Daß die Ereignisse, die auf der Weltbühne einander drängen, eines nach dem andern in Vergessenheit sinken, kann

[94]) *Dict. phil*: Miracles III.
[95]) *L'Ingénu* c. 10.
[96]) *E.* 61.
[97]) *E.* c. 181.
[98]) *Louis XV*, c. 2; 3. *Charles XII*, 7.
[99]) *Ib.* c. 14.
[100]) *Louis XV*, c. 19.

uns zum Trost in unseren Unglück dienen, es zeigt uns das Nichts der menschlichen Dinge[101]).

Wir suchen nun das Charakteristische der Voltairischen Geschichtsauffassung in seiner Darstellung von Gruppen, die ein gewisses Ganzes bilden zu erfassen.

II. Historische Charakterbilder.

In seinen Aussagen über die vorhistorische Zeit sehen wir Voltaire im Gegensatz zu den theologischen Vorstellungen vom Urstand. Er sucht diese Periode zeitlich möglichst vorzurücken und auszudehnen und malt sie in düsteren Farben. Gerne erweckt er die Perspektive unübersehbarer Zeiträume: Das Alter der Welt beläuft sich nach der Schätzung der kirchlichen Tradition auf ungefähr 6—7000 Jahre, nach den Egyptern auf 370000, nach den Chaldäern auf 465000, nach den Brahmanen auf 780000 Jahre, nach den Philosophen ist es $= \infty$[102]). Jahrhunderte lang mußten die Menschen Kinder sein[103]). Der Stand der kindlichen Unschuld war das nicht: Es ist eine traurige Wahrheit, daß alle Völker in ihren Anfängen gleich grausam, räuberisch, boshaft, abergläubisch und dumm waren. Überall waren die fürchterlichen Menschenopfer im Schwang; erst mit der Kultur haben die Völker sie aufgegeben. Die Kultur bringt die Menschlichkeit mit sich[104]). Die kulturelle Entwicklung selbst, in ihrem unmerklich langsamen Fortschreiten, bedarf unendlich viel Zeit: die Beschaffenheit der Nahrung, die Bildung der Sprache, das Bauen von Hütten, die Kunst sich zu kleiden, Eisen zu schmieden, das braucht unendlich viele glückliche Zufälle, jedenfalls unübersehbar lange Jahrhunderte. Und dann von da zur Astronomie — welch ein Sprung![105]) Allein bis eine regelmäßige Sprache gebildet ist, dauert es viele Jahrhunderte und dann wieder eben so lang, bis die Kunst der Vermittlung der Gedanken durch Schriftzeichen erfunden ist. Oder mit etwas genauerer Berechnung: Die Menschen brauchen erwiesenermaßen mehr als 2000 Jahre, um eine Sprache und ein Alphabet zu „erfinden“[106]). Im übrigen enthält er sich, im Gegensatz z. B. zu Rousseau, der Hypothesen über den Urstand.

Der Orient.

Er führt uns zunächst in den Orient und er tut sich etwas darauf zu gut, daß er uns den Orient, und zwar den profanen Orient zeigt. Denn das ist einer seiner Reformgedanken, daß er

[101]) *Pierre le Grand; Préface hist. et crit.*
[102]) *Dict. phil: Déclaration des amateurs.*
[103]) *Hist. du christianisme* 2.
[104]) *Un Chrétien contre 6 juifs; de quelques niaiseries. Traité sur la tolérance* 12.
[105]) *E. Introd.* 12.
[106]) *Pierre le Grand, Avant-propos. Dieu et les hommes* 7.

wirkliche Universalgeschichte geben will, nicht eine ***histoire soi-disant universelle***, wie sie sein historischer Vorgänger, der Bischof Bossuet, gegeben hatte, der Juden, Griechen und Römer behandelt, „gute drei Vierteile der Erde aber darüber vergessen hatte.“ Schon recht frühe beginnt seine Polemik gegen diese theologische Einschnürung der Geschichte. Schon in den *Conseils à un journaliste* (datiert aus dem Jahr 1737) sagt er: Die Orientalisten sollten uns Auszüge aus den Büchern des Orients geben. Dann würde die tiefe Unwissenheit des Publikums über die Geschichte des größten Teils unserer Erde endlich aufhören. Wir würden unsere Chronologie nach der der Chinesen reformieren, wir wären besser unterrichtet über die Religion Zoroasters, deren Anhänger noch nicht ausgestorben sind, man würde besser bekannt mit den Resten der indischen Philosophie, man würde den pomphaften Titel Universalgeschichte nicht mehr verschwenden an den Bericht von einigen egyptischen Fabeln, von der Entwicklung eines Landes, das nicht größer ist als die Champagne und Griechenland heißt und des römischen Volkes, das bei all seinen Eroberungen und Siegen doch nie so viele Staaten unter seiner Herrschaft vereinigte, als das Volk Mohammeds und das im Ganzen nicht den zehnten Teil der Welt erobert hat. Es ist eine ungeheuerliche Geschichtsauffassung, die aus der eigensinnigen, störrischen Judenhorde Mittelpunkt und Ziel der gesamten geschichtlichen Entwicklung macht[107]).

Bei der Ausführung dieses Programms bemerken wir, wie das berechtigte Streben den theologischen Gegensatz zwischen heiliger und Profangeschichte zu überwinden bei Voltaire sofort in die Tendenz ausartet, den außerjüdischen Orient um jeden Preis auf Kosten der Kultur des biblischen Kreises zu erheben. Fast alles, was er hier sagt, hat seine antitheologische Spitze. In diesem Sinn sind seine beiden Leitsätze vom hohen Alter und von der kulturellen Fruchtbarkeit des (außerjüdischen) Orients zu verstehen: Griechenland und Rom sind junge Staaten im Vergleich mit den Chaldäern, Indern, Chinesen, Egyptern. Und es ist ganz wohl möglich, daß es noch vor dem indischen und chinesischen Reich große Kulturstaaten gab, die von einer Barbarenüberschwemmung verschlungen worden sind[108]). Mit deutlichem Seitenblick auf die Bibel sagt er: Die ältesten Bücher der Welt sind die 5 *Kings* der Chinesen, der *Shastabad* der Brahmanen, die Reste des alten Zoroaster, die von Eusebius aufbewahrten Fragmente von *Sanchoniathon*, auch haben wir das Gebet des echten Orpheus[109]). Oder, etwas abweichend, ein anderesmal: Die 5 *Kings* der Chinesen, das *Shasta* der Inder, die Sprüche des ersten Zoroaster und die Bücher des Egypters Thaut scheinen ungefähr gleich alt zu

---

107) *Pyrrhonisme de l'histoire* 8.
108) *Pyrrhonisme de l'histoire* 11. *E. Avant-propos.*
109) *Dict. phil: Bibliothèque.*

sein[110]). Aber der Orient muß uns ehrwürdig sein nicht bloß des Alters wegen: Denn alles kam uns aus dem Orient zu, das Gute wie das Böse. Im Orient wurde zu dem großen Gebäude der Kultur der Grund gelegt. Der Orient ist die Wiege aller Bildung; von ihm hat der Occident Alles. Denn dem Orient legte die Natur alles in den Schoß, während wir nordischen Völker des Occidents erst durch die Zeit, den Handel und einen spät erstandenen Gewerbefleiß das sind, was wir geworden sind. Die westlichen Völker haben allerdings allmählich den Vorsprungdes Ostens eingeholt: Jn der Kunst sind die orientalischen Völker trotz ihrem Altertume jetzt doch nur Barbaren oder Kinder im Vergleich mit uns[111]). Für die Vergangenheit ist und bleibt der Orient das verehrungswürdige Kulturland.

Egypter.

Ein Volk macht eine Ausnahme. Die Egypter werden von Voltaire in den schwärzesten Farben gemalt. Das Motiv, das ihn dabei leitet, ist durchsichtig. Er hat es uns, zum Teil wenigstens, selbst enthült. Die traditionelle Geschichtsauffassung, die die Egypter so außerordentlich hoch stellte, reizte ihn zum Widerspruch, Bossuet besonders, der in rednerischem Schwung begeistert dieses Volk preist, uneingedenk der Regel, daß der Historiker kein Rhetoriker sein soll[112]). Das Entscheidende sagt er allerdings nicht. Und das ist der Umstand, daß im Geschichtsbild des Alten Testaments unter den auf Israel wirkenden Völkern Egypten als ältester Kulturstaat an erster Stelle steht.

Was Voltaire über Egypten sagt, läßt sich in zwei Thesen zusammenfassen: Es ist nichts mit dem ehrwürdigen Alter der egyptischen Kultur und diese Kultur selbst ist durchaus minderwertig. Auf die erste These namentlich tut er sich viel zu gut, als auf etwas Originelles. Er begründet sie nie empirisch geschichtlich, sondern immer apriorisch geographisch: Daß das egyptische Volk wenigstens als Kulturstaat sehr neuen Datums ist, daß das Land eines der letzten in der Reihe der bebauten Länder war, zeigt ein Blick auf die Karte. Bis dieses Schwemmland, das 4 Monate jährlich unter Wasser steht, kulturfähig war, bis man nur ein einziges anständiges Haus am Nil bauen konnte, mußten Jahrhunderte — einmal sagt er Tausende von Jahrhunderten — vergehen. Erst spät, erst durch ungeheure Kanalisationsarbeiten konnten dem schwierigen, pestaushauchenden Überschwemmungsboden des Nillands immer eine nur mäßige Bevölkerungsdichte und Kultur abgerungen werden. Und erst von den Anfängen ihrer Kultur darf man ja die Existenz von Nationen datieren. Wilde zählen so wenig wie die wilden Tiere. In

110) *Lettres d'Amabed* 1.
111) *Fragments sur l'Inde* 30. *Fragm. sur l'histoire* 2. *E. Avant-propos;* c. 142.
112) *Dict. phil.: Apis. Traité sur Tolérance* c. 9. f.

Indien, in Mesopotamien und sonst, wo der Boden dem Menschen alles in Fülle darreicht, mußte notwendig alles viel früher sein. Höchstens relativ, in Vergleich mit uns Abendländern oder mit den Juden ist die egyptische Kultur alt zu nennen[113]).

Damit fällt nun auch die Anschauung von der Selbstständigkeit der Kultur der Egypter: Sie haben sie von den Chaldäern empfangen; ihre Kastengliederung ist eine Nachahmung der entsprechenden indischen Einrichtung. Und oft verhöhnt er die von einigen französischen Gelehrten vertretene Hypothese einer Abstammung der chinesischen Civilisation von der egyptischen[114]). Wenn in einem anderen Verhältnis Egypten der gebende Teil ist, so gereicht ihm das zu geringer Ehre: Die Juden haben allerdings von den Egyptern verschiedene Bräuche entlehnt, das Opfer der roten Kuh, den Sündenbock, die Waschungen, die Priesterkleidung, die Beschneidung, die Unterscheidung der reinen und unreinen Tiere, die Enthaltung von Schweinefleisch. Die egyptische Politik erfand die Geistigkeit und Unsterblichkeit der Seele. Auch der christliche Gedanke eines 1000 jährigen Reichs geht auf die egyptische Vorstellung einer Auferstehung nach 10 Jahrhunderten zurück[115]).

Auch das Urteil über den eigenen Wert der egyptischen Kultur fällt ungünstig genug aus. Voltaire bestrebt sich den Glanz, den die traditionelle Legende und noch zuletzt Bossuets Feder darüber breitet, nach Kräften wegzuwischen. Schon Frau Du Châtelet fand das Bild der alten Egypter bei Bossuet, bei aller Bewunderung der Kunst seines Pinsels, sehr unähnlich[116]). Was man vom alten Egypten seither erzählt hat, mit seinen 18000 Städten, mit seinem 100torigen Theben, mit seinen fabelhaften Heeresmassen ist offenbar mit einer Feder aus dem Flügel des Vogels Phönix geschrieben; die Sesostrisgeschichten, die Psammetich-Erzählungen sind Gargantuamärchen[117]). Auch die tiefe Weisheit der egyptischen Priester ist eines der lächerlichsten Märchen des Altertums. Ihr Affen- Katzen- und Zwiebelkult hat an Blödsinn seines gleichen nur am Lamakult. Diese Priester zeichnen sich nur aus durch ihren Dünkel und ihren Haß des Auslands und der Fremden[118]). In den Zigeunern sieht er die Überbleibsel der alten Isispriester und -Priesterinnen, die sich mit den Priestern der syrischen Göttin verschmolzen haben[119]). Seines tollen uud lächerlichen Aberglaubens wegen ist dieses Volk, das Tiere verehrte und bei dem zuerst die Unduldsamkeit auf-

---

113) *E. Introduction* 19. *Dieu et les hommes* 10. *Fragments sur l'Inde* 6. *Dict. phil: Abraham* u. sonst.

114) *Ibid. Lettres d'Amabed. Lettres chinoises* 7 u. sonst.

115) *Défense de mon oncle* 21. *Dict. phil. Âme.* VIII. *E. Introduction* 21.

116) *Remarques de l'Essai* I.

117) *Fragments sur l'histoire* 5 u. 10. *Remarques sur l'histoire* 1 u. sonst.

118) *Traité sur la tolérance* 9. *Fragments sur l'Inde* 21.

119) *E.* c. 104.

kam und die Anschauung der Unreinheit der Fremden, das verächtlichste unter den großen Völkern der Erde[120]).

Aber seine Kunst, seine Paläste, seine Tempel, besonders seine Pyramiden, durch die es so berühmt geworden ist? „Die Pyramiden, die übrigens nicht einmal so alt sind, (nach Plato nicht mehr als 10000 Jahre) imponieren mir nicht, etwas Kleines, wenn es einen Wert hat, gefällt mir; etwas Ungeheures, das nur frappieren soll ist in meinen Augen nichts wert, das ist nichts als ein Spiel großer Kinder". In der egyptischen Architektur vermißt man die schönen Verhältnisse, den Geschmack. Überall Ungeheures, aber auch Rohes. Das Schöne erhielten die Egypter aus der Hand der Griechen, durch sie erst bekamen sie ordentliche Statuen. Das griechische Alexandria ist der wahre Ruhmestitel Egyptens. Nicht einmal ein Gewölbe konnten sie konstruieren, nicht einmal Steine behauen; ihre ganze Kunst bestand darin, lange platte Steine auf Pfeiler ohne Verhältnisse zu türmen[121]). Und so sind ihm die Pyramiden nur wüste unförmliche Steinmassen, zu deren Errichtung nur Geduld gehörte, kein überlegender Geist; ja sie zeugen ihm für die Unkultur dieses Volks, denn es sind Denkmale roher Prunksucht, despotischer Versklavung des Volks und lächerlichen Aberglaubens. Die 300000 Menschen, die man zum Bau eines solchen spitzigen Grabes für den Kadaver eines abergläubischen Egypters brauchte, waren schlecht verwendet[122]). Er wird nicht müde zu zeigen, wie nichts als Hochmut und Aberglaube aus diesen Bauwerken spricht, die man errichtete, nachdem man in der Kunst des Einbalsamierens ein Mittel zur Erhaltung des Körpers erfunden hatte. Man glaubte, daß die Seele, die nach 3000 Jahren ihren Körper wieder aufsuche, ihn auf diese Weise leichter finden könne. Daher konservierte man die Leiber der hohen Herrn sehr sorgfältig, um die Seelen des Volks kümmert man sich ja nie[123]).

Und wie dieses Volk weibischer Sklaven keinen Mann zählt, der sich in den Künsten Griechenlands ausgezeichnet hätte, so ist es auch mit ihrer Wissenschaft traurig bestellt: Kein philosophisches, moralisches, schönwissenschaftliches Buch ist von ihnen auf uns gekommen, auch keine Spur von etwas derart; nie haben Griechen oder Römer ein einziges egyptisches Buch übersetzt. Dieses Volk kannte nicht einmal die Quelle des Stromes, dem es sein Dasein verdankt. Erst in Alexandria konnten sich die Egypter wissenschaftliche Kenntnisse holen; die Griechen brauchten sie, um Geometrie zu lernen. Daher ist es rein unmöglich — übrigens schon

---

120) *Dieu et les hommes* 10. *De la paix perpétuelle* 6.

121) *E. Introduction* 19. *Défense de mon oncle* 21. *Remarques de l'Essai* I. *Lettres chinoises* 7.

122) *Des Embellissements de Paris. Traité sur la tolerance* 9. *Dict. phil.: Anciens et Modernes; Chemins.*

123) *Bible expliquée, Genèse. Dieu et les hommes* 10.

aus geographischen Gründen — daß sie die Zeichen unseres Tierkreises erfunden haben. Ihre Priester, diese angeblichen Gelehrten, glaubten, daß im Lauf von 11 000 Jahren die Sonne zweimal im Osten unter- und im Westen aufgegangen sei, schon das ein Zeugnis für die tiefe Unwissenheit dieser hochberühmten Schwindler[124]). Was wir von ihrer Staatseinrichtung kennen ist, wie besonders der unverhältnismäßig große priesterliche Anteil am Grundbesitz zeigt, dumm und abscheulich. Durch den engen, despotischen, starr exklusiven Geist ist dieses Volk heruntergekommen, das übrigens schon an Zahl nie beträchtlich war — es zählte höchstens 3—4 Millionen —; auch unterband der Kastengeist jede Entwicklung[125]). Erst sehr spät trieben die Egypter Handel; sie verabscheuten das Meer, das ihnen ihr Typhon war. Ihr Alphabet war im Vergleich zu dem einfachen phönizischen System schwer und verworren. Die Phönizier als Kaufleute machten alles leicht, wie die Egypter als Dolmetscher der Götter alles schwierig machten[126]).

Das Gesamturteil ist das denkbar schärfste. Die Egypter waren immer feige, abergläubisch, dumm, sklavisch, immer eine leichte Beute fremder Eroberer (nur unsere Kreuzfahrer wurden nicht mit ihnen fertig) kurz, das erbärmlichste aller Völker nach den Juden[127]). Kaum daß er einmal seine Animosität bezwingt durch eine billigere Erwägung: Man muß die Egypter schon allein um ihrer Existenz willen bewundern; welche Arbeit kostete es, dem Nil das Land abzuringen und diese großartigen Städte zu bauen[128])!

Aber eine andere Gedankenreihe modifiziert nun allerdings das bisher sehr eindeutige Geschichtsbild. Das Dogma von der reinen Universalreligion und von der im ganzen Altertum geltenden Toleranz muß auch den Egyptern zu gute kommen. Und so findet er einmal zweierlei an ihnen lobenswert: Die Stierverehrer zwangen die Apisverehrer nie zum Religionswechsel und — sie verstanden es Hühnchen in Öfen auszubrüten[129]). Und er erklärt: Im Grund waren auch die Egypter Monotheisten. Auch bei ihnen war zweifellos der uralte Glaube an einen höchsten Gott Grundlage der Theologie und die Unsterblichkeit der Seele war das zweite egyptische Grunddogma[130]). Obwohl sie Osiris und andere höhere Wesen verehrten, so erkannten sie doch das Dasein eines höchsten Gottes und einheitlichen Prinzips an, das sie Knef nannten. Anbetung widmeten sie nur dem einen Gott, dem Herrn der Natur. Ihre Religion war

---

[124]) *E.* c. 183. *Défense de mon oncle* 21. *Remarques de l'Essai* I; *Dict. phil.: Axe*; *Figure.*

[125]) *Défense de mon oncle* 21. *Princesse de Babylone* 13.

[126]) *Dict. phil.: A B C.*

[127]) *Un Chrétien contre 6 juifs*; *8e niaiserie. De la paix perpétuelle* 6. *Dict. phil.: Apis.*

[128]) *Bible expliquée, Exode* in.

[129]) *Dict. phil.: Apis.*

[130]) *Fragments sur l'Inde* 22. *Dieu et les hommes* 10.

erhaben, ehe sie entartete, sie hatten keine blutigen Opfer und glichen darin den Brahmanen, den weisesten und glücklichsten der Menschen. Der Isis- und Osirisdienst war, ganz allegorischer Natur, sehr achtungswert in seinen Anfängen und ist erst im Lauf der Entwicklung ein Gemisch lächerlichen Aberglaubens geworden[131]. Die egyptische Tier- und Pflanzenverehrung sucht er dann apologetisch abzuschwächen. Man muß eben sehr unterscheiden zwischen einer Gott geweihten Zwiebel und einem Zwiebelgott. Die Priester jedenfalls haben Götter, nicht Tiere angebetet. Handlanger und Wäscherinnen haben allerdings vielleicht das geweihte Tier und die Gottheit verwechselt. Die Weisen sahen im Apis ein Symbol, die Fanatiker einen Gott, das Volk betete den Stier an[132].

Inder.

In die Stelle, die durch das Ausscheiden der Egypter gleichsam erledigt ist, rücken bei V. zwei Völker ein die Inder und die Chinesen.

Die Inder werden von ihm mit der größten Sympathie behandelt, ihnen werden eben die Prädikate zugesprochen, die den Egyptern aberkannt wurden, das ehrwürdige Altertum, die selbständige, andere Völker befruchtende, hochwertige Kultur. Der Grund, warum gerade die Inder dazu ausersehen werden, als das Idealvolk mit der Idealreligion dem Offenbarungsvolk und dem Christentum Konkurrenz zu machen, ist leicht zu erraten. Indien liegt der Tradition am fernsten und steht gänzlich außerhalb des Horizonts der christlichen Weltanschauung, auf die so das Licht der Beschränktheit fällt. Und namentlich noch eines: V. genießt hier Entdeckerfreuden. Er hat Studien und Entdeckungen gemacht in vermeintlichen Quellenwerken, auf die er mit nicht geringem Stolz hinweist. Er hat sich in die Veden vertieft: „Ich habe die Riten der alten nnd neuen Brahmanen im Cormoveidam von Anfang bis zu Ende gelesen"; um dann allerdings zu urteilen: „Das ist ein Haufe abergläubischer Ceremonien; der *Veidam* ist der langweiligste Wust, den ich je gelesen habe"[133]. Aber ganz anders lautet das Urteil über zwei andere indische Bücher: Das eine ist das in der heiligen Sprache des Hanskrit abgefaßte *Shastabad*, das man den Herren Hollwell und Dow verdankt; der englische Oberst Alexander Dow hat im Jahr 1754 das Shasta, das erste aufgezeichnete Gesetz der Inder, abgeschrieben. Es ist älter als die *Veidam*, das älteste Buch Indostans, ja der Welt, also älter als die Bücher des phönizischen Sanchoniathon, des egyptischen Merkur und der ersten Gesetzgeber Chinas. Ungefähr 3000 Jahre vor Beginn unserer Zeitrechnung aufgezeichnet ist das *Shasta* mehr als 2 Jahrtausende vor Plato im

[131]) *Dict phil.*: *Dieu* I. *Bible expl. Exode. E.* c. 104.
[132]) *Fragments sur l'histoire* 5. *Dict. phil.*: *Apis.*
[133]) *Dieu et les hommes* 6. *E.* c. 4. *Lettres chinoises* 9.

Stil Platos geschrieben; oder vielmehr Plato kann sich nicht messen mit dem *Shastabad*, dessen Darstellungsart, dessen Symbolisierung des Göttlichen durch das Irdische Plato so sehr nachgeahmt hat. Der englische Vicegouverneur Holwell, dem wir neben kostbaren Denkschriften über Indien diese erhabenen Fragmente der ältesten indischen Bücher verdanken, hat damit mehr geleistet als Pythagoras und Appolonius[134]). Jünger aber inhaltlich fast noch wertvoller ist das sogenannte *Ezour-Veidam*, ein alter Kommentar des *Veidam*, der vor den Eroberungen Alexanders geschrieben wurde und den er als eine philosophische Streitschrift gegen die indische Theologie charakterisiert; Die Lehren dieses Buchs sind freilich so rein und so vernünftig, daß er wetten möchte, daß der *Ezourveidam* keinen Kredit im Lande hat und daß der *Veidam* mit seinen langweiligen und unsinnigen Fabeln als ein himmlisches Buch gilt[135]). Es ist kaum nötig zu sagen, daß V. sich über den Wert seiner Quellen täuscht. Das *Shastabad* ist, nach Beuchot, das Gesetzbuch des Manu; mit dem *Ezourveidam* ist V. das Opfer eines literarischen Betrugs geworden. Es ist nach Beuchot (Anm. zu cap. XIII der *Défense de mon oncle)* in Wahrheit eine Kontroversschrift gegen den Vichnouismus, wahrscheinlich von einem katholischen Missionar zu Propagandazwecken verfaßt.

Das *Shastabad* nun, dieses 5000 Jahre alte Buch, das schon durch seine Existenz auf ein unabsehbar weiter hinaufreichendes Altertum zurückweist, ist ihm ein Zeugnis dafür, daß die Brahmanen selbst den uralten Chinesen um mehrere Jahrhunderte in der Kultur voraus sind, wovon schon Gentil überzeugt war. Wenn er im Anfang seiner historischen Studien noch die Frage der Priorität der indischen Kultur im Verhältnis zur chaldäischen für eine offene erklärt, so war ihm die Priorität der indischen vor der egyptischen nie zweifelhaft schon aus den oben angeführten geographischen Gründen. Der Boden Indiens mit der Mannigfaltigkeit seiner Erzeugnisse mußte Wißbegierde und Gewerbefleiß viel früher wecken. Indien, das am frühesten kultivierte Land, muß eben damit auch die älteste Religion gehabt haben, — die Religion der Brahmanen ist noch älter als die der Chinesen — auch ist die Kultur der Inder immer von allen andern Völkern, selbst von den chinesischen Gelehrten anerkannt worden. Sie galten im ganzen Orient als Erfinder der Künste[136]). Die ältesten von den chinesischen Kaisern gesammelten Antiquitäten sind indischen Ursprungs. Neben der Brahmanenkaste sind alle anderen Einrichtungen neu; ihre Bräuche sind das Älteste, was man auf Erden kennt. Er schwelgt förmlich in den hohen Zahlen. Es imponiert ihm sehr, daß die Brahmanen 111 000 Jahre zählen von

[134]) *Ibid. Louis XV*, c. 29. *Fragments sur l'Inde* 12. *Dieu et les hommes* 5. *E.* c. 3.

[135]) *E.* c. 4. *Dict. phil.*: *Ezourveidam. Lettres chinoises 9.*

[136]) *Ibid. Fragments sur l'Inde* 7; 22. *E.* c. 3 f. *Louis XV*, c. 29.

dem Sturz der himmlischen Wesen bis zur Veröffentlichung ihres *Shasta*, die nun auch schon 4552 Jahre her ist[137]).

Diese alte Kultur Indiens hat nun in eminentem Maße befruchtend auf die anderen Völker gewirkt. Wenn es etwas Wahres gibt in der Geschichte der Wissenschaften und Irrtümer, so ist es das, daß sie von den Ufern des Ganges kommen[138]). Es ist nicht nur unzweifelhaft, daß bei den Indern das älteste theologische System entworfen wurde, auch uns ist von den Indern jede Art von Theologie zugekommen. Das *Shasta* ist die Quelle der ältesten religiösen Gedanken, die in unserer Hemisphäre geherrscht haben, ja selbst China hat es mit seiner heute noch vom chinesischen Volk geglaubten, von den Gebildeten allerdings verworfenen Seelenwanderungslehre beeinflußt. Hier entspringen alle Fabeln die bisher als Wahrheit gegolten haben in Persien, Chaldäa, Egypten, Griechenland, bei den größten Völkern wie bei den ärmlichsten Horden. Die ganze alte Theologie Asiens und Europas hat dort ihre Heimat[139]). Auf einen Punkt weist V. mit größtem Nachdruck immer wieder hin. Die alten Brahmanen, diese philosophischen Geister, waren auch die ersten, die die Frage nach dem Ursprung des Übels aufwarfen, und sie durch eine geistreiche, kühne Fabel beantworten, die die göttliche Vorsehung zu rechtfertigen und das physische und moralische Übel begreiflich zu machen schien. In dem wahrhaft erhabenen Eingangsabschnitt des Shasta wird nämlich bei der Schilderung der Schöpfung die Lehre von den Engeln vorgetragen, die dann von den Chaldäern, von den Griechen durch Plato und, durch Vermittlung der Chaldäer, von den Juden aufgenommen wurde; ihr folgt dann der majestätische philosophische Mythus von der Empörung und vom Fall der Engel, der in der religionsgeschichtlichen Entwicklung so folgenreich wurde. Denn sobald eine schöne Fabel von einer Nation erfunden wird, so wird sie rasch von einer anderen nachgeahmt; alle Fabeln machen schnell die Runde um die Welt. Auf den indischen Engelfall geht der Typhonmythus zurück, der griechische Titanen und Gigantenkampf, die jüdische Idee von der Empörung Lucifers, nach ihm wurde das Buch Henoch fabriziert, das dann vom Apostel Judas und im 2. Petrusbrief zitiert wird. Den Hebräern kann die Lehre der Brahmanen vom Fall der Engel erst um die Zeit des Anfangs unserer Zeitrechnung zugekommen sein, da sie vorher nichts davon wissen. Ja, da „die Lehre von Schöpfung und Engelfall Grundlage der christlichen Religion ist“, so kann man sagen, daß vor 5000 Jahren Indien die Wiege des Christentums war[140]). Die Brahmanenkaste hat mit ihrer

---

137) *Dict. phil : Brames; Armes. Lettres d'Amabed* 1. *Fragm. sur l'Inde* 6

138) *Un Chrétien contre six juifs* 2.

139) *E.* c. 3; *Introduction* c. 48. *Lettres chinoises* 9. *Fragments sur l'Inde* 12. *De l'âme* 3.

140) *Fragments sur l'Inde* 23. *De l'âme* 3. *Lettres chinoises* 9. *E.* c. 3. *Dict. phil.: Brames; Ange. Dieu et les hommes* 5.

Seelenwanderungslehre den Gedanken einer vom Körper verschiedenen Seele und von der Ewigkeit dieser Seele geschaffen[141]. Die Geschichte vom ersten Menschen Adimo und seiner Frau im *Veidam* ist ohne Zweifel das Urbild der jüdischen Adamsgeschichte. Das indische *Ondera* ist unser Fegfeuer. Die Taufe ist ein alter Brauch in Indien, um mehrere Jahrhunderte älter als unsere Taufe[142]. Von einer indischen allegorischen Erzählung stammt die Fabel der 4 Zeitalter, auf Indien gehen die egyptischen und griechischen Vorstellungen von der Unterwelt, die Deukalionische Sintflut zurück, wie denn die Griechen in ihrer Mythologie nur die Schüler Indiens und Egyptens waren. Vom Lingam der Inder stammt der egyptische Phallus und der griechische Priapus[143].

Die Inder sind aber nicht bloß die ersten Philosophen, Theologen und Mythenschöpfer, die heutige Wissenschaft ist auch darüber einig, daß sie die Erfinder der Astronomie sind. Denn daß man diese Wissenschaft Hirten verdanken soll, wie man annimmt, ist doch gar zu unwahrscheinlich. Man muß dazu doch etwas Geometrie verstehen und das war bei den Brahmanen der Fall. Sie stellten die ersten astronomischen Tabellen her, sie erkennen zuerst die Schiefe der Ekliptik, die Brahmanen kennen das Vorrücken der Nachtgleichen seit uralten Zeiten und waren in ihren Berechnungen der Wahrheit näher als die Griechen[144]. Den alten wissenschaftlichen Ruf der Brahmanen, im besonderen die Blüte der Geometrie in Indien, beweist die Reise des Pythagoras an den Ganges; den Gymnosophisten, seinen Lehrern, verdankt er höchst wahrscheinlich seinen Satz vom rechtwinkligen Dreieck. Auch Zoroaster hat dort gelernt[145]. Die Inder sind das erste Volk, das Erfindungsgeist zeigt, wie so manche Künste und sinnvollen Spiele beweisen, z. B. das Schachspiel, dieses allegorische Bild des Krieges, das Triktrak; das beweisen auch unsere Ziffern, die wir durch Vermittlung der Araber von ihnen haben[146].

Aber auch durch den inneren Eigenwert seiner Kultur tritt das Indertum der jüdisch-christlichen Offenbarungskultur mindestens ebenbürtig an die Seite. Oft weist er mit Entrüstung und Ironie die bornierte Anschauung der christlichen Missionare und Schiffsprediger zurück, die die indischen Völker in Mahometaner und Götzendiener einteilen und die allegorische Darstellungen wie z. B.

---

[141]) *De l'âme* 3. *E.* c. 3.

[142]) *Dict. phil.*: *Adam* II; *Ezourveidam*; *Brames*. *Dieu et les hommes* 6.

[143]) *E.* c. 3 f. *Fragments sur l'Inde* 6. 31.

[144]) *Un Chrétien contre six juifs* 2. *Lettres chinoisis* 10. *Fragments sur l'Inde*. c. 21. *De l'âme* 3.

[145]) *Ibid.* *E.* c. 3.

[146]) *Dieu et les hommes* 6.

das vierköpfige Bild der Gottheit, oder das zehnarmige Bild der Tugend, die die zehn Todsünden bekämpft, für Götzenbilder des Teufels gehalten haben. Wenn die Jesuiten den Indern den Vorwurf der Idolatrie machen, so könnten sie ihn leicht zurückgeben. Für unsere Missionare ist eben jede Statue der Teufel, jede symbolische Figur ein Talisman, jede Versammlung ein Hexensabbat, jeder Brahmane ein Zauberer[147]). In Wahrheit haben die Brahmanen stets einen höchsten Gott, den Schöpfer, Erhalter, Belohner, Bestrafer, Erbarmer anerkannt. Es ist eine unbestreitbare Wahrheit, daß Inder und Chinesen immer einen einzigen Gott verehrten, und zwar zu einer Zeit, wo die Europäer sich noch mit den Tieren um ihre Nahrung balgen mußten und kaum sprechen konnten. Wahrscheinlich war die uralte Religion Indiens dieselbe wie die der chinesischen Regierung: eine von allem Aberglauben und Fanatismus reine Verehrung des höchsten Wesens. Und kein Wunder: wenn friedliche Herrscher wie die Brahmanen, die über ein geistreiches, sanftmütiges Volk herrschen, auch religiös an der Spitze stehen, wenn sie zugleich Könige und Priester sind, so muß ja die Religion einfach und vernünftig sein, da solche Herrscher der Irrtümer nicht bedürfen, um Gehorsam zu finden. Der von Oberst Dow mitgeteilte indische Katechismus ist das schönste Denkmal des ganzen Altertums[148]). Welch ein Unterschied zwischen den heiligen Büchern der Hebräer und denen der Inder: diese predigen nur Frieden und Sanftmut, verbieten Tiere zu töten, jene reden immer nur vom Töten, Massakrieren und Würgen im Namen des Herrn. Man ist in einer ganz andern Welt[149]). Das Reich Vitsnapor, dessen Bewohner von den alten Brahmanen abstammen und ihre körperlichen, wie namentlich auch ihre sittlichen Vorzüge geerbt haben, ist ein irdisches Paradies[150]). Noch heute, in ihrer Entartung, erkennen die Brames oder Banians (die Nachfolger der alten Brahmanen) einen höchsten Gott an; noch heute sind die unverdorbenen Brames das reinste Muster wahrer Frömmigkeit auf Erden[151]). Denn auch die Inder haben allerdings dem, wie es scheint, unvermeidlichen menschlichen Schicksal der Verderbnis und Entartung nicht entgehen können. Auch ihnen ist das leider nur Allzumenschliche begegnet, auch sie „haben das Unglück gehabt", ihren großen Schöpfungen, ihren erhabenen philosophischen Lehren, ihren guten Gesetzen fabelhaften Mythenaberglauben und tolle Bräuche beizumengen. Er macht als solche die Selbstverbrennung der Witwen namhaft, die auf ein abergläubisches Märchen zurückgeht und den Brauch, beim Sterben den Schwanz einer Kuh in der Hand zu halten. Der mensch-

[147]) *Fragm. sur l'Inde* 10; 25 f. *Louis XV* c. 29. *Dict. phil*: *Almanach; Brames.*
[148]) *Fragm. sur l'Inde* 25; 22. *E.* c. 4.
[149]) *Dict. phil*: *Brames.*
[150]) *Lettres chinoises* 10.
[151]) *Louis XV*, c. 29.

liche Geist hat sich bei den Brahmanen in seiner ganzen Größe und in seinem ganzen Elend entfaltet, einerseits standhafte, asketische Sittlichkeit, erhabene wenn auch manchmal phantastisch allegorische Philosophie, Abscheu vor Blutvergießen, Liebe zu Mensch und Tier, daneben aber der verächtlichste Aberglaube. So ist die Welt von Widersprüchen regiert[152]).

Allein es ist nun bezeichnend, daß er vom indischen Aberglauben fast gar nicht reden kann ohne für mildernde Umstände zu plädieren: Die Selbstverbrennung der Witwen und der Philosophen zeigt allerdings wie maßlos schwach der Aberglaube den menschlichen Geist machen, aber auch welch hohen Mut er ihm einflößen kann. Im übrigen werden wir gut tun im Geiste neben die paar hundert Opfer indischer Witwen die hunderttausend Opfer unserer Inquisition zu stellen und an unsere Brust zu schlagen. Es ist freilich sonderbar, daß das Verspeisen eines Huhnes bei den Indern eine so arge Sünde ist wie Sodomie, aber das Verbot tierischer Nahrung erklärt sich aus dem Klima und ist auch Voltaire persönlich sympathischer als unser Brauch Kadaver in unsere Eingeweide zu stopfen[153]). Auch für die indische Mythologie hat Voltaire immer Worte der Entschuldigung oder Rechtfertigung: Alle die uralten indischen Fabeln enthielten ursprünglich einen philosophischen Sinn, der verschwunden ist, während die Fabeln blieben. Wenn man das auf die Idee vom Engelfall gegründete Religionssystem höchstens geistreich, aber nicht wissenschaftlich findet, so bedenke man, daß die Brahmanen es mit Dummköpfen zu tun hatten und daß doch sie von allen Priestern das konsequenteste und wahrscheinlichste System gebildet haben[154]). Die Lehre von der Seelenwanderung hat einmal ihre Analogie an der biblischen Anschauung, daß die Tiere Seelen haben und hat auch an sich ihren guten Sinn und Wert. Jedenfalls ist die theologische Lehre von der stets wiederholten Schöpfung neuer Seelen bei der Kopulation für jeden Fötus viel lächerlicher[155]). Der Verfall ist in Indien erst sehr spät eingetreten und ist einer äußeren Ursache zur Last zu legen, der tatarischen Invasion, die die Brahmanen aus ihrer Herrscherstellung verdrängte; bis zum 13. Jahrhundert unserer Ära ging der philosophische Geist nicht unter. Und noch in ihrem Verfall haben die Brahmanen sich die Tugend bewahrt, die mit den Illusionen des Fanatismus vereinbar ist. Noch heute haben sie Mathematiker und Astronomen unter sich, können es aber allerdings nicht mehr wagen, das Volk aufzuklären; das wäre zu gefährlich[156]). Bezeichnend ist auch, wie er die politische und militärische

---

152) *Ibid. Louis XV*, c. 29. *Fragm. sur l'Inde* 6 f. 25. *Dieu et les hommes* 6. *Dict. phil: Brames.*

153) *Ibid. Lettres chinoses* 9.

154) *Fragm. sur l'Inde* 23. *E.* c. 3.

155) *Dieu et les hommes* 6. *Dict. phil: Brames.*

156) *E.* c. 3 f.

Schwäche, die er den Egyptern so hart anrechnet, bei den Indern milde zurechtlegt. Das glückliche Klima lädt zur Ruhe und zur Meditation ein; so leben die Inder in angenehmer Apathie und sind daher von Angreifern immer leicht besiegt worden. Dazu vergießen sie aus sittlichen und religiösen Gründen kein Blut; die Brahmanen sind die ersten unter allen friedensfreundlichen Völkern. Mit solchen Grundsätzen wird man freilich leicht unterjocht[157]. Nur einmal urteilt er strenger: Das indische Volk war eines der unglücksten der Erde und verdiente sein Unglück, weil es weder sich selbst zu beherrschen, noch seinen Tyrannen zu widerstehen verstand[158].

Chinesen.

Mit Indien teilt sich China, dieses Schoßkind des 18. Jahrhunderts, in die Sympathien Voltaires. Wesentlich neue „Entdeckungen" hatte er hier allerdings nicht zu machen, aber er hat dem Land eingehende Studien gewidmet: „Ich habe mehr als 20 Chinareisende gesehen und glaube alle Schriftsteller gelesen zu haben, die von dem Lande reden. Ich habe Konfutses Bücher gelesen und mir Auszüge daraus gemacht"[159].

Was wir an China zu bewundern haben, ist neben dem Alter der vorbildliche Charakter seiner Kultur. Auch von China gilt wie von Indien, daß es eine Kultur hatte „als wir noch in den Ardennen herumschweiften". Sie hatten die reinste Moral schon 2000 Jahre lang, ehe wir nur anfingen, aus dem Stand der Wilden uns herauszuarbeiten. Sie hatten ihre Astrolabien und Sphären, ehe wir nur lesen konnten. Die chinesische Regierung besteht seit 4000 Jahren, ihre kanonischen Bücher sind mehr als 4000 Jahre alt und ihre Religion ist wahrscheinlich noch viel älter[160]. Wenn allerdings, rein chronologisch betrachtet, die chinesische Kultur hinter dem Alter der indischen zurückstehen muß[161], so ist dafür kein Altertum so solid durch geschichtliche Zeugnisse begründet, wie das chinesische. Wenn es verläßliche Annalen gibt, so sind es die chinesischen; sie sind die ältesten und lückenlosesten der Welt. Ihre alten lackierten Bambustäfelchen sind vielleicht die ältesten Denkmale die es gibt. Denn wenn andere Völker ihre Annalen mit allegorischen Fabeln füllen, so schreiben die Chinesen ihre Geschichte, die Feder und das Astrolabium in der Hand. So stützen sie sich auf astronomische Beobachtungen, die 4152 Jahre hinaufreichen, ja noch weiter zurück, allerdings ohne bestimmte Daten, aber mit dem Charakter der Wahrscheinlichkeit, der der Wahrheit nahe kommt. Die Chinesen sind die

[157]) *Ibid. De l'âme* 3. *Dict. phil: Armes.*
[158]) *Fragm. sur l'Inde* 33.
[159]) *L'A B C* I. *Dict. phil.: De la Chine.*
[160]) *E. Introd.* 18. *Remerques de l'Essai* 6. *Dict. phil.: Almanach. Lettres chinoises* 5. *Dieu et les hommes* 4.
[161]) *Homélie sur l'athéisme.*

einzigen, die die Geschichte des Himmels und die der Erde mit einander verbunden haben. Ihre Berechnungen haben sich bei der Nachprüfung durch unsere Astronomen immer bewährt; von den 36 Sonnenfinsternissen, die die Bücher des Konfutse berichten, sind fast alle richtig befunden worden. Übrigens würde das Alter der chinesischen Kultur, auch abgesehen davon, schon allein aus der Tatsache alter astronomischer Kenntnisse folgen, die immer auf eine Menge weiter zurückliegender Kulturjahrhunderte schließen lassen; ferner aus der Größe und Ausdehnung des Reiches — Großstaaten gehen immer aus der langsamen Vereinigung kleiner hervor — und aus der großen Volkszahl; denn man muß dabei an die langsame Vermehrung des Menschengeschlechts denken[162]).

Der weithin reichende Einfluß, den V. der indischen Kultur nachrühmte, kommt nun freilich der chinesischen nicht zu. Dafür hat sie einen anderen eigentümlichen Vorzug. China ist das Musterland in religiöser, kirchenpolitischer und politischer Hinsicht. Die Religion Chinas, genauer die Religion der herrschenden und der gebildeten Stände ist die geistig reinste und die sittlich vollkommenste, die es gibt: Überall ist der Aberglaube im Schwang, überall findet man das chaotische System des Polytheimus außer bei den chinesischen Gebildeten (*lettrés*). Sie sind die ältesten Theisten der Erde; denn nie haben sie eine andere Religion gehabt als die Verehrung des höchsten Wesens. Sie allein von allen Völkern haben sich keinen Charlatanismus vorzuwerfen. Sie kennen keine Halbgötter und Mittler, keine Orakel, keine Dogmen, keinen theologischen Zank. Sie sind vernünftig, ohne Aberglauben und ohne Barbarei, sobald sie eine Nation bilden. Sie sind die einzigen, die in kosmogonischen Spekulationen sich zurückgehalten haben[163]). Eben in dieser geistigen Reinheit der Religion ist die Zuverlässigkeit ihrer Geschichtsschreibung begründet: Sobald dieses Volk anfängt zu schreiben, schreibt es vernünftig. Hier gibt es keine erfundenen Geschichten, keine Wunder und Weissagungen, keine Inspiration, keine Kosmogonieen. Ihre Geschichte beschränkt sich auf die historischen Zeiten; sie haben von keinen theokratischen Epochen zu berichten, wo Priester die Gesetze beeinflussen[164]). Gerade die Einfachheit der Religion ist nebenbei auch ein unbestreitbarer Beweis ihres hohen Alters[165]). Der positive Inhalt dieser Religion der achtungswertesten Nation des Orients besteht nun vorzugsweise in der Moral, und zwar in einer Moral, wie die Platos, Marc Aurels, Epictets. Sittlichkeit und Gehorsam gegen die Gesetze, verbunden mit der Verehrung eines höchsten Wesens bilden die Religion Chinas. „Bete Gott an und sei

---

[162]) *E. Introduction* 18; 52. *E.* c. 1.

[163]) *E. Introd.* 6; 11. *Profession de foi des théistes. Louis XV,* c. 39. *Philosophe ignorant* 41. *Dict. phil.: Dieux* II; *Théocratie. Bible expliquée, Genèse.*

[164]) *E. Introd.* 18.

[165]) *Relation du bannissement des Jésuites. Dieu et les hommes* 4. *E.* c. 1.

gerecht“ ist ihr Wahlspruch. Aus diesem Grund können denn die Chinesen auf ein Dogma verzichten, das V. für uns Europäer nicht missen möchte, das Unsterblichkeitsdogma. Ihre ersten Gesetzgeber gaben nur moralische Gesetze, in der Überzeugung, daß sittliche Erziehung durch Ermahnungen und strengen gesetzlichen Zwang genüge. Von Strafen und Belohnungen nach dem Tode reden die Gesetze der Chinesen nicht (sowenig übrigens wie der Pentateuch); sie wollen eben nichts behaupten, was sie nicht wissen. Trotz dem Nutzen der Höllenvorstellung hat die chinesische Regierung keinen Gebrauch von ihr gemacht.[166]). Sodann ist es auch wohl möglich, daß die Chinesen keine klare Vorstellung von der Unkörperlichkeit Gottes haben, wie ja auch unsere eigenen Gemälde Gott mit einem langen Bart darstellen; viele ihrer Gebildeten haben materialistische Vorstellungen, ohne darum Atheisten zu sein. Aber ihre Moral hat dadurch jedenfalls keinen Schaden erlitten. Sie denken, die Tugend sei so notwendig und liebenswert an sich, daß man sie auch ohne Gotteserkenntnis übe[167]). In den chinesischen Wirren des 17. Jahrhunderts steht V. auf Seite der Jesuiten und nimmt die chinesische Regierung kräftig gegen den lächerlichen Vorwurf des Atheismus in Schutz, mit dem man ja nur die Jesuiten ärgern wollte, weil sie von der chinesischen Regierung begünstigt wurden, ebenso wie gegen den entgegengesetzten Vorwurf der Idolatrie; es ist nicht wahr, daß die Chinesen den materiellen Himmel anbeten. Auch ist die Verehrung, die man in China den Ahnen und den Manen großer Männer widmet, in keiner Weise abgöttisch[168]). Wenn die Chinesen von der Unsterblichkeit der Seele nichts wissen — geleugnet und bekämpft haben sie übrigens dieses Dogma nicht — so beweist das durchaus nichts gegen ihren Glauben an Gott[169]).

Der chinesische Religionslehrer Konfutse ist der eigentliche Heilige Voltaires. Sein Bild hat er in seinem „oratoire“ anbringen lassen[170]). Konfutses Moral ist so rein, so streng und so menschlich wie die Epiktets. Ihr Prinzip ist: Tue andern, was du willst, daß man dir tue! Die glücklichste und sittlich am höchsten stehende Zeit war die, wo man seine Gesetze befolgte[171]). Was ihn von anderen Religionshelden unterscheidet, weshalb er z. B. Mahomet weit vorzuziehen ist, ist das, daß er sich nie für einen Propheten, für einen Inspirierten ausgab — er kennt keine andere Inspiration als beständige Selbstbeherrschung —; er ist der erste Sterbliche, der keine Offenbarung hatte, der nur die Vernunft und nicht die Lüge und das Schwert anwendete. Er machte nur die Tugend liebenswert

---

166) *E. Introduction* 17 f.
167) *E.* c. 2. *Remarques de l'essai* 6.
168) *Dieu et les hommes* 4. *Dict. phil.*: *Chine* II. *E.* c. 155. *E. Introd.* 18.
169) *Lettres chinoises* 3. *Dieu et les hommes* 10.
170) *Brief an Thieriot* 18 II 1760.
171) *E.* c. 2.

und hatte das älteste und weiseste Volk zum Schüler. Er ist auch der einzige Religionslehrer der Welt, der in seiner Gefolgschaft keine Frauen hatte. Ja im Grunde war er gar kein Religionsstifter und wollte auch keiner sein; wie er denn auch nie göttliche Ehren erhielt. Er führt keinen Kult ein und ist auch kein Neuerer. Er ist nur ein weiser Beamter, der die alten Gesetze sammelt und lehrt und eine Moral ohne Geheimnisse und ohne Allegorieen predigt[172]). Ganz besonders muß man an ihm bewundern, daß er als Theolog niemand Injurien sagte. „Er war der erste unter den Ärzten, der nie Charlatan war. Und wir, Elende, und wir!" Das einzige Wort zu seinem Ungunsten ist einmal das ehrliche Bekenntnis, daß seine Theologie so wortreich sei, daß es kaum zum Aushalten sei[173]).

China, das Land der Normalreligion, hat auch die ideale Kirchenpolitk. Sie ist der unsrigen weit überlegen. Vor allem darin, daß China nie ein theokratisches Regiment gekannt hat, und damit auch nie die blutigen Greuel, die notwendig aus der Theokratie hervorgehen. Nie wurde die offizielle Religion Chinas entehrt durch den mit dieser Regierungsform unzertrennlich verbundenen frommen Betrug. Die Gebildeten kommen dort auch ohne die sogenannten nützlichen Irrtümer aus; und die chinesische Regierung zeigt den Menschen, daß man sie regieren kann ohne sie zu täuschen. Nie gab es einen Streit zwischen Kaisertum und Papsttum und schon dadurch sind die Chinesen allen Völkern überlegen[174]). An Stelle der Theokratie hat China das allein richtige staatskirchliche Prinzip streng durchgeführt. Der Kaiser ist Prediger, Priester und oberster Bischof; seine Erlasse sind fast immer auch moralische Unterweisungen. Die Rolle unseres Priestertums spielt in China die Beamtenschaft. Die Priester können in keiner Weise den Mandarinnen etwas streitig machen. Sie werden in strenger Abhängigkeit gehalten, der Staat setzt ihnen keine Ämter und Gehälter aus; sie leben von den Almosen des Pöbels, dem allein sie ihre Quacksalbereien verkaufen dürfen[175]). Und das ist nun ein weiterer Vorzug der chinesischen Religionspolitik, daß sie die oberen und unteren Schichten der Gesellschaft in religiöser Hinsicht scharf getrennt hält und sehr verschieden behandelt. Die herrschenden Stände in China sind nämlich der Meinung, das Volk könne ganz wohl eine andere Religion als die offizielle haben, wie es ja auch eine gröbere Nahrung habe, während die von ihm streng geschiedenen Beamten und Gebildeten sich von reineren Stoffen nähren; und es scheint ja in der Tat, als ob der Pöbel keine ver-

[172]) *Ibid. E. Introd.* 18. *Dict. phil.: Alcoran; De la Chine* I. *Philosophe ignorant* 41.

[173]) *Lettres chinoises* 3. *Dieu et les hommes* 4.

[174]) *E. Introduction* 9; 18. *Entretiens chinois* I. *Hist. du christianisme* 26. *Philosophe ignorant* 41.

[175]) *Dieu et les hommes* 4. *E.* c. 1. *Hist. du christianisme* 26. *Entretiens chinois* I.

nünftige Religion verdiene. So haben die Gebildeten weder dieselbe Sprache, noch dieselbe Schrift noch dieselbe Religion wie das Volk[176]). Das niedere Volk ist daher freilich wie bei uns dumm und abergläubisch, und die Regierung ist verständig genug es seinem tollen Glauben zu überlassen, wofern es nur gehorcht und die Ruhe des Staats nicht stört. Daher ist die chinesische Geschichte durch keinerlei Religionswirren befleckt[177]). Auch für uns gälte es die weise chinesische Regierung nachzuahmen, die seit 50 Jahrhunderten Gott eine reine Verehrung darbringt und ihn im Geist und in der Wahrheit anbetet, während sie den wüsten Pöbel sich im Schlamm der Ställe der Bonzen wälzen läßt und die Bonzen selbst zugleich duldet und im Zaum hält[178]). Und so schadet es nichts, wenn auch in China Sekten bestehen, wie z. B. die Laokiums, die der Bonzen, die aus Indien den Götzen Fo einschleppen, ganz Ostasien anstecken und in der Tatarei mit der Verehrung des Dalailama den Gipfelpunkt menschlichen Aberglaubens erreichen. Von den Staatsmännern der Tatarei wird darum die Unsterblichkeit des Lama doch nicht ernst genommen, aber für das tibetanische Gesindel ist das ganz recht[179]). Eine Nation muß man immer nach den Männern beurteilen, die an der Spitze stehen und nicht nach dem Pöbel von Grenzprovinzen. Das hält er z. B. Ansons ungünstiger Beurteilung der Chinesen entgegen: „Soll man deswegen das älteste Volk der Erde beschimpfen, weil einige Elende den Engländern ein zwanzigtausendstel von dem abzulisten versuchten, was diese den Spaniern in den chinesischen Meeren geraubt haben[180]).

Voltaire ist nun weiter ein begeisterter Lobredner der politischen Einrichtungen Chinas und seiner kulturellen Errungenschaften. Der chinesische Staat ist noch heute nicht bloß der älteste, sonden auch der volkreichste und blühendste der Welt, er ruht auf dem natürlichsten und heiligsten Recht, dem der Achtung der Kinder vor ihren Eltern und Morallehrern und auf dem patriarchalischen Charakter der Regierung. Die chinesische Verfassung ist die beste der Welt, die einzige, die auf der väterlichen Gewalt beruht. Das ungeheure Reich bildet in den Herzen seiner Glieder nur eine Familie. Darum sieht man mehr als anderswo in der öffentlichen Wohlfahrtspflege die erste Pflicht[181]). Ein Beweis hierfür ist z. B. das Gedicht des Kaisers Kienlong auf Mukden, aus dem der Geist einer milden Moral, einer humanen Sittlichkeit spricht. Es ist ein einziges Schauspiel, wenn ein so mächtiger Kaiser 150 Millionen Menschen solche Lehren gibt und sich in den Dienst der geistigen und sittlichen Hebung

[176]) *Ibid. E. Introduction* 18. *E.* c. 2.
[177]) *Dieu et les hommes* 4.
[178]) *Profession de foi des théistes. Fragm. sur l'Inde* 22.
[179]) *E.* c. 2. *Lettres chinoises* 11.
[180]) *Louis XV*, c. 27.
[181]) *Louis XIV*, c. 39. *E.* c. 1. *Relation du bannissement des Jésuites. De la Chine* II.

der Menschheit stellt. Dieses Verdienst bleibt bestehen, auch wenn man eingestehen muß, daß das Gedicht gründlich langweilig ist[182]. Die Behauptung China sei ein despotischer Staat, die auch wieder der „*Esprit des Lois*“ aufstellt, beruht auf einer mißverstandenen Deutung gewisser Zeremonien, wie der Kniebeugung vor dem Kaiser. In Wahrheit kann sich der menschliche Geist gar keine bessere Verfassung denken, als diese, in der alles durch große Gerichts- und Verwaltungshöfe mit gesetzlich abgestufter Kompetenz entschieden wird, in die man nur nach strengen Prüfungen als Mitglied eintreten kann. Die Vorstellungen dieser Gerichtshöfe haben Gesetzeskraft. Alle Gesetze gelten gleichförmig über das ganze Reich hin. Bei einem solchen Regierungssystem kann der Kaiser gar keine Willkürgewalt ausüben, nur die allgemeinen Gesetze gehen von ihm aus; aber ohne Befragung der rechtskundigen gewählten Sachverständigen kann er nichts tun. Wenn irgendwo in einem Land Leben, Ehre und Vermögen geschützt sind, so ist es in China der Fall[183]. Ohne allgemeine Wohlhabenheit und Sicherheit des Eigentums wäre ja auch die große Bevölkerungsdichte gar nicht zu erklären[184]. Ein liberaler Geist herrscht in der chinesischen Verwaltung — Provinzgouverneure werden gestraft, wenn sie beim Austritt aus ihrem Amt nicht den Beifall des Volkes haben — und ganz besonders im chinesischen Gerichtswesen, wie es besonders die Bestimmung zeigt, daß auch am geringsten Untertan kein Todesurteil vollstreckt werden darf, ohne daß man die Prozeßakten an den Staatsrat zu Peking schickt, der dem Kaiser Vortrag zu erstatten hat. Die Einseitigkeit unseres Strafsystems ist in China ergänzt durch ein System von Belohnungen, die in Ehrenzeichen oder in Rangerhöhungen bestehen. Tüchtige Bauern, die sich moralisch oder durch landwirtschaftliche Leistungen auszeichnen, werden in den Mandarinenstand erhoben. Und wenn gelegentlich der Pöbel Pantséhiebe erhält, so tut das — trotz Montesquieu — der Güte der Verfassung keinen Eintrag[185]. Daß ferner bei den chinesischen Herrschern die grausame Behandlung der Verwandten aus dynastischer Eifersucht nicht vorkommt, ist ein weiterer Beweis dafür, daß die chinesischen Sitten immer die menschlichsten und vernünftigsten waren im Orient[186]. Das Ackerbaufest, an dem der Kaiser selbst pflügt, ist die schönste Feier, die es gibt, weil es die nützlichste ist und hat ihresgleichen nur in dem athenischen Thesmophorienfest[187]. Der chinesische Staatsanzeiger ist durch sein nationalökonomisches und soziales Detail außerordentlich instruktiv

---

182) *Lettres chinoises* 1 u. 3.
183) *E.* c. 1; 195.
184) *Fragments sur l'histoire* 3.
185) *Ibid. Dict. phil.: Chine* II. *Lettres chinoises* 5. *ABC* I. *Commentaire de Beccaria* 11. *E.* c. 1.
186) *E.* c. 158.
187) *Dict. phil.: Agriculture; Antiquité.*

Die der europäischen überlegene chinesische Landwirtschaft, die Blüte der Städte zeugt von mäßiger Steuerlast[188]). Besondere Anerkennung zollt Voltaire der klugen Politik der Mandschukaiser, die erfolgreich auf Verschmelzung der Chinesen und Mandschu und auf Vereinheitlichung des Staats gerichtet ist. Eine solche Politik ist mindestens so viel wert als Mathematik und astronomische Tabellen[189]).

Die kulturellen Leistungen der Chinesen im engeren Sinn finden bei Voltaire das obligate Lob, wenn es schon etwas gedämpfter klingt als das bisherige. Die Buchdruckerkunst ist in China 2 Jahrtausende älter als bei uns; noch jetzt scheint ihre Graviermethode manches vor der unseren voraus zu haben. Sie haben das Pulver erfunden, das sie nur bei ihren Festen gebrauchen, woraus man ihnen kein Verdienst machen darf, da sie nichtsdestoweniger Krieg führen. Der Kompaß, den sie kannten, war für diese bloß Küstenschiffahrt treibende Nation nur eine Kuriosität, man braucht sie übrigens deswegen nicht zu beklagen. Ihre astronomischen Instrumente erreichen an Genauigkeit die unseren nicht, beweisen aber ihre Überlegenheit über die andern Völker Asiens. Von dem chaldäischen Zodiak, den wir angenommen haben, haben sie jedenfalls nichts entlehnt[190]). Dieses vernünftige, gebildete Volk hat schon seit 100 Jahren die Impfung bei sich eingeführt[191]). Gelegentlich verteidigt Voltaire wohl auch gegen europäische Angriffe chinesische Spezialitäten, wie ihre Glockentürme, ihre hohen Brücken, ihre flachen Häuser, ihren großen Kanal und ihr ganzes Kanalnetz, „ein gemeinnütziges Werk das bis jetzt noch kein Volk hat nachahmen können“, endlich die große Mauer, eines der Denkmale, die dem menschlichen Geist am meisten Ehre machen, ein Bauwerk, das durch seinen Nutzen und seinen riesigen Umfang hoch über den egyptischen Pyramiden steht[192]). Über die große Mauer kann er freilich gelegentlich auch anders urteilen. Einmal nennt er sie ein nur scheinbar großartiges und nützliches Werk, das aber, in Wahrheit eitel und wertlos, das Reich doch nicht schützen konnte; ein andermal ein Monument der Angst, das wie die Pyramiden nur von großer Ausdauer, aber nicht von überlegenem Geist des Volkes zeuge[193]). Die Erzeugnisse ihrer künstlerischen Phantasie zeigen zwar nicht unsere Art von Geist und Erfindung, doch haben ihre kleinen Romane dieselben Züge, die allen Völkern gefallen. Die Erfindung bewegt sich meist im Gebiet des Wahrscheinlichen und hat immer eine moralische Tendenz. Ihre Tragödie aus dem 14. Jahrhundert ist wohl im Geschmack der ersten

---

188) *E.* c. 1; 195.
189) *Lettres chinoises* 11.
190) *Fragments sur l'histoire* 2. *E.* c. 1. *Dict. phil.: Almanach.*
191) *Dict. phil.: Inoculation.*
192) *Fragments sur l'histoire* 2. *E.* c. 1.
193) *Lettres chinoises* 2. *Dict. phil.: Anciens* et *Modernes.*

Versuche der Aeschylus. Eine moderne Statue hätten die Chinesen ebensowenig wie die Egypter schaffen können. Ihrer Malerei fehlt die künstlerische Anordnung, die Perspektive, das Helldunkel. Dieselbe künstlerische Schwäche zeigt ihre Litteratur; aber dafür haben sie auch nicht den schwulstigen, dunklen Stil der anderen Orientalen. Wenn die Chinesen ästhetisch nichts Hervorragendes leisteten, so bleibt doch der Ruhm der chinesischen Weisheit, die charakterisiert wird durch den Geist der Ordnung, der Mäßigung, die Freude an den Wissenschaften, die Pflege der für das Leben nützlichen Künste und zahllosen Erfindungen im Dienst dieser praktischen Künste. Der Geist der chinesischen Nation ist das älteste Monument der Vernunft auf Erden, wobei aber immer zu beachten ist, daß dieser Geist nur die obere Schicht charakterisiert, nicht den auf Handarbeit beschränkten Pöbel[194]).

Ganz blind gegen die starken Schatten im Bilde dieser Kultur ist V. nun doch nicht gewesen. Das was uns heute zunächst in die Augen fällt, die Stagnation des geistigen Lebens, hat er denn doch auch gesehen und sich seine Gedanken darüber gemacht. Nicht immer ist die unwandelbare Dauer der chinesischen Kultur ein reiner Vorzug in seinen Augen. Er gesteht sich ein, daß die Chinesen 2000 Jahre lang auf demselben Punkt stehen geblieben sind und will die sonderbare Tatsache nicht leugnen, daß sie mit ihrer alten Kultur sich doch noch auf dem Standpunkt unseres 10. bis 12. Jahrhunderts befinden. Sie sind heute noch so schlechte Physiker wie wir vor zweihundert Jahren, oder wie die Griechen und Römer; auch in Philosophie und Literatur sind sie nicht weiter als wir vor 200 Jahren. Oft fragt er sich so z. B.: Warum ist die Astronomie bei ihnen so alt und doch so zurückgeblieben? Warum kennen sie in der Musik immer noch nicht die halben Töne? Wie ist dieser Gegensatz zwischen ihren früheren Fortschritten und ihrer heutigen Unwissenheit zu erklären? Einmal findet er den Fehler in der geradezu religiösen Achtung vor den Vorfahren, vor den alten Meistern und der Schulüberlieferung, die so lähmend wirkt wie unsere Jahrhunderte lange Achtung vor Aristoteles. Sie hängen so an ihren alten Methoden, daß sie noch nicht einmal unsern Druck mit beweglichen Lettern angenommen haben, weil sie dann ihr altgewohntes Alphabet hätten aufgeben müssen. Dabei mag auch ihre fehlerhafte Jugendbidung mitwirken: die jungen Leute werden nicht in Mathematik unterrichtet oder auch der Charakter der Sprache und die komplizierte Schrift, so wie die Verachtung, die die Mandarinen gegen den Handel hegen, schadet dem Fortschritt der Wissenschaften[196]). Am Verfall der Astronomie, und am allgemeinem Stillstand, ist vielleicht auch die

194) *Ibid. E.* c. 155; 195.
195) *E.* c. 1; 3. *Introduction* 18. *Lettres chinoises* 7. *Louis XIV*, c. 39.
196) *Ibid.*

lange Tatarenherrschaft mitschuldig[197]). Meist beruhigt er sich aber bei der nicht weiter abzuleitenden rassenpsychologischen Tatsache: Bei uns herrscht die Tendenz des Fortschritts, bei den Chinesen die der Beharrlichkeit. Sie sind von Natur wohl mit gesundem Menschenverstand begabt, aber die für die Entwicklung der Wissenschaften nötige Schärfe und Kühnheit des Geistes und rege Betriebsamkeit ist ihnen versagt. So haben sie zwar alles Notwendige gleich gefunden, aber darüber hinaus reichten ihre Fähigkeiten nicht, während wir erst spät zur Wissenschaft gelangt, dann aber mit Riesenschritten vorwärts gekommen sind[198]). Er tröstet sich dann aber ihretwegen mit dem Gedanken, daß sie auch die Tugenden ihrer Fehler haben. Die wissenschaftlich mittelmäßigen Chinesen sind das erste Volk in der Moral und in der Politik. In diesen beiden einzigen Wissenschaften die sie pflegen, haben sie es auch weiter gebracht als alle andern Völker. Mögen also die Chinesen immerhin heute noch sein was wir vor 300 Jahren waren: in der Moral, in der Nationalökonomie, im Ackerbau, in allen notwendigen Künsten dürfen wir bei ihnen in die Schule gehen. Sie sind so glücklich, wie es die menschliche Natur erlaubt[199]).

Vorderasiaten.

Für die übrigen orientalischen Völker hat V. ein erheblich geringeres Interesse. An den Babyloniern interessiert ihn fast nur die Tatsache des hohen Alters ihrer Kultur. Er beruft sich dafür auf die astronomischen Berechnungen der Chaldäer, die, wie er einmal behauptet, noch weiter hinaufreichen als die chinesischen, nämlich bis in das Jahr 2250 vor unserer Zeitrechnung, und die zweifellos das schönste Denkmal des Altertums bilden. Die astronomischen Tabellen, die Alexander durch Kallisthenes seinem Lehrer Aristoteles übersenden ließ, sind ein mittelbarer Beweis dafür, daß dieses Volk, das schon fast 2000 Jahre lang astronomische Beobachtungen gesammelt hatte, schon lange vorher einen bedeutenden Kulturstaat gebildet haben muß[200]). Ja, in der *Introduction* zum *Essai* (c. 10) meint er sogar: Nach Aristarch von Samos hatten die Chaldäer fast schon ebenso richtige, heliozentrische Anschauungen wie wir, sie hatten dasselbe Weltsystem, das nachher Copernicus weiter ausgebildet hat[201]). Später (s. *Dict. phil.*: *Système* aus dem Jahre 1774) ist er von dieser Meinung zurückgekommen, wie er denn „überhaupt mit dem Alter skeptischer wird“: Die Chaldäer hatten die Hilfsmittel gar nicht zu diesen Erkenntnissen. Mit merkwürdigem Eifer wirft er sich zum Ritter der Sittlichkeit der babylonischen Kultur auf. Die frei-

---

197) *E.* c. 60.
198) *E.* c. 155; 1. *Dict. phil*: *Théocratie*. *Louis XIV*, c. 39.
199) *Ibid.* *Histoire du christianisme* 26. *Dict. phil*: *De la Chine* II. *E.* c. 195.
200) *Dieu et les hommes* 7. *Dict phil*: *Babel*; *Histoire*. *E.* c. 1. *Introduct.* 10.
201) *s. auch Dict. phil*: *Ciel des Anciens*.

willige Prostitution der babylonischen Damen im Tempel der Militta ist ein herodotisches Märchen; denn wenn auch der Aberglaube manchmal barbarisch ist, so tastet doch das Gesetz nie die öffentliche Sittlichkeit an. Babylon, die Hauptstadt der eifersüchtigsten und gebildetsten Nation des Orients, war kein Bordell. Die Orientalen, die in geschlechtlicher Beziehung immer strenger waren als wir, hielten von jeher die Frauen in eifersüchtiger Abgeschlossenheit. Die Zoroaster Religion (sic!) erlaubte den Frauen nicht einmal mit dem Fremden zu essen; nie hätte sie ihnen erlaubt, bei ihnen zu schlafen[202])!

Dasselbe Bestreben zeigt er, wo er auf die Perser zu reden kommt. Man verleumdet die Perser in lächerlicher Weise, wenn man behauptet, daß ihre Magier Kinder einer Inzestverbindung von Mutter und Sohn sein mußten. Dasselbe gilt von der Behauptung der Sextus Empiricus, daß ein persisches Gesetz die Päderastie empfohlen habe. Ein Gesetz, daß der Natur ins Gesicht schlägt, ist wider die Natur. Überdies beweist der „*Sadder*“ Zoroasters das Gegenteil[203]). Der *Sadder*, der Katechismus der heutigen Parsi, der sogenannten Guèbres, enthält die schönsten Moralmaximen, die es gibt; und der moralische Wert dieses Buches wird nicht beeinträchtigt durch die uns Europäern unausstehliche orientalische Geschwätzigkeit, die freilich auch dieses Werk wie den Koran fast ungenießbar macht[204]). Fraglich scheint ihm, ob Zerdust, den die Griechen Zoroaster nannten, existierte, ob es mehrere Zoroaster gab oder gar keinen. Soviel ist sicher, daß auf die Perser die Idee eines Paradieses und einer Hölle, eines guten Gottes und eines schlechten teuflischen Prinzips zurückgeht. Daß sie an die Unsterblichkeit der Seele glaubten, beweisen die Bildwerke in den Ruinen von Persepolis[205]). Auch von Neupersien redet er mit Sympathie: In Persien war mehr Kultur als in der Türkei. Offenbar erfreute man sich in keinem monarchischen Lande mehr seiner Menschenrechte. Hier verstand man es mehr als irgendwo sonst im Orient, sich die Langeweile zu vertreiben, die ja immer das Leben vergiftet. Was man von ihren Kaffeehäusern erzählt, deutet auf ein geselliges Volk hin, das wohl verdient hätte, glücklich zu sein[206]).

Die Syrer kommen nur als auch sehr alt in Betracht. Das hohe Altertum dieses Volks erschließt er seltsamer Weise aus der Sitte der Kastration der syrischen Priester. Sie setzt nämlich einen starken Menschenüberschuß voraus; in einem menschenarmen Lande hätte man dieses Attentat gegen die Natur nicht wagen können[207]).

---

202) *Fragments sur l'histoire* 10. *Dict. phil*: *Babel*. *Défense de mon oncle*.
203) *Fragments sur l'hist.* 10. *Dict. phil*: *Amour Socratique*.
204) *Un Chrétien contre six juifs, 3e niaiserie*.
205) *Dieu et les hommes* 8.
206) *E.* c. 193.
207) *E. Introduction* 12.

Griechisch-römisches Altertum.

Das griechisch römische Altertum hat Voltaire, der den vernachlässigten Orient und die neuere Geschichte zum Gegenstand seiner Studien machte (sein Hauptwerk setzt mit Karl dem Großen ein), etwas bei Seite liegen lassen, wohl weil er sich bewußt war, daß er darüber nicht viel Neues zu sagen hatte. Wohl fehlt es keineswegs an Äußerungen über Griechisches und Römisches bei Voltaire; aber sie fallen nicht in den Rahmen unserer Arbeit, sie gehen den Ästhetiker und Literarhistoriker an. Voltaire hat nämlich die Streitfrage über den absoluten oder relativen Wert des klassischen Altertums, die in der bekannten „*Querelle des anciens et des modernes*" zwischen Boileau und Racine einerseits, Perrault andererseits verhandelt wurde, seinerseits aufgenommen; er hat sich im Wesentlichen im Sinn Perraults d. h. zu Gunsten der Überlegenheit der modernen Kultur entschieden. Und er hat diese These nicht auf das ästhetische Gebiet, das ursprünglich in Frage stand, beschränkt, sondern sie auch auf das wissenschaftliche, ja in gewissem Sinn auf das allgemeinpolitische Gebiet ausgedehnt[208]). Auch dieses Selbstgefühl moderner Überlegenheit, das sich manchmal recht übermütig äußert, mag ihm das Altertum ferner gerückt haben. Zu positiv ungerechten Urteilen hat es den Historiker Voltaire nicht verführt, wenn man von der mangelhaften geschichtlichen Beachtung und von der sehr subjektiven Einschätzung des Altertums im Ganzen absieht.

Daß Griechenland die Wiege der Künste war, erkennt auch der Lobredner des *Siècle de Louis XIV* an: Griechenland ist das Vorbild der Völker, die von ihm in alle Künste eingeführt wurden, sogar in die des Krieges. Architektur, Skulptur, Malerei, Musik, Dichtkunst, Beredsamkeit, Geschichtschreibung, sogar Philosophie, wenn auch diese nur in unvollkommenen Anfängen — alles das haben die Völker nur durch die Vermittelung der Griechen überkommen. Sie waren die Lehrer der Römer, die unsere Lehrer geworden sind[209]). Auch er ist begeistert von dem wunderbaren Schauspiel der Perserkriege, dessen dramatischer Reiz bei Herodot so glücklich zur Wirkung kommt. Diese Überlegenheit eines kleinen, edlen, freien Volkes über das ganze geknechtete Asien — Ruhmvolleres gibt es nichts in der Geschichte[210]). Gegen Bayle, der eine politisch-moralische Parallele zwischen den Athenern und den Macedoniern gezogen hatte zu Ungunsten der ersteren, nimmt er die Athener in Schutz. Gegenüber den Scheußlichkeiten des despotischen Macedonien fallen 5—6 Justizmorde dieses leichtsinnigen, aber guten Volks nicht ins Gewicht. Die Athener waren so kriegerisch wie die Schweizer, so fein gebildet wie die

---

[208]) Ich mufs hier auf meinen Aufsatz: „*Voltaire über das klassische Altertum*" verweisen. (*Neue Jahrbb. für das klassische Altertum* Jahrg. 1905).

[209]) *Eloge des officiers morts dans la guerre de 1741. E. Introduction* 24.

[210]) *Pyrrhonisme de l'hist.* VII.

Franzosen unter Ludwig XIV., so künstlerisch wie die Florentiner unter den Medicis. Das kleine Volk überstrahlt mit seinem Ruhm das gewaltige Römerreich[211]). Einer der schönsten Züge des griechischen Volkes, mit dem es unsere trockene Zeit beschämt, ist seine Begeisterung für die Freundschaft[212]). Seine religionsgeschichtlichen Studien führen ihn zur Entdeckung der alexandrinischen Kultur und ihres eigentümlichen Charakters. Man hat noch nicht genug bemerkt, daß die Zeit Alexanders auf geistigem Gebiet einen ebenso großen Umschwung bedeutet, wie auf politischem. Ein neues Licht, dem freilich tiefe Schatten nicht fehlen, erleuchtet Europa, Asien, einen Teil von Nordafrika, und dieses Licht strahlt von Athen aus. Es kann ja freilich nicht verglichen werden mit der modernen von Newton und Locke ausgehenden Aufklärung. Aber die Zeit kann mit der augusteischen und mit der medizäischen verglichen werden. Die Menschen gewöhnten sich allmählich vernünftig zu denken; Litteratur und Leben verfeinern sich. Es gab weniger Wunder, obgleich der Aberglaube in dem für ihn geschaffenen Pöbel eingewurzelt blieb. Die erhabenen Ideen Platos über die Seele, über Unsterblichkeit drangen zu den hellenistischen Juden von Alexandria und von da zu den Pharisäern in Jerusalem. Bis dahin war alles zeitlich, materiell, sterblich gewesen bei diesem rohen, fanatischen Volk[213]).

Rom, diese Stadt der Helden und Gesetzgeber, die einen so großen Teil der Welt besiegt und zivilisiert hat, imponiert ihm. Das Schauspiel der schönen Jahre der römischen Republik erfüllt die Seele seines „Ingénu“ und macht ihn gleichgiltig gegen die übrige Welt. Dieses Volk, das 700 Jahre lang von der Liebe zur Freiheit und zum Ruhm beseelt war, begeistert ihn[214]). Wenn wir genauer zusehen, so finden wir, daß er den Enthusiasmus eines Corneille, eines Montesquieu für das heroisch aufgefaßte Republikanertum, wie es uns dann wieder in den Deklamationen der Revolutionsredner und den Bildern Davids begegnet, nicht teilt. Er liebt es, den Großtaten antiken Heldenmuts ebenbürtige Leistungen der Neuzeit entgegenzustellen. Die römische Urzeit malt er mit grellen Lichtern. Die Römer waren anfangs ein kleines barbarisches Volk; ihre ersten sogenannten Könige waren Räuberbandenführer, die entfernt nichts gemein haben mit wirklichen Königen einer mächtigen Nation. Ihre ersten Kriege bis auf den mit Pyrrhus würden in der Geschichte keinen Platz verdienen, wenn sie nicht das Vorspiel zu großen Eroberungen gebildet hätten. Ihre gerühmte Vaterlandsliebe war in den ersten 4 Jahrhunderten im Grunde auch nur eine Räubertugend. Diese Patrioten schleppten die Beute ausgeplünderter Völker zur gemeinsamen Beutemasse herbei; das hieß man das Vaterland lieben. Immer redet

---

211) *Dict. phil: Démocratie.*
212) *Ib.: Amitié.*
213) *Bible expliquée: Macchabées.*
214) *Princesse de Babylone* 18. *Ingénu* 10.

man von Niedergang der Tugend in dem reichgewordenen Rom, gleich als ob man im Ausplündern der Völker Tugend und im Genuß des gestohlenen Guts ein Laster zu sehen hätte. Da sind uns die Anfänge der griechischen Geschichte viel lieber. Ihre Kriege sind nicht Raubzüge, sondern Freiheitskämpfe, sie pflegen die Künste, von denen die Römer keine Ahnung haben[215]). Aber eine tiefe und aufrichtige Bewunderung empfindet er angesichts der entwickelten römischen Großmacht und ihrer Kulturleistungen. Die militärisch-politischen Leistungen erkennt er zwar auch an; die Gründe des Aufstiegs Roms waren Mut und Klugheit. Wenn das geographisch ungünstig gelegene Rom trotzdem Hauptstadt eines Weltreichs geworden ist, so geschah es, weil die Römer in der Handhabung der Kriegszucht unter den Völkern ihres gleichen nicht hatten[216]). Aber sympathischer sind ihm die Gesetze und die anderen Kulturwohltaten, die man diesem Volk verdankt. Ihm verzeiht der Feind des Kriegs seine Eroberungspolitik, denn die von den Römern unterworfenen Völker lebten in einer glücklichen Abhängigkeit. Daß die Sieger für die Besiegten diese ungeheuren Bäder, diese Amphitheater, diese Landstraßen bauten, die seither kein Volk nachzuahmen gewagt hat, steht einzigartig da in der Geschichte. Die von den Römern vergrößerten und verschönerten Städte in den eroberten Ländern sinken in Trümmer, sobald diese Länder sich selbst überlassen werden; noch in ihren Ruinen zeugen sie von der Überlegenheit des römischen Geistes[217]). Das Problem des Verfalls des Reichs hat auch Voltaire beschäftigt. Nach ihm setzt der Verfall, zugleich auf technischem, ästhetischem und sittlichem Gebiet schon nach Marc Aurel ein. Von da an waltet Tyrannei nnd Verwirrung im Reich, das von Außen von den Barbaren angefallen wird und sich nur noch durch die militärische Zucht hält, durch die es gegründet wurde. Mit dem Zeitalter Constantins bricht dann vollends die Barbarei herein. Mit dem asiatischen Pomp dringt die Titel-Eitelkeit ein. Konstantin war der erste römische Kaiser, der die christliche Demut mit einer Seite voll pompöser Titel belud. Das Attribut *divus*, das man früher schon dem Kaiser gegeben hatte, entspricht nicht unserem „*Dieu*", sondern höchstens unserm „*saint*" [218]). Fragen wir nach den Gründen des Niedergangs, so nennt Voltaire wohl gelegentlich Gründe moralischer oder politischer Art: Verweichlichung und Schwäche, oder einen Fehler Constantins: daß das weströmische Reich schutzlos die Beute jedes Eindringlings wurde, ist die Frucht jener unnatürlichen (*forcée*) Politik Constantins, der das römische Reich nach Thrazien verlegte und damit den Westen dem Osten aufopferte[219]). Der wahre Grund aber

[215]) *Articles de la Gazette littéraire. E. Introduction* 51.
[216]) *Ibid. E.* c. 161.
[217]) *Annales de l'Empire, Introduction; Louis II.*
[218]) *Dict. phil: Constantin* I; *Cérémonie*; *Veletri.*
[219]) *E. Introd.* 51; *E.* c. 11.

liegt tiefer. Nicht durch den Luxus ist das ost- und weströmische Reich zugrunde gegangen, sondern durch die Religion: die Rivalität der alten und neuen Religion, die theologischen Zänkereien, die religiösen Verfolgungen. Alle die untereinander zankenden christlichen Sekten bekämpften die alte Reichsreligion, unter der Rom 10 Jahrhunderte lang von Sieg zu Sieg geschritten war. Die Zahl der Mönche schwoll so an, daß es mehr Mönche gab als Soldaten und daß der Bauernstand abnahm. Da die Barbaren das Reich überschwemmten, versammelten die Kaiser Konzilien. Als die Nachkommen der Scipionen theologische Zänker geworden waren, als Bistümer begehrter wurden als Triumphkränze, da war alles verloren und wunderbar ist nur, daß das römische Reich noch eine Zeit lang fortbestehen konnte. Das Christentum öffnete den Himmel, aber es richtete das alte Reich zugrunde.

Von der griechisch-römischen Religion hat Voltaire keine deutlichen Vorstellungen. Seine Äußerungen darüber sind vielfach von seiner allgemeinen Tendenz inspiriert, die außerchristlichen Religionen zu sittlich reinen und hochstehenden zu stempeln: Den Sittenlehrer und Gesetzgeber möchte ich sehen, der etwas Schöneres und Wertvolleres gesagt hätte, als Zaleukus der Lokrer in der Einleitung zu seinen Gesetzen[221]. Er kann nicht glauben, daß die Päderastie in Griechenland gesetzlich erlaubt war, wenn man es auch leider in der Gesellschaft mit dieser Unsitte leicht nahm. Wenn etwas in der Altertumswissenschaft sicher ist, so ist es das, daß die sokratische Liebe nicht eine infame Liebe war. Der Name hat hier irregeführt. Im kaiserlichen Rom allerdings war die Knabenliebe an der Tagesordnung[222]. Bayles Darstellung der antiken Religion leidet daran, daß er nicht den nötigen Unterschied zwischen Ovids Metamorphosen und der altrömischen Religion macht. In Wahrheit bestand die Religion der Alten in der Überzeugung, daß Jupiter sehr gut und sehr gerecht sei, daß er und die Nebengottheiten den Meineid in der Unterwelt strafen. Daher beobachteten die Römer den Eid noch lange sehr gewissenhaft[223]. Den Römern rühmt er gerne religiöse Ehrlichkeit und religiösen Freisinn nach: Der römische Senat gehört zu den wenigen Gesetzgebern, die Gott nicht ins Spiel bringen und nicht mit ihm täuschen[224]. Die römischen Senatoren und Ritter zur Zeit Ciceros und Cäsars waren praktisch und theoretisch Atheisten, die weder an die Vorsehung noch an ein künftiges Leben glaubten. Die Meinung, die den Römern am meisten einleuchtete, war der im Senat und im Theater so oft wiederholte Satz: Was wird der Mensch nach dem Tode? Was er vor der Geburt war! An diesen Besiegern und Gesetzgebern der Welt hätte Bayle ein historisches Beispiel für seinen

[220] *L'homme aux 40 écus.* 15.
[221] *E. Introduction* 24.
[222] *Dict. phil: Amour socratique. Amitié.*
[223] *Dict. phil: Athéisme I.*
[224] *E. Introduction* 53.

Atheistenstaat gehabt[225]. Aber dem heidnischen Rom nimmt er auch pia fraus nicht übel: Numa, dem die Aufgabe zugefallen war, Räubern Kultur zu bringen, täuschte die Römer durch seinen Schwindel mit Egeria zu ihrem eigenen Besten mit einer Geschicklichkeit, die der Zeit, dem Ort, dem Geist der ersten Römer so recht entsprach[226].

Toleranz im Altertum.

Auf eine vermeintliche Erkenntnis aber legt er ganz besonderen Nachdruck. Die wichtigste Tatsache der alten, insbesondere der griechisch-römischen Geschichte ist für Voltaire die uneingeschränkte Geltung der religiösen Toleranz: Ehe das Ungeheuer der Intoleranz sich aus dem Schmutz der von den ersten Christen bewohnten Höhlen erhob, gab es auf Erden keine Religionskriege, keinen Streit über den Kultus. Höchstens die Egypter mit ihrem Fremdenhaß könnten als Vorgänger der christlichen Unduldsamkeit in Anspruch genommen werden. Aber selbst das erbärmliche Judenvolk scheint seine Unduldsamkeit nicht bis zum Religionskrieg getrieben zu haben; selbst diesen Barbaren scheint der despotische Greuel der Religionsverfolgung fremd geblieben zu sein[227]. Neben barbarischen Greueln findet man bei ihnen die größte Toleranz, bis in die Königszeit hinein gab es bei ihnen keinen Zwang in der Religion. Sie ertrugen die weit auseinandergehenden Ansichten der Pharisäer, Sadduzäer und Essener. Diese rivalisierenden Schulen kamen im Frieden mit einander aus und gaben nie Anlaß zu staatlichen Wirren[228].

Eine geradezu ideale Zeit in dieser Hinsicht ist aber das griechisch-römische Altertum, das sich durch seine Toleranz nicht weniger als durch den Ruhm seiner Waffen, seiner Künste und seiner Gesetze auszeichnet. Griechen und Römer hatten nicht einmal eine Ahnung, daß einmal eine Zeit kommen könnte, wo die Menschen einander mit dem Schwert in der Hand zum Glauben zwingen könnten[229]. Das königliche Volk von Rom besonders, das nur auf Sieg und Zivilisierung der Völker bedacht war und das sich auch keinen Schierlingsbecher vorzuwerfen hat, hat eben damit verdient, über so viele Nationen zu herrschen[230]. Voltaire führt diese These im einzelnen, immer mit dem Hinblick auf das christliche Gegenbild aus. Im Altertum gab es keine Religionskriege. Nie haben sich die antiken Völker für ihre Mythologie, für ihre Zeremonien geschlagen. Nie hat der griechisch-römische Polytheismus etwas ähnliches hervorgebracht, wie die Tragödien unserer Religionsmetzeleien. Nie hat im Altertum

---

[225]) *Dict. phil: Athéisme IV; Dernières Remarques sur Pascal* 23.
[226]) *Dict. phil: Charlatan.*
[227]) *De la paix perpétuelle* 5 ff.
[228]) *Traité sur la Tolérance* 12 f. *Dict. phil: Ame IX; Tolérance I. Histoire du christianisme* 4.
[229]) *De la paix perpétuelle* 5 ff. *Essai* c. 153.
[230]) *Traite sur la Tolérance* 8. *Dieu et les hommes* 13.

die Theogonie den Völkerfrieden gestört[231]. Rousseaus These, aus der politischen Zerspaltung sei der antike Polytheismus hervorgegangen, und aus ihm wieder theologische und bürgerliche Intoleranz ist in allen ihren Teilen falsch[232]. Ja, dogmatische Zänkereien, theologischer Schulstreit überhaupt war den alten Völkern unbekannt, die sich nie nach Sektennamen nannten. Die Streitverhandlungen der alten Philosophen verliefen friedlich, die unserer Theologen oft blutig, immer stürmisch[233]. Endlich kennen die Alten keine religiöse Strafverfolgung; in den römischen Gesetzen gibt es bis auf Theodosius kein religiöses Strafgesetz. Dieses frömmste, bestregierte Volk der Erde kennt den Begriff des Religionsvergehens gar nicht, nicht einmal den terminus Blasphemie, weil es überzeugt ist, daß man die Ehre Gottes überhaupt nicht antasten könne. So hat die Denkfreiheit keine Schranken bei den Römern; 900 Jahre lang haben sie niemand seiner Religiosität oder Irreligiosität wegen verfolgt. Nie belästigte man Philosophen um ihrer Überzeugungen willen. Es gab die größten Meinungsverschiedenheiten: so viel Schulen, so viel Weltanschauungen; aber man ließ einander in Ruhe[234]. Die freiesten religiösen Äußerungen haben bei den Römern nie auch nur ein Murren hervorgerufen; die freisinnige epikuräische Schule stand in hohem Ansehen. Die sogenannte Philosophenverfolgung in der Kaiserzeit war nichts als eine Vertreibung gemeinschädlicher Zauberer. Der römische Senat hat nie jemand zum Tode verurteilt, weil er etwa an den patriotischen Legenden zu zweifeln wagte; man durfte darüber lachen auf dem Kapitol. Den Aberglauben der Juden und anderer Orientalen verachtete man in Rom, aber man duldete ihn. Ihre läppischen Streitfragen waren den Kaisern der Erde unendlich gleichgiltig. Nie wollte der römische Senat etwa die Juden zum Religionswechsel zwingen und von ihrem Gesetzesglauben abbringen. Auch das Christentum konnte sich ruhig im Stillen ausbreiten[235]. Daher gab es auch keine Heuchler im alten Rom. Schurken gab es wohl, aber nicht religiöse Heuchler, diese feigsten und grausamsten von allen, so wenig wie in England[236]. Und noch mehr: die religiöse Duldung wurde so sehr als „heiligstes Gesetz des Völkerrechts", als „natürliches in die Menschenherzen eingegrabenes Recht" angesehen, daß die Römer nach dem Vorbild der Griechen die Kulte aller anderen Völker adoptieren, zum mindesten bei sich zulassen. In Rom wurden fast alle fremden Götter durch den Senat naturalisiert und jeder Kult geduldet. Es gab eine Art

231) *Lettres philosophiques* 8. *Dict. phil: De Diodore; Idole. Hist. du christianisme* 23. *Philosophe ignorant* 48.

232 *Idées républicaines* 38.

233) *Essai* c. 14 *Dict. phil: Les Pourquoi. Louis XIV*, c. 37.

234) *Avis au public. Commentaire de Beccaria* 6. *Dict. phil: Blasphème; Ame III u. IX. Dieu et les hommes* 13. *Hist. du christ.* 13.

235) *Traité sur la Tolérance* 8. *Un chrétien contre six juifs* 21. *Essai, Introduction* c. 52. *Hist. du christ* 4. *Essai* 8.

236) *Dict. phil: Philosophe I.*

von Gastrecht unter den Göttern wie unter den Menschen. Diese religiöse Gastfreundlichkeit war Völkerrecht im ganzen Altertum, ein oder zwei kleine Völker ausgenommen. Die Religion vereinigte die Menschen[237]).

Diese ideale religionspolitische Haltung war den alten Völkern nur möglich, weil ihre Religion normaler war als die unsere. Sie war nicht exklusiv; denn diese Heiden hatten keine Dogmen und die Priester der Götzenbilder hielten keine juridischen Versammlungen ab zu Disputierzwecken[238]). Außerdem hatte keine religiöse Verordnung Geltung ohne ausdrückliche Genehmigung der Regierung. Wie eine glückliche Mischung von Monotheismus und Polytheismus, wie eine läßliche, vernünftige Art von Katholizismus beschreibt er die antiken Religionen. Alle erkannten sie einen höchsten Gott an, dem sie eine Menge Untergottheiten zugesellten, sie hatten nur einen Kult, aber ließen eine Masse von besonderen Religionssystemen gewähren. Auch die Römer hatten einen höchsten Gott, die anderen Götter sind etwa den Heiligen und der heiligen Jungfrau zu vergleichen, die man heute in Italien verehrt[239]).

Voltaire kennt nun wohl die Gegeninstanzen, die man ihm vorhalten kann und er gibt sich viele Mühe, sie zu beseitigen. Mit den „heiligen Kriegen" hat er leichtes Spiel: Nie führte eine griechische Stadt Krieg um religiöser Meinungen willen. Der Amphiktyonenkrieg war kein Religionskrieg, sondern ein recht gewöhnlicher Zwist um strittige Ländereien (*champs*). Darum drehen sich ja alle Kriege[240]).

Mehr Schwierigkeiten macht der Fall Sokrates, den er wirklich manchmal als Ausnahme von der allgemeinen Regel anerkennt, daß die alten Kulturvölker der Denkfreiheit nie Fesseln angelegt haben, eine einzige Ausnahme freilich; Sokrates ist der einzige Grieche, der um seiner Überzeugung willen sterben mußte. Aber er ist nun unerschöpflich in Reflexionen, die das Gewicht dieses Faktums abschwächen sollen[241]). Er führt zunächst den milden Strafvollzug ins Feld: der Prozeß des Sokrates war alles in allem doch die mildeste Barbarei, die es gibt. Es war keine Folter dabei, kein Rad, kein Scheiterhaufen; nichts, was den Erfindungen der gelehrten Kannibalen des 12. Jahrhunderts gleicht. Ein 70 jähriger Greis stirbt sanft in den Armen seiner Freunde, indem er Gott segnet und die Unsterblichkeit beweist. Welch ein Unterschied zwischen den Sitten Athens und denen des Konstanzer Konzils, zwischen einem Becher sanftwirkenden Gifts, das ohne alle schauerlichen und scheußlichen

---

237) *Essai, Introduction* c. 50. *Un Chrétien contre six juifs* 21. *Traité sur la Tolérance* 7 f.

238) *Dict. phil: Idole; Lois. civiles. Essai* c. 14.

239) *Dieu et les hommes* 13. *Traité sur la Tolérance* 7.

240) *Ibid. Un Chrétien contre six juifs.*

241) *Ibid.*

Zurüstungen einen Bürger inmitten der Seinen einem stillen Tod überläßt und der entsetzlichen Feuertodstrafe[242])! Zudem kamen im Gerichtshof 220 Philosophen auf die 500 Richter. Das ist etwas! Schwerlich findet man so viele anderswo. Man darf auch nicht vergessen, was auf die Hinrichtung folgt. Man darf von dem Verbrechen der Athener nicht reden, ohne ihrer Reue Erwähnung zu tun. Melitus, der Hauptankläger wurde wegen dieser Ungerechtigkeit zum Tode verurteilt, ein anderer verbannt. Sokrates selbst wurde ein Tempel errichtet. Nie wurde die Philosophie so gerächt und so geehrt. So wurde der Tod dieses Märtyrers eine Apotheose der Philosophie[243]). Im eifrigen Bestreben, die Athener zu entlasten, belastet er Sokrates so, daß er ihn schließlich fast selbst für seinen Tod verantwortlich macht. Die epikureische Sekte, die dem praktischen Atheismus huldigt, stand immer in hoher Achtung. Warum wurde dann aber Sokrates zum Tode verurteilt? Hier muß ein anderer Grund mit im Spiel gewesen sein als der Fanatismus. Sokrates scheint eben ein sehr ungeselliger Mensch gewesen zu sein, der seine Mitbürger außerordentlich belästigte, während die Epikuräer recht umgänglich waren. Er hat sich die Sophisten, Redner und Dichter zu unversöhnlichen Feinden gemacht, indem er von Haus zu Haus umging und diesen Lehrern bewies, sie seien Ignoranten. Diese Haltung war des Mannes nicht würdig, den ein Orakel für den Weisesten der Menschen erklärt hatte[244]). Und so gelangt er am Ende zu dem eigentümlichen Schluß, dem Fall Sokrates jede Beweiskraft gegen seine allgemeine These von der Toleranz des Altertums abzustreiten: Daß Sokrates den Pedanten zum Opfer fiel, die er beleidigt hatte, indem er ihnen bewies wie dumm sie waren, ist ein einzigartiges Faktum, das mit der Toleranz nichts zu tun hat und die Feinde der Toleranz dürfen sich auf dieses Beispiel nicht berufen. Sokrates war weniger das Opfer seiner Überzeugung als das einer gegen ihn erbitterten Partei[245]).

Ähnlich wird nun der Vorwurf behandelt, den man gegen die Römer erhebt, die jedenfalls bis auf die Zeit des Christentums nachweislich niemand um seiner Überzeugung willen verfolgt haben[246]). Die Christenverfolgungen selbst werden nach Umfang und Bedeutung sehr reduziert. Die Opfer der Ketzerverfolgung sind jedenfalls unendlich viel zahlreicher, als die der Christenverfolgungen unter den römischen Kaisern. Die Märtyrerakten sind, wie er an denen von Ignaz, Polykarp, Theodot, Romanus, Felicitas, Hippolyt nachzuweisen sucht, historisch sehr verdächtig. Der Rost des heiligen Laurentius sieht den Römern nicht gleich. Die Geschichte der thebaischen Legion ist historisch ungefähr so viel wert, wie die

[242]) *Prix de la Justice* 11. *Essai* c. 73.
[243]) *Ibid. Traité sur les Tolérance* 7. *Un chrétien contre six juifs.*
[244]) *Dieu et les hommes* 12 *Traité sur la Tolérance* 7.
[245]) *Ibid. Dict. phil: Tolérance* I. *Essai. Introd.* 26.
[246]) *De la paix perpétuelle* 5 ff.

christlichen Prophezeiungen der sibyllinischen Verse; das Gleiche gilt von der Schändung christlicher Jungfrauen. Diokletian war keineswegs von Anfang an Verfolger, und die Verfolgung war unter ihm durchaus nicht allgemein. Die Richter freilich, die Frauen hinrichten ließen, waren sehr barbarisch, aber das kam — Gott sei Dank — nicht sehr oft vor. Ein Beweis dafür, daß die Verfolgungen nicht so schlimm waren, ist der Umstand, daß in Alexandria die christliche Schule immer unbehelligt offen stand. Man bedenke ferner, daß man die römischen Bischöfe fast ohne Ausnahme ganz in Ruhe ließ, daß die Apologeten in ihrem Bett starben, daß in den ersten 3 Jahrhunderten 65 Konzilien sich ungestört versammeln konnten[247]). Sodann haben die Christen die wenigen Hinrichtungen, die wirklich vorkamen, imgrunde sich selbst zuzuschreiben. Der Haß des Volkes gegen die Christen erklärt sich aus der christlichen Unduldsamkeit. Galt es doch als eine der ersten Christenpflichten, die Staatsreligion auszutilgen. Und doch erfreuten sich die Christen unter den meisten Kaisern vollkommener religiöser und sozialer Freiheit. Aber die Christen wollten eben, ihre Religion solle herrschen und die ganze Welt solle christlich werden; so mußten sie Feinde der ganzen Welt sein, bis sie ganz bekehrt war[248]). Man denke nur an die Injurien, die z. B. Tertullian, ein Rasender, der über andere Rasende herrschen und der das alleinige Privileg des Fanatismus haben wollte, gegen die Staatsreligion und gegen die Gesellschaft schleuderte. Und so mögen oft unbesonnene Provokationen, wie im Fall Polykarps, ja gar Gewalttaten, wie unter Diokletian, die Verfolgungen veranlaßt haben. Wenn man einige Christen bestrafte, so geschah es, weil sie die Staatsreligion zerstören wollten und die Tempel verbrannten, wo sie konnten[249]). Und so kommt er zu einem ähnlichen Schluß, wie im Fall Sokrates: die Christenprozesse sind gar keine Religionsprozesse. Manches an ihnen ist überhaupt historisch dunkel. Man weiß gar nicht, aus welchen Gründen die christlichen Märtyrer unter den ersten Christen verurteilt wurden. Privatfeindschaften müssen hier mit im Spiel gewesen sein. Mancher unterlag wohl, wie Cyprian, mächtigen persönlichen Feinden und der Verleumdung. Noch die Verfolgung des Galerius muß ihre Gründe in einer uns unbekannten Intrigue gehabt haben. Das Unglück, das einigen Halbjuden und Halbchristen unter Nero widerfuhr, darf man nicht der Intoleranz zuschreiben. Um den Glauben handelte es sich dabei nicht[250]). Soweit aber die Christen als solche betroffen wurden, wurden sie nicht wegen ihrer Religion, sondern als Aufwiegler, als aufrührerische Verächter der Gesetze bestraft. Warum sollten auch die Römer, die offiziell einen höchsten Gott anerkannten, diejenigen verfolgen, die

[247]) *Examen de Bolingbroke* 26. *Traité sur la Tolérance* 9.
[248]) *Dict. phil: Constantin* 1; *Tolérance* II.
[249]) *Ibid. De la paix perpétuelle* 5 ff. *Histoire du christianisme* 13.
[250]) *Traité sur la Tolérance* 8 f.

einen einzigen Gott verehren! Aber die römischen Behörden waren sehr entschuldbar, wenn sie in den Christen eine staatsgefährliche Partei sahen. Und so hatten die wenigen Verfolgungen nicht sowohl den Zweck, eine Religion zu unterdrücken, als vielmehr den, eine intolerante Partei in die Schranken zu weisen, und gewalttätige Provokationen und Majestätsverbrechen zu bestrafen[251]).

Islam.

In den Äußerungen Vs. über den Islam und die muhammedanischen Völker liegt die apologetisch-polemische Tendenz offen zu Tage: Diese Religion und diese Völker sollen gegen christliche Vorurteile in Schutz genommen, ja dem Christentum und den christlichen Völkern als Vorbild entgegengehalten werden. Diese Tendenz kann sich aber nicht rein durchsetzen, da sie in der Individualität des Religionsstifters wie auch in der Religion selbst uud bei den ihr anhängenden Völkern auf Elemente stößt, die Voltaire starke Antipathie einflößen müssen.

Wir heben die erste Tendenzthese heraus: Der Islam ist nicht eine sittlich laxe, sondern im Gegenteil eine rigorose Religion. Man hat, nach Voltaire, in der Christenheit das Vorurteil gegen den Islam, er sei eine wollüstige, sinnliche Religion und eben diesem Umstand verdanke er seine rasche und weite Verbreitung[252]). Das ist eine gemeine Verläumdung. Man dürfte nur alles ins Feuer werfen, was man bis jetzt über den Islam gesagt hat. In keiner Religion wird die Sinnlichkeit mehr kasteit. Als er Frau Du Châtelet in die Geschichte des Islam eingeführt habe, staunte sie über die sittliche Strenge dieser Religion, über dieses fast unerträgliche Fasten, über diese manchmal tödliche Operation der Beschneidung, die schwere Auflage, fünfmal im Tage zu beten, durch glühende Wüsten zu pilgern, über dieses strenge Gebot des Almosengebens, das, bei Strafe der Verdammnis, $2\frac{1}{2}\,\%$ des Einkommens für die Armen verlangt, diese Enthaltung von Wein und starken Getränken, von allem Spiel. Wo ist da von Sinnlichkeit die Rede?[253]) Ja, vielleicht beruht die Anziehungskraft des Islam gerade auf dieser Strenge. Woher kommt es denn, daß es gar keine muhammedanischen Renegaten in christlichen Heeren gibt, während es so viele christliche Renegaten gibt? Sollte man vielleicht an einer Religion mehr hängen, die ihren Bekennern einen Teil ihres Selbst gekostet und die man in einer sehr schmerzhaften Operation mit seinem Blut besiegelt hat[254]).

---

[251]) *Ibid. De la paix perpétuelle* 5 ff. *Examen de Bolingbroke* 26.

[252]) *Dict. phil: Mahométans; Tolérance.* E. c. 7.

[253]) *Remarques de l'Essai s. l. M.* I. *Défense de mon oncle* III. *Fragments sur l'Inde* 33. *Dict. phil: Arot et Marot.*

[254]) *E.* c. 192.

Nun wird uns der Gegner mit der Gegeninstanz der Polygamie kommen. Stellen wir uns doch gemeinhin vor, jeder Pascha habe ein Scrail von 700 Frauen und 900 Nebenfrauen und ungefähr 100 hübschen Pagen und ebensoviel schwarzen Eunuchen. Und doch bleibt es dabei, daß der Islam eine „keusche Religion“ ist. Denn Muhammed hat keineswegs die Polygamie erfunden, vielmehr hat er sie eingeschränkt, indem er die unbegrenzte Zahl der im Orient erlaubten Haremsweiber auf vier beschränkte. Ja man muß schon sehr reich und ein hoher Herr sein, wenn man von diesem Privileg Gebrauch machen will. In dieser Beschränkung hat die muhammedanische Polygamie keineswegs den schädlichen Einfluß den wir ihr zuschreiben[255]. Ja, der Historiker des Islam wirft sittenrichterliche Seitenblicke auf die „wollüstige jüdische Religion“. Muhammed hat uns befohlen, läßt er einen Muhammedaner sagen, auf den guten Wein von Engaddi zu verzichten, den diese hebräischen Trunkenbolde so sehr gerühmt haben in ihren Büchern und uns nicht Frauen zu halten in so ungeheurer Zahl, wie es sich die orientalischen Fürsten und besonders die jüdischen Königlein ohne Skrupel gestatteten. Der Mörder David hatte 18, Salomo 700, ungerechnet die Konkubinen[256]. Auch machen wir uns ganz falsche Vorstellungen von der muhammedanischen Frau. Die Behauptung ist falsch, daß Muhammed in der Frau nur ein verstandbegabtes Tier sieht, und sie nicht ins Paradies kommen läßt, daß der Koran sie zur lebenslänglichen Sklavin macht. Ein so kluger Mann hätte sich gewiß nicht einfallen lassen, sich mit der Hälfte des Menschengeschlechts zu überwerfen, die die andere leitet. Die Frauen sind auch in der Türkei durchaus nicht als Sklavinnen gehalten; sie haben sehr viele Rechte, auch in vermögensrechtlicher Hinsicht. Ja, die Türken sind humaner als die Juden, da das Recht des Antrags auf Ehescheidung bei ihnen nicht bloß den Männern, sondern auch den Frauen zusteht[257].

Aber, wendet ein Gegner, wie der Jesuit Paulian ein, besteht denn nicht die Seligkeit des Islam in irdischer Lust? Auch das ist eine Verläumdung. Denn Muhammed sagt ausdrücklich, daß die Freuden der Sinne nicht hinanreichen an die Seligkeit der Anschauung des höchsten Wesens. Und dann ist in der Idee der himmlischen Weiber durchaus nichts Schmutziges. Wenn wir mit unsern Organen wieder auferstehen, ist es nur natürlich, daß wir sie auch brauchen. Diejenigen, die gegen das sinnliche Paradies des Islam deklamieren, sollten sich daran erinnern, daß das ganze Altertum bis auf die Kirchenlehrer und Kirchenväter einschließlich kein anderes kannte. Auch die christlichen Lehrer, die Apocalypse selbst, redet von Ergötzungen der Sinne im Jenseits[258].

---

255) *Ibid. Il faut prendre un parti* 23. *Femmes, soyez soumises. Dict. phil: Femme.*
256) *E.* c. 7. *Dict. phil: Croire; Tolérance V.*
257) *Dict. phil: Alcoran* I f; *Femme. Un chrétien contre six juifs, 10e réponse.*
258) *Ibid. Dict. phil: Arot et Marot.* E. c. 7. *Fragment d'une lettre.*

Eine zweite Lieblingsthese Vs ist: der Islam ist tolerant. Das entgegengesetzte christliche Vorurteil hat immer zu sehr die Anfänge dieser Religion im Auge und beachtet zu wenig, was in der Folge aus ihr geworden ist. Es bleibt eine merkwürdige Tatsache: der gewaltige und schreckliche Gesetzgeber der Muselmannen macht für seine Lehre Propaganda mit seinen Waffen und mit seinem Kriegsmut, während dann seine Religion selbst nachsichtig und tolerant wird; der friedliche und demütige Stifter des Christentums predigte Vergebung und Versöhnung, und seine milde Religion wurde die unduldsamste und barbarisch wie keine andere[259]). Wohl haben sich auch die Muhammedaner mit Unmenschlichkeit befleckt, wie die Juden und die Christen, aber doch seltener; wenn man sie um Gnade anflehte und ihnen Tribut zahlte, so haben sie verziehen[260]). Später jedenfalls verdankt der Islam seine Ausbreitung nicht so sehr den Waffen, als der Begeisterung, der Überzeugung, dem Vorbild der Sieger. Schon Muhammed und seine Araber taten nur den Mekkanern Gewalt an, von denen sie verfolgt worden waren; den besiegten Fremden ließen sie ihre Religion und ihre Gesetze und begnügten sich damit, ihnen einen Tribut aufzulegen. Omar ließ Juden und Christen in Jerusalem volle Gewissensfreiheit[261]). Auch die Muhammedaner in Spanien haben niemand ihre Religion aufgedrängt und die Besiegten menschlich behandelt. Die Wilden, welche die Landzunge von Portugal bewohnen, haben dieses Beispiel nicht nachgeahmt. Durch friedliche Missionsarbeit bekehrte Harun al Raschid die Inder, und nicht durch Feuer und Schwert wie Karl der Große[262]). Diesen Ruhm der Toleranz muß man auch den Türken lassen. Sie behandeln die Christen nicht so barbarisch, wie wir denken und wie unsere unwissenden Schwätzer ihnen vorwerfen. Der Sultan herrscht friedlich über 20 Völker verschiedener Religion, von denen keines je eine Revolte angezettelt hat. Kein christliches Volk duldet Moscheen in seinem Land; die Türken erlauben allen Griechen den freien Besitz ihrer Kirchen. Die abessinischen Christen, die unter der türkischen Regierung in Frieden leben dürfen, würden in Rom nicht geduldet. Der Sultan selbst ernennt den Patriarchen der griechischen Kirche, er wählt immer einen griechischen Christen zum Hospodar der Wallachei[263]). Ja, das Bemühen, die inneren Streitigkeiten der Christen unter sich zu beschwichtigen, ist heute nicht eine der geringsten Aufgaben der Sultane, die nun Friedensstifter unter den Christen sind, wie sie einst ihre Besieger waren[264]). Diese Freiheit,

---

[259]) *E.* c. 7.

[260]) *Dict. phil: Religion* II.

[261]) *Ib. Profession de foi des théistes* *E.* c. 6; c. 3.

[262]) *Sermon du Rabbi Akib.*

[263]) *Ibid.* *E.* c. 91; 144. *Traité sur la Tolérance* 4. *Pierre le Grand* II, 1.

[264]) *E.* c. 91.

die die Muhammedaner der griechischen Kirche lassen, läßt uns groß von ihnen denken, sie haben sich ihrer Eroberungen würdig gezeigt, weil sie sie nicht mißbraucht haben[265]).

Endlich nimmt sich V. der mißachteten weltlichen Kulturleistungen der islamitischen Völker an. Wir täten sehr unrecht, wenn wir, wie Bossuet, diese Muhammedaner verachten wollten. Die Geschichte der Araber zeigt, daß man es mit einem hervorragenden Volk zu tun hat, das seine Erfolge noch mehr seiner Begeisterung als seiner Führung verdankt[266]). Mit unverkennbarer Sympathie schildert er den ethnologischen Charakter des Arabers: die Araber, die nie unterjocht waren, und die sich nie mit anderen vermischt haben, haben eben darum ihren ursprünglichen Charakter treu bewahrt. Die Wüstenbewohner waren allerdings immer etwas räuberisch. Die Städtebewohner hatten immer eine Freude an den Fabeln, an der Dichtkunst und an der Astronomie. Ihre Fabeln verherrlichen den Edelmut und stehen mit ihren edlen schönen Idealen über unseren Romanen, deren Stoff so oft irgend eine Spitzbüberei ist[267]). Besonders ein Vergleich mit den Juden ist geeignet sie zu heben und ins rechte Licht zu setzen: Wenn die Araber den Juden gleichen in ihrer Schwärmerei und in ihrer Beutesucht, so sind sie ihnen ungeheuer überlegen an Mut, Seelengröße und Hochherzigkeit. Wenn man in den Annalen des hebräischen Volkes keine edle Handlung findet, so ist die Geschichte der Araber ein sprechendes Zeugnis von den Idealen der Freundschaft und des Edelmuts, die in diesem Volk leben. Warum haben Muhammed und seine Nachfolger so Großes vollbracht und die Juden so Geringes? Weil die Juden in ihrer ängstlichen Exklusivität sich immer nur von den andern absondern wollten, während die Araber in ihrem gewaltigen Expansionstrieb alle andern sich anzugliedern trachteten. Sie waren die mildesten aller Eroberer. Ludwig der Heilige hatte Feinde, die seiner wert waren. Er ist begeistert von der maurischen Kultur in Spanien und rühmt ihre weltgeschichtliche Wirksamkeit: Die Künste blühten, verfeinerter Lebensgenuß, Pracht, höfische Frauenliebe (galanterie) herrschten am Hof der maurischen Könige. Die Turniere, die Kämpfe in den Schranken sind vielleicht auf die Araber zurückzuführen. Sie hatten Schauspiele und Theater, die bei all ihrer Unvollkommenheit doch zeigten, daß sie andern Völkern an Bildung überlegen waren. V. kennt großartige Leistungen arabischer Dichtkunst und Beredsamkeit, die er selbst übersetzt hat. Im ganzen Abendland wurde allein in Cordoba Geometrie, Astronomie, Chemie, Medizin gepflegt. Ihrem Gesetz zum Trotze wurden die Araber die Lehrer Europas in Wissenschaft und Kunst. In den Jahrhunderten des Verfalls nach

[265]) *Dict. phil: Eglise.*
[266]) *Préface et Introd. de l'Essai* 1754 *E.* c. 6.
[267]) *Dict. phil.: Arabes.*

dem Sturz des römischen Reichs verdanken wir den Arabern alles: Astronomie, Chemie, Medizin, Algebra, Arithmetik, Geographie[268]).

Diese dem Islam wohlwollende Tendenz treibt ihn dazu, sich sogar noch des türkischen Staates anzunehmen. Er bekämpft das „Vorurteil", das noch eben Montesquieus Esprit des Lois bekräftigt hatte, als bestehe in der Türkei ein despotisches Regiment zu Recht, als seien dort die Völker Sklaven des Sultans ohne Recht auf Eigentum und Leben. Allein der Großwesir ist so wenig Despot als irgend ein christlicher Fürst. Er schwört auf den Koran die Gesetze zu beobachten. Er kann niemand töten lassen ohne einen Beschluß des Divan und ein fetfa des Mufti. Er kann den Kurs der Münzen nicht ändern; er kann die Janitscharen nicht aufheben. Es ist falsch, daß er der Herr der Güter seiner Untertanen ist. Dieses Urteil beruht auf einem Mißverständnis feudaler Einrichtungen, die unsern Lehenseinrichtungen sehr ähnlich sind. Die Türken haben Erbgesetze wie wir alle; sie sind frei und kennen keine Aristokratie als die der Ämter. Die häufige barbarische Behandlung türkischer Großwürdenträger beweist nichts, denn sie hängt mit der Rohheit der Sitten zusammen, wie sie auch lange im christlichen Europa herrschte[269]). An der Palastrevolution der Janitscharen kann man sehen, was es mit dem angeblichen Despotismus der Sultane auf sich hat. Das türkische Reich ist regiert ungefähr wie die Republik von Algier[270]). Auch die Rechtspflege der Türken schätzt er[271]), sowie ihre Religionspolitik: die Türken sind klug. Wohl pilgern sie nach Mekka. Aber sie erlauben dem Scherif von Mekka nicht, den Sultan in den Bann zu tun, sie holen keine Ehe- und Feiertagsdispense bei ihm ein, lassen ihn nicht Recht sprechen und zahlen ihm keine Annaten[272]).

Doch so weit geht nun allerdings V.s Voreingenommenheit für die Türken nicht, daß sie ihm die Augen ganz verschleßt für die Kehrseite dieser „Kultur". Er ist so ehrlich einmal zu fragen: Was haben die Türken für den Ruhm getan? und zu antworten: Nichts. Sie haben 3 Kaiserreiche und 20 Königreiche verwüstet: eine einzige Stadt des alten Griechenland wird immer höher geschäzt werden als alle Ottomanen zusammen. Wenn heute kaum noch der Name Griechenland besteht, so wird doch immer der Ruhm Athens den seiner türkischen Unterdrücker überstrahlen, und wenn sie auch die ganze Welt eroberten[273]). Er findet den Unterschied zwischen den türkischen und den alten römischen Erobern darin, daß Rom

---

268) *E.* c. 6; 27. *Préface et Introduction de l'Essai* 1754. *Panégyrique de Saint-Louis. Dict. phil. Amitié.*

269) *A B C* I. *E.* c. q 3. *Pensées sur le gouvernement* 20.

270) *Réflexions sur les mémoires de Dangeau.*

271) *Défense de mon oncle* III.

272) *Dict. phil.: Prêtres.*

273) *Dict. phil.: Arts. E.* c. 93.

sich alle besiegten Völker einverleibte, während die Türken sich gegen die eroberten Völker exklusiv verhalten[274]). Er bekennt, er hasse die Türken als die Tyrannen der Frauen und die Feinde der Künste[275]). Wie anders sind da die Araber: Allein schon das Schicksal des Kanals zwischen dem Nil und dem roten Meer spricht für die Verschiedenheit des Geistes der Araber und der Türken. Die Türken lassen ein Werk zu Grunde gehen, dessen Erhaltung mehr wert war als die Eroberung einer Provinz[276]). Nur einmal werden auch die Araber in das Verdikt der Barbarei mit einbegriffen: Boulainvilliers mag seine Araber noch so sehr rühmen, es war doch ein Räubervolk; sie raubten vor Muhammed als Sternanbeter und sie raubten unter Muhammed im Namen Gottes[277]). Es ist fast komisch, zu verfolgen, wie das Bedürfnis, die mächtige Gönnerin der Philosophenpartei auf dem Zarenthron zu verbinden, die anti-türkischen Äußerungen des klugen Alten von Ferney mit den Jahren immer lebhafter gestaltet. Im Jahre 1769 sucht er in dem halb spaßhaften, halb ernst gemeinten Sermon du Papa Nicolas Charitesky die polnischen Konföderierten von dem Bündnis mit dem „blutbefleckten Türken" zurückzuhalten und zum Anschluß an Katharina zu bewegen. Jm Jahre 1770 ruft er mit Pathos die Völker Europas zu einem gemeinsamen Krieg gegen die Türken auf, diese Feinde Europas, diese schlaffen Barbaren, diese Verwüster der Welt und Verächter der Kunst. Das wäre ein Kreuzzug, der Sinn hätte, denn die Zeit zur Vernichtung der Türken ist gekommen[278]). Und ähnlich fordert er im Tocsin des Rois (1771) die Könige auf zu einem Zug gegen die barbarischen, blutbefleckten Tyrannen von Konstantinopel; er hält ihnen die unwürdige Behandlung vor, die die Pforte europäischen Gesandten angedeihen läßt. Es ist leicht den türkischen Koloß zu Boden zu werfen und es ist unnötig vor dem Anwachsen der österreichischen und der russischen Macht besorgt zu sein. Die wahre Politik ist die, zuerst die gemeinsamen unversöhnlichen Feinde von ganz Europa zu verjagen. Im Jahre 1772 entdeckt der russophile Voltaire seine philhellenische Ader: Mit Freuden würde ich das schöne Griechenland, das Vaterland des Alcibiades und des Anakreon von seiner langen Sklaverei befreit sehen[279]).

Noch interessanter ist es, bei der Würdigung der Person Muhammeds selbst und seiner religiösen Leistung zu beobachten, wie die Tendenz, das Christentum durch einen überlegenen Konkurrenten zu überbieten, in Voltaires Geist in Konflikt gerät mit

---

274) *E.* c. q3.
275) *Dict. phil.*: *Mahométans.*
276) *E.* c. 6.
277) *Dict. phil.*: *Alcoran* II.
278) *Traduction du Poème de Jean Plokof.*
279) *Quelques petites hardiesses de M. Clair.*

anderen Tendenzen und mit der widerstrebenden geschichtlichen Realität. Oft begnügt er sich damit die welthistorische Größe des Mannes und seines Werkes festzustellen. Die größte geistige Umwälzung auf unserer Erde wurde durch die Religionsstiftung Muhammeds hervorgerufen[280]. Er wird als ein großer Mann angesehen auch von denen, die in ihm einen Betrüger sehen; von allen übrigen wird er als Prophet verehrt[281]. Alle anderen Sekten überstrahlt doch die muhammedanische, die, nur ihren Siegen ihr Dasein verdankend, unter Gottes besonderem Schutz zu stehen scheint. Sie allein ist nun 1200 Jahre lang unwandelbar sich gleich geblieben. Wenn man von einer einzigen Streitfrage absieht, ist man im ganzen Islam in allem übrigen einig[282]. Dieses letztere Urteil, dem er einmal die Fassung gibt: Der Islam hat sich nie verändert, das Christentum zwanzigmal, leitet über zu Abschätzungen mehr dogmatischer Art, der Islam ist ohne Zweifel vernünftiger und reiner als das Christentum. Die einzigen Wunder Muhammeds waren seine Siege. Mysterien kennt diese Religion nicht, die Gott auch keine Teilhaber gibt. Der Glaube an die Einheit des allmächtigen Gottes war das einzige Dogma. Hätte man nicht hinzugefügt, Muhammed sei sein Prophet, so wäre das eine so reine, so schöne Religion gewesen wie die der chinesischen Gebildeten. Es war der einfache Theismus, die natürliche und daher die allein wahre Religion. Imgrunde kann man die Muselmänner sogar entschuldbar finden, wenn sie Muhammed Gottes Werkzeug nannten, da er ja die Araber die Einheit Gottes gelehrt hatte[283]. Nie war ein Volk weiter von dem entfernt, was wir in Bausch und Bogen Heidentum nennen. Die Muhammedaner, die wir Heiden heißen, hätten vielmehr Recht uns für Götzendiener zu halten, wenn sie unsere mit Bildern und Statuen überladenen Altäre sehen[284]. In dieser Purifizierung der Religion besteht eben das geschichtliche Verdienst und das Geheimnis der Wirkungskraft Muhammeds. Man muß gestehen, daß Muhammed Asien vom Götzendienst befreite durch die Lehre von der Einheit Gottes und durch den Protest gegen jede Art von Polytheismus. Durch das Wort, durch diese Lehre haben die Muhammedaner den Orient unterworfen und Proselyten gemacht, noch mehr als durch das Schwert. Eine so einfache, vernünftige Religion mußte Propagandakraft haben[285].

Voltaire kann es sich nun aber doch nicht immer verhehlen, daß sich der Islam nicht so ganz mit dem Normaltheismus deckt. So viel sieht er doch, daß nicht bloß der theoretische

---

280) *Remarques de l'Essai s. l. m.* IX.
281) *E.* c. 6.
282) *Un caloyer et un homme de bien.*
283) *Examen de Bolingbroke* 35. *Il faut prendre un parti* 23. *Profession de foi des théistes.*
284) *E.* c. 61. *Dict. phil: Idole.*
285) *Ib: Alcoran* 1; II.

Monotheismus in dieser Religion wirksam war: Die Ergebung in die ewigen Ratschlüsse Gottes ist das eine große Motiv im Islam. Von allen Ketzernamen, die man ihm gab, hat Muhammed höchstens den eines Jansenisten verdient; denn seine Grundlehre ist die von dem unbedingten Ratschluß der freien Vorherbestimmung[286]).

Aber Voltaire kommt noch mehr ins Gedränge durch die Individualität Muhammeds, deren Bild Züge zeigt, die dem Philosophen unsympathisch sein müssen, die des Kriegers, des Fanatikers, des Politikers: Muhammed scheint sein Volk nur zum Beten, Kinderzeugen und Kämpfen bestimmt zu haben. Er ist der einzige von allen Gesetzgebern, die Religionen gestiftet haben, der kriegerische Religionspropaganda getrieben hat[287]). Seine Mittel waren heillos, Betrug und Mord. Muhammed hat den ersten Muselmännern die Wut des Enthusiasmus eingeflößt. Schrecklich wenn ein Volk, das nichts zu verlieren hat, zugleich durch Raubsucht und durch Religionseifer zum Kampfe angestachelt wird[288]). Zwar wenn es die Parallele mit dem Christentum gilt, dann kann Voltaire auch seine Abneigung gegen das Kriegerische überwinden. Im „Dîner de Boulainvilliers" stellt der Graf den streitbaren Muhammed, der den Mut Alexanders mit dem Geist Numas verband, dem Blut und Wasser schwitzenden Jesus entgegen, der weder schreiben, noch sich wehren konnte. Allein jene anderen Züge sind doch auch V. so bedenklich, daß er sich nicht darüber wegsetzen kann. Der Mann, der die Kapitel seines Koran fortwährend aus den Händen des Engel Gabriel erhält, war schlimmer als ein Schwärmer. Es war ein Lügner, der seine Betrügereien mit seinem Mut aufrecht erhielt. Es war ein erhabener und verwegener Scharlatan, dieser Muhammed[289]). So hin und hergezogen zwischen entgegengesetzten Eindrücken kommt V. auf einen Versuch, den er in der Geschichte selten gemacht hat, den Versuch, eine Erklärung in einer psychologischen Entwicklung zu finden. Wenige, meint er, werden den Mann für ehrlich halten, der die Blätter seines Buchs vom Engel Gabriel empfängt und in einer Nacht auf einer Stute von Mekka nach Jerusalem versetzt wird. Immerhin ist es möglich, daß ein Mensch, der von Begeisterung und von großen Plänen erfüllt ist, sich derartiges einbildet; die menschliche Natur ist solcher Phantasterei wohl fähig. Muhammed war, wie alle Schwärmer, lebhaft erregt von seinen Gedanken, er brachte sie zuerst in gutem Glauben vor, gab ihnen dann mehr Nachdruck durch seine Phantasie, täuschte sich selbst, indem er die andern täuschte und half endlich seiner Lehre, von deren Trefflichkeit er überzeugt war, etwas nach durch unvermeidliche Betrügereien. Denn nachdem er einen Einblick in den Charakter seiner Mitbürger

---

286) *Ib.*
287) *E.* c. 6 f.
288) *Dict. phil*: *Alcoran* II.
289) *Ibid*; *Arot et Marot.*

getan hatte, sah er ein, daß er sich wohl als Prophet auftun konnte. Der Widerstand, auf den er stieß, und die Verfolgung kamen ihm sehr zu Statten. Er hatte die Doktoren von Mekka gegen sich, weil er sagte, man müsse Gott verehren und nicht die Sterne. Wäre er nicht verfolgt worden, so wäre er vielleicht nicht durchgedrungen. Wahrscheinlich war Muhammed zuerst Fanatiker, wie Cromwell in den Anfängen des Bürgerkriegs. Beide haben dann ihren Geist und ihren Mut in den Dienst ihres Fanatismus gestellt. Aber Muhammed vollbrachte unvergleichlich Größeres, weil er zu einer Zeit lebte, wo man derartiges tun konnte. Gewiß war er ein großer Mann, und bildete große Männer. Er mußte Märtyrer oder Eroberer werden. Ein Mittelding gab es für ihn nicht[290]). Aber in der Reihe der großen Männer nach V.s Herzen steht er doch nicht: Als Eroberer, Gesetzgeber, Herrscher und Priester spielte er die größte Rolle, die es gibt; ein Unwissender war er gewiß nicht. Aber die Weisen werden ihm immer Konfutse vorziehen, der nichts von alledem war und sich auf die sittliche Belehrung beschränkte. Wie hoch steht über Muhammed Konfutse, der keine Offenbarung hatte, der nur die Vernunft, nicht die Lüge und das Schwert anwendete[291]).

Dieselbe Zwiespältigkeit durchzieht Voltaires Äußerungen über den Koran. Er möchte zwar christlicher Verunglimpfung gegenüber die Rolle des Retters spielen. Wir machen uns lächerliche Vorstellungen vom Koran und schreiben ihm eine Unmasse von Dummheiten zu, die nicht darin stehen, weil wir ihn nicht kennen. Aus den falschen Anklagen könnte man ein dickes Buch machen[292]). So tadelt er den Apologeten Pluche, daß er über Muhammeds Reise in die 7 Planeten spottet, von der im Koran nichts steht. Im Glashaus soll man nicht mit Steinen werfen[293]). Er rühmt die reine Moral, die guten Gesetze, die erhabene Schönheit mancher Stellen[294]). Aber offenbar hat die eigene Lektüre des Buchs bei dem in ästhetischer Hinsicht empfindlichen Voltaire einen Eindruck hinterlassen, der das Wohlwollen stark abschwächt und dem Lob eine bedenklich relative Färbung gibt. Nun sieht er im Koran ein Flickwerk von zusammenhangslosen Deklamationen im orientalischen Stil, von lächerlichen Offenbarungen und allgemeinen Predigten ohne Ordnung und ohne Kunst. Auch an Widersprüchen, an allerlei Abgeschmacktem, an Zeitverstößen fehlt es nicht. Bezeichnend ist eine tiefe Unwissenheit in den Naturwissenschaften. Die Araber freilich finden das langweilige Buch sehr schön. Und wir müssen zugeben, wenn das Buch für uns und für unsere Zeit schlecht ist, so war es doch sehr gut für die Zeitgenossen. Diese fanden Gesetze darin, die für das Land, in dem

---

[290]) *Remarques de l'Essai s. l. m.* IX. E. c. 6.
[291]) *Ibid. Dict phil: Alcoran* II.
[292]) *Dict. phil: Alcoran* I; *Arot et Marot.*
[293]) *Remerciment sincère.*
[294]) *E.* c. 7. *Dict. phil: Alcoran* II.

Muhammed lebte, trefflich geeignet sind und die noch heute in Kraft stehen[295]). Ja der respektlose Vernunftprophet im Artikel Raison des Dict. phil. sagt sogar zum Mufti: Wenn eure Religion auch einiges Gute hat, wie die Anbetung des höchsten Wesens und das Gebot, gerecht und liebevoll zu sein, so ist sie doch imgrunde nur ein aufgewärmtes Judentum und ein langweiliger Haufe von Ammenmärchen und Betrügerstückchen. Außer der Lehre, daß Muhammed der Prophet Gottes ist, steht nichts Neues im Koran, heißt es sogar im *Essai* (c. 7).

Mittelalter.

Am schönsten kommt die Selbstgenügsamkeit und das Selbstbewußtsein des Menschen der Aufklärung zum Ausdruck in Voltaires Schätzung des Mittelalters. Er kann sich nicht genug tun in Ausdrücken des Abscheus, die er endlos wiederholt. Nichts ärgert ihn mehr als die Verehrung der „guten alten Zeit" der deutschen Ehrlichkeit und der gallischen Naivetät, und das Heimweh nach ihr sucht er durch den Nachweis zu vertreiben, daß dies die Zeit aller Scheußlichkeiten war, eine Zeit der Räuberei, der Bürgerkriege, der Verbrechen, der Unwissenheit, des Aberglaubens. Das Mittelalter enthält die barbarische Geschichte barbarischer Völker, die durch die Annahme des Christentums nicht besser wurden, und handelt nur von barbarischen Abenteuern unter barbarischen Namen[296]). Hätten nicht Fürsten und Privatleute einiges Interesse daran, die Entwicklung aller dieser barbarischen Reiche kennen zu lernen, so könnte man seine Zeit nicht schlechter anwenden als mit solchen geschichtlichen Studien[297]).

Das Mittelalter tritt in den Schatten und erscheint als die „Nacht", sowohl wenn man von der großen Zeit des Römerreichs herkommt, als wenn man unserem „schönen Tage" entgegen schreitet: Kommt man vom römischen Reich her zu den Völkern, die es zertrümmert haben, so ist einem zu Mut, wie einem Wanderer, der aus einer prächtigen Stadt in eine dornige Wüste gerät[298]). Der blühende Zustand des römischen Gallien zeigt, daß die römische Eroberung ein Glück für Gallien gewesen war. Unter den Burgundern, Gothen und Franken kommt alles herunter: Großstädte, Bauten, Wege, Gewerbefleiß. Europa versinkt in ein ungeheures Chaos. Warum war aller Komfort unbekannt? Weil die Wilden, die über den Rhein herüberkamen, auch die andern Völker zu Wilden machten. Diese scheußliche Zeit hat kein anderes Denkmal hinterlassen als einige Klöster und verworrene Erinnerungen an Elend und Räuberei. Eine Wüste, in der Wölfe, Tiger und Füchse ein

---

295) *Dict. phil: Alcoran* I; II. *E.* c. 7.
296) *Sottise des deux parts. Les droits des hommes. Pyrrhonisme de l'histoire* 11.
297) *E.* c. 94.
298) *E.* c. 12.

spärliches, schüchternes Wild erwürgen. Das ist das Bild Europas so lange Jahrhunderte hindurch[299]. Nicht minder grell ist das Licht, das von unserem hellen Tag aus auf diese fürchterliche Zeit fällt. Man vergleiche nur die stattliche Zahl unserer blühenden Städte mit den Gefängnissen, die man fertés, châtels, roches, basties, bastilles nannte, die Blüte unserer Kunst und Wissenschaft mit der rohen Unkultur jener Tage, unsere milden feinen Sitten mit diesen bäuerischen, wilden Bräuchen, und wir werden froh sein, daß wir so lange Jahrhunderte Barbaren waren uud es nun nicht mehr sind. Unsere Zeit kann auf diese Zeit herabsehen, wie das reife Mannesalter auf die primitive Kindheitszeit[300]. Auch die gleichzeitige arabische Kultur stellt das christliche Mittelalter in den Schatten: Als man am Euphrat und Tigris Wissenschaften und Künste pflegte, kannte man in Europa nichts als Duelle, Turniere, scholastische Theologie und Zauberei, das Eselsfest, das Fest der Unschuldigen und Narren[301]. In medizinischen und astronomischen Fragen mußte man sich an die Araber wenden[302]. Dabei wirft er die Jahrhunderte alle vom Sturz des römischen Reichs bis zum Reformationsjahrhundert in einen Topf: Man heißt das 10. Jahrhundert das eiserne. Aber warum soll dieses fürchterliche Jahrhundert ärger sein, als das des großen abendländischen Schisma oder das Jahrhundert Alexanders VI.[303]. Von Chlodwig bis auf Franz I., ja bis auf Heinrich IV., war alles barbarisch. Die Menschen wurden wie wilde Tiere von wilden Tieren regiert. Höchstens die Zeit Karls des Großen — und wie dunkel ist auch noch diese Zeit — einige Jahre unter dem heiligen Ludwig oder unter Ludwig XII. machen eine Ausnahme[304]. An Karls des Großen Regierung rühmt er einmal die lange Ruhe, die Mitteleuropa in diesem halben Jahrhundert habe genießen dürfen; und doch habe auch dieses lange Glück nicht genügen können, die Menschen von dem tief eingefressenen Rost der Barbarei zu befreien[305]. Und wenn er ein Anschauungsbild der „guten alten Zeit“ so wie sie ihm erscheint, geben will, so stellt er ohne weiteres ganz Heterogenes neben einander: die Hexenprozesse, die Verwüstungen der Wiedertäufer, die kalvinistischen Religionskriege, die Streitereien über die Sterkoristenfrage, über den mißverstandenen Aristoteles, über Kapuze und Ermel Mönche, den Streit über das lateinische und mosarabische Ritual, den man durch das Duell entschied[306].

Einzelne Gruppen lassen sich indessen doch in dieser massa perdita herausheben: die Völker der Völkerwanderung und ihre Reiche,

---

299) *E.* c. 17; 127.
300) *Quelques petites hardiesses de M. Clair.* *E.* c. 39.
301) *E.* c. 82.
302) *Sottise des deux parts.*
303) *Doutes sur quelques points de l'hist. de l'Emp.*
304) *Sottise des deux parts.*
305) *Pyrrhonisme de l'hist.* 11. *Louis* XV, c. 42.
306) *E.* c. 16.

das Feudalwesen, und seine Einrichtungen, die Kirchenherrschaft und ihre Wirkungen, das Rittertum. Darauf mögen dann noch besondere Urteile Voltaires über einzelne geschichtliche Erscheinungen dieses Zeitraums folgen.

Völkerwanderung.

Die Geschichte der Völkerwanderung übergeht er mit dem Stillschweigen der Verachtung: die Hunnen verdienen nicht, daß man sie kennen lernt, da sie für die Menschheit lediglich nichts geleistet haben. Lieber Handwerker sein in Paris, Lyon oder Bordeaux als die Geschichte der Hunnen und Bären im Ernst studieren. Das Gleiche gilt von den Kelten. Leute, die von Kunst und Handwerk keine Ahnung haben, verdienen unsere geschichtliche Forschung so wenig wie die Schweine und Esel, die ihr Land bewohnt haben[307]. Eine Geschichte dieser Bewegung zu schreiben, ist auch ganz unmöglich; denn über die Herkunft und die Geschicke dieser Barbarenvölker sind wir ganz im Unklaren. Die Völkerwanderungsgeschichte ist voll von Märchen nach Art der Herodotischen[308]. Skeptisch verhält sich Voltaire besonders gegen die ungeheuren Zahlen der Völkerwanderungshorden: Ich glaube nicht, daß die Zerstörermassen so ungeheuer waren, wie man sagt; der große Umschwung geht immer von einer kleinen Zahl aus. Immer hat man die Erobererheere überschätzt, die Heere Attilas ebenso wie die des Cyrus oder des Xerxes. 30 bis 40000 wilde Tiere genügten doch wohl, um in dem von Eunuchen und Mönchen geleiteten Reiche einer Pulcheria Schrecken zu verbreiten[309]. Chlodwig hatte wahrscheinlich nicht mehr als 20000 Mann als er 8—10 Millionen Welsche unterjochte. Deshalb kann kein einziges Haus in Frankreich erweisen, ja auch nur wahrscheinlich machen, daß es von einem Franken abstammt[310].

Unter diesen Barbarenmassen will Voltaire durchaus keine Abstufung der Kultur oder Bildungsfähigkeit, nicht einmal Unterschiede der Rasse anerkennen. Waren doch die Mehrzahl der Vernichter, die das römische Reich zerstörten, aus der Tatarei. Die Germanen der taciteischen Zeit sind ihm kaum sympathischer als Tataren und Hunnen: Tacitus lobt an den Germanen ein Leben, wie es heute die Straßenräuber führen, nur um den römischen Kaiserhof durch den Kontrast mit der germanischen Tugend verächtlich zu machen[311]. Heutzutage spricht man die Namen Ostgote, Westgote, Hunne, Franke nur mit dem Ekel aus, den die Namen stinkender Tiere einflößen. Die Franken, die Montesquieu unsere Väter heißt,

---

307) *Dict. phil: Celtes.*
308) *E.* c. 1.
309) *Commentaire sur l'Esprit des Lois. Dict. phil: Population.*
310) *Dict. phil: France.*
311) *E: Avant-propos. Dict. phil.: Épreuve.*

waren, wie alle anderen Barbaren aus dem Norden, wilde Tiere, die Weide, ein Lager und etwas Kleidung zum Schutz gegen den Schnee suchten. Die Ufer des Baltischen, des Schwarzen, des Kaspischen Meeres, sogar die Grenzen Chinas spieen diese Ungeheuer aus, die die Völker verschlangen und die Kultur vernichteten. Auch die Franken, die zur Zeit Constantins hordenweise jenseits des Rheines Räuberei trieben und sich unter Häuptlingen zusammenscharten, die manche Historiker lächerlicher Weise Könige nennen, suchten in dem allgemeinen Zusammensturz ihren Teil an der Beute und verstärkten sich unterwegs durch alle berufsmäßigen Räuber. So hatte auch der Heruler Odoaker nicht bloß Heruler unter sich und Genserich nicht bloß Vandalen. Alle Elenden die nichts zu verlieren haben, strömen stets dem ersten Räuberhauptmann zu, der die Fahne der Zerstörung erhebt[312]. Was waren Pharamond und Chlodwig anders als auswandernde (transplantés) Barbaren, die auf keinen Caesar stießen[313]. Wir sehen, kaum den kriegerischen Ruhm läßt er ihnen: Diese Völker besiegten wohl das verfallene römische Reich; aber sie wären zermalmt worden, wenn sie die alten geschulten römischen Legionen oder moderne Heere sich gegenüber gehabt hätten[314]. Für ihre Barbarei ist der Umstand ein unbestreitbarer Beweis, daß sie so viele zur Römerzeit blühende Städte zerstörten und keine einzige bauten. Diese hungrigen, wilden Völker, die nur plündern konnten, brachten bloß Verwüstung, Armut und Unwissenheit mit sich[315]. Eine Schilderung der Taten der Flibustier beschließt er mit den Worten: Aber welches Volk in Europa war etwa kein Flibustiervolk, was waren denn die Goten, die Alanen und die anderen? Was war denn Rollo der Normanne, was war denn Chlodwig?[316] Die Normannen sind die einzigen, die — einmal wenigstens — etwas glimpflicher behandelt werden: Den heidnischen Normannen kam nie der Gedanke, jemand zum Verzicht auf das Christentum zu zwingen. Rollo war der erste unter diesen Barbaren, der diesen Namen nicht mehr verdiente; ihm war es um eine dauernde Gründung zu tun[317].

Das Urteil über die von diesen Völkern gegründeten Reiche lautet nicht günstiger: Die Geschichte von Chlodwig bis auf Karl den Großen ist eine Kette von Verbrechen, Schlächtereien, Verwüstungen, Klostergründungen zum Schaudern und zum Erbarmen, nicht durch eine einzige edle Tat unterbrochen. Das Faustrecht ist das einzige Recht, das wirklich galt bei diesen Franken[318]. Nach

---

[312]) *Comm. sur l'Esprit des Lois: Des Francs. Dict. phil.: Franc.*
[313]) *E.* c. 29.
[314]) *Pierre le Grand* I, 6.
[315]) *Annales, Introduction.*
[316]) *Dict. phil.: Flibustiers.*
[317]) *E.* c. 25.
[318]) *Histoire du Parlement, Introd. Comment. sur l'Esprit d. L.: Des Francs. E.* c. 17. *Un Chrétien contre six juifs;* 16e *niaiserie. Examen de Bolingbroke* 35.

einer Aufzählung der Mordtaten Chlodwigs schließt er: So waren die Sitten dieser Franken das, was Montesquieu ihre manières heißt! Da wünscht man sich Glück in unserem Jahrhundert geboren zu sein. Man glaubt die Geschichte der Könige von Juda und Israel oder die von Straßenräubern zu lesen, wenn man die Geschichte der fränkischen Könige liest. Streng genommen beginnt die fränkische Geschichte erst mit Karl dem Großen. Was vorher sich ereignete unter den kleinen Königlein, ist so wenig erwähnenswert als das, was in Irland und auf den Orkaden passierte[319]). Wiederholt stellt er, namentlich gegen Nonnotte, der ihm die Tatsache bestreiten wollte, fest, daß die fränkischen Könige wirklich polygamisch lebten[320]). Rechtlich-politisch angesehen ist das alte Frankenregiment ein Chaos von sonderbaren, widersprechenden Bräuchen, über die es ebensoviele Systeme gibt wie in der Theologie, ein Abgrund von Trümmern, in dem sich Montesquieu verirrt hat[321]).

Feudalwesen.

Die Barbarei der Zeit verkörpert sich ihm in dem Begriff des Feudalregiments, über das er nur mit Ausdrücken höchster Leidenschaft sprechen kann. Es war ein rein militärisches Regiment, das am meisten mit dem von Algier und Tunis zu vergleichen ist, die von einem Häuptling und einer bewaffneten Bande regiert werden. Durch die Einfälle der hungrigen Barbaren, die sich auf Gallien stürzten, wird jeder unglückliche Bauer aus einem freien Eigentümer ein Sklave. Wer ein Schloß sich angeeignet hatte und auf seinem Hof ein paar Karrenpferde hielt, aus denen er Schlachtpferde machte, behandelte seine neuen Sklaven heilloser als Esel und Maultiere. Alles was nicht Schloßherr war, war leibeigen[322]). Seit dem 5. Jahrhnndert waren wir alle Wilde. Plündernde Räuber, ausgeplünderte Bauern — dieses Bild bot das Menschengeschlecht von der Ostsee bis zum Kap Gibraltar. Im ganzen Land sah man nur feste Burgen, in denen verwegene seigneurs hausten und Hütten in denen versklavte Wilde kümmerlich ihr rechtloses Dasein fristeten. Die Könige waren allerdings nicht absolut, aber gerade deswegen schmachteten die Völker in heilloser Knechtschaft unter einer Menge von Tyrannen, die sich mit den Königen herumstritten wie die Raubvögel mit dem Adler um das Blut der Taube. Jedes Volk hatte hundert Tyrannen statt eines guten Herrn; und so kam es, daß der gemeine Mann schlechter behandelt wurde als ein Tier[323]). Da sich in diesem Zeitalter in Europa alles um Gewaltraub drehte, so waren auch die Könige oft Räuberhauptleute oder Krieger, die sich gegen

---

[319]) *Dict. phil.: Divorce.*
[320]) *Ib.: Femme. Examen.*
[321]) *Jb.: Esprit des Lois.*
[322]) *E.* c. 17. *Au roi en son conseil. Diatribe à l'auteur des Ephémérides.*
[323]) *Dict. phil: Lois I. Lettres philosophiques* 9.

Räuber bewaffneten[324]). Da das Feudalrecht kein natürliches Recht ist, wie es hervorgeht aus dem Besitz eines Gutes, das man bebaut, sondern ein angemaßtes Recht auf Gebiete, die andere bebauen, da es in seinem Ursprung und Wesen nur das Recht des Stärkeren ist, so ist es eine ewige Quelle von Zank, von tausend unentschiedenen Streitigkeiten; Bürgerkrieg ist seine natürliche Wirkung und wunderbar nur, daß er nicht öfter eintrat[325]). Der Lehensträger war, nach französischem Brauch wenigstens, verbunden, mit seinem Lehensherrn unter Umständen seinen König zu bekämpfen. Diese Bestimmung hätte man das Bürgerkriegsrecht betiteln können. Die Könige von Frankreich und England vermochten nichts ohne Zustimmung und Hilfe ihrer vielen Barone[326]). In dem Deutschland des 13. Jahrhunderts rechneten es die Grundherrn zu ihren Rechten, Straßenraub zu treiben und falsche Münzen zu prägen[327]).

Oft stellt er die historische Frage nach dem Ursprung des Feudalwesens. Denn daß die Völker sich diese Regierungsform nicht freiwillig gegeben haben, ist sicher; menschenwürdige Zustände herrschen nur in Ländern, in denen alle Stände gleichmäßig den Gesetzen unterstehen[328]). Seine Antwort ist bald mehr psychologisch, bald mehr historisch geartet. Ersteres gilt von Reflexionen wie die folgenden: Man hat lange dem Ursprung des Feudalrechts nachgeforscht. Der Graf von Boulainvilliers heißt es eine meisterliche Erfindung des Menschengeistes, Loiseau und andere Juristen sehen darin ein rätselhaftes Mißgebilde. Es ist keines von beiden; jedenfalls aber kein geniales Werk, sondern eine sehr gewöhnliche und sehr natürliche Wirkung menschlicher Berechnung und Begehrlichkeit. Der Grundbesitzer wollte eben Herr im eigenen Hause sein. Daraus geht das garnicht rätselhafte Streben nach Unabhängigkeit gegen oben und Herrschaft nach unten hervor. Oder er sagt auch kurzweg, der Ursprung des Feudalrechts ist der alte Brauch aller Völker dem Schwächeren Tribut aufzuerlegen und ihn zur Huldigung zu zwingen[329]). Dann aber zieht er auch eine historische Linie von Europa nach Asien: die westlichen Tataren haben den Brauch, das Land der Besiegten zu teilen. Seit dem 5. Jahrhundert führen sie diese Einrichtung, durch die die Krieger an die Staatsleitung gekettet werden, auch in Europa durch. Die Nationen, die sich mit ihnen vermischten, Lombarden, Franken, Normannen folgten ihnen hierin. Wer weiß ob nicht die Reichsversammlungen der Tataren und unsere „*cours plénières*" im März

---

[324]) *Dict. phil.: Loi salique.*
[325]) *Annales, Frédéric Ier; Sigismond; Frédéric d'Autriche.*
[326]) *E.* c. 50. *Annales, Frédéric Ier.*
[327]) *E.* c. 52.
[328]) *E.* c. 196.
[329]) *E.* c. 23; 96.

und Mai einen gemeinsamen Ursprung haben?[330]). Darum ist das Feudalwesen nicht, wie Montesquieu will, eine singuläre geschichtliche Erscheinung, sondern die alte Regierungsform aller scythischen und tatarischen Eroberer, die die Erde überschwemmt haben. Und wie es in Deutschland, Spanien, England, Frankreich bestand, so besteht es noch zu Recht in drei Vierteln unserer Hemisphäre[331]).

Einmal führt V. die Anfänge des europäischen Feudalwesens schon in die Zeit von Alexander Severus und auf dessen Militärbelehnungen zurück[332]). Meist läßt er jedoch das eigentliche Feudalrecht erst mit der karolingischen Verfallzeit einsetzen, so einmal mit dem allgemeinen Verfall unter Karl dem Kahlen. Unter ihm wollten mehrere Inhaber der großen Militärämter diese erblich machen und sich Domänen gründen, mit demselben Recht, mit dem einst italienische Räuber das Römerreich gegründet, nordische Räuber auf dessen Trümmern ein anderes aufgerichtet haben[333]). Nach der Usurpation Hugo Capets wurde dann die Verwirrung noch schlimmer. Mit demselben Recht, mit dem Capet nach der Krone griff, griffen die Grundherren nach allem, was sie fassen konnten. Sie knechteten auch die meisten Städte. So fiel Frankreich in eine Menge von Grundherschaften mit eigenem Willkürrecht auseinander und der König war der ziemlich machtlose Gebieter von Herren, die ihm an Macht gleichstanden und die sich immer der souveränen Gewalt widersetzten[334]). Ein Glück für Frankreich, daß die Macht dieser kleinen Räuber von der legitimen Gewalt der Könige ausgelöscht wurde. Mit der Erstarkung der Macht Karls VII. hatte in Frankreich das Lehnswesen seine Rolle ausgespielt, während es sich in Deutschland aus entgegengesetzten Gründen erst recht befestigte[335]). Polen mit seinem versklavten Volk und seinem stolzen, müßigen Adel ist das treueste Abbild der alten „keltischen und gotischen" Staatsform, die überall sonst reformiert wurde. Die Polen schließen wirklich mit ihrem König den Kontrakt, den man bei anderen Nationen nur stillschweigend voraussetzt[336]). Dänemark hatte lange eine Verfassung wie die Polens: eine Aristokratie unter dem Vorsitz eines Wahlkönigs[337]).

Von den einzelnen Institutionen der Feudalzeit bespricht V. besonders häufig das Rechtswesen. Der Hauptmißstand war, daß es keine fixierten Gesetze gab und daß das unbestimmte Recht stets nach den Zeitumständen, nach Laune und nach dem Recht der Gewalt ausgelegt werden konnte[338]). Es gibt nun aber im besonderen

[330]) *Ib.* c. 91; 60.
[331]) *Fragments sur l'Inde.*
[332]) *Dict. phil.: Esprit des lois.*
[333]) *Annales: Charles le Chauve.*
[334]) *Histoire du Parlement* c. 1. *E.* c. 65.
[335]) *Panégyrique de saint Louis. E.* c. 94.
[336]) *Charles XII*, 2.
[337]) *E.* c. 188.
[338]) *E.* c. 64; 110.

noch einzelne Rechtsbräuche, nach denen man meinen könnte, man habe Neger und Hottentotten vor sich — und wirklich standen wir in mehr als einer Hinsicht nicht höher als diese[339]). Unsere Tataren erfüllten Europa mit der Rechtsprechung der Gottesurteile, die sie von den Persern haben. Bei keinem asiatischen Volk (er will sagen: Kulturvolk), ebensowenig im Altertum und in der morgenländischen Kirche, finden wir die Sitte des Gottesurteils durch Schwert und Lanze. Es ist eine Erfindung der Wilden, die das römische Reich zerstörten und ihre Barbareien mit dem Christentum vermischten. Der Mord als Beweis der Unschuld, das Schwert als Richter, das war eine Justiz, die ihrer wert war. Unsere Bischöfe gaben diesen Scheußlichkeiten ihre Weihe, unsere Könige machten daraus die feierlichen Belustigungen ihrer gotischen Höfe. Ein des Mords Angeklagter durfte so noch einmal einen Mord begehen. Um einen Inzest zu ermitteln, konnte das Parlament einen Verwandtenmord befehlen. Nur der römische Hof, der vernünftiger war als die anderen und würdigere Gesetze gab in allem, was nicht sein eigenes Interesse betraf, verurteilte diese Unsitte[340]). Neben der kläglichen Tollheit der barbarischen, abergläubischen Ordalien ist für die Feudalität das Recht des Wehrgelds bezeichnend, das nur scheinbar menschlicher als unser Recht ist; da es die Erlaubnis zum Unrechttun dem gibt, der sie bezahlen kann, so ist es in Wirklichkeit grausamer[341]). Das Vehmgericht, das Karl der Große eingerichtet hatte und das erst unter Maximilian I. aufgelöst wurde, war eines der schauerlichsten Bluttribunale, entsetzlicher als die Inquisition. Im Vergleich mit ihm war der Rat der Zehn in Venedig ein milder Gerichtshof[342]). Überhaupt ist der mittelalterliche Strafprozeß unbarmherzig: Bei den christlichen Völkern des Westens war man barbarisch nach einem gewissen Zeremoniell, wie besonders die Hinrichtung von Fürsten, wie Konradin, Maria Stuart, zeigt. Auf diese künstliche Verschärfung der Grausamkeit verstanden sich nur sie[343]). Das heillos tyrannische jus primae noctis, das wohl zuerst in Schottland aufkam, bestand wohl nie gesetzlich zu Recht, existierte aber doch wohl als Brauch[344]). Unter den lächerlichen, rohen Feudalbräuchen zählt V. weiter auf: das Privileg, eine Kirche zu betreten mit einem Falken auf der Faust, das Recht, das Wasser eines Teiches peitschen zu lassen, um die Frösche am Schreien zu hindern, das Recht der Brandschatzung der Meßkaufleute. Ein Rest des Lehensrechts ist der Grundsatz, der noch bei den meisten Gerichten gilt: „Keine terre ohne seigneur", als ob

---

339) *E.* c. 45.

340) *Fragments sur l'Inde* c. 30. *E.* c. 100. *Panégyrique de saint Louis.*

341) *Dict. phil: Epreuve. E.* c. 17; 21.

342) *Commentaire de Beccaria* 13.

343) *E.* c. 51.

344) *Dict. phil: Cuissage.*

es nicht genügte, dem Vaterland anzugehören[345]). Auch die militärischen Leistungen der Feudalzeit schätzt V. gering ein. Man verstand wohl sich zu schlagen, aber nicht Krieg zu führen, da man keine stehenden Heere hatte. Die seigneurs führten ohne Erfahrung ungeschulte, schlecht bewaffnete Vasallen in den Kampf; die barbarische Methode konnte gegenüber gleichen Heeren genügen, gegen reguläre Truppen mußte sie versagen[346]). Die materielle Kultur war die denkbar dürftigste und die alte Etikette, die sich auf die Sessel, das Tabouret u. a. bezieht, stammt davon her, daß es bei unsern barbarischen Großvätern höchstens einen Stuhl im Hause gab[347]). Die geistige Bildung war im Tiefstand. Diese Barbaren hatten keine Urkunden; Europa bestand aus einer Bande von Räubern, aus einer kleinen Schar von Fälschern, die diese unwissenden Räuber betrogen und einem ebenso stumpfsinnigen als elenden Pöbel, der an die Scholle gefesselt, diese Leute ernähren mußte[348]). Will man sich ein Bild machen von dem Jahrhundert Roger Bacons, so stelle man sich Samojeden und Ostjaken vor, die Aristoteles und Avicenna gelesen hatten; das waren wir. Der Narr des Königs war immer sein Landsmann, der Arzt war Araber oder Jude. Sylvester II. galt als Magier, weil er von einem Araber Arithmetik und die Anfangsgründe der Geometrie gelernt hatte[349]). Albert nannte man den Großen, weil er in einem Jahrhundert lebte, in dem die Menschheit sehr klein war[350]). Noch vom 16. Jahrhundert sagt V: Der gesunde Menschenverstand war rar um diese Zeit in Frankreich. Der Einfall der Franken und dann der Einfall der scholastischen Theologie hatten das Volk zu sehr verdummt[351]). Ja, noch zur Zeit Balthasar Beckers (Mitte des 17. Jahrhunderts) hatte der Teufel einen mächtigen Kredit bei Theologen aller Schattierungen. Zauberei, Besessenheit und alles, was mit dieser schönen Theologie zusammenhängt, war noch Mode in Europa. In welcher schauerlichen Kloake der Barbarei steckten wir doch damals![352]) Im Zusammenhang mit dieser Unbildung steht die geschmacklose Kunstübung: Da war keine Stadt, in der es nicht Brüderschaften (confréries) von Handwerkern, Bürgern und Frauen gegeben hätte. Die tollsten Feierlichkeiten fanden Eingang als heilige Mysterien. Die Gesellschaft der Freimaurer ist noch ein Überrest aus dieser Zeit[353]).

---

[345]) *E.* c. 197; 38.
[346]) *E.* c. 64. *Pierre l. Gr.* I, 6.
[347]) *Dict. phil: Cérémonies.*
[348]) *Dict. phil: Parlement de France.*
[349]) *Dict. phil: Bacon.* *E.* c. 39.
[350]) *Philosophie de Newton* II, 1.
[351]) *Dict. phil: Vision.*
[352]) *Dict. phil: Béker.*
[353]) *E.* c. 82.

Kirchenherrschaft.

Unwissenheit und Aberglaube ist der Nährboden für eine andere Erscheinung, die für das Mittelalter bezeichnend ist. Es ist die Blütezeit der Kirchenherrschaft. Da weder die Herren noch die Sklaven lesen und schreiben konnten, so war es nicht wunderbar, daß die römische Kirche mit ihrer Feder und ihren Zeremonien diejenigen beherrschte, die ihr Leben zu Pferde zubrachten, mit eingelegter Lanze, die Pickelhaube auf dem Kopf. Die Wölfe ließen sich von den Füchsen fesseln. Ihre Wildheit behielten sie bei, aber sie lag an der Kette der Gläubigkeit und der Angst, dieser Folge der Gläubigkeit. So brachte die Kirche alles in ihre Hand[354]). Die Barbaren, die Christen wurden, um christliche Völker leichter zu regieren und die ebenso abergläubisch als unwissend waren, überließen aus Angst den Mönchen einen Teil ihrer eroberten Länder. Diese vermehrten die Schenkungen durch Fälschung ins Ungemessene. Wenn man die Gesetze zugunsten der toten Hand liest, glaubt man sich ins Land der Kaffern und Algonkin versetzt[355]). Ein schwacher Edelmann, der vor der Räuberei seiner Nachbarn geschützt sein wollte, stellte seine Güter unter den Schutz der Kirche, die dann den Angreifer zu bannen pflegte. Die Menschen jener Zeit, die ebenso dumm wie bosbaft waren, scheuten sich zwar nicht vor einem Verbrechen, wohl aber vor einem Bann[356]). Und doch war kein Friede zwischen Klerus und Grundherrn. Der Klerus sah in den seigneurs nur unwissende Tyrannen, die jede Rechtspflege verdarben, die seigneurs ihrerseits betrachteten die Geistlichen als Tyrannen, die lesen und schreiben konnten[357]). Die Folgen dieser geistigen Knechtung waren verhängnisvoll und schmählich besonders für die Fürsten: die Fürsten waren damals sehr unglücklich, immer dem Bann zu Hause oder in Rom ausgesetzt; die Völker freilich waren noch unglücklicher; denn sie trugen immer die Last des Banns[358]). In dieser Zeit barbarischer Dummheit kann ein Papst es sich leisten, einen legitimen König (Chilperich III.) abzusetzen. Herzog Otto von Österreich erklärt sich zum Vasallen Roms. Welch eine Zeit, da eine solche Tat nicht gebrandmarkt wurde und ungeahndet blieb! Der Sohn Ludwigs des Bayern bittet den Papst demütig um Verzeihung für das Böse, das dessen päpstlicher Vorgänger seinem kaiserlichen Vater angetan hatte, eine schmachvolle Selbsterniedrigung, die das mangelnde Ehrgefühl wie den Aberglauben jener Zeit zeigt[359]). An den anarchischen und barbarischen Rechtszuständen ist die Kirche mittelbar oder unmittelbar

354) *Dict. phil.*: *Lois I.*
355) *Diatribe à l'auteur des Ephémérides.*
356) *Les droits des hommes.*
357) *Dict. phil.*: *Abus.*
358) *E.* c. 51.
359) *Histoire du Parlement* c. 1. *Annales Louis V; Charles IV.*

schuldig. Der Papst hat allen Scheußlichkeiten der merovingischen Zeit seine Weihe gegeben[360]. Die Kirche ist schuld an der idiotischen und barbarischen Rechtsprechung der Zauberei- und Hexenprozesse, die mehr als 100000 Opfer gefordert haben[361]. Die Hinrichtung der Templer, diese Bartholomäusnacht so vieler Ritter, die sich zum Schutz des Christentums bewaffnet hatten und die in Frankreich von einem Papst und von Kardinälen verdammt wurden, ist die scheußlichste Grausamkeit, die je im Namen der Gerechtigkeit ausgeübt wurde und die auch bei wilden Völkern nicht ihres Gleichen hat[362].

Kreuzzüge.

Die schlimmste Ausgeburt des kirchlichen Geistes im Mittelalter war die ansteckende Raserei der Kreuzzüge, diese allgemeinste, scheußlichste, lächerlichste, verhängnisvollste Tollheit der Weltgeschichte, ausgezeichnet durch alle Grausamkeiten, Treulosigkeiten, Wüsteneien (débauche), deren die Menscheit fähig ist[363]. Eine derartige Massenwanderung von einem Weltteil in den andern, wie sie hier der religiöse Enthusiasmus hervorbrachte, war bisher noch nie erhört. Die Menschheit sollte eben von keiner Geißel verschont bleiben. Gleich scharf lautet das Verdammungsurteil über die Motive, wie über die Ausführung und die Wirkungen dieser Bewegung. Im Kopf der Päpste wuchs der verwegene Plan, das soldatische Europa nach Asien zu verpflanzen. Der Nebengedanke spielte mit, die verhaßte griechische Kirche wieder unter die lateinische zu bringen. Und in der Tat, hätte sich der Papst an die Spitze dieser ungeheuren Heere gestellt, so hätte er damit ein Mittel in der Hand gehabt, das einzige, das es gab, zu der Weltherrschaft zu gelangen, nach der der römische Stuhl strebte. Die Buße, die der Papst den Kreuzfahrern auflegte, denen er Sündenvergebung und ewiges Leben versprach, bestand in der Befriedigung ihrer Lieblingsleidenschaft, der Räuberei[364]. Auch auf Seiten der weltlichen Führer waren die Motive z. T. sehr unreiner Art. Wurde doch sogar der h. Ludwig bei seinem Kreuzzug gegen Tunis ein Opfer des selbstsüchtigen Ehrgeizes seines Bruders. Unverständig war das ganze Unternehmen schon deshalb, weil der Orient damals die gebildeten Völker in sich beschloß und wir die Barbaren waren. Nur in einem Fieberanfall konnte der h. Ludwig das Kreuzzugsgelübde ablegen, das allen wahren Interessen Frankreichs zuwiderlief[365]. Auch Ludwig VII. hätte besser daran getan, das

[360] *E.* c. 13.
[361] *Avis au public.*
[362] *Annales, Henri VII.* — Im übrigen verweise ich für diesen Punkt auf meine Arbeit: *Voltaire als Kirchenpolitiker (Deutsche Zeitschrift für Kirchenrecht* Bd. XV, 1.)
[363] *Voyage de la raison. Quelques petites hardiesses de M. Clair.*
[364] *Ib. E.* c. 54.
[365] *Remarques de l'E.* 12. *Quelques petites hardiesses.*

Sakrileg, das er begangen, in Frankreich durch eine verständige Regierung zu sühnen. Statt dessen gelobte er Millionen Menschen zu erwürgen, um den Tod von 400—500 Champagne-Bauern wieder gut zu machen[366]). Der einzige vernünftige Kreuzzug war der zur Unterstützung Spaniens gegen die maurische Invasion unternommene. Hier lag wirklich eine Gefahr vor, die Hilfe heischte[367]).

Ebenso unglücklich war die Ausführung dieser tollen Züge. Der Kriegsschauplatz war derselbe wie in den Perserkriegen Alexanders. Nun waren die Kreuzfahrerheere viel stärker als Alexanders Heer, die türkisch-arabischen Heere viel schwächer als die persischen. Wenn trotzdem die ungeheuren Kreuzzugsheere untergingen, so weist das auf einen Grundfehler in der Heeresverfassung hin, der ihren Mut unwirksam machte. Es war der Geist der Unabhängigkeit der Führer, den das Feudalwesen in Europa aufbrachte. Führer ohne Erfahrung und Methode führten ungeordnete Massen in unbekannte Länder[368]). Dem entsprechen die Ergebnisse. Von den Eroberungen der Kreuzfahrer bleibt keine Spur übrig, während Tschingis Chan, die Araber, die Türken fern von ihrer Heimat dauernde Reiche gründen. Das einzige, was sie konnten, war, daß sie andere Christen vertilgten. Der verwüstete Orient wurde das Grab von mehr als 2 Millionen Europäern. Die Kreuzzüge erschöpfen die Bevölkerung und das Vermögen Europas, ohne zu seiner Kultur beizutragen. Im Gegenteil: Deutschland z. B. befand sich in voller Anarchie. Durch diese Entvölkerung des Abendlandes haben die Kreuzzüge die Bresche geöffnet für das Eindringen der Türken in Konstantinopel. Wie viel Asien und Afrika von dem Gold Europas verschlang, wie sehr z. B. Frankreich durch diese Züge verarmte, ersieht man aus den Rechnungen des h. Ludwig. Die einzige gute Wirkung war, daß einige Gemeinden sich die Freiheit von ihren Herren kaufen konnten[369]). Der dunkelste Punkt in diesem düsteren Gemälde sind die Albigenserkreuzzüge: der Jesuit Daniel heißt die Albigenser infam und verabscheuenswert. Leute, die sich so zum Märtyrertod drängen, sind offenbar nicht infam. Infam sind nur die Worte Daniels und abscheulich ist nur die Barbarei, mit der man sie behandelte. Unsere gerechtere, vernünftigere Zeit sieht klar, daß es einen ungerechteren Krieg nicht gab, als den Albigenserkrieg. Man griff nicht rebellische Untertanen an, man griff den Fürsten an, um ihn zu zwingen, seine Untertanen zu vernichten[370]). Einige Male übt V. auch Kritik an der geschichtlichen Überlieferung der Kreuzzugsgeschichte. Die Belagerung des von einer Besatzung von 60000 Mann verteidigten Jerusalem durch ein Heer von 20000 Mann scheint ihm

---

366) *E.* c. 55.
367) *Annales: Conrad III.*
368) *E.* c. 55. *Annales; Conrad III.*
369) *Ib. E.* c. 57 f. 63; 87; 84. *Panégyrique de saint Louis.*
370) *Un chrétien c. 6 juifs; 16e sottise.* *E.* c. 62.

sehr fraglich. Die Geschichtschreiber haben eben immer das Wunderbare gern. Auch die tränenreiche Rührung der Kreuzfahrer nach dem auf den Sturm folgenden Blutbad zieht er in Zweifel. Derselbe Mensch kann wild und gefühlvoll sein, aber nicht wohl zu gleicher Zeit[371]).

Rittertum.

Es ist sehr selten, daß das Mittelalter ein freundliches Wort von dem Historiker Voltaire zu hören bekommt: Gewiß herrschte nicht die reine Barbarei; es gab auch sittliche Tüchtigkeit in allen Ständen, auf dem Tron und in Klöstern, unter Rittern und Geistlichen[372]). Es gibt besonders eine Erscheinung, der auch V. eine gewisse Sympathie abzugewinnen vermag: Das Rittertum. Diese Zeit der Rohheit und der Aufstände, des Raubs und des Mords war auch die Zeit, da die Freude an Pilgerfahrten und Ritterabenteuern allgemein verbreitet war. So bringen diese anarchischen Zeiten auch die Großtaten des Heldenmuts hervor, dessen Kraft mehr gedämpft ist in geregelten staatlichen Zuständen. Die Grundsätze des Rittertums, Ehre und Edelmut im Bund mit der Frauenliebe, bilden ein Gegengewicht gegen die allgemeine sittliche Verwilderung[373]). Er freut sich an der schönen ritterlichen Heldentat der normännischen Edelleute, die die Eroberung von Neapel und Sizilien ins Werk setzten, an dem edlen, ritterlichen Wort Franz I.: „Alles ist verloren, nur die Ehre nicht“ [374]). Die Mordsitten der Valois-Zeit unterscheiden sich sehr zu ihrem Nachteil von der Zeit der edlen Schwärmerei des alten Rittertums, da man seinen Zwist in den Schranken mit gleichen Waffen ausfocht[375]). Der schwäbische Bund, diese Vereinigung aller Edelleute Schwabens, die den Gewalttaten steuern wollten, war ritterlich im guten Sinn. Das war eine Kriegsmannschaft für das gemeine Wohl, die freilich nicht lange bei einander blieb[376]). Die Turniere waren jedenfalls edlere Spiele als das Ringen, Diskuswerfen und Rennen der Griechen und viel weniger barbarisch als die römischen Gladiatorenspiele. Wenn diese kriegerischen Turnierspiele je hätten erlaubt werden sollen, so hätte es in der Kreuzzugszeit geschehen müssen, wo die Waffenübung notwendig war und religiöse Weihe erhielt. Und doch hat es den Päpsten beliebt, gerade zu dieser Zeit dieses Abbild des Kriegs zu verbieten und mit dem Bann zu belegen, den Päpsten, die so oft wirkliche Kriege heraufbeschworen haben[377]).

Freilich zeigt nun die ritterliche Kultur doch wieder so fremdartige Züge, daß der Sohn der Aufklärung bei allem guten

---

371) *E.* c. 54.
372) *E.* c. 82.
373) *E.* c. 40; 76.
374) *Les droits des hommes. Dict. phil: Charles IX.*
375) *E.* c. 173.
376) *Annales: Frédéric d'Autriche.*
377) *E.* c. 99.

Willen der Sympathie und Anerkennung sich nur schwer in sie finden kann. Niemand war leichtgläubiger als ein Ritter. Die Ritter ließen 3 mal Messe lesen und nahmen 3 mal das Abendmahl, wenn sie auf Liebesabenteuer ausgingen oder wenn sie sich duellierten. Das hat man von dem guten Ritter Bayard bemerkt[378]). Bei den Zweikämpfen segnen die Priester die Waffen. Die Kämpfer müssen schwören, daß ihre Waffen nicht verzaubert sind und daß sie keinen Pakt mit dem Teufel geschlossen haben. Die Sekundanten, die für Gleichheit der Waffen zu sorgen haben, müssen die Gegner auch auf Amulette durchsuchen[379]). Die Türken, die weder Adel noch Duelle kennen, die alten Griechen und Römer trugen nur Waffen, wenn sie in den Krieg zogen; erst in der Zeit der Barbarei und des Rittertums wurde es eine Ehrenpflicht, mit Sporen zu Fuß zu gehen, zu tafeln und zu beten mit einem langen Schwert an der Seite. Die Lächerlichkeit dieses Brauchs, den allmählich die gewöhnlichsten Leute dem Adel nachmachen, sieht man nur nicht ein, weil man ihn täglich sieht[380]). Die Wappensprüche sind auch ein Rest des alten Rittertums und mögen immerhin bei festlichen Gelegenheiten noch ihre Verwendung finden, wenn sie nicht unfein und gemein sind, wie z. B. der Wahlspruch Ludwigs XII., der auf ein Stachelschwein hinweist und lautet: „Wer sich daran reibt, sticht sich". Im ganzen sind Wappensprüche im Vergleich mit Inschriften, was Maskeraden sind im Vergleich mit würdigen Feierlichkeiten[381]).

Besonders ist ihm der ritterliche Zweikampf ein Dorn im Auge. Wenn er ihn auch nicht gerade als lächerlich bezeichnen lassen mag[382]), so ist er ihm doch eine gotische Barbarei, eine sinnlose Wut, die der Nation in Fleisch und Blut überging, weil man so lange die Begriffe des Muts und der Ehre damit verknüpfte und die darum unter den Edelleuten mehr aufräumte als die Hand des auswärtigen Feindes[383]). Die barbarischen Duellgesetze, nach denen die Besiegten manchmal gehenkt, manchmal enthauptet und verstümmelt wurden, diese der Wilden würdigen Bräuche waren die Gesetze der Ehre, die das Siegel eines Königs trugen[384]). Hätten sich die Paulus Aemilius, die Scipio in den Schranken geschlagen wegen der Frage, wer von ihnen die schönste Geliebte habe, so wären die Römer nicht die Besieger und Gesetzgeber der Völker geworden[385]). Daß Ludwig der Heilige das Duell zuerst bekämpfte und Ludwig XIV. es endgiltig abschaffte, rechnet er diesen Königen hoch an[386]).

---

378) *Dict. phil: Jeanne d'Arc. E.* c. 121.
379) *Ib. Annales: Arnould.*
380) *E.* c. 197.
381) *Louis XIV,* c. 25.
382) *Dict. phil: Anciens et Modernes.*
383) *Louis XIV,* c. 2. *Panégyrique de saint Louis.*
384) *E.* c. 100.
385) *E.* c. 76.
386) *Ib. Louis XIV,* c. 29.

Von Interesse sind noch V.s Urteile über die geschichtliche Entwicklung des Rittertums: Es ist eine unrichtige Anschauung, wenn man meint, Karl der Große habe seinen Sohn zum Ritter schlagen lassen; das Rittertum kam erst viel später auf. Daß das, was man heute Ehre heißt, in den karolingischen Zeiten noch nicht bekannt war, zeigen z. B. die Ehehändel Lothars von Lothringen[387]). Im christlichen und maurischen Spanien kann man die Anfänge der fahrenden Ritter und der Duelle verfolgen[388]). Die Turniere wurden in Italien erfunden von den lombardischen Königen; dort hießen sie battagliole[389]). In den Wirren der Zeit Karls des Dicken befestigten die seigneurs ihre Burgen. Das Rittertum kommt auf und macht sich zur Aufgabe, die Räuber zu bekämpfen und die Damen zu beschützen oder auch zu entführen. Unter Arnulf verbreitet sich dann der Geist des Rittertums im ganzen Abendland[390]). Die zweite Hälfte des 11. Jahrhunderts, die Zeit des Cid, war die Glanzzeit des Rittertums, freilich auch die Zeit der herrschsüchtigen Anmaßung Gregors VII., des Elends in Deutschland und Italien und des ersten Kreuzzugs[391]). Seinem Wesen nach war das Rittertum eine Art von Würde und kriegerischer Brüderschaft, die von selbst aufkam wie die frommen Brüderschaften unter den Bürgern in Folge der Anarchie und Räuberei, die Europa verwüsteten. Mehrere seigneurs vereinigten sich nach und nach zum Schutz der öffentlichen Sicherheit und zur Verteidigung der Damen. Diese Pflicht nahm allmählich eine Art von religiösem Charakter an und fand ihre äußerliche Darstellung in allerlei Zeremonien religiöser und profaner Art. Öffentlich-rechtlichen Charakter trug das Rittertum nie. Ein Privileg oder Amt staatlicher Art oder auch ein Recht privater Art gab der bloße Rittertitel nicht. Im Staate galten nur die aus dem Lehenswesen hervorgegangenen Gesetze. Das Rittertum war eine freie soziale Vereinigung, die allerdings großes Ansehen in der Gesellschaft genoß. Als die Könige anfingen, Ritterorden zu stiften, zerfiel das alte Rittertum[392]).

Über die Zeit und die Ursachen des Verfalls des Rittertums hat sich V. oft und in verschiedener Weise ausgesprochen. Im 16. Jahrhundert findet er das Rittertum überlebt. Das Hereinwirken ritterlicher Vorstellungen in die Politik Karls V. und Franz I. mutet uns altertümlich und fremdartig an, so z. B. die lächerlichen und ergebnislosen Herausforderungen zum Duell oder der Umstand, daß Karl, voll von Mißtrauen gegen die Versprechungen des Monarchen

---

387) *Annales*: *Charlemagne E.* c. 30.

388) *E.* c. 44.

389) *Annales*: *Henri l'Oiseleur.*

390) *Ib*: *Charles le Gros*; *Arnould.*

391) *E.* c. 44.

392) *Ib*: *Charles Quint. E.* c. 97.

Franz, sich dem Wort des Ritters auf Treu und Glauben ausliefert[393]). Einmal gibt er ein ganz bestimmtes Datum an: Mit der Abschaffung des Turniers im Jahre 1560 schwindet der alte Geist des Rittertums, der nun nur noch in den Romanen fortlebt. In Spanien galt unter dem in seinen Palast eingeschlossenen Philipp kein Verdienst mehr als der Gehorsam gegen den königlichen Willen, Frankreich verzehrte sich im Fanatismus der Religionskriege, Deutschland vergaß über seiner konfessionellen Spaltung jeden ritterlichen Brauch und in Italien wurde der ritterliche Geist vom Geist der Ränke verdrängt[394]). Andere Stellen zeigen, daß V. auch die militärischen Gründe für den Rückgang des Rittertums nicht übersieht: Von jeher war bei allem Mut der militärische Wert der Waffentaten der Ritterschaft gering, da sie der Zuchtlosigkeit im Heer und der Roheit der Verwaltung nicht steuern konnte. Die Überlegenheit der Feuerwaffen drängte vollends die ritterlichen Waffen zurück. Ehemals bestand die Tapferkeit darin, sich bis an die Zähne bewaffnet auf einem geharnischten Kutschenpferd fest im Sattel zu halten; heute besteht sie darin langsam hundert Feuerschlünden entgegenzumarschieren, die manchmal ganze Reihen niedermähen[395]). Das militärisch gänzlich unwirksame Aufgebot des Adels unter Ludwig XIV. war das letzte Auftreten der alten Ritterschaft in unseren Heeren, die ehemals aus eben dieser Ritterschaft bestanden. Ein Abenteuer wie das Karl Eduards im Jahre 1746 wäre wohl gelungen in Ritterzeiten, aber es mußte fehlschlagen in einer Zeit, da die militärische Disziplin, die Artillerie und besonders das Geld auf die Dauer den Ausschlag geben[396]).

Einzelne politische Urteile.

An die kulturhistorischen Betrachtungen V.s mögen sich noch einzelne Urteile reihen, die mehr die politischen Verhältnisse des Mittelalters betreffen. Zunächst einige Generalideen, mit denen sich V. die Entwicklung der mittelalterlichen Geschichte verständlich macht: der Leitfaden durch das Labyrinth der modernen Geschichte, die treibende Kraft in der Entwicklung ist der Kampf zwischen imperium und sacerdotium. Deutsche Könige mit Ansprüchen auf Weltherrschaft einerseits, andererseits ein einfacher Priester in Rom, der ohne alle reale Macht durch die Herrschaft über die Gemüter der tatsächliche Schiedsrichter der Welt wird, dieses Bild bietet das System Europas bis auf Heinrich IV. von Frankreich. Ideengeschichte *(l'histoire de l'opinion)* muß man schreiben, wenn dieses Chaos von Parteiungen, Umwälzungen, Verbrechen zu einem Bilde gestaltet werden soll, das man dem Auge des Weisen darbieten

---

393) *E.* c. 124 f. *Annales: Charles-Quint.*
394) *E.* c. 99.
395) *E.* c. 76; 100.
396) *Louis XIV*, c. 12. *Louis XV*, c. 25.

kann[397]. So war gegen Ende des Mittelalters Europa eine ungeheure, unruhige Republik mit zwei Häuptern, die mehr ideale als reale Macht besaßen und mit auseinanderstrebenden, individuell gestalteten Gliedern, die aber doch auch noch in der Uneinigkeit zusammenhielten. Europa war, wenn man von der geistigen Kultur absieht, im Großen was Griechenland im Kleinen gewesen war[398]. V. bemerkt noch eine andere Tendenz in dieser Geschichte. Seit der Zeit, da Otto I. absoluter Herrscher werden will, während die großen Lehensherrn nach Unabhängigkeit streben, erschüttert dieser bald offene, bald versteckte Kampf zwischen der Königsgewalt, die immer wachsen und der Unabhängigkeit, die nicht weichen und ihre Privilegien mehren will, das christliche Europa nun schon 800 Jahre nicht minder als der Kampf zwischen imperium und sacerdotium. Er hat in den verschiedenen Staaten zu sehr verschiedenen Ergebnissen geführt, die Völker aber wurden unterdrückt von diesen ringenden Kolossen. In den Großstaaten ist noch fast immer das Volk dem Interesse eines einzigen oder einiger weniger aufgeopfert worden, weil die mit ihrem Lebensunterhalt beschäftigte Menge weder Zeit noch Kraft zu ehrgeizigen Plänen hat[399]. In Deutschland hat sich aus diesem Kampf eine außerordentlich komplizierte Verfassung herausgebildet, die bei der großen Ausdehnung des Reichs unvermeidliche Mißstände hat. Durch die Ausdehnung des jus de non appellando wurden die Kaiser allmählich in die Lage versetzt, nur noch Herrscher einer Republik von Fürsten zu sein. Und doch besteht der Staat weiter. Gerade die große Zahl souveräner Herrscher dient dazu ein gewisses Gleichgewicht zu erhalten, bis dereinst — so fügt er bedeutsam prophetisch hinzu — sich im Schoß Deutschlands eine Macht bildet, die einmal groß genug ist, die anderen zu verschlingen[400]. Ein andermal sagt er: das heilige römische Reich war weder heilig, noch römisch, noch ein Reich. Hartnäckiges Festhalten an leeren Titeln ohne Macht bei fortwährenden Wandlungen in Recht und Brauch, das bildet die Geschichte dieses Reichs[401].

Oft beschäftigen ihn die Probleme der Geschichte Italiens: Immer wieder steht der Geschichtsschreiber vor dem Problem, warum Italien nicht dauernd seine Freiheit gründen und den Fremden das Eindringen in das Land verwehren konnte. Seine Kraft wurde in kleinlichen Parteiungen, Eifersüchteleien, tyrannischen Gewaltstreichen verzettelt. Italien ist das Gegenbild des alten Griechenland, freilich ein barbarisches Gegenbild: Man pflegt die Künste und man ist Verschwörer; man ist nicht im stand sich zu schlagen wie bei den Thermopylen und bei Marathon. So konnte dieses an blühenden

---

[397] *Remarques de l'E.* II.
[398] *E.* c. 74.
[399] *Annales*: *Othon Ier*; *Ferdinand II.*
[400] *Annales*: *Ferdinand III. Hist. du Parlement* c. 1.
[401] *E.* c. 70.

Städten und an genialen Menschen reiche Italien sich nie national unabhängig machen, obgleich es sogar noch einen bedeutenden Vorteil vor Deutschland hat, den nämlich, daß außer dem Papst kein Bischof einen weltlichen Staat hatte gründen können und daß deshalb alle diese Staaten militärisch leistungsfähig waren[402]). Einmal beklagt sich V. über die Unklarheit, in der uns die bisherige Geschichtsschreibung läßt in der Frage der staatsrechtlichen Verhältnisse der Stadt Rom von Karl dem Großen an. Er selbst betrachtet die Stadt von Leo III., dem Isaurier, an als freie Stadt, die unter dem Schutz der Franken, dann unter dem der Deutschen sich, so gut es ging, republikanisch regierte und mehr unter dem Patronat, als unter der Gewalt der Kaiser stand. Der Papst hatte den größten Einfluß in der Stadt, die denn auch schließlich ganz in seine Gewalt kam. Die Römer suchten, so gut es ging, einerseits die Kaiser zu hindern, in Rom zu residieren, andererseits die Bischöfe, die absolute Gewalt zu erlangen. Darum dreht sich die ganze Geschichte von Karl dem Großen bis auf Karl V.[403]).

Endlich weist Voltaire auf einige Gruppen von Staaten hin, die sich kulturell abheben von dem Bild der Barbarei und des Elends, das fast alle christlichen Völker seit dem Barbareneinfall darbieten, und nennt als solche Konstantinopel, italienische Städte, wie Rom, Venedig, Florenz, Mailand und einige wenige andere[404]). Byzanz freilich zeigt ein doppeltes Gesicht: Für den am Hof herrschenden Geist ist eine Mischung griechischer Ränke mit thrazischer Wildheit bezeichnend; die Geschichte der gemeinsten Straßenräuber, die man für ihre Verbrechen öffentlich züchtigte, könnte nicht ekelhafter und schauerlicher sein. Und trotz den Greueln im Palast war das byzantische Reich immer einig, es war reicher, mächtiger und hatte mehr Hilfsquellen als das deutsche Reich. Das griechische Reich war dem lateinischen durch seinen Handel, seine Industrie, seinen Wohlstand überlegen. In Konstantinopel pflegte man immer die Wissenschaften und die schönen Künste, und auch die Geschichtsschreibung. Allerdings erbte man vom alten Griechenland mehr nur die Geschwätzigkeit; das Studium des Hofes war die (theologische) Kontroverse[405]). Etwas höher stehen die großen Handelsstädte Italiens. Während die deutschen und französischen Barone Burgen bauten und ihre Völker unterdrückten und aussogen, wurden diese Städte unter der Hand reich durch Handel und Freiheit. Gerade die Unwissenheit und Barbarei der nördlichen Völker Europas war z. B. für Venedig eine Quelle seines Reichtums. Es zog ihr Geld an sich, indem es ihnen die Waren des Orients lieferte[406]). Die feineren Industrieen

402) *E.* c. 74.
403) *Pyrrhonisme de l'hist.* 25.
404) *Louis XV*, c. 40.
405) *E.* c. 29; 37; 57.
406) *E.* c. 44; 82. *Annales: Lothaire II.*

beschränkten sich durchaus auf Griechenland und Italien. Die Franzosen konnten sie nicht importieren in ihre Städte ohne Freiheit, oder, wie man damals sagte, ohne Privilegien und in ihr Land ohne Einheit[407]). In Deutschland entsprechen jenen Städten die Hansa und die Städtebünde. Indem sie dem Handel Vertrauen einflößen, erweisen sie sich gemeinnütziger als soviele Kaiser und Päpste. Die Privilegien, die sie sich erringen, kommen dem öffentlichen Wohl zu gute. Daß Hansastädte mit Dänemark wie von Krone zu Krone verhandeln konnten, ist ein schönes Denkmal der Freiheit, deren Grundlage der achtbarste Gewerbefleiß war[408]). Der Schwäbische Bund erwirbt sich ein Verdienst, indem er Herzog Ulrich von Württemberg straft, der seine Vasallen plagt; er kann mit Fug die Liga für das öffentliche Wohl heißen[409]).

Renaissance.

Über das Renaissance-Zeitalter faßt sich Voltaire auffallend kurz und keineswegs wird ihm ungemischtes Lob zu teil, wie man nach Voltaires geschichtsphilosophischen Grundsätzen vielleicht erwartet hätte. Er sieht ja allerdings in dieser Epoche eine Wende der Zeiten: Ein gründlicheres Studium der Geschichte muß einsetzen mit dem Jahrhundert, das Karl V., Franz I. und Leo X. vorausgeht; da beginnt ein geistiger Umschwung, der alle Verhältnisse verändert[410]). Er preist den Ruhm Italiens: Die Kunstblüte im 16. Jahrhundert macht den Ruhmestitel Italiens aus und Italiens allein. Es war darin das Ebenbild des alten Griechenland. Den Italienern verdankt man die moderne Tragödie, wenn gleich auch sie mit Possen begannen, die sie unglücklicherweise nach dem Vorbilde des heiligen Gregor von Nazianz dem Alten und Neuen Testament entnehmen. Aber sie hatten schon lange ein regelgerechtes Theater, sin hatten die Kunst der Beredsamkeit, Geschichtschreibung, Mathematik, Poesie und bildende Kunst, als noch alle anderen Völker in Unbildung stagnierten, als wir Franzosen unsere elenden Possenspiele aufführten[411]). Die Florentiner spielen dabei die Rolle der Athener in Griechenland. Hier wie dort dieselbe Fülle von Geist, Größe, Leichtsinn, Unbeständigkeit, Parteistreit. In Toskana rang man sich los aus der Barbarei zu einer Zeit, da Paris noch nicht einmal eines Besuches wert war. Hier leben die Künste wieder auf. Die Parteikämpfe hatten den Mut gestählt und die Geister geweckt, die Freiheit hatte sie gehoben. Dieses Volk war das angesehenste in Italien, das am wenigsten dem Kaiser und dem Papst gehorchen wollte[412]). Doch vergißt Voltaire auch

407) *E.* c. 39.
408) *Annales: Conrad IV; Charles IV.*
409) *Annales: Interrègne.*
410) *Conseils à un Journaliste.*
411) *E.* c. 121. *Dict. phil: Art dramatique.*
412) *Annales: Charles IV. Dict. phil: Le Dante.*

das päpstliche Verdienst nicht. Leo X. verdankt man das Wiedererstehen der guten Tragödie und Komödie. Er ließ in Italien das augusteische Zeitalter wieder aufleben[413]).

Aber ebenso nachdrücklich weist Voltaire auf die tiefen Schatten hin, die das glänzende Bild der Zeit entstellen: Geist, Aberglaube, Atheismus, Mummenschanz, Verrat, Bigotterie, Gift, Mord, einige große Männer, eine Masse schlauer und doch unglücklicher Verbrecher: das war Italien. In dem Italien des 15. Jahrhunderts wimmelte es von Atheisten besonders unter der hohen Geistlichkeit und unter den Großen und Staatsmännern. Was war die Folge? Giftmorde waren so alltäglich wie Soupers und es gab Lehrer des Verbrechens, wie wir Lehrer der Musik und der Mathematik haben. Will man Prachtbeispiele von Perfidie haben, so muß man sich an die Italiener des 15. und 16. Jahrhunderts wenden. Wäre es mit diesen Greueln so weitergegangen, so wäre Italien heute verödeter als Peru nach der Invasion[414]).

Merkwürdig kühl ist Voltaire auch dem Zeitalter der Entdeckungen gegenüber. Es ist ihm eine große Frage, ob Europa durch die Koloniationsfahrten nach Amerika etwas gewonnen hat. Die Spanier haben zwar zunächst ungeheuren Reichtum daraus gezogen. Dafür aber nahm Spanien an Volkszahl ab, seine Schätze teilten sich allmählich auch andern Völkern mit und so ist nur der Warenpreis gleichmäßig in die Höhe gegangen und niemand hat wirklich gewonnen. Nun ist die Frage ob Cochenille und Chinarinde den Verlust so vieler Menschenleben aufwiegen[415]). Dazu kommt noch, daß man Columbus die Syphilis verdankt. Sie und die aus Innerarabien kommenden Pocken, die man Muhammed verdankt, haben die Erde mehr entvölkert als Kriege[416]). Daß wir die Syphilis wirklich von Amerika haben, scheint ihm aus der großen Masse medizinischer Zeugnisse darüber aus dem 16. Jahrhundert, sowie aus dem Schweigen der Ärzte und Dichter des Altertums mit Sicherheit hervorzugehen[417]). Einmal meint Voltaire, ohne die Reise Vasco da Gamas wäre Venedig so reich geworden, daß es sich zur Vormacht Europas entwickelt hätte[418]).

Das moderne Europa.

Langsame, unmerkliche Veränderungen militärischer, politischer, religiöser Art haben dem modernen Europa die Bahn frei gemacht. Auf die militärische Entwicklung besonders legt er großes Gewicht. Sie hat den Kulturkreis endgiltig

---

413) *Dict. phil: Police des spectacles.*
414) *E.* c. 105. *Histoire de Jenni II.* *L'ABC* 12.
415) *E.* c. 149.
416) *Pierre l. G.* I, 2.
417) *Dict. phil: Lèpre.*
418) *E.* c. 140.

vor der Bedrohung durch die Barbarei sicher gestellt und zugleich innerlich verändert: Ehemals, da Körperstärke, Behendigkeit und eine Art blutdürstiger Raserei über die Schlachten entschied, konnten die hyperboräischen Völker wie hungrige Wölfe über die Länder herfallen; heute würde eine einzige, mit Kanonen versehene Grenzfestung die Heere von Attila und Tschingis Chan zum stehen bringen. Kaum einmal bedient man sich noch des Bajonetts. Die Erfindung der Artillerie und die neue methodische Kriegskunst haben zugleich die Mächte auf den Fuß der Gleichheit gestellt und die Menschheit vor den ehemaligen Verwüstungen geschützt[419]. Durch die vervollkommnete Technik der Feuerdisziplin — er gedenkt dabei insbesondere der Verdienste des zweiten Königs von Preußen — sind die Bataillone eine Art von großen Maschinen geworden, von denen die besser funktionierende die ihr entgegenstehende minderwertige mit unfehlbarer Sicherheit außer Gebrauch setzt[420]. Immer mußten bisher die gebildeten, reichen Völker den wilden, armen und kräftigen Völkern unterliegen. Die Vervollkommnung der Artillerie hat endlich die physisch Schwachen und die Starken gleich gemacht und die Barbaren in ihre Grenzen gewiesen. Daß die Tataren ohne Artillerie die über Artillerie verfügenden Chinesen besiegten, ist ein Ausnahmefall[421]. Zugleich werden die Kriege weniger blutig: Gewehr und Kanone sind nicht so mörderisch, wie Speer und Schwert. Eine 9 stündige Schlacht, die ehedem im Nahkampf zur Vernichtung ganzer Heere geführt hätte, ist heute keine Vernichtungsschlacht mehr[422].

Ein anderes Moment ist das Anwachsen der Fürstenmacht. Kriege, wie die der Hansastädte gegen Dänemark, wären heute ein Ding der Unmöglichkeit. Die Städte sind zurückgegangen. So schwer hält sich die wahre Freiheit[423]. Die planmäßige Entwicklung der Machtmittel zeichnet die moderne Zeit aus. Noch an der Entlassung des deutschen Heeres im Jahre 1532, nach dem Erfolg über Soliman, sieht man, wie damals alles stoßweise vor sich ging. Man hatte nicht die finanziellen Mittel zur Unterhaltung großer Streitkräfte und hatte keine mit Ausdauer verfolgten großen Ziele. Alles hing davon ab, daß man die Gelegenheit ausnützte[424].

Sodann bemerkt Voltaire den großen religiösen Umschwung, allerdings mehr in seinen Symptomen, als in seinen im religiösen Leben verborgenen, tieferen Ursachen. Er sieht, wie die Politik der modernen Staaten sich von ihrer religiösen Gebundenheit löst und skrupellos wird. Seit der Zeit Karls V. und Franz I. ist es die ständige Politik der katholischen Fürsten, die auswärtigen Protestanten zu unterstützen

---

419) *E.* c. 60. *Dict. phil: Armes.*
420) *Louis XIV*, c. 18.
421) *E.* c. 155; 195.
422) *Louis XIV*, c. 19.
423) *Annales: Maximilien.*
424) *Annales: Charles-Quint.*

und zu bewaffnen, die einheimischen zu verfolgen. Der allerchristlichste König, ja der römische Hof selbst, unterstützt die Protestanten gegen einen gefährlichen Kaiser; französische Könige sind Bundesgenossen der Türken. Würde man alle Archive öffnen, so würde man sehen, wie die Religion immer dem Interesse oder der Rache geopfert wird. Verträge, wie der Prager Friede von 1635 zeigen, wie die Religion den Politikern nur als Vorwand dient, wie man mit ihr umspringt und wie man sie im Notfall opfert[425]). Diese religiöse, richtiger religionslose Realpolitik hat das Papsttum seine Stellung in Europa gekostet. Das Beispiel Englands und Heinrichs VIII. widerlegte die, die meinen, man könne nicht ohne große Gefahr mit dem Papst brechen und zeigt, daß ein einziger Streich diesen Koloß mit dem goldenen Haupt und den tönernen Füßen umwerfen kann. Die Rechte Roms galten nur, solange der gute Wille bestand, sich ausnützen zu lassen. Als man nicht mehr wollte, zeigte sich, daß eine Gewalt, die nicht auf reale Macht gegründet ist, nichts bedeutet[426]).

Es ist nun ein merkwürdiger Umschwung der Stimmung bei Voltaire zu beobachten. Von dem Augenblicke an, da das Papsttum seiner Meinung nach den nationalen Suveränitäten nicht mehr gefährlich werden kann, behandelt er es mit Sympathie, ja mit Bewunderung. Mit Wohlwollen verfolgt er die italienische Politik der Kurie: Julius II. hat die wahre Größe der Päpste gegründet, die weltliche. Die geistliche Macht schwand mehr und mehr dahin. Diese weltliche Macht konnte das Gleichgewicht in Italien herstellen, hat es allerdings aber nicht erreicht; der Grund war die Schwäche einer Priesterregierung und der Nepotismus. Immer war die italienische Politik der Päpste auf das große Ziel gerichtet, die Fremden von Italien fern zu halten, sie gegenseitig im Schach zu halten, und sich so ein Verdienst um die italienische Freiheit zu verschaffen, deren glückliche Vorkämpfer sie geworden wären. Ein großes Ziel, würdig des alten Rom, das aber das neue Rom nicht erreichen konnte[427]). Und in Worten, die an die Bewunderung der großen Politik des Vatikans anklingen, wie sie der Göthische Antonio empfindet, spricht er sich im *Siècle de Louis XIV* c. 2. aus: Meist bekämpfen unsere Schriftsteller den Ehrgeiz des römischen Hofes; seiner Klugheit lassen sie nicht genug Gerechtigkeit widerfahren. Und doch weiß das heutige Rom seinen Einfluß zu wahren mit derselben politischen Klugheit, mit der einst die römische Republik die Hälfte der bekannten Welt eroberte. Nie hat ein Hof es besser verstanden, sich den Personen und der Zeit anzubequemen. Die Päpste sind fast immer Italiener, die in Geschäften grau geworden sind und sich von Leidenschaften nicht blenden lassen. Ihr Ministerrat besteht aus Kardinälen,

---

425) *E.* c. 176; 178 f. *Annales: Ferdinand II.*
426) *E.* c. 135.
427) *Annales: Maximilien.*

die ihnen gleichen und von demselben Geist beseelt sind. Von diesem weltumspannenden Kollegium kann man sagen, was einst ein Fremder vom römischen Senat sagte: „Ich habe ein consistoire von Königen gesehen". Wohl kein Volk, kein Hof hätte so allgemein und so heftig bekämpfte Vorrechte erhalten können. Aber Rom, das immer zur rechten Zeit Festigkeit und zur rechten Zeit Geschmeidigkeit anwandte, hat gehalten, was es nach menschlichen Ermessen halten konnte. Einige Rechte, viele Ansprüche, Politik und Geduld das bleibt heute noch von der ehemals nach Weltherrschaft strebenden römischen Gewalt. Ja es klingt fast wie eine Entschuldigung seiner harten Worte gegen das mittelalterliche Papsttum, wenn er sagt: Die Wirren der Zeit, die Verwilderung der Sitten konnten an der Person der Päpste nicht spurlos vorübergehen. Jeder ist ein Kind seines Jahrhunderts, nur wenige vermögen sich über die sittliche Höhenlage der Zeit zu erheben. Wenn man ihre Laster schildert, so ist der einzige Zweck dabei, zu zeigen, wie glücklich Rom jetzt ist, seit Ruhe und feine Sitten dort herrschen[428]).

Fügt man noch zu allen diesen Veränderungen die Idee der Solidarität, welche die modernen Kulturvölker verbindet, so erhalten wir das Bild des neuen Europa: Trotz allen Kriegen, die der Ehrgeiz der Könige entfacht, ja trotz den noch mehr verheerenden Religionskriegen, stehen alle Teile Europas in unauflöslicher Verbindung. Das christliche Europa ist durch ein solches Band gemeinsamer Kultur geeinigt, daß man es als eine Art ungeheurer Republik ansehen kann, die nur in mehrere Staaten zerfällt. Die religiöse Grundlage ist bei allen konfessionellen Unterschieden dieselbe. Es gibt gewisse öffentlich-rechtliche politische Grundsätze, die spezifisch europäisch sind und sonst nirgends gelten. Er nennt im besonderen die Behandlung der Kriegsgefangenen, der Gesandten, die auch im Krieg nicht ganz abgebrochenen diplomatischen Beziehungen, die Anerkennung gewisser Rechte und Titel und vor allem die der Politik zu Grunde liegende Idee eines europäischen Machtgleichgewichts[429]). Wie nahe berührt sich doch mit dieser Auffassung die Konzeption, die Ranke aus seiner geschichtlichen Arbeit erwachsen ist: „Einer der vornehmsten Gedanken, die ich mir gebildet habe, und von denen ich der Überzeugung bin, daß er vollkommen richtig ist, ist der, daß der Komplex der christlichen Völker Europas als ein Ganzes, gleichsam als ein Staat, zu betrachten ist. Sonst könnte man den ungeheuren Unterschied, der zwischen der orientalischen und der occidentalischen Welt und die große Ähnlichkeit, welche zwischen den germanischen und den romanischen Völkern besteht, nicht recht begreifen". Wo V. in der Geschichte auf einen Zug der für das moderne Europa charakteristischen Humanität

---

428) *E.* c. 82.
429) *Louis XIV*, c. 2.

stößt, versäumt er nicht, ihn mit Wohlgefallen hervorzuheben. Auch die Geißel des Krieges hat durch die neue Humanität von ihren Schrecken verloren: eben die großen stehenden Heere haben ihr Gutes: die Völker kümmern sich nicht mehr um den Krieg, den ihre Fürsten führen[430]. Staatsgefangene wie Belle-Isle im österreichischen Erbfolgekrieg werden mit ausgesuchter Höflichkeit behandelt, nach jenen Grundsätzen der meisten europäischen Höfe, welche die Ungerechtigkeit der Politik und die Grausamkeit des Krieges durch die gewinnenden äußeren Formen der Humanität zu mildern suchen[431]. Nach der Schlacht bei Dettingen schreiben sich der englische und der französische Feldherr Briefe, die zeigen, wie sehr man der Menschlichkeit und der feinen Sitte huldigen kann mitten in den Greueln des Krieges[432]. An dem Gedanken des europäischen Gleichgewichts sieht er auch die Kehrseite: der Gedanke des Gleichgewichts, der einen ewigen Frieden und dauernde Ruhe sichern sollte, und der doch zu so vielen Kriegen den Vorwand gibt, gruppiert Europa in zwei Hälften. Die Politik Europas wird raffinierter, nicht vollkommener. Darum hat eine Frage wie die, wem Schlesien gehören solle, die früher Europa kalt gelassen hätte, mehr als 500000 Mann auf die Beine gebracht[433].

Mit seiner eigenen Zeit ist er politisch wohl zufrieden. Er freut sich des Glücks der Zeit, wo man in tiefem Frieden lebt im Schoß der Künste und des Vergnügens. Eine Schilderung des mittelalterlichen Frankreich unterbricht er einmal mit den Worten: Möchten die Bürger jener Riesenstadt, in der der Friede, die Künste, die geselligen Freuden heute blühen, in der auch die geistige Bildung sich zu verbreiten beginnt, die Zeiten vergleichen und klagen, wenn sie das Herz haben! Diese Betrachtung drängt sich bei jeder Seite Seite der Geschichte auf. Trotz unserem unausrottbaren Hang, die gute alte Zeit auf Kosten der Gegenwart zu loben, werden wir bei dieser Vergleichung unser Glück zu schätzen wissen[434]. Frankreich hat durch Auflösung des Jesuitenordens nichts verloren, dafür aber viel gewonnen durch Abschaffung der heillosen Käuflichkeit der Richterämter. England ist trotz den Pamphleten der Opposition ruhig und wohlhabend, Deutschland verfeinert und verschönert sich von Tag zu Tag. Italien scheint wieder zu erwachen. Möge ein solches Glück, dessen Wert man nicht genug schätzt, recht lange dauern[435]. Mag dann immerhin die Zeit ästhetisch betrachtet eine Epigonenzeit sein: Ich betrachte die Zeit Ludwigs XIV. als das Zeitalter des Genies, das gegenwärtige Jahrhundert als eines, das über

---

430) *E.* c. 197.
431) *Louis XV*, c. 14.
432) *Ib.* c. 10.
433) *Ib.* c. 30; 32.
434) *Ib.* c. 80; 82.
435) *Fragments sur l'Inde* 34.

das Genie reflektiert. Ein Ersatz, auch in dieser Hinsicht, ist die Ausdehnung der Bildung: Ich weiß, daß die Philosophie, die nützlichen Kenntnisse, der wahre Geist nie so große Fortschritte gemacht haben unter den Literaten, als in den Tagen meines Alters[436]).

Frankreich.

Noch mögen anhangsweise Urteile V.s über die Geschichte einzelner moderner Völker folgen. In der französischen Geschichte, besonders der älteren Zeit, sieht er weit mehr Schatten als Licht. Seinem Ingénu erscheint die französische Geschichte so ekelhaft in ihren Anfängen, so trocken im Fortgang, so kleinlich selbst in der Zeit Heinrichs IV., bar aller großen Denkmäler, aller jener schönen Entdeckungen, die den Ruhm anderer Völker ausmachen, daß man bei diesem Studium immer gegen die Langeweile ankämpfen muß[437]). Unsere Väter waren Wildschweine und Bären bis zum 16. Jahrhundert, dann haben sie Affengrimassen gemacht, und endlich sind sie Menschen und zwar liebenswürdige Menschen geworden[438]). Einem Heiden (Julian) und einem Hugenotten (Heinrich IV.) verdanken wir Gallier die einzigen schönen Tage bis auf die Zeit Ludwigs XIV.[439]). Die schlimmsten Zeiten der französischen Monarchie sieht er in der Epoche der Religionskriege. Im Zeitalter Philipps II. spielt Frankreich eine traurige Rolle. Die Religion, der Ehrgeiz, der Mangel an guten Gesetzen und eine schlechte Regierung ist die Ursache so großen Elends[440]). Für den Aufschwung Frankreichs unter den Kardinalministern, die den Grund zur Größe des Reiches legten, hat er keine Augen: die Regentschaft von Marie de Médicis war schlecht, die Regierung Ludwig XIII., des sogenannten Gerechten, kennzeichnet sich durch grausame Morde, das Ministerium Richelieus durch Parteistreitigkeiten und Schafotte. Wenn man von den letzten 10 Jahren Heinrichs IV. absieht, so gab es kein unglücklicheres Volk als das französische. Endlich nahm Ludwig XIV. die Regierung in die Hand und Frankreich erhob sich (naquit)[441]).

In der *Histoire du Parlement* zeichnet er in großen Zügen die Verfassungsgeschichte Frankreichs: Die 12 Pairs Karls des Großen werden in den alten Romanen so oft genannt, daß wohl etwas Wahres daran sein muß. Wahrscheinlich waren es seine 12 Großwürdenträger. In der Verfallzeit machten die Grafen und Herzoge ihre Würden und Ämter erblich. In Deutschland gingen sie dann noch weiter, bis zu dem Recht, den Kaiser zu wählen. Die

[436]) *Défense de Louis XIV.*
[437]) *Ingénu* 10.
[438]) *Un Chrétien c. six juifs; 18e réponse.*
[439]) *Diatribe à l'auteur des Éphémérides.*
[440]) *E.* c. 170 f.
[441]) *Diatribe à l'auteur des Éph.*

deutschen Kurfürsten sind in Wahrheit pairs, die die Feudalverfassung fortentwickelt und befestigt haben, die heute in Frankreich abgeschafft ist. Die Regierung Ludwigs des Heiligen ist epochemachend durch den Untergang so vieler großen Barone, im Kreuzzug wird der König absoluter[442]. Über die die französische Kirchenpolitik leitende Idee spricht er sich einmal im *Siècle de Louis XIV* c. 2 aus: Der Papst, sagt er dort, hat auch in der Hälfte der Christenheit, die ihn noch als geistlichen Vater anerkennt, Kinder, die ihm manchmal mit Recht und mit Erfolg Widerstand leisten. Frankreichs Grundsatz ist es, ihn als eine heilige, aber etwas unternehmende Persönlichkeit zu betrachten, der man die Füße küssen, aber manchmal auch die Hände binden muß.

Die deutsche Politik Frankreichs charakterisiert er richtig und scheint sie persönlich zu billigen: Bis auf die Zeiten Ottos I. und Heinrichs V. läßt sich die Tendenz der deutschen Territorialgewalten zurückverfolgen, zum Schutz des Feudalsystems in Deutschland auf französische Hilfe zurückgreifen, wie denn in der Tat Frankreich durch seine Lage der natürliche Beschützer der großen Feudalherren gegen die suveräne Gewalt ist[443]. Suger war der erste unter den Ministern Frankreichs, der Bürgerkriege in Deutschland erregte[444]. Die Erwerbung der 3 Bistümer für Frankreich hat seinen Beifall: Metz, Toul und Verdun konnte man eher als einen Auswuchs des deutschen Reichskörpers betrachten, denn als ein natürliches Glied des Staates[445]. Unter dem noch nicht von Richelieu geleiteten Ludwig XIII. schien Frankreich seine alten Interessen zu vergessen und versäumte es, die Protestanten zu unterstützen. Die Niederlage von Nördlingen gab dem allerchristlichsten König wieder das Übergewicht und trug ihm in letzter Linie den Besitz des Elsaß ein[446]. Gegen die Kriegspolitik Ludwigs XIV. ist er bedenklich gestimmt: „Nie habe ich den Krieg gegen Holland, der den von 1689 nach sich zog, gerechtfertigt.“ Allerdings gab es auch „nie einen gerechteren Krieg, als den spanischen Erbfolgekrieg“[447]. Den österreichischen Erbfolgekrieg, der Frankreich erschöpfte, hätte es sich ersparen können. Es gab dabei wenig zu gewinnen und viel zu verlieren. Allein der Ehrgeiz Belle-Isles hat das Land in diesen Krieg getrieben[448].

Immer geht ihm das Herz auf, wenn er auf die große Zeit Frankreichs zu reden kommt, das schöne Jahrhundert Ludwigs XIV., das in einer für immer mustergiltigen Weise das vollendete, was das Jahrhundert der Medizäer, Leos X., Karls V. und Franz I. angebahnt.

---

[442]) *Hist. du Parlement* c. 9; 2.
[443]) *Annales: Othon Ier; Henri V.*
[444]) *Ib: Conrad III.*
[445]) *E.* c. 178.
[446]) *Annales: Ferdinand II.*
[447]) *Défense de Louis XIV.*
[448]) *Louis XIV*, c. 10.

Unter den 4 weltgeschichtlichen Jahrhunderten steht wohl das Ludwigs XIV. am höchsten. Mag es in seinen ästhetischen Leistungen die andern drei nur erreicht, nicht überboten haben, so ist in ihm die allgemeine geistige Bildung entschieden gestiegen. Erst von dieser Zeit an bricht sich die gesunde Philosophie Bahn. Nie hat der menschliche Geist größere Fortschritte gemacht, nie war die Bildung so weit verbreitet. Es entsteht in aller Stille, den Kriegen und den religiösen Gegensätzen zum Trotz, eine Gelehrtenrepublik, die im Briefwechsel der Philosophen, in den Akademien ihren Zusammenschluß findet; eine große, alles umfassende Gemeinschaft der Geister. Diese große Entwicklung hat von Frankreich aus ganz Europa in ihre Kreise gezogen. Die feine gesellschaftliche Bildung verdankt Europa dem Hof Ludwig XIV.[449]). Aufs neue, wie schon in der Zeit der Régence, setzt gegen das Ende seines Lebens eine dem großen Jahrhundert feindliche Strömung ein und aufs neue bekennt er sich zu ihm und rühmt seine einzigartige Kulturblüte. Daß so viele bedeutende Menschen zusammen blühen, ist nur dreimal in der Weltgeschichte vorgekommen und kommt vielleicht nie wieder vor. Man wäre ein Barbar, wenn man dieses „den Schöngeistern teure Jahrhundert“ — so spotteten die Gegner — nicht liebte. Aber auch in politischer Beziehung ist der Ehrentitel des großen Jahrhunderts nicht unverdient. Man vergleiche es nur mit den vorhergehenden 80 Jahren, in denen wohl kein Tag ohne Mord verging. In jeder Hinsicht war damals Frankreich das Muster Europas. Er glaubt nicht, in den Fehler des Alters zu verfallen und ein gegen die Segnungen der Gegenwart blinder Lobredner der Vergangenheit zu sein, wenn er die Sache eines Jahrhunderts verteidigt, dem wir alles danken und die eines Königs, der nicht unwert seines Jahrhunderts war[450]). Man würde sich sehr täuschen, wenn man in diesem aus dem Herzen kommenden Lob etwas von der Schmeichelei des Hofhistoriographen vermuten wollte. Was ihm an der Regierung des Königs mißfällt, brandmarkt er mit freimütiger Kritik, besonders die Religionspolitik: Die Aufhebung des Edikts von Nantes war ein um so größerer politischer Fehler, als die königliche Macht unerschütterlich fest stand und alle Sekten der Welt in keiner einzigen Stadt auch nur einen Aufstand von 14 Tagen hätten zustande bringen können. Dazu beging man den großen Fehler, die Geistlichen zu verbannen; denn wenn die Hirten fortgehen, folgt ihnen die Herde. Der Verlust an Menschen betrug mehr als 800 000; der an Geld mehr als eine Milliarde. Holland, Deutschland, England heimsten den Gewinn ein. Überallhin trugen die réfugiés ihr Geld, ihre Industrie, ihren Fleiß und befruchteten das protestantische Ausland. Ihnen allein verdankt Genf sein Aufblühen. England erhielt durch sie gerade die Fabriken, die es noch nicht hatte und brauchte;

---

[449]) *Louis XIV*, c. 1; 34. *Conseils à un Journaliste.*

[450]) *Défense de Louis XIV.*

10 000 französische Flüchtlinge machten aus dem wilden Berlin eine wohlhabende, prächtige Stadt[451]). Die Hugenottenverfolgung unter Ludwig XIV. war ein Bürgerkrieg, barbarischer als ein Krieg der Wilden; 100 000 Menschen kamen darin um. Er wurde hervorgerufen durch intrigante Beeinflussung des Königs. Aus einer persönlichen Schwäche Ludwigs gehen auch die jansenistischen und quietistischen Wirren hervor[452]). Er ist, wie wir sahen, nicht einverstanden mit der Kriegspolitik des Königs und verurteilt in scharfen Worten die Verwüstung der Pfalz als eine Schmach und als unnötige Grausamkeit[453]) Und von den Ausgängen seiner Regierung sagt er, sie seien gekennzeichnet durch sittliche Ausschweifungen, die sich unter der Maske der Frömmigkeit verbargen. Die Galanterie der früheren Zeiten war weniger falsch und liebenswürdiger[454]).

Durchaus nicht höfisch klingt auch sein Bericht über das düstere Ende (die tristesse assez sombre) der **Regierung Ludwig XV.** und seine Bilanz des 7 jährigen Krieges: Der Staat verlor in diesem Krieg die blühendste Jugend, mehr als die Hälfte des im Reich umlaufenden Bargelds, seine Marine, seinen Handel, seinen Kredit. Man hätte sich mit England leicht verständigen können wegen des strittigen Landstrichs in Canada. Die Eiswüsten Canadas schlägt er überhaupt gering an; hätte man $^1/_{10}$ des Geldes, das diese Kolonie verschlang, zur Bewirtschaftung brachliegenden Landes in Frankreich verwendet, so hätte man noch viel gewonnen. Aber die Selbstsucht einiger Ehrgeizigen treibt Frankreich in den Krieg hinein und verwüstet ganz Europa. Die Folgen dieses entehrenden und doch unumgänglich gebotenen Friedens waren noch verhängnisvoller als der Friede selbst[455]).

England.

Nächst Frankreich interessiert er sich am meisten für **England**. Er bemerkt den konservativen Zug im englischen Volkscharakter: In London hat man viele Bräuche des alten Frankreich beibehalten[456]). Über den 100 jährigen Krieg zwischen Frankreich und England urteilt er ganz wie Macaulay: Es war nicht im Interesse des freiheitsliebenden englischen Volks, daß sein König auch über Frankreich herrschte. England war in Gefahr die geknechtete Provinz eines auswärtigen Königreichs zu werden[457]). Nur mit tiefem Abscheu kann er von der Hinrichtung Maria Stuarts und Karls I. reden. Beide Male war die Verurteilung das Possenspiel einer Mörderbande[458]). Elisabeth

451) *Anecdotes sur Louis XIV. Fragments sur l'histoire* 14 f. *E.* c. 182.
452) *Articles extraits du Journal de Polit. et de Litt.*
453) *Louis XIV*, c. 12; 16.
454) *Des Souvenirs de Mme de Caylus.*
455) *Louis XV*, c. 1; 35.
456) *E.* c. 83; *Hist. du Parlement* c. 9.
457) *E.* c. 79; 167.
458) *Dict. phil: Arrêts de morts.*

hatte kein anderes Recht über Maria als das Gewaltrecht des Stärkeren über den Schwachen und Unglücklichen. Nie war ein Gericht weniger zuständig; nie ein Verfahren so gesetzwidrig[459]). Die Hinrichtung Karls I. durch fanatische bourgeois gehört mit der Hinrichtung von Konradin, Huß und Hieronymus zu den schauerlichsten Justizmorden, die kaum eine jahrelange Rache sühnen konnte. Noch nie hat man ein Volk gesehen, daß den eigenen König mit allem Pomp eines Justizverfahrens auf das Schafott geschickt hat. Uud welches Verfahrens! In dem angeblichen Gerichtshof saßen ein Schuster und ein Fuhrmann neben 38 Obersten[460]). Von der Revolution von 1688 urteilt er, sie sei nicht aus irgend welchen zufälligen Ursachen abzuleiten, sondern ganz und gar aus dem Charakter und der politischen Haltung der beiden Hauptpersonen Jakobs II. und Wilhelms III. hervorgegangen[461]). Die maritime Überlegenheit Englands beschäftigt ihn lebhaft. Ihre Bedeutung erkennt er wohl. Der alte Spruch: Wer Herr des Meeres ist, ist Herr der Erde, erweist sich oft als wahr[462]). Manchmal wirft er die Frage nach ihren Gründen auf: Sollte der Grund der sein, daß die Engländer das Meer brauchen, das die Franzosen zur Not entbehren können, daß ihre Hauptstadt ein Seehafen ist; oder sollte vielleicht Englands Boden und Klima Männer von kräftigerem Körperbau und zäherem Charakter hervorbringen, wie er auch bessere Pferde und Jagdhunde hervorbringt. Aber, wendet er sich selbst ein, Frankreichs Küsten haben von Bayonne bis Flandern eine unermüdliche, arbeitsame Bevölkerung und die Normandie hat früher allein schon England überwältigt[463]). Mit Staunen, ja mit Besorgnis sieht er dem Wachsen der englischen Macht zu: Nun teilen sich die Engländer mit Spanien in die amerikanische Halbkugel. Die Spanier haben die Länder, welche Reichtümer hervorbringen, die nur konventionneller Art sind; die Engländer haben den wirklichen Reichtum, den man mit Gold und Silber kauft, alle notwendigen Waren, alles was dem Gewerbefleiß dient. Deutsche Völker haben sich in diesen Ländern niedergelassen, wo sie eine Freiheit genießen, die sie in ihrem Vaterland nicht finden. Sie sind Engländer geworden. Wenn diese Kolonien mit ihrem Mutterland vereinigt bleiben, so wird ohne allen Zweifel dieses politische Gebilde einmal die furchtbarste Macht bilden[464]).

Preußen und Rußland.

Die bedeutsamste äußere Veränderung der europäischen Staatengesellschaft findet V. in dem Auftreten zweier neuen Großmächte,

[459]) *E.* c. 169.
[460]) *Dict. phil.*: *Arrêts notables*. *E.* c. 180. *Prix de la Justice* 20.
[461]) *Louis XIV*, c. 15.
[462]) *Louis XV*, c. 8.
[463]) *Ib.* c. 35.
[464]) *Ib.*

Rußlands, dessen staatliche Begründung vielleicht einen der größten Wendepunkte in der europäischen Geschichte bildet seit der Entdeckung der neuen Welt und des auf weniger breiter Grundlage künstlich geschaffenen Preußen[465]). Auf Preußen bezieht sich wohl jener prophetische Hinweis auf eine Macht, die dereinst stark genug sein werde, die anderen deutschen Mächte zu verschlingen. Er bemerkt die von der Politik der anderen Fürsten grundverschiedene Politik Friedrich Wilhelms I., der große Summen auf innere Kolonisationsarbeit verwendet und durch Bildung und Disziplinierung eines großen Heeres und Sammlung eines Staatsschatzes es seinem Sohne ermöglichte, alte Ansprüche geltend zu machen[466]). In seinen Urteilen über Rußland ist V., was er in seinen Werken über Frankreich nie ist: höfischer Historiker. Peter dem Großen gegenüber ist allerdings seine Bewunderung zugleich wirkliche Überzeugung. Rousseaus Prophezeiung, das von Zar Peter kultivierte Rußland werde einmal eine Beute der Tataren werden, überschüttet er mit Hohn. Der Hof von Petersburg wird uns für große Astrologen halten, wenn er erfährt, daß einer unserer Uhrmachergesellen die Uhr schon auf die Stunde des Untergangs des russischen Reichs gestellt hat[467]). Die Schlacht von Pultawa bezeichnet er unter allen Schlachten, die die Erde mit Blut getränkt haben, als die einzige, die statt bloß zerstörend zu wirken zum Glück des Menschengeschlechts beigetragen habe, da sie dem Zar die Möglichkeit gab, einen großen Teil der Welt zu zivilisieren[468]). Wo er aber auf seine Gönnerin Katharina II. zu reden kommt, wird er in einer fast komisch zu nennenden Weise offiziös: Katharina II. sah einen Bürgerkrieg in Polen voraus; sie schickte den Frieden durch ein Heer. Dieses Heer erschien nur, um die Dissidenten zu schützen für den Fall, daß man sie vergewaltigen wollte. Man hätte dieses Heer, das im fremden Land viel bessere Mannszucht hielt als je die polnischen Truppen, für einen Reichstag halten können, der zu Gunsten der Freiheit versammelt war. Gewöhnliche Politiker dachten, die Kaiserin wolle die polnischen Wirren benutzen, um sich zu vergrößern; sie bedachten nicht, daß das russische Reich zu groß ist, um neues Gebiet zu brauchen[469]).

---

465) *Louis XV*, c. 3. *Pierre le Grand, Préface au lecteur.*
466) *Louis XV*, c. 5. *Louis XIV*, c. 18.
467) *Idées républicaines* 37.
468) *Pierre le Grand* I, 18 f.
469) *Fragments sur l'histoire* 22.

P. Sakmann.

Voltaire in Frankfurt 1753.

(Vgl. Bd. XVII[1] S. 160 ff.)

II.

Der mit nicht geringer Umsicht entworfene Plan Voltaires, am 20. Juni aus Frankfurt zu entrinnen, ist bekanntlich im letzten Augenblicke an der Wachsamkeit Freytags und seiner Spione gescheitert.[89]) Den Kriegsrat hatte Voltaires Entrinnen dermaßen außer sich gebracht, daß er seinen zur Verfolgung des Dichters ausgesandten Sekretär angewiesen hatte, dem Flüchtling, falls er ihn außerhalb der Stadtgrenze träfe und nicht zu freiwilliger Umkehr zu bestimmen vermöchte, eine Kugel durch den Kopf zu jagen.[90])

Am Bockenheimer Tore festgenommen, brach der verzweifelte Dichter in die leidenschaftlichsten und unwürdigsten Ausfälle gegen Freytag los, wodurch er den ohnehin schon Gereizten aufs äußerste gegen sich erbitterte. Den Vorschlag Freytags, Voltaire ohne militärische Bewachung in des Residenten Wohnung in Privatarrest zu nehmen, lehnte der Dichter ab, so daß Freytag nun, sehr gegen seinen Willen, die städtischen Behörden für die förmliche Verhaftung Voltaires in Anspruch nehmen mußte. Der ältere Bürgermeister, Johann Carl von Fichard, machte nach Freytags Bericht „anfangs viele Diffikultäten, teils weil er keine königliche Requisition hatte, teils weil der Voltaire in königlich französischen Diensten stünde"; doch ließ er sich schließlich durch Freytags Drängen zur Ausstellung des Verhaftsbefehls bestimmen. Der Hofrat Schmidt hatte bei dem Bürgermeister für die

[89]) Vielleicht wäre es dem Dichter doch geglückt, über die Mainzer Grenze zu entkommen, hätte er nicht mit dem Suchen nach einer unterwegs verlorenen Schreibtafel kostbare Minuten verloren, und wäre ihm nicht der Weg durch eine lange Kette Heuwagen versperrt worden. Vgl. Varnhagen S. 227 und die bisher nicht beachteten Angaben de Luchets S. 404. Von ihm erfahren wir auch, dafs nicht durch Freytag selbst, sondern durch einen seiner Beauftragten, den Stallknecht des Löwenwirtshauses, Voltaires Wagen am Tore angehalten wurde. Erst eine Stunde später, während deren Voltaire seiner Nichte einen Boten sandte, sei der Resident erschienen.

[90]) Varnhagen S. 267. Collini S. 82. De Luchet S. 309.

Vorlegung der versprochenen königlichen Verhaftsrequisition sich persönlich haftbar erklärt. Er war es auch wohl, der den Bürgermeister dazu vermochte, über Madame Denis, die bei dem Stadthaupte und verschiedenen Ratsherren für ihren Oheim Stimmung zu machen suchte, wie auch über den Sekretär Collini gleichfalls Arrest zu verhängen.[91]) Die ausführliche Schilderung, die Collini von den Aufregungen und Demütigungen entwirft, denen Voltaire im Hause des Hofrats Schmidt, wohin man ihn zunächst gebracht hatte, ausgesetzt gewesen ist, dürfen wir als bekannt voraussetzen. Wie Jung mit Recht bemerkt, ist zweifellos bei dieser Gelegenheit nicht mit der dem Stande und dem Ansehen des Dichters gebührenden Rücksicht verfahren worden. Aber auch vor einer groben Rechtsverletzung schreckten die beiden preußischen Räte nicht zurück, indem sie ohne Ermächtigung seitens der städtischen Behörde dem Dichter und seinem Sekretär die Taschen leerten und ihre Reisegelder und sämtlichen Wertgegenstände, sogar bis auf Voltaires Tabacksdose und Taschenuhr, an sich nahmen. Eine Quittung über die beschlagnahmten Summen, deren Betrag Schmidt durch seine Handlungsgehilfen feststellen ließ, wurde Voltaire nicht ausgestellt. Die Räte bemächtigten sich ferner zweier Handtaschen der Flüchtlinge und einer auf die Reise mitgenommenen Kaßette, die Schmuck- und andere Wertgegenstände enthielt. Alles Beschlagnahmte wurde nach Collinis Angabe schließlich in einem Koffer verwahrt, dessen Vorhängeschloß mit dem Siegel Voltaires und Schmidts versehen wurde.[92]) Seinen größten Schatz, eine Handschrift seiner „Pucelle“, hatte Voltaire im Augenblicke der Verhaftung seinem Sekretär zuzustecken vermocht, der sie unter seinen Kleidern verbarg.

Ein reichsstädtischer Offfzier, Leutnant und Adjutant Textor, hatte sich inzwischen auf Anordnung des Bürgermeisters den Räten zur Verfügung gestellt. Ihm mußten Voltaire und Collini ihre Degen übergeben. Da der Löwenwirt den Dichter angeblich „wegen seiner unglaublichen Kargheit“ nicht wieder aufnehmen wollte, so brachte man die beiden Gefangenen in das ihrem früheren Quartier gegenüberliegende Gasthaus zum Bockshorn, einer „verrufenen Schenke“ nach Collinis Schilderung, wo die Reisenden auch die einfachsten Bequemlichkeiten vermißten.[93]) Nicht weniger als zwölf Soldaten unter dem Kommando eines Unterofffziers hatten die preußischen Räte in ihrem Übereifer zur Bewachung der Gefangenen aufgeboten; je vier Wachen hielten die Türen der Zimmer Voltaires, Collinis und der Madame Denis besetzt.[94])

---

[91]) Varnhagen S. 232; Collini S. 83.

[92]) Collini S. 80 ff., auch hier wieder in Einzelheiten ergänzt durch de Luchet S. 305 ff.

[93]) Varnhagen S. 231; Collini S. 82; de Luchet nennt das Bockshorn „*une gargotte décriée*“.

[94]) Collini S. 83; Voltaire, *Mémoires* S. 75; Moland 38, 103. Wohl irrtümlich gibt de Luchet S. 312 die Zahl der Wachen auf neun an.

Die Überführung von Voltaires Nichte in das Bockshorn hatte Freytags Sekretär Dorn, eine offenbar recht wenig vertrauenswürdige Persönlichkeit, ins Werk gesetzt. Unter dem Vorwande, Voltaire habe ihn mit der Abholung seiner Nichte beauftragt, bestimmte er sie zum Verlassen ihres Quartieres im Löwen und führte sie Abends 10 Uhr unter dem völlig überflüßigen Geleite von drei Grenadieren nach dem gegenüberliegenden Bockshorn, wo die Soldaten vor ihrer Türe Wache hielten. Man weiß, was Voltaire aus diesem Vorgange gemacht hat: „seine Nichte sei von Dorn und den Soldaten angesichts des ganzen Pöbels der Stadt durch die Straßen und durch den Kot gezerrt worden; und in ihrer Gefängniszelle lm Bockshorn hätten Grenadiere die Stelle von Kammerfrauen, Bajonette die Stelle von Bettvorhängen vertreten!"[95]) Diese echt Voltaireschen Übertreibungen dürfen uns aber nicht darüber täuschen, daß Voltaires Nichte in der Tat unter ihrer völlig ungerechtfertigten Gefangenschaft und unter der Rücksichtslosigkeit des rohen und zuchtlosen Gesellen Dorn schwer zu leiden hatte. Statt der in hysterische Krämpfe Verfallenen ihre Kammerfrau zuhilfe zu schicken, setzte sich Dorn, der schon in Schmidts Wohnung stark gezecht hatte, in dem Zimmer von Voltaires Nichte fest, ließ sich ein Abendessen auftragen und leerte, wenn wir Collini glauben dürfen, dort Flasche auf Flasche. Voltaires Angabe, daß seine Nichte schließlich nur durch laute Hilferufe sich der schlimmsten Zudringlichkeiten Dorns erwehren konnte, erscheint unter diesen Umständen als keineswegs unglaubhaft.[96])

---

[95]) Mol. 38, nr. 2586, 2600, 2610, 2626; Voltaire, *Mémoires* S. 74; Collini S. 87. Die in der folgenden Anmerkung erwähnte Klageschrift Voltaires vom 12. Juli fügt noch hinzu, Madame Denis sei von Dorn mit Hieben (cum ictibus) durch die Strafse getrieben worden. Nach Freytags Bericht vom 6. Juli (Varnhagen S. 269) betrug die Entfernung zwischen dem Löwen und dem Bockshorn „kaum zwanzig Schritte". Die Angabe Freytags, Voltaires Nichte sei „in aller Stille ohne Eskorte" zu ihrem Onkel gebracht worden (Varnhagen S. 270) erscheint wenig glaubhaft.

[96]) Collini S. 87 f. und de Luchet S. 314 f. Die Anklage, einen unsittlichen Angriff auf Madame Denis gemacht zu haben, hat Voltaire bereits am Tage nach seiner Gefangensetzung, in einer Nachschrift zu dem Briefe seiner Nichte an Friedrich den Grofsen vom 21. Juni erhoben (Mol. 38, nr. 2586) und sie später des öfteren wiederholt, so in Briefen vom 26. Juni, vom 14. Juli, vom 22. September 1753 (Mol. 38, nr. 2600, 2626, 2650) sowie in der von uns mitzuteilenden Klageschrift an Friedrich den Grofsen vom 9. Juli 1753. Anderwärts freilich, wo er die Leiden seiner Nichte ausführlich schildert, tut er jenes Attentates keine Erwähnung; namentlich schweigt er auch darüber in dem an Ludwig XV. gerichteten Beschwerdebrief vom 28. Juni (Mol. 38, 85), in dem Brief an Freytag vom 23. Juni (Mol. 38, 75), sowie in den im folgenden mitzuteilenden Klageschriften an den Frankfurter Senat, wo man jene Anklage am ersten zu finden erwartet. Jedoch wird das Attentat von Voltaire dem Dorn auf das bestimmteste in einer lateinischen Klageschrift vom 12. Juli zur Last gelegt, die der Dichter dem Senator v. Senckenberg zur Vorlage bei dem Frankfurter Senat überschickte, die von Senckenberg aber durch eine von ihm selbst verfafste Klageschrift ersetzt wurde. In Voltaires Klageschrift

Nach allen den Stürmen des ereignisvollen Tages fand Voltaire doch noch die Kraft, in später Nachtstunde der Schwester Friedrichs des Großen, Wilhelmine von Baireuth, über seine und seiner Nichte Gefangenschaft zu berichten und sie um ihre Fürsprache bei dem Könige anzuflehen.[97]) Madame Denis, die angeblich die Nacht hindurch in Krämpfen gelegen hatte, raffte sich in der Frühe des folgenden Tages zur Abfassung eines Briefes an den König selbst zusammen.[98]) Was aber im Augenblicke das Wichtigste war, Voltaire hatte auch Gelegenheit gefunden, durch seine Frankfurter Freunde, in erster Linie wohl durch den Senator Senckenberg, den Senat der Reichsstadt von den am 20. Juni gegen ihn und seine Begleiter verübten Rechtsverletzungen zu unterrichten[99]). In der am 21. Juni stattfindenden Sitzung des Frankfurter Rates trat denn auch bereits ein starker Unmut über den preußischen Residenten und die Art, wie er Tags zuvor den älteren Bürgermeister überrumpelt hatte, zutage. Nachdem der Bürgermeister v. Fichard über die Verhaftung Voltaires berichtet hatte, nahm man das „Promemoria“ der beiden preußischen Räte[100]) zur Kenntnis, worin sie das Eintreffen einer vom Könige selbst an den Rat gerichteten Requisition um Voltaires Gefangensetzung in Aussicht gestellt hatten. Mußte sich der Rat sonach auch wohl oder übel dazu verstehen, bezüglich Voltaires selbst die Angelegenheit „in statu quo“ zu lassen, so beschloß er doch, mit Rücksicht auf die geschehenen Übergriffe die preußischen Räte aufzufordern, daß „die Requisition auch auf die beiden andern mitarrestierten Personen und auch auf den mit Beschlag genommenen Coffre mit Geld gerichtet werde“[101]). Diese Forderung des Frankfurter Rates, die noch am Vormittag des 21. Juni durch den Zeugschreiber Horn mündlich bestellt wurde, setzte den preußischen Residenten in nicht geringe Verlegenheit. Dem städtischen Abgesandten

---

heifst es: „*praefatum Dorn in ejus cubiculo per totam noctem solum esse pernoctatum et nefarie aggressum esse hanc nobilem mulierem, quae exclamavit cum ejulatu; hanc injuriam prae pudore istam mulierem non manifestasse, sed questam private esse; quod patruus suus asserit cum juramento*“. Senckenberg, der wohl Voltaires Angaben mifstraute, hat in seiner Klageschrift diese Anklage unterdrückt und sich auf den Vorwurf beschränkt, dafs Dorn die ganze Nacht in Frau Denis Zimmer zugebracht habe. Freytag behauptete in seinem Bericht vom 6. Juli, Voltaires Nichte habe den Dorn ersucht, bei ihr im Zimmer zu bleiben, „auch vor diese Nachtwache ihme einen Louisdor zum Präsent gemacht“ (Varnhagen S. 268). Die Annahme liegt nahe, dafs Dorn bei seinen Zudringlichkeiten es zugleich auf eine Erpressung abgesehen hatte.

[97]) Moland 38, nr. 2585.

[98]) Ebenda nr. 2586 und 2587. Vgl. unten.

[99]) Moland 38 nr. 2626 (*Journal de ce qui s'est passé à Francfort*): *Le 21 juin les prisonniers font présenter requête au magistrat.*

[100]) Voltaire-Akten des Stadtarchivs zu Frankfurt a. M. (Reichssachen No. 12296), No. 2. Wir bezeichnen diese Akten im Folgenden als „Frankf. Akten“. Das Promemoria ist abgedruckt bei Varnhagen S. 233 ff. Vgl. Jung S. 224.

[101]) Frankf. Akt. No. 1.

gegenüber erklärte er, „um weiterer Requisitionen über die anverlangten Punkte überhoben zu sein“, sich sofort zu einer Reihe von Zugeständnissen bereit: die städtische Wachtmannschaft sollte bis auf 2 Mann, die abwechselnd Voltaires Türe zu bewachen hätten, zurückgezogen, Voltaires Nichte und Sekretär sollten nicht mehr bewacht werden; den Koffer, „worinnen vermeintlich Geld seyn solte“, versprach er noch am Nachmittag an Voltaire zurückzugeben, allerdings erst, nachdem er die darin befindlichen Skripturen in Verwahrung genommen. Weit davon entfernt, der Autorität des Rates Eintrag zu tun, werde er mit Voltaire und dessen übrigen Effekten vor Eintreffen der königlichen Requisition keine Veränderung vornehmen sondern alles in statu quo lassen „indeme es nur auf ein gewisses rares Buch, Poesie enthaltend, ankomme, welches Mr. de Voltaire der königlichen Ordre ohnerachtet bis dato noch nicht herausgegeben habe[102])“. Mit diesen Zugeständnissen erklärte auch der Hofrat Schmidt dem städtischen Beauftragten gegenüber sich einverstanden[103]).

So peinlich für Freytag das unvermutete Eingreifen des Frankfurter Rates zu Voltaires Gunsten auch gewesen sein mochte, so ist doch das plötzliche Einlenken des Residenten sicherlich nicht allein aus der Rücksichtnahme auf die Stimmung des Rates, sondern in erster Linie aus dem Umstand zu erklären, daß ihm ganz gleichzeitig aus Berlin der bestimmte Auftrag des Königs zu Voltaires Freilassung zugegangen war. Wir wissen, daß Freytag am 5. Juni den König um Instruktionen angegangen hatte, wie weit die Durchsuchung von Voltaires Gepäck ausgedehnt werden sollte[104]). Infolge der Reise, die Friedrich der Große im Juni 1753 nach Ostpreußen unternahm, war sein Bescheid bisher ausgeblieben; nur der Kämmerer Fredersdorf hatte auf eigene Verantwortung hin am 14. Juni den Kriegsrat angehalten mit dem schroffen Vorgehen gegen Voltaire „so zu kontinuiren, wie Sie angefangen haben“. Wie ganz anders lautete nun die königliche Entscheidung, die am Tag nach Voltaires Flucht und Gefangensetzung dem Residenten zuging! Da uns dieser königliche Erlass den Schlüssel zum Verständnis der in der Folge gegen Voltaire ergriffenen Maßregeln der preußischen Räte an der Hand gibt, so teilen wir ihn hier im Wortlaut mit[105]):

> Nach Seiner Königlichen Majestät glücklicher Retour aus Preufsen haben Höchstdieselben gnädigst approbiret, was Ew. Hochwohlgeboren, auf Höchstdero Ordre, wegen des Herrn von Voltaire veranstaltet haben. Um aber jedoch ihn nicht länger von seiner vorhabenden Reise nach Plombières abzuhalten, so gestatten Seine Majestät gnädigst, dafs er

---

[102]) Freytag verschweigt hier unredlicherweise, dafs das „rare Buch“ sich bereits seit dem 17. Juni in seinem Besitze befand, und dafs es nur an ihm lag, wenn das Buch noch nicht ausgepackt war.

[103]) Frankf. Akt. No. 3 (Bericht des Zeugschreibers Horn über seine Verhandlungen mit Freytag und Schmidt).

[104]) Vgl. oben *S. 185* und Varnhagen S. 196 f.

[105]) Nach Varnhagen S. 240 f.

dieselbe fortsetze, wenn er zuvor einen förmlichen Revers an Ihnen dahin eingeliefert haben wird, dafs er das Seiner Königlichen Majestät zuständige Buch, in einer zu bestimmenden kurzen Zeit, fidèlement, in originali, und ohne davon Kopei zu nehmen oder nehmen zu lassen, einschicken wolle, und solches bei Reputation eines ehrlichen Mannes, und der angehängten Klausul, dafs er sich, im widrigen Falle, selbst des Arrestes unterwerfen wolle, in welchem Lande er auch anzutreffen sei.

Ew. Hochwohlgeboren belieben demnach ihm diesen Revers vorzulegen, und wenn er solchen vollzogen und unterschrieben haben wird, ihn in Frieden und mit Höflichkeit zu dimittieren; auch von dem Erfolg mir mit erster Post Nachricht zu geben.

Potsdam, den 16. Juni 1753.

Wir sehen mit Befremden, daß Friedrich der Große mit diesem Schreiben sich in schroffen Widerspruch zu seinem Erlaß vom 29. April setzte, wonach Voltaire bis zur Auslieferung aller königlichen Manuskripte und der „*Œuvres de poésie*“ in Frankfurt gefangen gehalten werden sollte — ein neuer Beweis dafür, wie sehr Friedrich der Große bei Abfassung seiner ersten an Freytag gerichteten Erlaße es an der nötigen ruhigen Überlegung hatte fehlen lassen. Zu seiner milderen Auffaßung der Dinge ist der König wohl in erster Linie durch den am 11. Juni an ihn gerichteten Brief von Voltaires Nichte bestimmt worden, worin sie des Dichters Gesundheitszustand in den düstersten Farben geschildert hatte. Wie dem nun aber auch sein mag, den preußischen Räten war durch das königliche Schreiben der Weg für ihr weiteres Vorgehen vorgezeichnet. Da das königliche Gedichtbuch bereits zur Stelle gebracht worden war, so blieb ihnen Nichts zu tun übrig, als den Dichter „in Frieden und mit Höflichkeit zu dimittieren“. Sehen wir nun zu, wie sich die preußischen Räte zu dieser Aufgabe gestellt haben!

Bereits am Vormittag des 21. Juni hatte Voltaire den Kriegsrat würdevoll um Erleichterung seiner Haft angegangen. Nach dem Eintreffen des Potsdamer Erlaßes scheint Freytag dem Dichter eine Verminderung der Zahl der Wachen in Aussicht gestellt zu haben. In einem leidenschaftlichen Briefe beschwört ihn Voltaire, diesem Versprechen nachzukommen und ihm die Rückkehr in den Goldenen Löwen zu gestatten. Dort könne er im Garten Luft schöpfen und das ihm verordnete Schwalbacher Mineralwasser nehmen. Für ihn und für seine todtkranke Nichte handle es sich bei dieser Bitte um Leben oder Tod.[106]) Gegen 2 Uhr Nachmittag erschien dann Freytag selbst im Bockshorn.[107]) Er hatte inzwischen die bisher immer noch uneröffnet gebliebene Leipziger Kiste in Voltaires neues Quartier bringen lassen,[108]) ebenso den Koffer, worin man Tags zuvor die den

[106]) Moland 38 nr. 2590 (vom 21. Juni früh) nach Varnhagen S. 247.

[107]) Mol. nr. 2586 (am Schlufs).

[108]) De Luchet S. 315: *L'aprèsdinée on vit arriver la malle de Leipzig.* Vgl. Moland 38, nr. 2598. Über die Rücksendung des Gedichtbandes vgl. Varnhagen S. 258

Gefangenen abgenommenen Gegenstände verwahrt hatte. Der Leipziger Kiste wurde der königliche Gedichtband entnommen und in Voltaires Gegenwart versiegelt; am 25. Juni sandte der Resident den Band nach Potsdam ab. Über die Übergabe des Koffers lassen wir zunächst Collini berichten: „*Freytag fit transporter à la gargotte, où nous étions logés, la malle qui contenait les papiers, l'argent et les bijoux. Avant d'en faire l'ouverture, il donna à signer à Voltaire un billet par lequel celui-ci s'obligeait à payer les frais de capture et d'emprisonnement ... Freytag et Schmith partirent avec 128 écus d'Allemagne. Voltaire visita la malle dont on s'était emparé la veille sans remplir aucunes formalités. Il reconnut que ces messieurs l'avaient ouverte et s'étaient approprié une partie de son argent. Il se plaignit hautement de cette escroquerie; mais messieurs les représentans du roi de Prusse avaient à Francfort une réputation si bien établie, qu'il fut impossible d'obtenir aucune restitution.*[109]) So glaubhaft diesen Bericht die mitgeteilten Einzelheiten und Collinis Eigenschaft als Augenzeuge auch erscheinen lassen, so wird er doch durch Voltaires eigenes Zeugnis als unwahr erwiesen. Wir werden später hören, daß der Frankfurter Rat am 26. Juni durch den Aktuar Diefenbach bei Voltaire und seinen Mitgefangenen anfragen ließ, „ob sie ihre Coffre und darinnen befindliche Effecten wiederbekommen". Hierauf erwiederte Voltaire: „Ja! Ihre Coffres wären restituiert, aber noch nicht eröffnet und nachgesehen, mithin könne er nicht wissen, ob alles noch darinnen".[110]) Auch in der am 27. Juni bei dem Frankfurter Rate eingereichten Klageschrift Voltaires lesen wir Nichts davon, daß die preußischen Räte seinen Koffer erbrochen und Geld daraus entwendet hätten. Nachdem vielmehr Voltaire in dieser Beschwerdeschrift festgestellt hat, daß Schmidt das Reisegeld Voltaires und Collinis an sich genommen, legt er Verwahrung gegen die Beschlagnahme seiner „*effets*" ein, „*dont Schmidt s'est emparé ... sans procès verbal, qu'il a rendus sans procès verbal et dans lesquels tout ce qui est perdu doit être à la charge du dit Schmidt et de Dorn*".[111]) Wir dürfen hieraus schließen, daß Voltaire bei der Rückgabe des Koffers am 21. Juni von vornherein davon Kenntnis hatte, daß dieser Koffer sein und Collinis Reisegeld nicht enthielt, und daß diese Gelder zunächst als Pfand für die Zahlung der Haftkosten in Schmidts Händen zurückbleiben sollten. — Voltaire wäre aber nicht er selbst gewesen, wenn er die Gelegenheit versäumt hätte, die grobe Formverletzung, die die preußischen Beamten bei der Beschlagnahme seines

---

[109]) Collini, *Mon séjour* S. 88 f. Vgl. de Luchet S. 319: *Dès qu'ils furent partis, Mr. de Voltaire visita la malle ... Quelle fut sa surprise, lors qu'après avoir eu beaucoup de peine à l'ouvrir avec la clef ordinaire, il trouva qu'on avait visité les effets et diverti de l'argent.* Zweifellos hat auch hier de Luchet aus Collinis Tagebuch geschöpft.

[110]) Frankft. Akt. Nr. 5 (Bericht des Aktuars Diefenbach).

[111]) Frankft. Akt. Nr. 10.

Eigentums sich hatten zu Schulden kommen lassen, zum Schaden seiner Gegner auszunutzen. In immer ausgedehnterem Maaße hat er in der Folge die preußischen Räte der Entfremdung seines Eigentums bezichtigt. In dem „*Journal de ce qui s'est passé à Francfort-sur-Mein*“ gibt Voltaire am 14. Juli 1753 an, man habe ihm außer seinem Gelde noch Papiere, Ringe, eine goldene Schere und Schuhschnallen geraubt;[112] dem kaiserlichen Gesandten am Mainzer Hofe, Graf von Pergen, klagte er etwa gleichzeitig, daß ihm außer seinem Gelde zwei Diamanten und andere Kleinigkeiten aus seiner Kassette genommen worden seien,[113] während es in einer bisher unbekannt gebliebenen Klageschrift an Friedrich den Großen vom 9. Juli heißt: „*on lui a pris linges, habits, bagues, argent, tout jusqu'à des ciseaux et des boucles*“.[114] Am 5. August steigert sich Voltaire in seinem Briefe an den Minister von Podewils noch weiter: „*presque tous nos effets ont été dissipés comme dans un pillage*“,[115] während Voltaires „*Mémoires*“ nur von der Entwendung der Hälfte seines Gepäckes berichten.[116] Als ferner im Jahre 1759 französische Truppen Frankfurt besetzt hielten, forderte Voltaire seinen Sekretär Collini auf, in diesem günstigen Augenblicke den ihm bei seiner Verhaftung erwachsenen Schaden einzuklagen; Collini solle 2000 Thaler, die sich in einem der beschlagnahmten Koffer befunden hätten und von Schmidt unterschlagen worden, ferner 20000 Francs an Kosten, Schaden und Interessen fordern und sich auf Voltaires Zeugnis beziehen. „*Il est certain*“, so heißt es in diesem schlimmen Briefe, „*qu'un homme qui s'est emparé des malles et effets d'un voyageur, sans forme juridique, est tenu de rendre tout ce qu'on lui redemande*“.[117] Aus einem im Frankfurter Archive erhaltenen Briefe Collinis an den Frankfurter Bürgermeister vom August 1753 wissen wir aber, daß Collini selbst damals die ihm abgenommene Summe auf 25 Karolinen, also noch nicht auf den zehnten Teil der von Voltaire berechneten Summe angegeben, sonstige Ansprüche überhaupt nicht angemeldet hatte![118]

Unseres Erachtens kann unter diesen Umständen Voltaires Angabe über die angebliche Beraubung seines Koffers recht wenig Gewicht

---

112) Moland 38 nr. 2626.

113) Frankft. Akt. Nr. 42.

114) Berlin, Geh. Staatsarchiv Rep. XI, Frankreich, 91 Varia.

115) Moland 38 nr. 2634.

116) *Mémoires* (Berlin 1784) S. 75: *Le marchand Schmit s'étant emparé de tous mes effets, qui me furent rendus plus légers de moitié* ... In einer um den 10. Juli an Friedrich den Grofsen gerichteten Beschwerdeschrift — aber auch nur an dieser einzigen Stelle — klagt Voltaire, man habe auch seiner Nichte ihr Geld und Wertgegenstände genommen. Moland 38 nr. 2616.

117) Collini, *Mon séjour auprès du Voltaire* S. 208.

118) Frankft. Akt. Nr. 53. In seinen Memoiren gibt Collini an: *j'avais cependant perdu ... mon argent comptant et quelques effets.* (*Mon séjour* S. 95).

beigelegt werden, umsoweniger, als seine bei dem Frankfurter Senat eingereichten Klagschriften immer wieder nur für das ihm vorenthaltene Baargeld, nicht auch für sonstige Verluste Ersatz fordern. Dabei bleibt freilich die Möglichkeit bestehen, daß bei der durchaus formlosen Beschlagnahme von Voltaires Eigentum einzelne Gegenstände verstreut, vielleicht auch in die Taschen des zweifellos recht unzuverlässigen preußischen Sekretärs Dorn gewandert sind.[119])

Wir kehren wieder zu Freytags Verhandlungen mit Voltaire am Nachmittag des 21. Juni zurück, wobei, wie wir jetzt annehmen dürfen, der Dichter sein Reisegepäck und seine Wertgegenstände in leidlicher Vollständigkeit zurückerhalten haben wird. Die nächste Sorge des Residenten war, sich des wichtigen Billets vom 1. Juni zu versichern, worin Freytag in aller Form versprochen hatte, den Dichter nach Rückgabe des königlichen Gedichtbuches seines Weges ziehen zu lassen. Freytag selbst hat darüber am 23. Juni nach Potsdam berichtet, daß ihm der Dichter das Billet „unter tausend Lügen und Vorwänden, daß es verloren sei, bon gré mal gré restituiren mußte.“[120]) Voltaires Nichte andrerseits versichert in einem Briefe an König Friedrich vom 25. Juni, die preußischen Räte hätten den Gefangenen für den Fall der Rückgabe des Billets ihre Freilassung in Aussicht gestellt.[121]) Angesichts des außerordentlichen Wertes, den Freytags Verschreibung für Voltaire besaß, hat es wohl recht starker Drohungen und gleichzeitig wohl auch weitgehender trügerischer Versprechungen bedurft, um Voltaire die Herausgabe des Schriftstückes abzunötigen.[122]) Und sicherlich hat der Dichter es nicht versäumt, bei dieser Gelegenheit die Rückgabe der zwei Packete mit Manuskripten zu verlangen, die er am 1. Juni dem Kriegsrat als Pfand für die Rückgabe des königlichen Gedichtbandes ausgehändigt hatte. Voltaire besaß ein schriftliches Versprechen Freytags, daß er nach Übergabe des Buches jene Packete zurückerhalten werde.[123]) Auch über dieses Versprechen setzte sich aber der Kriegsrat hinweg und, wenn überhaupt, so ist Voltaire jedenfalls erst zu Ende seiner Frankfurter Gefangenschaft

---

[119]) Eine völlig falsche Darstellung der Behandlung von Voltaires Reisegepäck seitens der preufsischen Beamten hat D. F. Straufs, *Voltaire* (6. Aufl. 1895) S. 120 gegeben.

[120]) Varnhagen S. 229 (Bericht Freytags vom 23. Juni).

[121]) Moland 38 no. 2598: *Le sieur Freytag est venu à trois heures avec le sieur Schmidt nous promettre que nous serions libres si nous lui rendions ses deux billets . . . on nous a promis la liberté et je demeure en prison.*

[122]) Am 23. Juni sandte Freytag das Billet als Trophäe nach Potsdam ab (Varnhagen S. 229).

[123]) Das Billet lautete: „*J'ai reçu de M. de Voltaire deux paquets d'écritures, cachetés de ses armes, et que je lui rendrai, après avoir reçu la grande malle de Leipzig ou d'Hambourg, où se trouve l'oeuvre des poésies que le roi demande*“. Nach dem Original abgedruckt bei Varnhagen S. 194, darnach bei Mol. 38 no. 2563. Als Inhalt der Packete bezeichnet Voltaire bei Mol. 38 no. 2610: *papiers de littérature et d'affaires de famille.*

wieder in den Besicht seiner Papiere gelangt.[124]) — Mit ihrem ersten Erfolg noch nicht zufrieden, gingen alsdann die preußischen Räte daran, den Dichter, zweifellos abermals durch Drohungen und Versprechungen, zur Abgabe einer schriftlichen Erklärung zu bestimmen, durch die er selbst alle gegen ihn ergriffenen Maßregeln gutheißen sollte. An der Hand der Frankfurter Akten läßt sich darüber Folgendes feststellen: Am 26. Juni hatte der Aktuar Diefenbach namens des Rates bei Voltaire anzufragen, ob in der Tat die preußischen Räte dem Dichter mitgeteilt hätten, daß sein täglicher Unterhalt 128 Taler 42 Kreuzer kosten solle. Diese Frage wurde von den drei Gefangenen bejaht; Voltaire führte noch näher aus, der Kriegsrat von Freytag habe am 21. Juni „von ihm einen Aufsatz, wie ein Revers, wovon er Freytag das Formular in schlecht Französisch selbst aufgesetzt, verlangt, worinnen auch diese Summe exprimiert gewesen . . . Nachdem nun Colini darauf den Aufsatz ins Reine gebracht, so sei der Herr Hofrat Schmidt, welcher bei der ersten Proposition nicht gewesen, gekommen und habe eigenhändig die Worte „*qu'on a evaluez à la somme de 128 R. 42 cr.*“ ausgestrichen.[125]) Man beachte, daß schon hier die irrtümliche Angabe Voltaires auftaucht, die preußischen Räte hätten ihm für jeden Tag seiner Haft die Summe von 128 Talern aufgerechnet, während tatsächlich damit der Gesamtbetrag der Haftkosten gemeint war. Der Irrtum an sich ist aber leicht erklärlich: denn auch für uns bleibt es ein ungelöstes Rätsel, wie Freytag zu einem Zeitpunkt, wo sich die Dauer von Voltaires Haft noch in keiner Weise übersehen ließ, zur Berechnung jener Summe gekommen ist. Erst am 5. Juli haben die preußischen Räte den Frankfurter Rat um die Mitteilung des Kostenbetrags ersucht, der durch die Bewachung Voltaires durch reichsstädtisches Militär erwachsen war.[126]) Und Tags darauf gibt Freytag in einem Berichte nach Potsdam an, daß die Gesamtkosten von Voltaires Gefangenschaft sich auf 190 Gulden 11 Kreuzer beliefen[127]) — ein Beweis dafür,

[124]) Am 26. Juni klagt Voltaires Nichte in einem nach Bayreuth gerichteten Briefe, dafs die Räte noch „*deux grands paquets de papiers de littérature qui lui sont fort utils pour son travail*“ in Händen hätten (vgl. Zs. f. frz. Spr. u. Litt. XXVIII, 194). Aber noch am 5. Juli führte der Frankfurter Rat bei König Friedrich Klage darüber, dafs die Räte dem Dichter „immer noch zwei Packete seiner Schriften“ vorenthielten (Jung S. 230). Da das Original des Freytagschen Billets wieder in die Hände des Kriegsrats zurückgelangt ist, liegt die Annahme nahe, dafs er die Packete nach dem 5. Juli an Voltaire zurückgegeben hat. Doch ist es freilich auch nicht ausgeschlossen, dafs auch dieses Billet dem Dichter „bon gré mal gré“ abgenommen worden ist.

[125]) Frankf. Akt. No. 5.

[126]) Frankf. Akt. No. 21 a.

[127]) Varnhagen S. 269 f., wo Freytag von seinem am 21. Juni aufgestellten Kostenansatz gar nichts mehr wissen will. Mit Unrecht hat übrigens auch Varnhagen S. 247 daran gezweifelt, dafs Freytag früher eine höhere Summe gefordert hatte. In dem Briefe der Madame Denis vom 21. Juni, den

daß die in dem Reverse vom 21. Juni enthaltene, bedeutend höhere Summe ganz leichtfertig und aufs Geratewohl angenommen worden war. Voltaire und seine Mitgefangenen andrerseits sind freilich zweifellos noch vor ihrer Abreise von Frankfurt durch Freytag darüber aufgeklärt worden, daß die ihnen mitgeteilte Kostensumme nicht für jeden Tag zu zahlen war. Das hat aber den Dichter nicht gehindert, an den 128 Talern *„par jour“* mit bewußter Bosheit für alle Zeit festzuhalten.[128])

Der Aktuar Diefenbach hatte am 21. Juni das Original des von Freytag entworfenen und von Collini ins Reine geschriebenen Reverses leihweise von Voltaire erhalten und von ihm eine offenbar mit peinlicher Genauigkeit hergestellte Abschrift genommen,[129]) die uns in den Frankfurter Akten vorliegt.[130]) Wir teilen den Wortlaut des in Voltaires Briefwechsel wiederholt erwähnten, von Varnhagen mit Stillschweigen übergangenen merkwürdigen Schriftstücks im Folgenden mit:

Je promets à Monsieur de Freidag resident du roy de prufse et à Mr. Smith son conseiller[131]) d'obeir en tout à leurs[132]) volontez, de ne point sortir de mon apartement jusqu'à ce que les ordres du Roy leur maitre soient arrivez, de n'ecrire ny ne parler à personne doresnavant[131]) de tout ce qui est arrivé icy[131]), stipulant pour Madame Denis ma niece qui a fait le voyage de Francfort pour venir me consoler, qu'elle ne sortira pas de la maison[133]) ou elle est detenuë[134]) hier et mise aux arrets, stipulant la même chose pour Mr. Colini mon Secretaire, avouant que les Billets que Mr. de Freitag mavait faits le premier juin, que je pourais sortir quand le balot ou se trouve l'oeuvre de poësies que Sa Majesté le roy de prufse redemande, serait revenu a Francfort, n'étaient que des billets de consolation et d'amitié pour rafsurer ma famille et surtout Madame Denis ma niece[135]), sur lesquels billets je ne devais pas prendre un party avant davoir sçu les dernieres intentions du Roy et demandant pardon à sa Majesté davoir voulu partir le 20 du mois, le ballot en question etant revenu le 17 et n'ayant pas encor recu les derniers ordres du roy depuis le 17, je supplie sa majesté de me pardonner cette faute et de n'ecouter que sa

---

Varnhagen S. 246 mitteilt, heifst es: *„notre emprisonnement doit nous couter 122 écus et 40 creuzers par jour“*. Wie aus Moland 38 no. 2586 und 2587 und einer in Senckenbergs Nachlafs befindlichen Abschrift des Briefes hervorgeht, mufs es aber an jener Stelle heifsen: „128 écus“.

[128]) Der Betrag von 128 Taler *„par jour“* begegnet unter and. in den Briefen der Madame Denis und Voltaires an König Friedrich vom 21., 23., 25. und 29. Juni, aber auch im *Journal de ce qui s'est passé à Francfort* vom 14. Juli (Moland 38 no. 2586, 2587, 2598, 2611, 2626) und sonst oft, zuletzt noch in den Mémoires (S. 75), wo es gar „140 Taler täglich“ geworden sind.

[129]) Frankf. Akt. No. 5.

[130]) Ebenda No. 8. Des Reverses geschieht u. A. in den in der vorausgehenden Anmerkung erwähnten Briefen bei Moland 38 no. 2586, 2587 und 2626 Erwähnung.

[131]) Die gesperrt gedruckten Worte sind späterer Zusatz.

[132]) geändert aus ses.

[133]) geändert aus chambre.

[134]) geändert aus a été transferée d'.

[135]) Die gesperrt gedruckten Worte sind später zugefügt.

clemence, me soumettant a payer tous les frais de ma detention, de celle de ma niece et de celle de mon secretaire, qu'on a evaluez a la somme de 128 R 42 creutzers[136]), ayant livré à Mr. Freytag et a Mr. Smith l'oeuvre de poësies du Roy arrivé le 17[137]), cacheté de mes armes et iurant, que je n'en ay pas pris la moindre copie[138]), promettant de rendre toutes les lettres, dont le roy m'a honoré et que je pourray avoir en ma pofsession[139]) et les renvoyer à sa majesté, me soumettant à etre de nouveau arreté, si je manque a cette promesse. dans quelque païs que ce soit, et m'en remettant uniquement à sa clemence et a sa bonté fait a Francfort le 21 Juin a six heures du soir. Voltaire.

Man sieht auf den ersten Blick, daß Freytag bei dem Entwurfe des Schriftstückes den oben mitgeteilten Brief des Kämmerers Fredersdorf vor sich gehabt, dessen Weisungen aber eigenmächtig überschritten, ja sich mit ihnen in direkten Widerspruch gesetzt hat. Während Fredersdorfs Brief den Kriegsrat jeder Verantwortung bezüglich der etwa noch in Voltaires Händen gebliebenen „königlichen Manuskripte" völlig enthob, will Freytags Revers den Dichter zur Rückgabe aller noch in seinem Besitz befindlichen Fridericianischen Briefe verpflichten. Statt daß Voltaire ferner, wie es im Wunsche des Königs lag, seine Freiheit wieder erhielt, soll er nebst seinen Begleitern mit der Verlängerung ihrer Haft bis zum Eintreffen einer neuen königlichen Entscheidung sich einverstanden und zur Zahlung der Haftkosten sich bereit erklären, soll er weiter wegen seines Entweichens den König um Verzeihung und Gnade anflehen und endlich noch ausdrücklich die Ungültigkeit der ihm am 1. Juni von Freytag ausgestellten Erklärung zugestehen! Die an Voltaire gestellte Forderung, über alles zwischen ihm und Freytag Verhandelte Schweigen zu beobachten, zeigt deutlich genug, daß Freytag selbst über die Rechtswidrigkeit seiner Handlungsweise nicht im Unklaren gewesen ist.

Die Verhandlungen zwischen Voltaire und Freytag dauerten lange Stunden[140]), scheinen aber ziemlich ergebnislos geendigt zu haben. Der Dichter hat sich sicher gegen die Ausstellung des empörenden Reverses zunächst mit Händen und Füßen gesträubt. Als er endlich im Begriffe schien, nachzugeben, fuhr Schmidt dazwischen, indem er aus wohl begründeter Besorgnis vor den Folgen des

---

[136]) Die Worte qu'on a bis creutzers durchstrichen.

[137]) Die Worte arrivé le 17 durchstrichen.

[138]) Die gesperrten Worte sind späterer Zusatz und übergeschrieben.

[139]) Anstelle der Worte toutes bis possession standen vorher die später durchstrichenen Worte: „tous les papiers, qui pourront apartenir au roy, s'il s'en trouve quelqu'une".

[140]) Sie begannen um 2 Uhr Nachmittag (Moland nr. 2587: *voilà l'état où nous sommes, de 21 juin, à deux heures après midi*). Die Abschrift des von Freytag vorgelegten Reverses ist dagegen um 6 Uhr gefertigt worden (vgl. oben).

Bekanntwerdens des Schriftstücks die in dem Reverse enthaltene Angabe des ungeheuerlichen Betrags durchstrich, den Freytag für die Deckung der Haftkosten in Ansatz gebracht hatte[141]. Der Umstand, daß Fredersdorfs letzter Brief verlangt hatte, daß Voltaire den ganzen Revers mit eigener Hand schreibe, gewährte Voltaire einen höchst erwünschten Aufschub; er wird wohl seine körperliche Schwäche vorgeschützt und die Ausstellung des Reverses für den folgenden Tag in Aussicht gestellt haben[142]. Täppisch genug haben die preußischen Räte geglaubt, Voltaire gegenüber sich inzwischen dadurch sichern zu können, daß sie ihm ein schriftliches Versprechen abzwangen „Niemandem zu sagen oder zu schreiben, was man dahier mit ihm vorgenommen“[143] — ein Versprechen, von dem bald genug alle Welt Kenntnis haben sollte.

Wir erinnern uns, daß Freytag am Vormittag des 21. Juni dem Rate gegenüber sich damit einverstanden erklärt hatte, die Nichte und den Sekretär Voltaires in Freiheit zu setzen[144]. Infolgedessen begab sich der Leutnant Textor, der Tags zuvor bei Voltaires Verhaftung mitgewirkt hatte, am Nachmittag des 21. Juni in das Bockshorn; er hatte den Auftrag, die Wache bis auf zwei Mann abziehen zu lassen und den Mitgefangenen des Dichters ihre Freiheit anzukündigen. Freytag war aber inzwischen wieder anderen Sinnes geworden. Als der Offizier Voltaire und dessen Nichte zu sprechen wünschte, erklärten die preußischen Räte, die gerade mit der Übergabe des Koffers beschäftigt waren, das gehe jetzt nicht an; sie würden aber seinen Auftrag an die Beiden ausrichten. Collini erhielt zwar seinen Degen zurück, doch wurde ihm wie der Nichte auf Freytags Verlangen verboten, ohne Wissen des Kriegsrats aus dem Hause zu

---

[141]) Vgl. oben. Abweichend hiervon berichtet Collini (*Mon séjour* S. 88): *Freytag donna à signer à Voltaire un billet par le quel celui-ci s'obligeait à payer les frais de capture et d'emprisonnement . . . Les frais avaient fixés à 128 écus d'Allemagne. J'étais occupé à faire un double de l'acte, lorsque Schmith arriva. Il lut le papier et prevoyant sans doute, par la facilité avec laquelle Voltaire avait consenti à le signer, l'usage terrible qu'il en pouvait faire quelque jour, il déchira le brouillon et la copie en disant: ces précautions sont inutiles entre gens comme nous.* Etwas ausführlicher ist der aus Collinis Memoiren geschöpfte Bericht de Luchets (I, 318). Beiden gemeinsam ist die Angabe, dafs Schmidt den von Freytag aufgesetzten Revers an sich nahm, womit aber Voltaires Bericht im Widerspruch steht.

[142]) Als Voltaire am 25. Juni den Revers in veränderter Form an Freytag sandte, entschuldigte er dessen spätes Eintreffen damit, dafs er Mühe gehabt, das Schriftstück mit eigener Hand abzuschreiben.

[143]) Frankf. Akt. No. 5. Der Aktuar Diefenbach hatte an Voltaire am 26. Juni die Frage gerichtet, ob man ihn habe zum Schweigen darüber verpflichten wollen, wie mit ihm verfahren worden sei: „Sagten alle drey: Ja! Mr. de Voltaire fügte hinzu, weilen der Aufsatz deutsch gewesen, habe ihn der junge Lorrain ins Französische übersetzen müssen, welche Übersetzung samt den daran gemachten Correctionen er mir auch zeigte.“

[144]) Vgl. oben.

gehen.[145]) So verließ der Leutnant, der dem rücksichtslosen Auftreten der preußischen Beamten offenbar in keiner Weise gewachsen war, das Bockshorn, ohne daß durch seine Mission und das Abziehen eines Teils der Wachtmannschaft eine wesentliche Änderung in der Lage der Gefangenen eingetreten wäre.

Die Erklärung für die ablehnende Haltung, welche die preußischen Räte dem von Potsdam aus ergangenen Befehle zur Freilassung Voltaires gegenüber einnahmen, hat man bisher, so weit ich sehe, ausschließlich in der „brutalen Exaktheit“ und Unbehilflichkeit Freytags und Schmidts gesucht. Zweifellos haben denn auch jene Eigenschaften und die Furcht der Räte vor der königlichen Ungnade bei dem Vorgehen gegen Voltaire eine wichtige Rolle gespielt. Es war Freytag gewiß voller Ernst, wenn er in seinen Berichten nach Potsdam den Standpunkt geltend machte, daß durch Voltaires Fluchtversuch ein vollständig neuer Tatbestand geschaffen sei, der die Erteilung neuer Verhaltungsbefehle des Königs erfordere. Wir dürfen aber dabei doch nicht übersehen, daß gleichzeitig auch recht eigentlich egoistische Beweggründe für Freytags und Schmidts Handlungsweise bestimmend gewesen sind. Sie beide hatten sich bei dem Frankfurter Rate dafür eingesetzt, daß ihrem Fürsten außerordentlich viel an der Festhaltung des Flüchtlings liege; beide hatten der Stadt in bestimmtester Weise das baldige Eintreffen eines königlichen Requisitionsschreibens in Aussicht gestellt. Nachdem sie so weit gegangen, glaubten sie nun nicht mehr mit Ehren und nicht ohne Gefährdung ihrer persönlichen Stellung wieder einlenken zu können. Hatten doch beide preußischen Räte für das Eintreffen des königlichen Requisitions-Schreibens sich mit ihrem eigenen Vermögen als haftbar erklärt![146]) So sehen wir sie denn nach der Verhaftung Voltaires eifrig bemüht, den Kämmerer Fredersdorf zur Ausstellung einer „königlichen ostensiblen Ordre“ und einer „allergnädigsten Approbation ihres in dieser Sache bis dahin gethanen Betragens“ zu bestimmen; ja sie muten Fredersdorf zu, ihnen eine „carta bianca mit königlicher Unterschrift“ zu senden, die sie dann schon selbst ausfüllen wollten![147])

---

[145]) Frankf. Akt. 13 (Bericht des Leutnants Textor vom 28. Juni). Die zurückbleibenden zwei Mann weist Textor an, ohne Gewehr achtzugeben, dafs Voltaire nicht aus dem Hause gehe; doch sollte ihm im Übrigen alle Freiheit gelassen und mit aller Höflichkeit begegnet werden. Eng übereinstimmend mit diesem Rapport ist Collinis Bericht bei de Luchet S. 316: *l'officier . . . paraissoit chercher l'occasion de parler à Mr. Collini, lorsque Mr. Freytag se mit entre deux et coupant la parole à cet officier dit, qu'il avoit ordre seulement, de signifier à Madame Denis et a Mr. Collini la liberté de se promener dans la maison, mais non d'en sortir.* Am 6. Juli hatte Freytag gleichwohl die Stirn, nach Potsdam zu berichten, Madame Denis sei am 21. Juni „sogleich entlassen worden“! (Varnhagen S. 270).

[146]) Vgl. das Promemoria vom 20. Juni bei Varnhagen S. 234.

[147]) Varnhagen S. 232 f.

Diese egoistische Sorge der preußischen Räte, durch Voltaires Loslassung in unbequeme Verwicklungen mit den Frankfurter Behörden zu geraten, ist, wie wir sehen werden, in der Folge immer ausschließlicher für die Art ihres Vorgehens gegen den gefangenen Dichter bestimmend geworden und hat die Räte immer tiefer in ein System ungerechter und gewalttätiger Maßregeln verstrickt.

Über die Lage Voltaires in der Zeit vom 22.—26. Juni und seine in diesen Tagen geführten Verhandlungen mit den preußischen Räten sind wir nur unzureichend unterrichtet. Am 22. Juni drängte sich der preußische Gesandtschaftssekretär Dorn an die Gefangenen mit dem Entwurfe einer an die beiden Räte zu richtenden Bittschrift heran; Voltaire verpflichtete sich durch sie alle noch in seinem Besitz befindlichen Briefe des Königs diesem auszuliefern, wogegen die Wache zurückgezogen und ihm die Erlaubnis zum Ausgehen gegeben werden sollte. Da Dorn einen sicheren Erfolg der Bittschrift in Aussicht stellte, wurde sie von dem in Voltaires Diensten befindlichen Lakaien Lorrain ins Französische übersetzt, von dem Dichter unterschrieben und Freytag zugestellt. Dorn nahm dafür ein ihm von Madame Denis gereichtes Trinkgeld, worauf allein es wohl bei der Sache abgesehen war, unter lebhaften Dankesbeteuerungen entgegen [148]).

Ist der Vorschlag zur Einreichung dieser Bittschrift von dem gewinnsüchtigen Dorn wohl ohne Einvernehmen mit den preußischen Räten gemacht worden, so haben diese am folgenden Tage Voltaire von Neuem zur Ausstellung des versprochenen Reverses gedrängt [149]). Der Dichter hat denn auch Freytag am 23. Juni eine Erklärung zugesandt; dieselbe war aber unter dem Einflusse von Voltaires steigender Erregung derart ausgefallen, daß sie Freytag aufs äußerste erbitterte. Als Voltaire auch noch einen Lakaien des Kriegsrats in leidenschaftlicher Weise abgefertigt hatte, erwiderte Freytag mit einer drohenden Botschaft. Hierdurch wieder rasch eingeschüchtert, sucht Voltaire den Kriegsrat durch ein entschuldigendes Billet zu beschwichtigen. Auch Madame Denis, obwohl angeblich mit dem Tode ringend, findet noch die Kraft zur Abfassung eines begütigenden Briefchens: „*Si le mémoire* (d. h. der von Voltaire gesandte Revers) *vous déplait,*“

---

[148]) Frankf. Akt. No. 6 (vgl. unten). Vgl. auch Collini, *Mon séjour* S. 89. De Luchet S. 320. Moland 38 nr. 2598; 2626. Die Bittschrift ist der von Varnhagen S. 249 (mit dem Datum des 21. Juni) mitgeteilte Brief (Moland 38 nr. 2591). Der in ungelenkem und fehlerhaftem Deutsch abgefafste Entwurf, wohl von Dorns Hand geschrieben, wurde von Voltaire am 26. Juni durch den Aktuar Diefenbach dem Rate übersandt und befindet sich bei den Frankfurter Akten (No. 7). Dorns Vorschlag ist wohl ohne Einvernehmen mit den Räten auf eigene Hand und in gewinnsüchtiger Absicht gemacht worden.

[149]) Moland 38, nr. 2587 (Brief der Madame Denis vom 23. Juni): *On demande à présent à mon oncle un nouveau billet par lequel il répondra que nous resterons prisonniers. Et comment peut-on demander ce billet, quand nous avons encore des soldats?*

so heißt es darin, „*mon oncle en fera un autre; il se soumet à tout ce qu'on veut*“ [150]). Allen Schilderungen Voltaires von den Krämpfen und der Lebensgefahr seiner Nichte zum Trotze bleibt Freytag gegen sie unerbittlich. Am 25. läßt er durch einen Lakaien sagen, er wolle Madame Denis erlauben, der Frau von Freytag ihre Aufwartung zu machen; weiter aber dürfe sie nicht vor die Türe, da sie sonst wieder den Bürgermeister aufsuchen möchte [151]). Von Dorn erfuhr Voltaires Nichte, daß ihr die Abreise nach Frankreich freistehe; bleibe sie aber in Frankfurt, so müsse sie ihres Oheims Haft weiter teilen [152]). Voltaire selbst wurde von den Räten unablässig an die Ausstellung des versprochenen Reverses erinnert, den er denn auch am 25. Juni selbst ins Reine schrieb und an Freytag absandte. Am folgenden Tage hat er dem Abgesandten des Frankfurter Rates mitgeteilt, die Annahme des Reverses sei von den Räten wegen einer von ihnen nicht gebilligten, die Haft seiner Nichte betreffenden Stelle des Reverses verweigert worden [153]). In Wirklichkeit war aber das Schriftstück, das wohl im Wesentlichen mit der am 23. Juni vorgelegten Erklärung identisch war, derart mit scharfen satirischen Spitzen und boshaften Ausfällen gegen Freytag und Schmidt gespickt, daß wir es wohl begreifen können, daß die Räte durch diesen Revers gegen Voltaire aufs äußerste aufgebracht wurden. Wir lassen das Schriftstück, wohl eine der glänzendsten Leistungen grausamer Voltairescher Satire, hier im Wortlaut folgen [154]):

---

[150]) Varnhagen S. 249 f. Moland 38 No. 2594, 2595. In diesen Zusammenhang gehört auch der angeblich von Voltaire am 23. Juni an Freytag gesandte Brief, den Varnhagen (S. 250) nach einer Copie im Berliner Geheimen Staatsarchiv, M. Th. Foisset (*Voltaire et le président de Brosses*, Paris. 1858, II S. 45) nach einer einst im Besitze des französischen Gesandten La Touche befindlichen Abschrift mitgeteilt haben. Der Brief klingt zum Teil wörtlich an den tatsächlich am 23. Juni an Freytag gerichteten Brief Voltaires (Varnhagen S. 249) an und ist unseres Erachtens nur eine zur Versendung an Voltaires Freunde und zur Verwertung bei König Friedrich bestimmte Erweiterung jenes kurzen Billets, dazu bestimmt, für Voltaire Stimmung zu machen. Nach Berlin ist jener Copist aller Vermutung nach durch Vermittelung der Markgräfin von Bayreuth, der Voltaire jenes Paradestück für den König gesandt hatte, gekommen.

[151]) Frankf. Akten No. 5.

[152]) Moland 38, nr. 2598.

[153]) Frankf. Akt. No. 5 (Bericht des Aktuars Diefenbach vom 26. Juni): „Zuletzt zeigte er mir ferner an, dafs er gestern dem Herrn von Freytag und Herrn Hofrat Schmidt das mir ebenfalls zugestellte Scriptum oder Revers, wovon ich gleichfalls das Original wieder liefern solle, zuschicken wollen, weilen aber die darinnen enclavirten 2 Zeilen befindlich gewesen, diese solches nicht angenommen, sondern ihm zurückgeschickt, und sei inzwischen alles in statu quo verblieben“. Die bei den Frankfurter Akten liegende Abschrift des Reverses ist von Diefenbachs Hand.

[154]) Nach der bei den Frankfurter Akten liegenden, von Diefenbach hergestellten Abschrift (Frankf. Akt. No. 9).

A Francfort sur Main samedy 23 Juin[155])
à trois heures après midy

Je soussigné gentilhomme ordinaire de la chambre du Roy de France, de l'academie française, etc. promets à Mr. de Freytag resident à Francfort de la part de sa majesté le Roy de Prufse et à Mr. Smith negociant, conseiller de Sa majesté d'obeir en tout a leurs ordres et volontez, de ne point sortir de mon apartement, ou je suis prisonnier, et à la porte duquel je n'ay plus que deux soldats, avant que les derniers ordres du roy leur maitre soient venus, promettant de n'ecrire ni parler doresnavant a personne de tout ce qui s'est passé au sujet de mon emprisonnement et de celui de ma nièce promettant en son nom quelle ne sortira pas de la maison ou elle est detenue sans la permifsion de Mr. de Freitag et Mr. Smith, promettant[156]) la même chose pour Mr. Colini mon Secretaire. Avouant que les billets que Mr. de Freitag m'avait fait le premier juin, ne me mettaient pas en droit de partir le 20, que quoyque ces billets portassent; „Mr., si tot le grand ballot, ou est l'oeuvre de poesie du roy, sera ici et l'oeuvre de poësie rendu a moy, vous pourez partir, ou bon vous semblera“, cependant ces billets netaient point une permission de partir, quand l'oeuvre de poësies du roy serait revenu; que ce netaient que des promefses de consolation, des esperances favorables pour consoler ma niece Made Denis qui faisait un voiage de deux cent lieues pour me conduire aux eaux dans ma maladie, que je ne devais prendre aucun parti sur ces promefses du ministre du roy de Prufse et avoir aucune confiance en elles, jusqu'a ce que de nouvaux ordres du roy son maitre fufsent arrivez; que ce n'etait pas afsez d'avoir rempli tous mes engagemens, d'avoir rendu au roy tout ce qu'il me redemandoit, livre de poësie, lettres, clef, patente, croix, avec la soumifsion la plus grande; que je devais sans doute attendre encor les ordres nouvaux du roy ou ceux de Mrs. de Freitag et Smith au nom de sa majesté le roy de prusse; que par consequent je suis emprisonné très justement; et quoyque je ne sache pas pourquoy ma nièce a été emprisonnée, je confefse aussi qu'elle la été très justement. ainsi je me soumets librement a payer tous les frais de son emprisonnement, du mien, de celui de mon secretaire selon les ordres de Mr. de Freytag et de Mr. de Smith, auxquels jai delivré l'oeuvre de poesie qu'ils redemandaient, grand in quarto maroquin rouge, intitulé poësies du philosophe de sanssouci, lequel j'ai cacheté de mes armes jurant que je n'en ay pas pris la plus legere copie, que je nen ay pas transcrit une seule page, ayant rendu toutes les lettres que javais de sa Majesté le roy de prufse le premier juin, jurant quil ny en a aucune ny aucun papier apartenant a sa majesté dans aucun des mes coffres que jai ouverts plusieurs fois en presence de Mr. de freitag et de Mr. Ricker et d'un Officier prufsien et en dernier lieu de Mr. Smith. promettant, que si pour un hazard que je ne puis prevoir il m'en retombait jamais une seule entre les mains, je la renverrois au roy de Prufse directement; me soumettant a ètre en prison, en quelque endroit du monde que je fufse, si jetois pofsefseur d'une lettre de sa majesté entre mes mains. jurant de plus que ny pendant mon emprisonnement ny pendant celui de madame Denis ma niece et celle de mon secretaire aucun de nous n'a proferé la moindre plainte contre sa majesté le roy de Prufse, qu'aucun de nous n'en profera

---

[155]) Da Voltaire dem Aktuar Diefenbach versichert, den Revers am 25. abgesandt und zurückerhalten zu haben, so ist die Datierung des Reverses wohl so zu erklären, dafs er am 23. Juni abgefafst und den Räten zum ersten Mal vorgelegt, alsdann am 25. in etwas veränderter Form ins Reine geschrieben und an Freytag gesandt worden ist.

[156]) Die gesperrt gedruckten Worte stehen in der Vorlage in eckigen Klammern und sind in besonders grofser Schrift geschrieben.

jamais et que ce ne sera jamais par nous qu'on saura notre emprisonnement, Madame Denis ayant seulement rendu compte de son malheure pour avoir quelque protection auprès de sa majesté et pour tacher de la flechir, esperant que sa Majesté serait touchée de la situation de la veuve d'un officier du roy de France qui etait venue a francfort pour remplir les devoirs de la nature et de l'amitié, et nous recommandant l'un et l'autre à la bonté, à la generosité et à la grandeur d'ame de sa majesté le roy de prusse. Voltaire.

je suplie Monsieur de Freitag de me pardonner, si je n'envoye qu'a quatre heures cette declaration que j'ai eu bien de la peine à transcrire de ma main, attendu que je suis tres malade et aupres de Made Denis qui se meurt.

In allen diesen Nöten seiner Gefangenschaft hatte Voltaires Feder inzwischen nicht geruht; nach allen Richtungen hin haben er und seine Nichte, den dem preußischen Residenten geleisteten Schwüren unerbrüchlichen Schweigens zum Trotze, Briefe mit Schilderungen ihrer verzweifelten Lage ausgesandt. Des Briefes, den Madame Denis am 21. Juni an König Friedrich zu schreiben begonnen hatte, geschah schon Erwähnung; sie fügte dem Briefe noch eine Schilderung der am Nachmittag stattgefundenen Verhandlungen Voltaires mit den preußischen Räten an. Abschriften dieses Briefes wurden in den folgenden Tagen auch an Voltaires Vertrauensmann am Wiener Hofe und an den französischen Gesandten in Berlin, den Chevalier de La Touche, versandt. Da die Gefangenen besorgten, ihr an den König direkt gesandter Brief möge diesen nicht erreichen, so sollte der französische Gesandte die ihm zugehende Abschrift eigenhändig an den König Friedrich übergeben[157]. Eine dritte Abschrift dieses Briefes mit einer längeren, zweifellos von Voltaire selbst herrührenden Nachschrift erhielt der Senator Senckenberg zugestellt[158]. Der Brief der Nichte an König Friedrich den Großen war noch unterwegs, als sie am 23. Juni bereits wieder eine neue Bittschrift an den König absandte. Und auch von diesem Briefe wurden verschiedene Abschriften verschickt,

---

[157]) Das Original des Briefes bei Varnhagen S. 245 f. (wo aber wohl 122 écus für 128 écus verlesen ist), die beiden Abschriften bei Mol. no. 2586 und 2587. Die an La Touche gesandte Abschrift erhielt noch eine Nachschrift, die über die Ereignisse der beiden folgenden Tage berichtete, und wurde am 23. Juni nach Berlin gesandt (Mol. 38 no. 2592).

[158]) Gießener Voltaire-Akten Handschr. 152 c (im Folgenden zitiert als Gieß. Akt.) No. 1. Die Zusätze dieser von einer Kanzleihand hergestellten Abschrift lauten: *Depuis cette lètre ecrite on a signifié à Madame Denis qu'elle était encor prisonniere, et elle est tombée dans les convulsions qui font craindre pour sa vie. N. B. — Mr. de Voltaire était en droit de partir le 20 puisque l'oeuvre des poésies de sa Majesté prussienne etait arrivee le 17., puisque Mr. Freitag luy avait donné sa parole par ecrit au nom du Roy qu'il pouvait partir aussitot ce livre rendu, puisque Mr. de Voltaire n'avait promis de rester que jusqu'à ce moment, puisqu'il allait aux [eaux] de Plombières avec la permission du Roy de France son maitre, dont il est gentilhome. il est faux, qu'il ait donnée sa parole de rester passé le 17., il est faux quoi soit parti avec sa nièce. elle restait avec tous ses effets au lyon d'or, d'ou elle a eté trainée à pied par le nommé Dorn avec les plus violents outrages sans le moindre pretexte.* — Als Summe der Haftkosten wird in allen 3 Abschriften 128 écus 42 creutzers angegeben.

die eine an den Bayreuther Hof, die andere an den Gesandten La Touche[159]. Auch Voltaires zweite Nichte, Madame de Fontaine zu Paris, erhält in diesen Tagen eingehenden Bericht von den Vorfällen in Frankfurt, was sie veranlaßt, am 28. Juni nun ihrerseits den Gesandten La Touche um seine Vermittelung anzugehen[160]. Am 24. Juni alsdann hat Voltaire, wohl nicht ohne vorausgegangene schwere innere Kämpfe sich den Entschluß abgerungen, selbst an König Friedrich zu schreiben. Der Brief ist ein beredtes Zeugnis dafür, wie qualvoll des Dichters Lage in jenen Tagen doch in der Tat gewesen ist. Voltaire denkt nicht mehr daran mit dem königlichen Freund zu rechten; es gilt ihm nur, Friedrichs Gnade für sich und seine unglückliche Nichte anzuflehen: „*Si j'ai fait des fautes, je vous en demande pardon mille fois. J'oublierai à jamais Maupertuis*".[161] Das gleiche Versprechen gibt für ihren Oheim Madame Denis in einem Briefe, den sie am 26. Juni an einen nicht genannten Freund Voltaires am Bayreuther Hofe geschrieben hat.[162] Wir er-

[159]) Der bei Moland 38 no. 2589 abgedruckte Brief (La dame Denis etc.) trägt bei Foisset (*Voltaire et le président de Brosses, Supplém.* S. 34) wo er erstmals mitgeteilt wird, kein Datum. Das von Moland beigesetzte Datum (21. Juni) ist unzutreffend, da wir von diesem Tage bereits den Brief der Madame Denis an König Friedrich bei Moland 38 no. 2586 besitzen. In dem uns hier beschäftigenden Briefe schreibt Madame Denis, sie sei zwei Tage lang in Lebensgefahr gewesen, wodurch wir auf den 23. Juni geführt werden. Eine von Schreiberhand hergestellte, im Berliner geheimen Staatsarchiv befindliche Abschrift trägt nach Mangold (Zs. f. frz. Spr. Bd. 28 S. 191) das Datum des 25. Juni, welches aber auch nicht das ursprüngliche sein kann, da vom gleichen Tage ein anderer an König Friedrich gerichteter Brief der Madame Denis (Mol. 38 no. 2598) erhalten ist. Die Berliner Abschrift ist aller Vermutung nach einem am 25. Juni nach Bayreuth gesandten Briefe (vgl. unten) beigelegt und mit dem gleichen Datum wie dieser Brief versehen worden. An La Touche ist der Brief wohl nicht am 23., sondern gleichfalls erst am 25. Juni abgeschickt worden (Moland 38 no. 2599: „les papiers ci-joints"). Voltaires Brief vom 29. Juni (Mol. 38 no. 2588) bezieht sich nicht auf den besprochenen Brief seiner Nichte, sondern wohl auf no. 2611.

[160]) Moland 38 no. 2608

[161]) Der Brief ist erstmals von Foisset aus dem Nachlasse des Gesandten La Touche mitgeteilt worden, dem er von Voltaire am 26. Juni in Abschrift übersandt wurde. Der Brief trägt bei Foisset und Moland 38 nr. 2605 das Datum des 26. Juni, ist aber doch wohl identisch mit dem Briefe, den Voltaire, wie ein von seiner Nichte nach Bayreuth gerichteter Brief vom 26. Juni bezeugt, zwei Tage vorher, also am 24. Juni, an den König geschrieben, und in welchem er versprochen hatte, alle Feindseligkeiten gegen Maupertuis einzustellen. (Vgl. Mangold in dieser Zs. Bd. 28 S. 195). Wir werden annehmen dürfen, dafs der von Foisset mitgeteilte Brief am 24. Juni geschrieben und direkt an König Friedrich gesandt wurde, während die am 26. Juni an La Touche geschickte Abschrift auch mit dem Datum dieses Tages versehen worden ist. Im Eingang des Briefes spricht Voltaire die Befürchtung aus, „seine Briefe" seien dem König nicht zugegangen. Ob Voltaire in der Tat schon vorher von Frankfurt aus an Friedrich den Grofsen geschrieben oder sich an jener Stelle ungenau auf die Briefe seiner Nichte bezogen hat, wagen wir nicht zu entscheiden.

[162]) Der Brief ist erstmals mitgeteilt bei Mangold a. a. O. S. 194.

fahren hier zum ersten Male, daß Voltaire auch noch in Frankfurt seine Fehde gegen Maupertuis fortgesetzt und in den ersten Tagen seines dortigen Aufenthaltes, vielleicht unter Varrentrapps Vermittelung, einen Brief hatte drucken lassen, „*où il était encore grandement question de Maupertuis*“.[163]) Wenn die Angabe von Voltaires Nichte richtig ist, daß er ihr diesen Brief bis zum 24. Juni verheimlicht hatte, so wird diese Veröffentlichung bösartig genug gewesen sein. Dann war aber auch Voltaires Befürchtung vollständig gegründet, daß dieser neue Streich den König noch mehr gegen den leidenschaftlichen Pamphletisten erbittern werde. Der Brief von Voltaires Nichte an den Bayreuther Kavalier ist denn auch unter dem Eindruck tiefster Niedergeschlagenheit und peinigender Sorge um die Gestaltung ihrer Geschicke geschrieben. Umso eindringlicher wird die Bayreuther Markgräfin um ihre Vermittelung zugunsten des Dichters und um die Erlaubnis angefleht, daß er sich unter den Schutz der Fürstin nach Bayreuth begeben dürfe. Wie schon erwähnt, erhielt der Bayreuther Vertraute auch eine Abschrift der von Madame Denis am 23. Juni an König Friedrich gerichteten Bittschrift mit dem Auftrag übersandt, für ihre Aushändigung an den König zu sorgen. Tags zuvor, am 25. Juni, hatte aber Madame Denis bereits wieder einen neuen Brief an Friedrich den Großen auf die Post gegeben, ohne diesem Schreiben nach allen den vorausgegangenen Wehklagen irgendwelchen neuen Inhalt geben zu können.[164]) Und wieder zeigen sich die Gefangenen von der fixen Idee beherrscht, ihre Klageschriften würden von den preußischen Räten abgefangen und unterschlagen, so daß auch die am 24. und 25. Juni an den König gerichteten Briefe Voltaires und seiner Nichte wieder in Abschriften an den französischen Gesandten nach Berlin wandern.[165]) Der Gedanke, daß sie durch diese Vielgeschäftigkeit ihrer Sache selbst den empfindlichsten Eintrag tun würden, ist den beiden leidenschaftlichen Briefschreibern offenbar keinen Augenblick gekommen.

Der Konflikt zwischen Voltaire und den preußischen Räten hatte durch die Übersendung von Voltaires herausforderndem Reverse am 25. Juni die schärfste Gestalt angenommen, als die von beiden Seiten mit Spannung erwartete königliche Entscheidung über das Schicksal des Dichters in Frankfurt anlangte. Das undatierte, etwa am

---

163) Es handelt sich offenbar um einen Teil der „Maupertuisiana“ (Vgl. Bengesco, Voltaire-Bibliographie T. II S. 66 f.)

164) Moland 38 nr. 2598.

165) Sowohl am 25. als am 26. Juni erhielt La Touche Abschriften von Briefen Voltaires und seiner Nichte für König Friedrich zugesandt (Moland 38 no. 2599, 2606, 2607). Unter dem „*Mémoire*“, das dem Gesandten am 26. Juni überschickt wird, ist wohl eine ausführlichere Beschwerdeschrift Voltaires zu verstehen, wie er sie dem Frankfurter Rate in jenen Tagen vorlegte. Die Befürchtung, seine Briefe würden abgefangen, äufsern Voltaire und seine Nichte z. B. in den Briefen bei Moland 38 no. 2592, 2599, 2606, 2611.

23. Juni von Potsdam abgegangene Kabinetsschreiben lautete kurz und bündig dahin, „daß, sobald der Voltaire seinen Revers hat von sich gegeben, selbiger abreisen kann, und habt Ihr nicht Ursache ihn länger aufzuhalten.“[166]) Die Entscheidnng war nicht auf Freytags Bericht hin erfolgt, der ja erst am 23. Juni nach Potsdam abgegangen war, sondern sie war zweifellos eine Wirkung des Briefes, den Voltaires Nichte am 18. Juni an den Abbé de Prades gerichtet, und worin sie ihres Oheims Gesundheitszustand als hoffnungslos geschildert hatte.[167]) Aber auch diese unzweideutige Willensmeinung des Königs sollte Voltaire noch nicht die ersehnte Freiheit bringen. Die preußischen Räte wurden in diesen Tagen von ihrer persönlichen Gereiztheit gegen Voltaire und von der egoistischen Sorge, den reichsstädtischen Behörden gegenüber sich nicht bloßzustellen, so völlig beherrscht, daß sogar die Furcht vor der königlichen Ungnade ihre Wirkung verlor. Mit Ingrimm sahen sie den immer lebhafteren Verkehr mit seinen Frankfurter Freunden, „denen Kavaliers des Herzogs von Meiningen, Goldmachern, Buchdruckern und Buchführern“, mit deren Unterstützung Voltaire sich zu einem neuen Feldzug gegen die preußischen Räte rüstete.[168]) In höchster Aufregung und Angst schreibt Freytag am 26. Juni an seinen Kollegen Schmidt, es gelte nun die Entscheidung darüber zu treffen, ob Voltaire freizulassen oder noch länger gefangen zu halten sei. „Weilen wir aber die Requisitorialien unter Verpfändung des Unsrigen versprachen, so ist zu befürchten, daß sich der Magistrat auf diese Requisitorialien steifen wird; die Sache ist épineuse“. Schmidt aber, ein noch weit rücksichtsloserer Draufgänger, als Freytag, erwidert: „Weil der größte bruit von Voltaire durch seine selbsteigene schlechte Aufführung geschehen, davon Seiner Königlichen Majestät keinen Unterricht noch hatten, und der Magistrat auf Requisitorialien beharren wird, so sehe dieses Mannes Hierverbleiben als höchst nötig an.“[169]) Die in dieser Auffassung sich offenbarende Unbotmäßigkeit gegenüber dem Willen des Königs erscheint aber doch immerhin noch verzeihlich im Vergleich mit dem groben Vertrauensbruch, den Freytag in diesen Tagen sich zuschulden kommen ließ. Am 19. Juni, also wenige Tage nach dem ersten an Freytag ergangenen Befehl zur Freilassung Voltaires, hatte Friedrich der Große seinem Vorleser, dem Abbé de Prades, eine Antwort auf den Brief der Madame Denis vom 11. Juni in die Feder diktiert.[170]) Dieser aus völlig abgeklärter Gemütsstimmung heraus geschriebene Brief Friedrichs enthielt in der Tat

---

166) Abgedruckt bei Varnhagen S. 252 und darnach bei Moland 38 no. 2597.

167) Moland 38 no. 2582.

168) Varnhagen S. 257 f.; 270.

169) Varnhagen S. 253.

170) Nach dem Konzept zuerst abgedruckt in *Oeuvres de Frédéric le Grand* T. XXII (1853) S. 311, darnach bei Moland 38 no. 2584. Varnhagen hat den Brief nicht gekannt und über die von Freytag begangene Unterschlagung hinweggesehen. Auch Desnoiresterres ist der Sachverhalt entgangen.

das Trefflichste, was zu Voltaires Fall zu sagen war. Mit ruhiger Überlegenheit hält der König dem Sünder den Spiegel vor, kennzeichnet unbarmherzig Voltaires unedle Kampfesweise gegen Maupertuis und gegen Friedrich selbst und rechtfertigt das gegen Voltaire eingeschlagene Verfahren in einer Weise, die alle Proteste Voltaires niederschlagen mußte: „*Après cet oubli de tous les devoirs et de toutes les bienséances, le roi a cru ne devoir pas garder plus longtemps à son service un homme qui joignait tant de folie à tant d'ingratitude: il a fait redemander à Voltaire les marques de distinction que ce prince avait accordées à son rare génie plutôt qu'à sa naissance et à son coeur; et comme Voltaire a fait un usage aussi condamnable de quelques vers, que le roi a faits pour s'amuser, ce prince ne veut pas, que ce dangereux poëte garde plus longtemps un volume de poésies qui n'est point pour le public . . . En regrettant le génie de ce grand poëte, le roi se console de sa perte par la considération qu'il est défait d'un homme, qui porte l'inquiétude et le trouble partout, qui se croit en droit de rendre ridicule qui bon lui semble, et pour lequel aucunes lois ne sont sacrées.*“ Gleich im Eingang des Briefes aber teilt de Prades der Nichte Voltaires mit: „*Les ordres sont donnés pour qu'on laisse à Mr. de Voltaire la liberté de poursuivre son voyage.*“ Dieser Brief nun, dessen Zustellung der Abbé de Prades dem Kriegsrat durch ein besonderes Billet ans Herz legte, ist zwar in Freytags Hände, aber niemals in diejenigen von Voltaires Nichte gelangt — Freytag hat den Brief unterschlagen und damit in der Tat den Zweck erreicht, die Gefangenen über den aus Potsdam ergangenen Befreiungsbefehl in Unkenntnis zu halten.[171])

Nach langem Überlegen waren Freytag und Schmidt am 26. Juni endlich zu dem Entschlusse gekommen, Voltaire nun doch in Freiheit zu setzen. Freilich sollte er vorher über folgende Punkte einen Revers ausstellen:

1. „alle noch vorfindende königliche Skripturen immediate einzusenden;

2. daß er von den *œuvres de poésies* weder überhaupt noch par pièces eine Abschrift genommen;

3. daß er, falls er darwider gehandelt, sich selbst, in welchem Lande er auch angetroffen sei, dem Arrest unterwerfe;

[171]) Das Begleitschreiben des Abbé de Prades vom 19. Juni (abgedruckt bei Varnhagen S. 262 und bei Moland 38 no. 2583) hat sich in der Registratur der preufsischen Residentur in Frankfurt erhalten und ist mit den übrigen Stücken von dort in das geheime Staatsarchiv nach Berlin gekommen. Dafs auch der für Madame Denis bestimmte Brief in Freytags Hände kam, steht damit aufser Zweifel. Wir werden sehen, dafs die von Freytag begangene Unterschlagung nach wenigen Tagen entdeckt wurde. Üble Folgen sind ihm jedoch daraus, worauf er von Anfang an gerechnet haben wird, nicht erwachsen.

4. daß er alle Unkosten bezahlen wolle."

Gegenüber den früheren Erklärungen, die man dem Dichter angesonnen hatte, zeigt der Revers vom 26. Juni ein so weitgehendes Entgegenkommen, daß es leicht verständlich ist, wenn Voltaire sich zur Unterzeichnung des ihm am Vormittag des 26. Juni durch den Sekretär Dorn vorgelegten Reverses bereit erklärte.[172]) Im letzten Augenblicke aber sollten die Friedensverhandlungen doch noch scheitern und damit der Übergang Voltaires aus seiner bisherigen Verteidigungsstellung zum entschlossenen Angriff auf seine Bedränger eingeleitet werden.

Seit dem 21. Juni hatte sich der Frankfurter Rat mit Voltaires Sache nicht mehr beschäftigt. Vermutlich war es der Senator Senckenberg, durch den in einer Ratssitzung vom 26. Juni über die Angelegenheit „ein und anderes referirt", und durch welchen eine von dem Sekretär Collini verfaßte Klageschrift zur Kenntnis der Ratsmitglieder gebracht wurde. Angesichts der offenbaren Übergriffe der preußischen Räte wurde die Entsendung des Aktuars Diefenbach zur Klarstellung des Sachverhalts beschlossen.[173]) Des Besuches, den Diefenbach sogleich am 26. Juni im Bockshorn machte, geschah bereits wiederholt Erwähnung. Seine erste Frage war, ob Voltaire das königliche Gedichtbuch bereits am 17. Juni dem Kriegsrat überliefert habe; bis zu einem gewissen Punkte wenigstens war der Dichter im Rechte, wenn er diese Frage bejahte.[174]) Auf seine weitere Erkundigung erfuhr Diefenbach, daß dem ausdrücklichen Geheiß des Rates entgegen der Hausarrest des Sekretärs und der Nichte des Dichters noch fortdauere; auch das Betreten der unteren Gaststuben sei dem Sekretär Collini untersagt. Die dritte Frage galt der Rückgabe der Koffer und der sonstigen den Reisenden abgenommenen Gegenstände. Wir haben früher gehört, daß Voltaire hierauf erwiderte, die Koffer seien wohl zurückgegeben, aber noch nicht eröffnet und durchgesehen. Endlich gaben die Gefangenen noch zu Protokoll, daß in dem Voltaire vorgelegten Reverse die täglichen Kosten der Gefangenschaft auf 128 Taler und 42 Kreuzer berechnet worden seien, und daß sich Voltaire den preußischen Räten gegenüber schriftlich zum Schweigen über die mit ihm geführten Verhandlungen habe verpflichten müssen. Seinem Auftrage gemäß teilte der Aktuar dem Sekretär und der Nichte

---

172) Varnhagen S. 256 f.

173) Frkft. Akt. No. 4 (Protokoll der Senatssitzung vom 26. Juni). Auch der Bericht des Zeugschreibers Horn über seine Verhandlungen mit Freytag und Schmidt vom 21. Juni (vgl. oben) wurde in dieser Ratssitzung verlesen. Die Klageschrift Collinis findet sich in den Frankfurter Akten nicht, wird aber erwähnt bei de Luchet S. 321: „*Une requête que Mr. Collini présenta pour son compte au magistrat, le fit enfin apercevoir à quel excès on avait abusé de sa tolérance. Le sécrétaire de la ville fut chargé le jour même d'examiner les prisonniers*".

174) Man erinnere sich, dafs Freytag noch am 21. Juni die Überlieferung des am 17. Juni in Frankfurt angekommenen Gedichtbandes in Abrede gestellt hatte.

Voltaires alsdann mit, daß sie frei seien, und nahm von dem Dichter die drei Revers-Entwürfe vom 21., 22. und 25. Juni sowie eine für den Rat bestimmte Klageschrift entgegen. In bestem Einvernehmen ist Diefenbach — nach Collinis Urteil „*le seul homme honnête et sensé qui parut dans cette affaire*“ — von den Gefangenen geschieden. Sein dem Rat erstatteter Bericht rühmt von ihnen, daß sie „in denen lamentabelsten, doch sowohl gegen seine königliche Majestät in Preußen als auch einen hochedlen Rat sehr respectueusen Ausdrückungen sich erklärt hätten“.[175])

In der Tat war Voltaire durch das Entgegenkommen des Frankfurter Rates auf das freudigste überrascht worden und hatte in seiner Weise an Diefenbachs Besuch sogleich die weitgehendsten Hoffnungen und Pläne angeknüpft. Der Sekretär Dorn war unmittelbar vor dem Kommen des Aktuars bei Voltaire gewesen, um ihn zur Ausstellung des von Freytag geforderten Reverses zu bestimmen. Als Dorn nach Diefenbachs Weggang wieder bei dem Dichter vorsprach, erhielt er zur Antwort, Voltaire werde die Ordnung seiner Angelegenheit nunmehr selbst in die Hand nehmen und lehne weitere Verhandlungen mit den preußischen Räten ab. Und noch am selben Tage erfuhr Freytag, daß Voltaire in Frankfurt ein Quartier auf ein halbes Jahr zu miethen gedenke und statt nach Plombières zu gehen, in Frankfurt seinen Prozeß gegen Freytag und Schmidt betreiben wolle.[176])

Das am 26. Juni dem Rate übergebene „Promemoria secret“ Voltaires, dessen Entstehung ja in die Zeit vor dem Stimmungswechsel des Dichters fällt, erscheint nach Form und Inhalt noch ziemlich gemäßigt. Wohl setzt es die von den preußischen Räten begangenen Gewalttätigkeiten in helles Licht, bescheidet sich aber doch schließlich mit der Bitte, der Rat möge ihm die Übersiedelung in den Goldenen Löwen gestatten und wolle ferner die preußischen Räte „besänftigen“ und das Mitleid des preußischen Königs für Voltaire und seine Mitgefangenen anrufen. Wir lassen das Promemoria hier mit einigen Kürzungen folgen:

Promemoria secret.[177])

Madame Denis Veuve d'un Gentil-homme officier du Roi de France est venuë dans cette ville de Francfort avec l'agrément et un passeport du Roi son maître, pour conduire aux Eaux de Plombières son oncle Monsieur de Voltaire Gentil-homme Ordinaire de la chambre de S. M. très-chrêtienne.

Le sieur Dorn le 20 juin au soir vint la prendre de force dans l'auberge du Lion d'or et la traina à travers la populace à l'auberge de la corne de Bouc dans un grenier: il lui ôta sa femme de chambre et ses domestiques, mit quatre gardes à sa porte et eut l'insolence de rester seul dans sa chambre pendant toute la nuit.

---

[175]) Frankf. Akt. No. 5 (Bericht des Aktuars Diefenbach v. 26. Juni). Colini S. 90 f. De Luchet S. 321 f. Moland 38 no. 2607.

[176]) Varnhagen S. 256 f.

[177]) Frankft. Akt. No. 6. Das Schriftstück ist ganz von Collinis Hand geschrieben. Die Schreibung des Originals ist durchweg beibehalten worden.

Ella a eu pendant trente-six heures des convulsions qui ont fait craindre pour sa vie, et elle est actuellement a son cinquième accès de fièvre.

Lorsque Madame Denis a fait demander au nommé Dorn le sujet d'une violence si atroce, il a répondu à l'interprete nommé Lorrain que c'était parceque Madame Denis avait été parler (sic!) à Monsieur le Bourguemestre Ficard en faveur de Mr. de Voltaire son oncle.

Monsieur de Voltaire avait été arrêté trois heures avant Madame Denis, chez le Sr Schmidt négociant, le quel lui fit vuider ses poches et se saisit d'environ 80 Louis d'or qu'il avait sur lui, et d'une cassette pleine d'effets precieux: le tout sans aucune formalité ni procès verbal. On mit quatre gardes avec un bas officier à la porte de sa chambre, et quatre à celle de son secretaire.

Voici maintenant quel est le sujet de la détention de Monsieur de Voltaire.

Il était arrivé à Francfort le 31 May pour continuer sa route aux Bains de Plombières avec l'agrément du Roi très-Chrêtien son maître. Mr. Freydag vint chez lui le 1er Juin au matin, et lui demanda de la part de S. M. Prussienne ce qu'il pouvait avoir de Lettres de ce Monarque à lui Voltaire, et en outre un livre inprimé des poësies de sa ditte Majesté dont elle avait daigné lui faire present. Le Sr de Voltaire ouvrit sur le champ tous ses coffres, montra tous ses papiers, donna au Sr Freydag tout ce qu'il avait de Lettres de sa Majesté.

A l'égard du livre des poësies de sa Majesté, comme il était à Leipzig dans une caisse prête à partir pour Hambourg, il écrivit sur le champ que l'on renvoïât cette caisse à Mr. Freydag lui-même et se constitua prisonnier sur sa parole par écrit jusqu'au retour de ce ballot.

Il fit plus: il remit à Mr. Freydag deux paquets de papiers de litterature et d'affaire cachetés de ses armes pour nouvelle sureté et pour gage du retour du livre de S. M. le Roi de Prusse . . .[178]).

Le 17 Juin au soir Mr. Freydag reçut le grand ballot, oû était le livre en question avec la plûpart des effets de Mr. de Voltaire.

Le 20. le dit Sieur de Voltaire aïant rempli tous ses engagements, se crut en droit d'aller à Mayence. Il partit publiquement, laissant ici tous ses ballots; et Madame sa nièce comptait le suivre deux jours après, lorsqu'elle aurait retiré ses papiers de litterature et de famille des mains de Mr. Freydag. Il était d'autant plus en droit de partir, qu'il n'avait donné aucune parole de rester passé le 17; si Mr. Freydag avait exigé une telle parole, il l'eût demandée par écrit, comme il demanda par écrit celle du 1.er Juin.

Le 21. Mr. Freydag vint signifier à Madame Denis et à Mr. de Voltaire que leur emprisonnement devoit leur coûter 128 écus et 42 creutzers par jour. Il redemanda ses deux billets du 1.er Juin — portants promesse que Mr. de Voltaire serait libre de partir, sitôt que le livre serait arrivé. Mr. de Voltaire lui rendit ses deux billets en présence de Madame Denis, du Sr Schmidt, de l'interprete Lorrain, et du nommé Dorn.

Le 22. le nommé Dorn, qui sert de copiste au Sr Freytag vint proposer à Madame Denis et à Mr. de Voltaire de signer requête allemande ci-jointe[179]). la quelle l'interprete Lorrain[180]) traduisit en français; et il

[178]) Folgt die Mitteilung der von Freytag am 1. Juni dem Dichter ausgestellten Reverse in dem uns schon bekannten Wortlaute.

[179]) Vgl. oben. Den von Dorn aufgesetzten Revers hatte Voltaire mit eigener Hand folgendermafsen überschrieben: Requete dressée par le nommé Dorn pour etre presentée a Mrs. Smith et Freytag, comme s'ils etaient bourguemestres.

[180]) Ein Diener Voltaires, den er von Potsdam auf die Reise mitgenommen hatte.

dit à l'interprete Lorrain que moïennant cette requête humblement presentée à Messieurs Freydag et Schmidt, Madame Denis et Mr. de Voltaire seraient libres sur le champ.

Comme toutes ces violences se sont commises sans aucun ordre de S. M. le Roi de Prusse, qui est trop clement et trop genereux pour faire traiter ainsi deux personnes innocentes et malades, Nos seigneurs les Régents de la Ville de Francfort sont très humblement requis de permettre, que les deux suppliants retournent sur leur parole à l'auberge du Lion d'or, où il y a un petit jardin absolument nécessaire pour leur santé. Ils sont treshumblement priés de vouloir bien adoucir en leur faveur Messieurs Freydag et Schmidt, et d'avoir même la bonté d'instruire Sa Majesté le Roi de Prusse de leur malheur, se flattant que le témoignage favorable, qu'ils daigneront rendre à ce grand Monarque de la veneration et de la soumission profonde des suppliants, éxcitera la misericorde de Sa Majesté.

Wir werden mit der Annahme nicht fehlgehen, daß Voltaire bei seinem weiteren Vorgehen gegen die preußischen Räte fortgesetzt von dem Ränkeschmied Senckenberg beraten worden ist. Besonders gilt dies von den außerordentlich schweren persönlichen Verdächtigungen seiner Frankfurter Verfolger, mit denen genau vom 26. Juni ab Voltaires Klageschriften und Briefe erfüllt sind. Die preußischen Beamten werden von ihm geradezu zu Verbrechern gestempelt. So ist Freytag angeblich in Hanau flüchtig gegangen, in Wien als Betrüger bestraft worden, in Dresden unter dem Pranger gestanden und zur Karrenstrafe verurteilt gewesen, der Sekretär Dorn ist ein kassierter Notar, der Hofrat Schmidt wegen Geldfälschung verurteilt, einer von Schmidts Handlungsgehilfen als sein Helfershelfer in Brüssel gehängt worden, und so weiter fort.[181]) . Voltaires Biograph D. F. Strauß bemerkt dazu, daß der Dichter es auch sonst mit der Wahrheit nicht genau genommen, daß er aber doch niemals maß- und schamloser gelogen, als über seine Frankfurter Erlebnisse und speziell den armen Freytag.[182]) Unter diesen Umständen dient es zu Voltaires Ehrenrettung, daß wir auf Grund der Giessener Voltaire-Briefe feststellen können, daß der Dichter jene Anklagen doch nicht so ganz aus den Fingern gesogen, sondern daß er sein Belastungsmaterial in der Hauptsache seinem Freunde Senckenberg verdankte. Am 9. Juli schreibt Voltaire an Senckenberg: „*Je viens d'envoyer a sa m. le R. d. P. l'extrait du memoire sur F., que vous avez eu la*

[181]) Die ersten Mitteilungen Voltaires über Freytags angebliches anrüchiges Vorleben finden sich in seinem an einen Wiener Staatsmann gerichteten Briefe vom 26. Juni (Mol. 38 nr. 2600). Kurze Andeutungen folgen in Voltaires Brief an König Friedrich vom 29. Juni (Mol. 38 nr. 2611), worauf die unten zu besprechende Denunziation vom 9. Juli folgt. Auszüge aus dem von Senckenberg gelieferten Mémoire über Freytag enthalten ferner das „*Journal de ce qui s'est passé à Francfort*“ (Mol. 38 nr. 2626), ferner Voltaires Briefe an den Minister Grafen von Podewils vom 5. August (Mol. 38 nr. 2634) und an die Markgräfin von Bayreuth vom 22. September 1753 (Moland 38 nr. 2650). Vgl. auch Voltaires „Mémoires“ (Berlin 1784) S. 84 und seinen Brief an den Grafen von Choiseul vom Jahre 1759 (Mol. 38 nr. 3853).

[182]) Straufs, *Voltaire* 6. Aufl. (1895) S. 121.

bonté de me confier. je ne doute pas que s. m. ne desavoue les deux conseillers".[183]) . . . Und in der am gleichen Tage nach Potsdam abgegangenen Klageschrift Voltaires heißt es: „*Quant au sieur Freytag, voici le memoire fourni par deux conseillers de la ville de Francfort*". Der dem Könige mitgeteilte Auszug aus diesem „*mémoire*" bezieht sich auf Freytags angebliche unsaubere Geldgeschäfte mit dem Grafen Vasco, dem Baron du Fay und dem Herrn von Stockum in Frankfurt und schließt mit den Worten: „*Le respect pour sa Majesté, à qui le sr de Freytag apartient, empêche de specifier ce que contient le memoire*".[184])

Es dürfte heute ein Ding der Unmöglichkeit sein, über Grund und Ungrund dieser Anklagen abzuurteilen. Zweifellos ist Freytags Verhalten Voltaire gegenüber nicht durchweg das eines Ehrenmannes gewesen, wie es auch ein wenig günstiges Licht auf ihn wirft, daß eine so ehrlose Persönlichkeit wie Dorn in Freytags Diensten stand. Da jedoch für die von Voltaire vorgebrachten Beschuldigungen offenbar allein Senckenberg als Gewährsmann in Betracht kommt, so wird man bei der Gewissenlosigkeit und geradezu wahnwitzigen Schmähsucht dieses Mannes jenen an und für sich doch wenig wahrscheinlich klingenden Anklagen mit dem grösten Mißtrauen begegnen müssen.[185])

Abermals von Senckenberg beraten, ließ Voltaire seinem „*Mémoire secret*" vom 26. Juni sogleich Tags darauf eine zweite an den Frankfurter Rat gerichtete Klageschrift folgen.[186]) Sie lautet wie folgt.

A Leurs Excellences.

Le venerable Magistrat saura que le nommé Dorn, qui de sa seule autorité arrêta et traina dans les rues Madame Denis le 20 Juin, et qui a commis toutes les violences subsequentes, vint le 25 dans la prison du sieur de Voltaire, et dit à l'interprete nommé Lorrain de la part du sieur Freytag, que ce n'était pas lui qui était l'auteur de ces cruautés, mais que c'était le sieur Schmidt, et que s'il avait suivi son propre sentiment, il aurait laissé partir paisiblement Madame sa niéce, selon les ordres positifs du roi son maître[187]). En effet le sieur Freytag a reçu ordre de Potsdam le 21. de laisser partir en paix le dit sieur de Voltaire.

Le suppliant demande donc justice au venerable Magistrat de l'offense et de la violence commise par Schmidt et par Dorn contre Madame Denis, de l'arrêt injuste et sans aucun pretexte de sa personne, de celle de Madame Denis, de celle de son secretaire; de l'argent que Schmidt lui a pris, des effets dont il s'est emparé sans aucune raison, sans aucun droit, sans procès verbal, qu'il a rendus sans procès verbal et dans les quels tout ce qui est perdu doit être à la charge du dit Schmidt et de Dorn.

---

[183]) Hs. Giefsen 152c.

[184]) Geh. Staatsarchiv Berlin Rep. XI Frankreich 91.

[185]) Über Senckenbergs Schmähsucht, die wohl auf seinen pathologischen Geisteszustand zurückzuführen ist, vgl. Kriegk, Die Brüder Senckenberg S. 70 ff, 72 f, 106 ff, 418 ff.

[186]) Frankf. Akt. No. 10 (mit dem Kanzleivermerk: praes. d. 27. Juni 1753). Mit Ausnahme von Voltaires eigenhändiger Unterschrift ganz von Collinis Hand geschrieben.

[187]) Die durchschossene Stelle ist in der Vorlage unterstrichen.

fahren hier zum ersten Male, daß Voltaire auch noch in [illegible]
seine Fehde gegen Maupertuis fortgesetzt und in den ersten [illegible]
seines dortigen Aufenthaltes, vielleicht unter Varrentrapps Vermittelung [illegible]
einen Brief hatte drucken lassen, „*òu il était encore* [illegible]
question de Maupertuis“.[163]) Wenn die Angabe von Voltaires [illegible]
richtig ist, daß er ihr diesen Brief bis zum 24. Juni [illegible]
hatte, so wird diese Veröffentlichung bösartig genug [illegible]
Dann war aber auch Voltaires Befürchtung vollständig [illegible]
dieser neue Streich den König noch mehr gegen den [illegible]
Pamphletisten erbittern werde. Der Brief von Voltaires [illegible]
Bayreuther Kavalier ist denn auch unter dem Eindruck [illegible]
Niedergeschlagenheit und peinigender Sorge um die [illegible]
Geschicke geschrieben. Umso eindringlicher wird [illegible]
Markgräfin um ihre Vermittelung zugunsten des Dichters [illegible]
Erlaubnis angefleht, daß er sich unter den Schutz der [illegible]
Bayreuth begeben dürfe. Wie schon erwähnt, erhielt [illegible]
Vertraute auch eine Abschrift der von Madame Denis [illegible]
an König Friedrich gerichteten Bittschrift mit dem [illegible]
für ihre Aushändigung an den König zu sorgen. [illegible]
25. Juni, hatte aber Madame Denis bereits wieder [illegible]
an Friedrich den Großen auf die Post gegeben, [illegible]
nach allen den vorausgegangenen Wehklagen [illegible]
Inhalt geben zu können.[164]) Und wieder zeigen [illegible]
von der fixen Idee beherrscht, ihre Klageschriften [illegible]
preußischen Räten abgefangen und unterschlagen, [illegible]
am 24. und 25. Juni an den König gerichteten [illegible]
seiner Nichte wieder in Abschriften an den [illegible]
nach Berlin wandern.[165]) Der Gedanke, daß [illegible]
geschäftigkeit ihrer Sache selbst den [illegible]
würden, ist den beiden leidenschaftlichen [illegible]
keinen Augenblick gekommen.

Der Konflikt zwischen Voltaire und den [illegible]
hatte durch die Übersendung von Voltaires [illegible]
am 25. Juni die schärfste Gestalt angenommen, [illegible]
Seiten mit Spannung erwartete königliche [illegible]
Schicksal des Dichters in Frankfurt anlangte. Das [illegible]

---

[163]) Es handelt sich offenbar um einen Teil der [illegible]
(Vgl. Bengesco, Voltaire-Bibliographie T. II S. 66 f.)

[164]) Moland 38 nr. 2598.

[165]) Sowohl am 25. als am 26. Juni erhielt La Touche [illegible]
Briefen Voltaires und seiner Nichte für König Friedrich [illegible]
38 no. 2599, 2606, 2607). Unter dem „*Mémoire*“, das [illegible]
26. Juni überschickt wird, ist wohl eine ausführlichere [illegible]
Voltaires zu verstehen, wie er sie dem Frankfurter Rate [illegible]
vorlegte. Die Befürchtung, seine Briefe würden [illegible]
Voltaire und seine Nichte z. B. in den Briefen bei Moland [illegible]
2599, 2606, 2611.

23. Juni von Potsdam [illegible] wolle." [illegible]
bündig dahin, „daß, sobald [illegible], die man dem Dichter
gegeben, selbiger abreisen kann [illegible] 26. Juni ein so weitgehendes
aufzuhalten." 166) Die [illegible] ist, wenn Voltaire sich
hin erfolgt, der ja erst am [illegible] mittag des 26. Juni durch den
sondern sie war zweifellos ein [illegible] erklärte. 172) Im letzten
Nichte am 18. Juni an den Ab[illegible] [illegible]andlungen doch noch scheitern
ihres Oheims Gesundheit[illegible] [illegible] seiner bisherigen Verteidigungs-
Aber auch diese [illegible] [illegible] Bedränger eingeleitet werden.
Voltaire noch nicht die [illegible] [illegible] Frankfurter Rat mit Voltaires
Räte wurden in diesen Tagen [illegible] war es der Senator Senckenberg,
Voltaire und von der [illegible] [illegible] Juni über die Angelegenheit
Behörden gegenüber sich [illegible] welchen eine von dem Sekretär
sogar die Furcht vor der köni[illegible] [illegible] der Ratsmitglieder gebracht
Ingrimm sahen sie den immer [illegible] [illegible] der preußischen Räte
Freunden, „denen Kavalier- [illegible] [illegible] Diefenbach zur Klarstellung des
Buchdruckern und Buchführer[illegible] [illegible] Gesuches, den Diefenbach so-
zu einem neuen Feldzug [illegible] [illegible], geschah bereits wiederholt
höchster Aufregung und [illegible] [illegible] ob Voltaire das königliche
Kollegen Schmidt, es ge[illegible] [illegible] Kriegsrat überliefert habe; bis
ob Voltaire freizulasse[illegible] [illegible] war der Dichter im Rechte, wenn
„Weilen wir aber die [illegible] [illegible] weitere Erkundigung erfuhr
versprachen, so ist zu [illegible] [illegible] Geheiß des Rates entgegen der
Requisitorialien steife[illegible] [illegible] des Dichters noch fortdauere:
ein noch weit rücksich[illegible] [illegible]stuben sei dem Sekretär Collini
„Weil der größte bru[illegible] [illegible] Rückgabe der Koffer und der
Aufführung geschehe[illegible] [illegible] Gegenstände. Wir haben
nicht noch hatten, u[illegible] [illegible] erwiderte. die Koffer seien wohl
wird, so sehe diese [illegible] [illegible] eröffnet und durchgesehen. Endlich
Die in dieser Auffassu[illegible] [illegible]tokoll, daß in dem Voltaire vorgelegten
dem Willen des Königs [illegible] [illegible] Gefangenschaft auf 128 Taler und
im Vergleich mit dem [illegible] [illegible], und daß sich Voltaire den
Tagen sich zuschulde[illegible] [illegible]riftlich zum Schweizer [illegible]
nach dem ersten [illegible] [illegible] verpflichten [illegible]
Voltaires, hatte Frie[illegible] [illegible] dem Sekretär [illegible]
Prades, eine Antwo[illegible]
in die Feder dikt[illegible]
stimmung heraus [illegible]

[illegible] Senatssitzung [illegible]
[illegible] über seine Verhandlungen [illegible]
[illegible] oben) wurde in dieser Rats-
[illegible] findet sich in den Frankfurter
[illegible] S. 321: „*Une requête que Mr. Collini enfin apercevoir a quel excès on avait le fut chargé le jour même d'examiner*

166) Abgedruckt [illegible] [illegible] am 21. Juni die Überlieferung
nr. 2807. [illegible] Gedichtbandes in [illegible]
167) Mahrenholtz [illegible]
168) Varnhagen [illegible]
169) Varnhagen [illegible]
170) [illegible]
171) [illegible]
172) [illegible]
173) [illegible]

prisonnier dans la ville sur mon serment qui sera plus sûr que mes deux soldats: protestant d'ailleurs contre toutes les violences commises et specialement contre mon arrêt qui bien loin d'avoir été fait par ordre du Roi de Prusse, a été fait contre ses ordres.

Voltaire.

Ganz gleichzeitig mit den Eingaben an den Fankfurter Rat ist übrigens in diesen Tagen auch wieder eine Reihe von Bittschriften und Beschwerden Voltaires nach den verschiedensten Richtungen hin gesandt worden. So wendet sich der Dichter am 26. Juni mit einer Schilderung seiner jüngsten Erlebnisse an seinen Vertrauensmann am Wiener Hofe; an ihn wird zugleich an erster Stelle der Voltaire zugetragene Klatsch über Freytags unwürdige Vergangenheit weitergegeben.[193]) An den französischen Kriegsminister, Graf d'Argenson, geht am 28. Juni eine Klageschrift ab, die er dem König Ludwig XV. vorlegen soll.[194]) Auch König Friedrich wird wieder von den verschiedensten Seiten her bestürmt. Dem Hilfsgesuch, das Voltaire wohl noch vor oder kurz nach seiner Gefangensetzung an den Kämmerer Fredersdorff gerichtet hatte, ließ er am 26. Juni ein solches an den Vorleser Abbé de Prades folgen.[195]) Kaum hat er aber von dem Beschlusse des Frankfurter Rats, in Voltaires Sache nach Potsdam zu berichten, Kenntnis erhalten, so setzt er selbst eine neue Bittschrift an König Friedrich auf. Auch in diesem Schriftstücke spiegelt sich der Stimmungswechsel deutlich wieder, den das Eingreifen des städtischen Rates in Voltaire hervorgerufen hatte. Der Dichter greift die preußischen Beamten rücksichtslos an, enthüllt das Lügengewebe, womit sie Voltaire nach Eintreffen des Gedichtbandes hinzuhalten gesucht haben, und denunziert sie als gewohnheitsmäßige Betrüger. Unbekümmert darum, ob er durch diese Verdächtigungen sich nicht selbst den empfindlichsten Schaden zufügen werde, sandte er Abschriften dieses Briefes gleichzeitig an den Gesandten La Touche und an die Markgräfin von Bayreuth, um sie durch ihre Vermittelung dem Könige zugehen zulassen.[196]) Und auch in der Presse entbrennt der Kampf zwischen Voltaire und seinen Frankfurter Peinigern. Die *Gazette d'Utrecht* bringt am 3. Juli eine vom 27. Juni datierte Nachricht aus Frankfurt über Voltaires Flucht und Gefangensetzung; zweifellos von den preußischen Räten redigiert, enthält der Artikel grobe

---

[193]) Moland 38 nr. 2600. Diesem Briefe, nicht erst dem Briefe vom 14. Juli, war aller Vermutung nach die Abschrift des Briefes der Madame Denis vom 21. Juni (nr. 2586; vgl. dort die Note Beuchots) beigefügt.

[194]) Moland 38 nr. 2609, 2610.

[195]) Moland 38 nr. 2611 *(nous avons envoyé cette lettre au sieur Fredersdorff, correspondant de Schmith)*; de Luchet I, 322 (über die Vorgänge am 26. Juni): *il trouva moyen de faire parvenir une lettre à Mr. l'abbé de Prades, lecteur du roi. Il en reçut, courier par courier, une réponse claire et décisive.* Vgl. auch Colini S. 90.

[196]) Moland nr. 2588, 2611, 2612. Der im Orginal mit dem richtigen Datum (29. Juni) versehene Brief an die Markgräfin ist von Moland irrtümlich auf den 21. Juni datiert worden.

Entstellungen des wahren Sachverhalts. Voltaire dagegen kommt zur gleichen Zeit in der Baseler Zeitung mit einer Darstellung seiner Angelegenheit zu Wort, die sein Gegner aufs äußerste erbittert.[197])

(Fortsetzung folgt.)

---

[197]) *Gazette d'Utrecht* vom 3. Juli 1753: *De Francfort le 27. Juin Mr. de Voltaire étant arrivé ici, il y a quelque tems, certaines circonstances rélatives à son départ de Berlin, donnèrent occasion de retenir ce poëte en arrêt civil à la réquisition du résident de Prusse. Le magistrat de cette ville exigea de Mr. de Voltaire sur sa parole d'honneur une promesse par écrit de ne point s'absenter sans en avoir obtenu la permission, ou avant d'avoir satisfait à ce qu'on exigeait de lui. Malgré cet engagement, on fut surpris d'apprendre, il y a 8 jours, que Mr. de Voltaire était parti subitement. On envoya aussi-tôt à sa poursuite et il fut ramené ici. La raison qu'il donna le son depart, fut, qu'il avait eu intention d'aller faire un tour aux eaux de Wiesbaden. Comme il convient, que Mr. de Voltaire ne s'absente point avant la décision de l'affaire qui a donné lieu à son arrêt, le magistrat a fait mettre une garde dans son logement pour veiller sur ses actions.* — Über den Artikel in der Baseler Zeitung vgl. Varnhagen S. 270 (Bericht Freytags vom 6. Juli).

HERMAN HAUPT.

Beiträge zur Textkritik einiger Werke Friedrichs des Grossen aus Voltaires handschriftlichem Nachlasse.

Der handschriftliche Nachlaß Voltaires, den kurz nach dessen Tode Kaiserin Katharina mit seiner Bibliothek ankaufte und in der Eremitage in St. Petersburg aufstellen ließ, wird jetzt in der Kaiserlichen Öffentlichen Bibliothek in St. Petersburg aufbewahrt. Dank einer außerordentlichen Liberalität ist es mir vergönnt gewesen, diejenigen Bände dieses Nachlasses, die zahlreiche Werke Friedrichs des Großen sowie Bruchstücke der Korrespondenz zwischen dem König und Voltaire enthalten, selbst einsehen zu dürfen.

Als ein, wenn auch geringes, Zeichen des aufrichtigsten Dankes für die gütigst erteilte Erlaubnis, aus diesem bisher so gut wie unbenutzt gebliebenen Schatze zu veröffentlichen, mögen hier aus der Fülle dessen, was die Durchsicht dieser Bände an Neuem und Lehrreichem für die Textgeschichte der Werke Friedrichs des Großen gebracht hat, einige besonders interessante Beispiele gegeben werden.

I. Der Avantpropos zum Antimacchiavel.

Unter den Autographen Friedrichs des Großen, die der schwedische Hofzeremonienmeister Fredenheim Ausgang des Jahres 1789 in Ferney bei Voltaires ehemaligem Sekretär, Wagnière, sah (vgl. Arnheim in den *Forschungen zur Brandenburgischen und Preußischen Geschichte* IX, 515 ff.), war auch das eines Avantpropos zum Antimacchiavel, dasselbe, das der Kronprinz Friedrich am 27. Oktober 1739 nach Cirey geschickt hatte. Während die übrigen Autographen, die Fredenheim in seinem a. a. O. mitgeteilten Briefe an Gustaf III. aufführt und die im Besitze Wagnières waren, seitdem verschollen zu sein scheinen, hat sich das des Avantpropos wiedergefunden: es befindet sich in der Handschriftenabteilung der Bibliothèque Nationale zu Paris (Ms. français 15285 fol. 49).

In Voltaires Nachlaß ist eine Abschrift davon, die deswegen lehrreich ist, weil in ihr von Voltaires Hand Änderungen und Kürzungen vorgenommen sind.

Kronprinz Friedrich hatte Voltaire bei Übersendung der einzelnen Stücke des Antimacchiavel um strengste und rücksichtslose Kritik gebeten: in der Petersburger Abschrift haben wir den einzigen unmittelbaren Überrest davon, wie Voltaire dieses seines Amtes gewaltet hat: was aus diesem „Schmelztiegel" hervorgegangen ist, steht als Avantpropos vor der van Durenschen Ausgabe des *Examen du Prince de Macchiavel* (*Œuvres de Frédéric le Grand* VIII, 61 ff.)[1]).

Im folgenden wird der Text des Pariser Autographes nach einer Kollation, die ich der großen Güte des Herrn Direktor Omont verdanke, mitgeteilt; die Änderungen Voltaires in der Petersburger Abschrift sind unter dem Text angegeben, die Kürzungen im Text in Klammern *cursiv* gedruckt.

Avantpropos.

Le Prince de Macchiavel est en fait de morale ce qu'est l'ouvrage de Spinoza en matière de foi; Spinoza sapa les fondements de la foi et ne tendait pas moins qu'à renverser l'édifice de la réligion, Macchiavel corrompit la politique et entreprenait de détruire les préceptes de la saine morale; les erreurs de l'un n'étaient que des erreurs de spéculation, celles de l'autre regardaient la pratique. Cependant il s'est trouvé que les théologiens ont sonné le tocsin et crié l'alarme[2]) contre Spinoza, qu'on a réfuté son ouvrage en forme et qu'on a constaté la divinité contre les attaques[3]) de cet impie. tandisque Macchiavel n'a été que harcelé par quelques moralistes et qu'il s'est soutenu malgré eux et malgré sa pernicieuse morale sur la chaire de la politique jusqu'à nos jours.

J'ose prendre la défense de l'humanité contre ce monstre, qui veut la détruire, j'ose opposer la raison et la justice à l'iniquité[4]) et au crime et j'ai hazardé mes réflexions sur le Prince de Macchiavel à la suite de chaque chapitre afin que l'antidote se trouvàt immédiatement auprès du poison.

J'ai toujours regardé le Prince de Macchiavel comme un des ouvrages les plus dangereux, qui se soient répandus dans le monde, c'est un livre qui doit tomber naturellement entre les mains des princes et de ceux qui se sentent du goût pour la politique *comme il est fort facile*[5]), qu'un jeune homme ambitieux[6]), dont et le coeur et le jugement ne sont pas assez formés pour distinguer surement le bon du mauvais, soit corrompu par des maximes qui flattent *[l'impétuosité de]* ses passions *[on doit regarder tout livre qui peut y contribuer comme absolument pernicieux et contraire au bien des hommes]*.

Mais s'il est mauvais de séduire l'innocence d'un particulier, qui n'influe que légèrement sur les affaires du monde, il l'est d'autant plus de pervertir les princes, qui doivent gouverner ses peuples; administrer la justice

---

[1]) Eine andere, teilweise abweichende Fassung des Avantpropos hat nach dem Autograph G. Friedländer 1834 veröffentlicht (*Antimacchiavel ou Examen du Prince de Macchiavel* p. 2 ff. Danach wiederholt in *Œuvres de Frédéric le Grand* VIII, 163 ff.

[2]) aux armes.

[3]) contre ses attaques.

[4]) au sophisme.

[5]) il n'est que trop facile.

[6]) dont Abschr. u. Voltaire.

et en donner l'exemple à leurs sujets; être par leur bonté, par leur magnanimité et leur miséricorde les images vivantes de la Divinité *[et qui doivent moins être rois par leur grandeur et par leur puissance que par leurs qualités et leurs vertus personelles]*.

Les inondations *[des fleuves]* qui ravagent des contrées, le feu du tonnerre qui réduit des villes en cendres, le poison *[mortel et contagieux]* de la peste, qui désole des provinces, ne sont pas aussi funestes au monde que la dangereuse morale et les passions effrénées des rois. Les fléaux célestes ne durent qu'un temps, ils ne ravagent que quelques contrées et ces pertes quoique douloureuses, se réparent; mais les crimes des rois font souffrir[7]) des peuples entiers, *[le malheur de l'état s'appesantit sous leur bras de fer, et le peuple opprimé n'a pas jusqu'a la faible consolation de pouvoir souhaiter, sans se rendre lui-même criminel, la fin de ses misères]*.

Ainsi que les rois ont le pouvoir de faire de bien, lorsqu'ils en ont la volonté, de même dépend-il d'eux de faire le mal lorsqu'ils l'ont résolu. Et combien n'est point déplorable que la situation des peuples, lorsqu'ils ont tout à craindre, l'abus[8]) du pouvoir souverain? lorsque leurs biens sont en proie à l'avarice du prince, leur liberté a leur caprice, leur repos à son ambition: leur sureté à sa perfidie et leur vie à ses cruautés c'est là le tableau tragique d'un état où regnerait un monstre[9]) comme Macchiavel prétend le former.

[Je dis encore plus: quand même le venin de Macchiavel ne se communiquerait pas jusqu'au trône, quand même il ne se glisserait que dans le coeurs de ces organes de la politique, qui en sont comme les ressorts, je soutiens[10]) qu'un seul disciple de Macchiavel et de Cesar Borgia suffit[11]) dans le monde pour faire abhorrer les principes exécrables de son affreuse politique.]

Je ne dois pas finir cet Avantpropos sans dire un mot à des personnes qui croient que Macchiavel écrivait plutôt ce que les princes font que ce qu'ils doivent faire; cette pensée a plu à beaucoup de monde à cause qu'elle[12]) est satirique *[et qu'elle a quelque apparence de vérité; on s'est contenté d'une fausseté brillante et on l'a répétée puisqu'on avait fait tant que de la dire une fois]*.

[Qu'on me permette de prendre la cause des princes contre ceux qui veulent les calomnier et que je sauve de l'accusation la plus affreuse ceux, dont l'unique emploi doit être de travailler au bonheur des hommes.]

Ceux qui ont prononcé cet arrêt décisif contre les princes[13]) ont été séduits sans doute par les exemples de quelques mauvais princes, contemporains de Macchiavel et cités par l'auteur, par la vie de quelques tyrans, qui ont été l'opprobre de l'humanité *[et que sais-je par quel esprit sombre et atrabilaire qui n'aime qu'à mordre et qui se plaît à médire]*.

[Je réponds à ces censeurs misanthropes, qu'en tout pays il y a d'honnêtes et malhonnêtes gens comme en toutes les familles ou trouve des personnes bien faites avec des borgnes, des bossus, des aveugles ou des boiteux, qu'il y a eu et quil y aura toujours des monstres parmi les princes, indignes du caractère sacré dont ils sont revêtus: je les prie[15])] de penser que comme la séduction du trône est très puifsante, qu'il faut plus qu'une vertu commune pour y résister et qu'ainsi il n'est point étonnant que parmi un ordre aufsi nombreux que celui des princes

---

7) hinter souffrir darüber geschr.: bien longtemps.
8) tout à craindre labus Abschr. u. Voltaire.
9) prince.
10) Zuerst hatte Voltaire hinzugefügt: je soutiens que und sa politique geändert; nachträglich strich er aber den ganzen Absatz.
11) suffirait Abschr. u. Voltaire.
12) parce qu'elle.
13) les souverains.
14) quelqu'esprit Abschr. u. Voltaire.
15) Je prie ces censeurs.

il s'en trouve de mauvais parmi les bons et que parmi ces mêmes empereurs Romains où l'on compte des Nérons, des Caligula, des Tibères, *[les]* l'univers se ressouvient avec joie des noms consacrés par leurs vertus des Titus, des Trajans et des Antonins.

Il y a ainsi une injustice criante d'attribuer à tout un corps ce qui ne convient qu'à quelques de ses membres.

On ne devrait conserver dans l'histoire que les noms des bons princes et laifser mourir à jamais ceux des autres avec leur indolence, leur injustice et leurs crimes. Les livres d'histoire diminueraient de beaucoup à la vérité mais l'humanité y profiterait et l'honneur de vivre dans l'histoire (aus la mémoire) de voir son nom pafser des siècles futurs jusqu'a l'éternité ne serait que la récompense de la vertu. Le livre de Macchiavel n'infecterait plus les écoles de politique, on mépriserait les contradictions *[pitoyables]* dans lesquelles il est toujours avec lui-même et le monde se persuaderait que la véritable politique des rois fondée uniquement sur la justice, la prudence et la bonté est préférable en tout sens au système décousu et plein d'horreur *[et de cruauté]* que Macchiavel a eu l'imprudence de présenter au public.

Es wäre höchst verdienstlich, die verschiedenen noch vorliegenden eigenhändigen Niederschriften des Antimacchiavel sowie die van Durensche und Voltairesche Ausgabe auf das Verhältnis der Texte zu einander zu untersuchen; es müßte dazu noch die Abschrift der ersten fünf Kapitel, die Fredenheim von Wagnière erwarb, sowie der von Voltaire veranlaßte Pariser Nachdruck der van Durenschen Ausgabe herangezogen werden; dies und die Verwertung von Voltaires Briefen und dessen Korrekturen zu den ersten vier Bogen, die van Duren in der dritten Auflage des *Examen du prince de Macchiavel* II, 254 und 267 abgedruckt hat, würden vielleicht endlich einmal Klarheit bringen, wie weit der Text der van Durenschen Ausgabe von Voltaire „bis zum Unsinn entstellt ist", wie weit Martinières „restaurierende" Tätigkeit gegangen ist, wie weit der Voltairische Text auf Ächtheit Anspruch machen kann, endlich wie weit Voltaires Mitteilungen an Friedrich überhaupt Glauben verdienen.

II. Übersetzung einer Horazode.

Am 6. April 1740 schrieb Voltaire dem Kronprinzen Friedrich, er habe dessen Packet vom 18. März erhalten, in dem ihm dieser „*quelques petites bagatelles en vers*" zugeschickt hatte: *la traduction de l'ode: Rectius vives Licini fait voir qu'il y a des Mécènes qui sont eux-mêmes des Horaces*: der Kronprinz habe den Vers Auream quis quis nicht genau übersetzen wollen: *vous sentez si bien ce qui est propre à notre langue, et les beautés de la latine, que vous n'avez pas traduit obsoleti tecti, qui serait très bas en français.*

Loin de la grandeur fastueuse
la frugale simplicité
n'en est que plus délicieuse.

les expressions sont bien plus nobles en français, elles ne peignent pas comme le latin ... au reste nous faisons mediocrité de cinq

syllabes; si vous voulez absolument n'en mettre que trois, quatre, les princes sont les maîtres.

In Voltaires Nachlasse findet sich, von des Kronprinzen Hand geschrieben, die vollständige Übersetzueg der horazischen Ode, aus der Voltaire die drei Zeilen anführt. Des Kronprinzen Kenntnisse des Lateinischen reichten wohl kaum dazu aus, die Ode zu übersetzen; die Übersetzung wird Freund Keiserlingk gemacht, der Kronprinz diese dann in Verse gebracht haben.

1. Licinius, pour vivre heureux,
sans appréhender le naufrage
fuyez les flots impétueux
émus par les vents et l'orage;
car l'un et l'autre est dangereux
la haute mer et le rivage.

2. Des mains de la divinité
la faveur la plus précieuse
est la sage médiocrité.
Loin de la grandeur fastueuse
la frugale simplicité
n'en est que plus délicieuse.

3. Plus que ces tours, fiers monuments
de notre orgueil insatiable,
élèvent si superbement
leur cime haute et formidable,
plus forts sont les écroulements
que fait leur chute épouvantable.

4. Un sage accablé de revers
est soutenu par l'espérance;
quand tout lui rit dans l'univers,
il se prépare à la souffrance.
Jupiter après les hivers
nous rend Phébus et l'abondance.

5. L'arc d'Apollon dans appareil [so]
languit souvent sans qu'il en tire
[verbessert in: le tire]
souvent il permet au sommeil
d'exercer son paisible empire
et les muses à leur réveil
sont frappées des sons de sa lyre.

6. Opposez à vos plus grands maux
une constance inébranlable,
voyez prudent dans vos travaux,
si le vent vous est favorable
calez les voiles à propos;
sa faveur est trop peu durable.

Eine Bitte um Belehrung an die Kenner französischer Horazübersetzungen möchte ich hieran anschließen dürfen.

Hinter der Horazübersetzung folgt in dem Bande ein Druck: *Essai de traduction | de plusieurs | odes d'Horace | et | deux odes anacréontiques | du même auteur* | M DCC XLVI 12 Seiten in klein 8⁰. Die übersetzten Oden sind:

Ode X Livre II: *En plein mer redoute le naufrage*
Ode XVIII „ II: *Je ne repose point sous de riches lambris*
Ode XIV „ II: *Que notre vie, helas, s'écoule avec vitesse*
Ode XVI „ II: *Oui, le premier des biens qu'ici bas l'on désire*
Tircis et sa tendre maîtresse
Amour, que de tes traits les effets sont étranges.

Auf der Rückseite des Titels steht folgende Bemerkung: *Cet essai de traduction est présenté au public sur l'avis de plusieurs personnes éclairées, qui ont encouragé l'auteur à continuer ce travail, pour en former par la suite un corps d'ouvrage contenant par ordre quatre livres des odes d'Horace et justifier autant que son talent pourra le lui permettre, l'opinion de Mr. de Voltaire*

et de son savant prédécesseur sur la nécessité de la traduction en vers des meilleurs poëtes latins. Si le public fait un accueil favorable à cet premier essai, l'auteur en sera en état de donner incessamment une seconde feuille. — On a cru devoir joindre à cet essai deux odes anacréontiques du même auteur, pour égayer un peu le sérieux de la morale que les premières quatre odes sont capables de jeter dans l'esprit et qui ne conviendrait pas peutêtre à tous les lecteurs.

Sollte etwa Keiserlingk der Verfasser sein? Im Eloge de Keiserlingk von Maupertuis (*Histoire de l'académie Royale des sciences et des belles lettres* 1746 S. 471) heißt es: *on peut juger du talent qu'il avait pour la poésie par quelques pièces de sa composition mais peutêtre encore mieux par les traductions de quelques odes d'Horace en vers français.* Sind das die oben erwähnten?

III. Die Beschreibung der Reise nach Straßburg.

Im August 1740 machte König Friedrich von Bayreuth aus den bekannten Ausflug nach Straßburg, der ein so unerwartetes Ende dadurch nahm, daß hier ein Deserteur in dem angeblichen Grafen Dufour den König erkannte.

Von Wesel aus schickte am 2. September der König an Voltaire die Beschreibung dieser Reise und zwar im Autograph, denn wie er an demselben Tage an Jordan schrieb, *faute de copiste je n'en ai pu garder copie.* Dies Autograph „8 Seiten in 4°“ war nach Voltaires Tode im Besitz Wagnières, der wie von anderen in seinem Besitz befindlichen Autographen Friedrichs so auch von dieser Reisebeschreibung eine Abschrift an Fredenheim, später eine an den seit 1783 in russischen Diensten stehenden Grafen Suchtelen verkaufte. Die Gräflich Suchtelensche Handschriftensammlung ist 1836 nach des Besitzers Tode von der Kaiserlichen Öffentlichen Bibliothek in St. Petersburg durch Ankauf erworben worden.

Von dieser Petersburger Abschrift wurde Preuß eine Kopie „in der alles mit den Fehlern abgeschrieben ist, wie es in Wagnières Abschrift steht“, mitgeteilt[16]; er druckte danach, zum ersten mal vollständig, in den Œuvres de Frédéric le Grand XIV (1850) 156 ff. die *Déscription poétique d'un voyage à Strafsbourg* ab.

In Voltaires Nachlaß liegt eine zweite Abschrift: *Le voyage à Strasbourg à Mr. de Voltaire;* das auffallende ist, daß sie in den prosaischen Stücken oft einen sehr viel kürzeren Text enthält.

[16]) Diese Kopie liegt bei den Korrekturbogen des XIV. Bandes der Œuvres (im Archiv der Königl. Akademie der Wissenschaften zu Berlin), die ich einsehen durfte. Das Avertissement XIV S. XXI ist voller Irrtümer und Verwirrung.

Die Abweichungen (kursiv gedruckt) sind folgende: XIV 156. 2. Vous savez *sans doute* que || Frankfourt *au* Main || il nous parut que la voie (ohne sur la carte) || le ciel qui de *nous* dispose

157 oben *très* gravement || gravitait || dans *les chemins* mais *outre cela* nous (si toutes — patience und après des chemins affreux fehlt). Lucullus il faut que notre (Des chemins affreux-accidentents und assurément fehlt).

158 oben Nous — en avant fehlt. || déscription *c'est là* que le maître de poste plus prévoyant que nous nous (Ce fut-reparées, homme, autres fehlt) || nous dit-*il*, point de salut sans passe-port. || *Nous primes alors le parti* d'en faire nous mêmes à quoi || nous secondâmes merveilleusement le prudent maître des postes; voyant || cas, ou ou de ne pas — parti fehlt.

159 Vous jugez — France même fehlt. || unten ce ne sont *pas* ceux || pour faire connaissance *avec Strafsbourg* je fis.

160 oben: n'avait *point* || en *désunit* la trame || de n'en *point* être le dupe || unten: declin*a*.

Woher stammt diese Verschiedenheit? da der König keine Abschrift zurückbehalten hatte[17], ist die nahe liegende Annahme einer späteren Überarbeitung durch ihn ausgeschlossen.

Vor dem Erscheinen der *Œuvres de Frédéric le Grand* war die Straßburger Reise nur in Bruchstücken bekannt: zwei enthalten die *Mémoires pour servir à l'histoire de Mr. de Voltaire*, die Voltaire selbst 1759 verfaßt hat, die aber erst 1784 erschienen sind, ein drittes der *Commentaire historique sur les œuvres de l'auteur de la Henriade*[18], den Voltaire diktiert und Wagnière 1776 herausgegeben hat.

Das erste umfaßt XIV 157 *Car des hôtes — remplis d'impertinence* in dem umfangreicheren Text der Wagnièreschen Abschrift, nur daß es für *une chaumière infernale*; *une cuisine infernale* hat; das zweite beginnt (158): *Le maître de poste de Kehl nous ayant afsuré quil n'y avait point de salut sans passeport et voyant que le cas nous mettait dans la nécéfsité absolue d'en faire nous-mêmes* usw. bis 159 *les murs de Strafsbourg*, wobei das unsinnige *secondâmes* der Petersburger Abschrift in *secondèrent* geändert ist:

---

17) Wenn weder die *Œuvres Posthumes* noch das Supplement diese „Beschreibung" brachte, so folgt daraus, dafs auch weder im Nachlasse des Königs, wie er sich in den Potsdamer Schlössern vorgefunden hatte, noch in dem was Villaume abgeliefert hatte, eine Abschrift davon vorhanden war.

18) Das *Œuvres Posthumes* VI 328, am Schlufs der *Epitres à Mr. Jordan* abgedruckte Gedicht: *A la fin j'ai vu ces* usw., das *Œuvres* XIV p. XXI als letztes, früher bekanntes Bruchstück aus der „Strafsburger Reise" bezeichnet wird, hat mit dieser gar nichts zu tun, sondern ist an Jordan gerichtet. Wenn darin ganze Verse und einzelne Wendungen aus einem Gedicht in der „Strafsburger Reise" (XIV 159) wiederkehren, so erklärt sich dies daraus, dafs es gleichzeitig mit dieser entstanden ist.

also auch hier eine, wenn auch freie Wiederholung des Textes, der nur bei Wagnière steht. Die dritte Stelle im Commentaire hat den Anfang bis 157 *d'une allure indolente*, in einer Wiedergabe, der es mehr auf den Sinn als genauen Wortlaut ankommt; der letzte angeführte Vers lautet jedoch wie bei Wagnière.

Voltaire hat sich demnach berechtigt geglaubt, was auch gar nicht so verwunderlich wäre, auch diese Arbeit des Königs zu verbessern und diese seine Verbesserungen als des Königs Eigentum mit anzuführen. Vielleicht kommt das Autograph aus Wagnières Besitz wieder zum Vorschein, dann würde sich diese Frage ja ohne weiteres beantworten.

IV. La guerre de la Confédération.

Wenn Friedrich Wilhelm II. und Graf Hertzberg gleich nach dem Tode Friedrichs des Großen dessen litterarischen Nachlaß mit Ausnahme weniger Stücke in der offiziellen Ausgabe der *Œuvres posthumes de Frederic II* in die Öffentlichkeit brachten, ohne sich viel darum zu kümmern, ob eine derartige Veröffentlichung von Werken, die nicht für das große Publikum bestimmt gewesen waren, gegen den Willen des Verfassers verstoße, so mußte dies Beispiel von Indiskretion alle diejenigen, die noch unbekannte Werke des verstorbenen Königs besaßen, geradezu auffordern, auch sie in die Öffentlichkeit zu bringen. Ende 1788 wurde des Königs Briefwechsel mit Voltaire bekannt, viel vollständiger als ihn die *Œuvres Posthumes de Frédéric II* gebracht hatten; dieselbe Baseler Ausgabe der *Œuvres Posthumes de Frédéric le Grand* brachte zum ersten Male das *Palladion*, jenes komische Heldengedicht, das der König Januar 1749 in übermütiger Laune verfaßt und trotz aller Bemühungen z. B. des französischen Hofes geheim zu halten gewußt hatte.

Die Berliner Verleger der *Œuvres Posthumes* verfehlten nicht das, was so von neuem hinzukam, in einem *Supplément aux Œuvres Posthumes de Frédéric II.* nachzudrucken und unter dem falschen Druckort: Cologne erscheinen zu lassen. Der erste Band, der Februar 1789 ausgegeben wurde, wiederholte das Palladion aber nach einer korrekteren Abschrift, wie versichert wurde, als sie die Baseler Herausgeber im Nachlasse Dargets, des früheren Vorlesers des Königs, gefunden hätten. An zweiter Stelle brachten sie, ohne weitere Bemerkung, eine bisher unbekannte ähnliche burleske Dichtung des Königs aus späterer Zeit: *La guerre des confédérés* in 6 Gesängen mit einer *Epitre dédicatoire au pape* an der Spitze.

In demselben Jahr erschien in Hall:

La confédération, poème en cinq chants trouvé dans le porte feuille du philosophe de Sanssouci et publié par M. Hugon de Bassville. Der Herausgeber sagt S. XII der *Préface*: *Le poème que nous offrons au public est certainenent sorti de la plume du*

roi de Prusse. La copie que j'ai entre les mains vient de Mr. de Voltaire . . . tout ce qui vient d'un aussi grand prince doit intéresser voilà mon excuse auprès des personnes qui demanderont pourquoi j'ai mis au jour un ouvrage que son auteur semble avoir condamné lui-même à l'oubli. La guerre de la confédération Poème ist der Titel des Werkes; auf ein *Argument*, den ersten 19 Versen des Chant I des Supplément: *Je vais chanter les exploits des guerriers* folgt Chant premier: *Viens m'inspirer féconde Folie.* Am Schluß des fünften (und letzten) Gesanges ist die Anmerkung angefügt: *Il est probable que notre illustre auteur avait envie d'ajouter un sixième chant à ce poème, car il nous a paru qu'il ne finiſsait pas; nous le donnons absolument conforme au manuscrit sans nous permettre d'ajouter, de retrancher et même de corriger.* Es fehlt dieser Ausgabe nicht nur die *Epitre dédicatoire* und der 6. Gesang, auch der Text in den fünf Gesängen unterscheidet sich von dem des *Supplément* dadurch daß er sehr viele, stark abweichende Lesarten hat und daß er an manchen Stellen kürzer ist[19]).

Über die Entstehung des Gedichts gibt ein Brief des Königs an Voltaire vom 18. November 1771 Nachricht: kaum sei er nach einem schweren fünfwöchentlichen Gichtanfall, der ihn an Händen und Füßen „gefesselt" gehalten hätte, wieder soweit genesen gewesen, daß er hätte schreiben können, so sei seine Neigung, Papier vollzukritzeln, wieder über ihn gekommen, nicht zur Belehrung und Aufklärung des europäischen Publikums, das die Augen sehr offen halte, sondern zu seinem eigenen Vergnügen; die Torheiten des Conföderierten in Polen habe er besungen in sechs Gesängen; das Gedicht sei fertig, denn die lange unfreiwillige Muße habe ihm die Möglichkeit gegeben, nach Herzenslust zu reimen und zu verbessern.

In dem Briefwechsel mit Voltaire aus der nächsten Zeit sowie in dem an d'Alembert ist wiederholt von diesem Gedicht die Rede; der König schickte beiden Abschriften zu, noch im November die beiden ersten Gesänge, Anfang 1772 den dritten und vierten; für die Zusendung des fünften dankte Voltaire am 24. März 1772; d'Alembert erhielt ihn erst Anfang April; d'Alembert verhehlte dem König nicht, daß ihn die Art, wie die Teilnahme der Franzosen an diesem Aufstand in diesem Gesange geschildert war, nicht gerade erbaut habe; auch Voltaire muß sich im ähnlichen Sinne ziemlich deutlich geäußert haben, wie sich aus dem Briefe des Königs vom 1. November 1772 ergibt. Der letzte Gesang war am 16. September 1772 an Voltaire abgegangen, der dafür am 16. Oktober dankte; die Abschrift an d'Alembert ging am 17. September ab.

---

[19]) Preuſs hat *Œuvres* XIV 186 ff. den Text des Supplément abgedruckt. Wenn er XXX 163 No. 37 den Bassvilleschen Text für *une mauvaise contreaçon de la Guerre des Confédérés* erklärte, so hatte er, ohne Kenntnis der Petersburger Abschrift, völlig Recht.

Voltaire schrieb am 8. Dezember 1772 an den König: *votre très plaisant poème sur les confédérés m'a fait naître l'idée d'une fort triste tragédie, intitulée les nois de Minos* (die Tragödie wurde angefangen 18. Dec. 1771 und beendet 12. Jan. 1772), am 19. März 1773 schickte er dem König die *„soporative tragédie" avec des notes qui pourront lui paraître assez intéressantes; elle trouvera dans le cours de la pièce que j'ai profité d'un certain poème sur les confédérés.*

Als im Jahre 1775 eine Schrift in Paris verbreitet wurde: *Le partage de la Pologne*, 7 Gespräche zwischen Kaiserin Katharina, der Kaiserin Maria Theresia und Friedrich, hätte Voltaire gerne den König zum Druck der *Guerre de la confédération* veranlaßt (vgl. seinen Brief vom 15. Febr. 1775), dieser ging jedoch nicht darauf ein: *je me garde encore davantage de faire imprimer mes billevesées, je ne fais des vers que pour m'amuser* und weiter nach einer Erwähnung des Nachdruckes seiner Gedichte von 1760, bei der Voltaire etwas eigentümlich zu Mute werden mochte, *ce poème des confédérés dont vous parlez, je l'ai fait pour me désennuyer ... dans cet ouvrage il est question de personnes qui vivent encore et je ne dois ni ne veux choquer personne.*

Die Abschrift, die der König an Voltaire geschickt hat, befindet sich noch in Voltaires Nachlaße. Der Titel, von des Königs Hand geschrieben, lautet: *la guerre de la confédération*; im Text hat der König mehrfach verbessert; statt der *Epitre dédicatoire* stehen als Einleitung die 19 Verse: *Je vais chanter;* mit *Viens m'inspirer, o féconde Folie* beginnt der Chant I. Der Text stimmt bis auf unbedeutende Abweichungen in den ersten fünf Gesängen mit dem von Bassville abgedruckten überein[20]).

Wie von fast allen seinen Werken hat sich der König auch hiervon eine Abschrift machen lassen; in dieser hat er, wie es seine Art war, geändert und nachgetragen.

Die *Epitre dédicatoire* ist vor Ende Sept. 1774 entstanden; die Überarbeitung der sechs Gesänge in der Fassung, wie sie das Supplément brachte, lag 1779 fertig vor[21]). Nach des Königs Tode fand sich dies Exemplar mit dem Titel: *Guerre des Confédérés*

[20]) Unter dem Text hat der König eigenhändig eine Reihe von Anmerkungen hinzugefügt, die für jeden, der den geistigen Verkehr zwischen ihm und Voltaire genau kennt, im höchsten Maſse anziehend und ergötzlich sind. Sie sind bis auf die erste, die Bassville in der Anmerkung S. 4 abdruckt, noch völlig unbekannt; ich behalte mir ihre Veröffentlichung für eine andere Gelegenheit vor.

[21]) Im Oktober 1779 schickte der König eine Abschrift der Guerre an den Grafen Solms, um sie dem Grafen Panin auf dessen Wunsch zuzustellen; allein auf die von Solms geäuſserten Bedenken lieſs er sich die Abschrift zurückgeben. Solms hatte einige Stellen, die ihm besonders bedenklich erschienen, zusammengestellt und dem Könige eingesandt; der Wortlaut dieser Stellen ist wie im Text des Supplément.

poème in Sanssouci oder im Potsdamer Stadtschloß, es wurde mit dem gesamten literarischen Nachlaß nach Berlin gebracht und danach der Abdruck in dem Supplément gemacht.

Cet ouvrage badin fait uniquement pour m'amuser, wie der König dies Gedicht bezeichnet, war wie sein älteres Gegenstück, das *Palladion*, weder geeignet noch bestimmt, jemals öffentlich bekannt zu werden, und doch hat nicht viel gefehlt, daß es schon bei Lebzeiten des Königs durch den Druck bekannt wurde.

Am 10. Mai 1784 schrieb der König an den preußischen Residenten in Hamburg, den Geh.-Rat Hecht: *On imprime à ce que j'apprends chez le libraire Virchaux à Hambourg un poème en 5 chants sous le titre de la Guerre de la Confédération de la Pologne. Comme j'ai des raisons de souhaiter que cet ouvrage ne paraisse pas au jour,* so möge Hecht sein möglichstes tun, das Gedicht zu unterdrücken und, wenn möglich, die schon verkauften Exemplare einzuziehen. Am 11. schrieb er ihm, er solle von Virchaux zu erfahren suchen, woher er das Werk bekommen hätte, ob aus Frankreich oder England, ob es wirklich in London gedruckt würde, damit dort die nötigen Schritte getan werden könnten.

Den Anlaß zu diesen beiden Schreiben gab eine Anzeige, die der Hamburger Buchhändler Virchaux unter dem Datum: 30. April verschickt hatte: *Monsieur, vous trouverez ci-joint l'essai d'un ouvrage imprimé à Londres et dont j'attends sous quinzaine l'édition entière. Cette esquisse vous fera juger du reste et je ne crois que vous ne vous mepreniez au nom de l'auteur;* folgen Angaben über (verschiedene) Ausgaben, Umfang ($4\frac{1}{2}$ Bogen in 8^0) und Ausschmückung mit 6 *gravures bien exécutées.* Beigefügt war eine Druckprobe enthaltend das Titelblatt: *La guerre de la confédération de Pologne ou révélation de Salomon, poème burlesque en cinq chants par frère Dic . . . de Rhozhelleno à Pe-kin de l'imprimerie impériale* 40, 784 und vier Seiten Text: *Argument* (die ersten 19 Verse vom ersten Gesang) und einige Verse von Chant I: *Viens m'inspirer* u. s. w.

Hecht beantwortete die beiden Schreiben des Königs am 14. Mai: er habe sich sofort zu Virchaux begeben; dieser habe ihm gesagt, das Manuskript habe ihm vor 14 Tagen ein gewisser Lebrun[22]), der aus Stockholm gekommen sei, gegen eine Summe von 200 neuen Louisdor, zahlbar nach Ablauf eines Jahres, abgetreten: er habe erst mal das Avertissement und die Probe veröffentlicht, um zu sehen, ob er hinreichend Subscribenten fände; das Werk handle nur von den Conföderirten, er werde es sich, wozu ihm bis jetzt die Zeit gefehlt, genauer ansehen und da er gerne alle Unannehmlichkeiten vermeiden

[22]) Ich weifs nicht, ob dies derselbe Lebrun ist, der an Voltaire 1760 die Grofsnichte Corneilles empfahl und der ihn im Februar 1778 in Paris besuchte.

wolle, wolle er auf jeden Fall versuchen, seine Verpflichtung gegen Lebrun rückgängig zu machen; übrigens wisse Virchaux garnicht, ob das Werk in London gedruckt würde *ce qu'il a de la peine à croire.* Auf ein nicht vorliegendes Schreiben des Königs vom 19. erwiderte Hecht: das Werk sei noch nicht gedruckt, da die Gravüren noch nicht fertiggestellt seien; er hoffe das Manuskript zu bekommen und Virchaux von seinem Vorhaben abzubringen, wenn er ihm die Kosten der Gravüren und das Honorar für Lebrun, der der Verfasser des Gedichts zu sein behaupte, ersetze; freilich würde die ganze Ausgabe umsonst sein, wenn Lebrun, was man ja nicht wisse, vor dem Verkauf sich eine Abschrift zurückbehalten habe, das Werk also früher oder später wo anders erscheine. *Le sieur Virchaux*, schrieb Hecht am 31. Mai, *compte si peu sur la bonne foi de son homme qu'il est persuadé que pour tirer parti de son engagement il n'y a pas de temps à perdre crainte d'être prévenu.* Um über diese entscheidende Frage ins reine zu kommen, begab sich Hecht, wie er am 15. Juni berichtete, wieder zu Virchaux und fragte ihn, ob er für Lebrun die Verantwortung übernehmen könne, worauf dieser *m'a fait sentir qu'il le croyait honnête homme et que c'est dans cette supposition qu'il avait contracté avec lui:* Virchaux habe ihm bei dieser Gelegenheit mitgeteilt, er habe soeben das Werk in die Druckerei gegeben, die Ungeduld des Publikums sei zu groß; er habe ihn gebeten, den Druck anzuhalten, um ihm Zeit zu geben einige passende Vorschläge zu machen, Virchaux darauf, die Sache eile, es sei keine Zeit zu verlieren — endlich nach vielen Hin- und Herreden habe Virchaux eingewilligt, den Druck ganz aufzugeben, wenn binnen 8 Tagen Hecht ihm die Summe, die er als Entschädigung für die gemachten Auslagen und den nicht gemachten Gewinn zu erwarten habe, namhaft mache. Am 24. Juni schickte Hecht Virchaux' Bedingungen ein und schrieb dazu: *comme il a la plus grande opinion du succès de cette entreprise et qu'il pourrait être tenté d'y remettre la main . . . j'ai mis sous cachet et le ms. et les feuilles imprimées, précaution à laquelle S. Virchaux n'a voulu consentir qu'à condition d'un à compte,* der dann nach dem Bericht vom 2. Juli auf 1200 Th. festgesetzt wurde und gegen dessen Auszahlung Virchaux versprach, Lebrun zu verpflichten, von einer etwa in seinen Händen gebliebenen Abschrift keinen Gebrauch zu machen.

Virchaux legte seiner Berechnung ein Schreiben vom 22. Juni an Hecht bei, in dem es hieß: *Il ne se passe pas de courier qu'il ne m'arrive des demandes très considérables de ce précieux ouvrage dont j'ai suspendu l'impression sur votre réquisition. J'ai une lettre de Berlin par laquelle on m'en demande d'abord 2 à 300 qui sont déjà placés et l'on m'assure qu'il ne se passera pas 8 jours qu'on ne me demande plus du double;* in einer Nachschrift verfehlte er nicht hinzuzufügen: *On m'a fait aussi de fortes demandes à Bruxelles, à Cologne, à Strassbourg, en Suisse, à Paris etc.* Die

Berechnung selbst enthält nicht nur die Kosten der Herstellung einer gewöhnlichen Auflage von 4000 Exemplaren, 5 besseren zu 60, 50, 25, 25, 13 Exemplaren in Quart und Oktav, sondern auch einen Anschlag des Gewinnes aus der ersten Auflage in der Höhe von 6000 Mark cour., den der zweiten, vielleicht einer dritten *qui auraient pu avoir eu lieu dans la même année, tant l'éditeur, les commisseurs et les gens de goût en avaient une haute idée.* Indem er bescheiden genug war von diesem Gewinn nur die Hälfte zu beanspruchen, forderte er im Ganzen 7573 M. c. oder 2905 Th. in Friedrichsdor oder 1009 Ducaten; er wußte eben, daß er sehr viel fordern könne und dies auch bekommen werde, und es war wohl kaum ernsthaft gemeint, wenn es in seinem Schreiben an Hecht heißt: *vous savez bien combien j'en ai besoin dans les malheureuses circonstances où m'a plongé mon excès de crédulité.*

Auf die Einsendung der Spezifikation von Virchaux erfolgte zunächst kein Bescheid, was diesen ermutigte, Hecht gegenüber mit Drohungen aufzutreten; denn dieser schreibt am 2. Aug.: *le libraire Virchaux me persécute à retirer le ms. en question et les ballots contenants les feuilles imprimées en payant ce qui lui revient . . . faisant entendre qu'un plus long retard l'autoriserait à lever le scellé et à remettre l'ouvrage sous presse. Il est certain qu'on le demande de tout côté et c'est cet empressement du public qui parait faire repentir Virchaux du marché qu'il a fait,* worauf an den Kriegsrat Buchholtz den 7. August die Anweisung erging, gegen den 24. Hecht die 2905 Th. zuzustellen. Am 2. September bestätigte Hecht den Empfang des Geldes, meldete, daß ihm das Manuskript und 2 Ballen, die das halbe Werk in Druckbogen enthielten, ausgehändigt seien. In einem undatierten Schreiben zeigte der Staatsminister Graf von Finkenstein Hecht die Ankunft des Manuskriptes und der beiden Ballen an, die auf königlichem Befehl im Geheimen Kabinetsarchiv deponiert werden sollten.

Bei den Berichten des Residenten Hecht im Geheimen Staatsarchiv zu Berlin, aus dem das eben mitgeteilte entnommen ist, liegen noch das Manuskript sowie die Bleistiftskizzen zu zwei Gravüren, das des Titelblattes gezeichnet inv. par E. H. Abel 1784. Das Manuskript hat den Titel: *La guerre de la confédération de Pologne poème burlesque en cinq chants par M. le Renard de Sanssouci.* Das *Argument* enthielt die ersten 19 Verse, mit *Viens m'inspirer* beginnt der erste Gesang. Der Text selbst entspricht dem von Bassville herausgegebenen, nur daß zum Zweck der Herausgabe holperige Verse verbessert, einiges mehr noch geändert ist, und vor allem die Stelle im fünften Gesange über die Teilnahme von Franzosen (XIV 223 von *j'ai des dévots, j'ai ce fameux Soubise* 225 *Et des badauds les bataillons arrivent)* stark gekürzt, durch neue Einlagen ersetzt, unter Weglassung alles Satirischen das Gegenteil von dem

Ächten bringt: *j'ai des héros que la gloire éternise et renommés par plusieurs nobles traits; pour les chercher, volez chez les Français; à votre tête assurant la victoire vous les verrez triomphant en ces lieux placer leurs noms au temple de mémoire avec les vôtres autrefois si fameux*[23].

Daß dieser Text zum Zwecke einer Publikation zurechtgemacht ist und zwar von einem Franzosen, ist zweifellos; dem Verfasser dieser Rezension muß eine der Bassvilleschen entsprechende Abschrift vorgelegen haben, er hat in dieser geändert, gestrichen, interpoliert, und die Reinschrift dieses Textes liegt in der Lebrunschen Abschrift vor. Die Abschrift, die Bassville abgedruckt hat sowie die, welche dem Lebrunschen Text zugrunde liegt, müßen, da sie nur 5 Gesänge enthalten, nach dem 24. März und vor dem 16. Oktober 1772 aus den Voltaire vom König übersandten Abschriften abgeschrieben sein. Daß dies nicht ohne Wissen Voltaires geschehen ist, ist sicher, wenn sich auch nicht mehr wird feststellen lassen, wer diese ersten Abschriften (oder Abschrift) angefertigt hat und wer eine von ihnen zum Druck zurecht gemacht hat.

---

[23]) Dafür hat der echte Text: *j'ai des dévots, j'ai ce fameux Soubise et cent héros adorés des Français si renommés par tant de nobles traits. Rofsbach Crefeld font retentir leur gloire et Bellinghause et Minden et cent lieux sont les témoins qui fondent leur mémoire dont le renom s'elève jusqu'aux cieux.* Die böse Stelle über Choiseul (gestorben 1. Mai 1785) 224 ist ganz weggelassen.

FRIEDENAU. H. DROYSEN.

J.-B. Rousseaus Verhältnis zur Antike.

Die Sonne der Louis-quatorzeära, die dereinst so blendend gestrahlt, der Europas Geschmack, Literatur und Politik sich wie naturgemäß zugewandt, war im Untergehen. Frostig und einsam war es um den Sonnenkönig geworden: eine Staatsschuld von zwei Milliarden drückte das Land, Verarmung, schier unerträglicher Steuerdruck, Unzufriedenheit säten die Keime der kommenden Revolution; Molière, Corneille, Racine, La Fontaine, Bossuet, Boileau, Fénélon, in dessen Telemach Militarismus und Überkultur als Hauptfeinde eines Volkes erklärt sind, all jene Geistesritter an der Tafelrunde des Königs waren hinübergegangen. Und als er selbst die Augen schloß, da feierten Sittenlosigkeit und Korruption, die der alternde Frömmler nur in die Winkel gescheucht, nicht erstickt hatte, ungescheuter denn jemals die wüstesten Bacchanalien ...

Diese Zeit des Niedergangs war nicht dazu angetan einen Poeten innerlich zu erheben, zu begeistern. Dazu kam, daß der steife, pedantische Boileau als „Contrôleur-Général du Parnasse" auch nach seinem Tode noch lange seinen Baculus schwang. Einer seiner getreuesten Schüler ist J.-B. Rousseau. Wie sein Meister findet er die wahre Poesie mehr in der Eleganz und Korrektheit der Form (Ausdruck, Aufbau, Sprachkunst, Reim) als in der Phantasie und Wiedergabe des innerlich Erlebten. Wenn Boileau in seiner *art poétique*, wie s. Z. die Plejade, aufs neue betont, daß für alle Gattungen der Poesie die Alten mustergiltige Vorbilder geschaffen, an denen die Modernen sich zu schulen haben, so ist Rousseau von diesem Dogma des Klassizismus ganz durchdrungen. Die poetische Kunst des Pariser Schustersohnes liegt wie bei Boileau, Malherbe in der Form; eine literarhistorische Untersuchung über ihn muß vor allem die noch nicht gelöste Frage erörtern: wie verhält sich J.-B. Rousseau theoretisch und praktisch zur Antike?

Rousseau, aufgewachsen im Zentrum der feinsten Bildung damaliger Zeit, im Glanze des goldenen Zeitalters genoß des Vorteils sich an den großen französischen Vorbildern und der dank Malherbes

Strenge geläuterten Sprache und Formkunst heranbilden zu können. Er nennt sich selbst später (II 82 [1]) „*de Malherbe imitateur futilé*“ und gesteht (II 70):

„Des vieux auteurs imitateur zélé . . .
Je vis bientôt, instruit par leur lecture,
Que tout leur art partoit de la nature.“

Bezeichnend sind schließlich die feurigen Mahnworte (II 40), die er den Dichtern seiner Zeit zuruft:

„Fouillez, puisez dans les sources antiques:
Lisez les Grecs, savourez les Latins!
Je ne dis tous; car Rome a ses Cotins:
J'entends tous ceux qui, d'une aile assurée
Quittant la terre, ont atteint l'empyrée.
Là, trouverez en tout genre d'ecrits
De quoi former vos goûts et vos esprits;
Car chacun d'eux a sa beauté précise
Qui le distingue et forme sa devise.“

In derselben Epistel an Marot (II 30 ff.) stellt dann der Dichter eine Reihe feinsinniger Charakteristiken griechischer und römischer Klassiker auf (Vergil, Ovid, Horaz, Catull, Tibull) und fügt die erneute Aufforderung hinzu (II 42):

„Voilà les chefs qu'il vous faut consulter,
Lire, relire, apprendre, méditer.“

Wer in solchen Tönen das Studium der Alten anpreist und andere auffordert Geschmack und Geist an ihrem Vorbild zu formen, der wird sich selber bemühen den Geist der Antike in seinen Werken atmen zu lassen, schöne Gedanken aus ihr herüberzunehmen, ein Verfahren, das die „neue Sappho“ damaliger Zeit, Mme de Scudéry, in der Vorrede zu Alarich also verteidigt: „*Ce qui est volerie chez les modernes est étude chez les anciens*“ und: „*Le Marin disait que prendre sur ceux de sa nation, c'est larcin; mais que prendre sur les étrangers, c'était conquête, et je pense qu'il avait raison; nous n'étudions que pour apprendre et nous n'apprenons que pour faire voir que nous avons étudié*“. In diesem Sinne sind auch Rousseaus Entlehnungen der Antike zu beurteilen.

Wie Malherbe die Griechen gering schätzte, ebenso vernachlässigte sein Schildknappe im Vergleich zu den Römern die Griechen. Nur vereinzelte Anklänge an Pindar und Plato finden sich. Der „Galimathias des Pindar“ war Malherbe ein Greuel. Das Pindarisieren, das selbst Ronsard bald aufgegeben, war aus der Mode

[1]) Ich zitiere nach der Ausgabe von J. A. Amar (Par. 1820). der in seinem Kommentar viele Anleihen, die Rousseau den Alten schuldet, vermerkt, aber bei weitem nicht erschöpfend.

gekommen. Indes lockt doch der *peu imitable Pindare*[2]) unsern Formkünstler zu einer erfolgreichen Nachahmung in Ode III 1 und IV 1. — Der Platonismus spielte sowohl in der italienischen wie in der französischen (Marguerite de Navarre) Renaissance eine bedeutende Rolle. Rousseau schildert in *Sophrosyne* (II *Allég.* 1) die Entstehung des Weltalls ganz nach Platos *Timaios* (II 208—13), er benützt die Geschichte vom Armenier Er (II 215 f.) und verherrlicht in einem Epigramm (II 293) die Zweiseelentheorie.

Viel häufiger indes zieht er die römischen Dichter und Prosaiker heran. Wie Malherbe ergeht er sich mit Vorliebe im Gedankenkreise Senecas[3]) und Vergils[4]), erinnert sich aber gelegentlich auch an Ovid[5]) Lucan[6]) und Martial[7]). Aber kein Schriftsteller des Altertums hat Rousseau so beeinflußt wie Horaz.

Seitdem Petrarka den „Ethiker" und Lyriker Horaz wieder gleich einzuschätzen begonnen hatte, seitdem es im „Rosenroman" geheißen:

„Ne te sovient-il pas d'Oraces
Qui tant ot de sens et de graces?"

erwachte der Venusiner zu neuem Leben. Unter den Dichtern der Plejade das Vorbild der Lyrik, ward er unter Boileau der Anwalt der poetischen Gesetzgebung. Malherbe hatte wiederum den „Ethiker" bevorzugt, J.-B. Rousseau folgt auch hierin seinem Meister, aber in viel ausgedehnterem Maße.

So zitiert er verschiedene Male den Römer. Wenn er ob der Dekadenze der Komödie klagt (II S. 108), ruft er aus:

„La licence fantasque . . .
Vint . . sur la scène, ô honte du Parnasse!
Ressusciter le vieux monstre d'Horace" (= *a. p.* 1 ff.).

---

[2]) Vauquelin de la Fresnaye, *art. poët.* III.

[3]) Vgl. Counson, *Malherbe et ses sources (Bibl. de la faculté de Philosophie et Lettres de l'Univ. de Liège* 1904 S. 69—96). — Rousseau I 160 *le premier — mort* = Sen. *dial.* XI 2, ep. 30, 10; I 146 *Pour qui compte — Nestor* = Sen. *ep.* 93, 2. 3, 160 *cet homme — leureux* = *ep.* 98, 6; I 161 *dans les illusions — présents* = *ep.* 24, 1.

[4]) S. I 93 f. = *ecl.* IV 4—7 und ff.; S. 98 *même aux Muses de Sicile — ecl.* IV 1; S. 91 *Hâtez — vous — faveurs* = *ecl.* IV, 10; S. 145 *les dieux — mortels* = *Aen.* VI 869; S. 178 *On plutôt — terreur* = *Aen.* IV 177 und 181—188; S. 364 *Les mânes — sifflements* = *Aen.* IV 489; den Sitz der Atropos (II S. 221) zeichnet er nach Vergils Vorbild (*Aen.* VI 640 ff.); die *Églogue* (II S. 325 ff.) atmet ganz Vergils Geist und ist eine der feinsten Nachahmungen antiker Poesie.

[5]) II S. 63 *Aux premiers* ff. = *met.* VI 669 ff.; II S. 256 (Apollos Heim) = *met.* II 762 ff.; I S. 234 *jeune Atride* = *met.* II 683; II S. 191 (Midassage) = *met.* XI 169 ff.; I S. 357 *dans l'art de Protée s.* = *met.* XI 221 ff.; I S. 391 (Calisto) frei nach *met.* II 409 ff.; II S. 235 *Avant que l'air(sur les gonds* = *met.* I 1—27.

[6]) II S. 205 *ses foudres — même* = *Phars.* I 155; I S. 285 *trouva — liberté* = *Phars.* III 145.

[7]) II S. 290 (Epigramm II 16) = VI 78. —

[8]) *Roman de la Rose*, éd. Fr. Michel v. 6470 s.

Oder er verteidigt den bekannten Horazianer Chaulieu im Hinblick auf dessen Vorbild Horaz (I S. 135):

„Ainsi l'amant de Glycère,
Épris d'un repos obscur,
Cherchoit l'ombre solitaire
Des rivages de Tibur". (cf. IV 2, 30).

In der Epistel an Marot urteilt er über den römischen Dichter also (II S. 41):

„Non moins brillant (als Vergil), quoique sans étincelle,
Le seul Horace en tous genres excelle;
De Cythérée exalte les faveurs,
Chante les Dieux, les héros, les buveurs;
De sots auteurs berne les vers ineptes,
Nous instruisant par gracieux préceptes
Et par sermons de joie antidotés".

Er vergleicht sein Schicksal mit dem des Libertinen (II S. 4): ‚Né comme Horace, aux hommes inconnu' (cf. s. II 6, 58) und nennt sich selbst (I S. 321) einen „*disciple d'Horace*". Wie er seinen Freund, den Abbé Courtin zur Nachahmung des römischen Lyrikers auffordert (I S. 103 f.):

„Crois-moi, fais de leurs (sc. d'Anacréon et d'Horace)
Ta plus importante étude; [chansons,
A leurs aimables leçons
Consacre ta solitude!",

so bekennt er sich selber (*Préf.* I S. LVI) als Nachbildner jenes Dichters:

„Odes . . . que j'ai variées à l'exemple d'Horace, sur lequel j'ai tâché de me former, comme lui-même s'étoit formé sur les anciens lyriques".

Demnach scheut er sich nicht verschiedene Stellen mit absichtlicher Deutlichkeit nachzuahmen. So *Ode* 14 des 2. B. (I S. 162 ff.) u. Ode 4 des 3. B. (I S. 196 ff.) (*imitée d'Horace* und *imitée de la VII*[e] *épode d'Horace*); in der 7. Ode des 3. B. (I S. 216 f.) sind die ersten 4 Strophen eine offensichtliche Imitation von c. I 4; in der 3. Ode des 3 B. die letzten 7 Strophen eine Paraphrase von c. I 7, 21 ff; in der 9. Kantate benützt er am Schlusse (*Bannissons — la paix* I S. 373) den Anfang von c. II 25 fast wörtlich. — Ebenso gebraucht er einzelne geflügelte Worte des Horaz unbedenklich, so *triple airain* (II S. 18) = *aes triplex* (c. I 3, 9), *les tristes Hyades* (I S. 120) = *tristes Hyades* (c. I 3, 14), *l'aigle de Jupiter, ministre de la foudre* (I S. 204) = *qualem ministrum fulminis alitem* (c. IV 4, 1), *le chien brûlant* (I S. 135) = *flagrantis atrox hora caniculae* (c. III 13, 9); auf Horaz spielt an (I S. 103):

„La vertu du vieux Caton,
Chez les Romains tant prônée,
Étoit souvent, nous dit-on,
De Falerne enluminée:“

= *narratur et prisci Catonis | Saepe mero caluisse virtus* (c. III 21, 11 f.). Hiermit gelangten wir schon auf das Gebiet der verschleierten Nachahmung. Dem Ungelehrten mochte sie als Eigengewächs des Dichters erscheinen, dem Eingeweihten aber — und solche wünschte sich ja der Poet der Renaissance und Nachrenaissance — galt sie als Probe des fleißigen und kenntnisreichen Humanisten.

Wie Boileau macht er sich des Horaz Dichterregeln zu eigen. So sagt er einmal (II S. 68):

„*C'est peu d'instruire, il doit instruire et plaire*“[9]), oder (II S. 116): „*Sait rendre à tous l'utile deléctable, Et l'attrayant, utile et profitable*“. Es ist schwer den Geschmack des Publikums zu treffen; denn es ist noch heutzutage so wie zu Augustus Zeiten[10]) (II S. 116)

„Du sénateur la gravité s'offense
D'un agrément dépourvu de substance:
Le courtisan se trouve effarouché
D'un sérieux d'agrément détaché“.

Wie Horaz wirft sich R. in die Pose des geweihten Sängers: „*Profanes, fuyez de ces lieux*!“[11]) (I S. 372) oder (I S. 93): „*Loin d'ici, profane vulgaire*!“ Der Gegensatz von „Eingeweiht“ und „Pöbel“ ist ja überhaupt seit der Renaissance eine beliebte Wendung geworden[12]), um im „Herren-“ und „Übermenschen“ Nietzsches den Gipfel der geistigen Oligarchie zu erreichen.

Der emsige Dichter gleicht der sammelnden Biene.

„Semblable à l'abeille en nos jardins éclose,
De différentes fleurs j'assemble et je compose
Le miel que je produis“ (I S. 176);

so spricht er es sogar als Gesetz aus (II S. 15):

„Tout vrai poète est semblable à l'abeille“[13]).

---

[9]) Hor. *a. p.* 343: *omne tulit punctum qui miscuit utile dulci.* Vgl. Boileau *art poét.* IV v. 87 s.

[10]) *a. p.* 341: „*Centuriae seniorum agitant expertia frugis, | Celsi praetereunt austera poemata Ramnes.* Die Modernisierung R.s ist gelungen.

[11]) C. III 1, 1: *Odi profanum volgus et arceo.*

[12]) So meint Boileau (ép. V 83): *Mais ce discours n'est pas pour le peuple ignorant;* La Fontaine (f. VIII 26, 11): „*Que j'ai toujours haï les pensers du vulgaire! | Qu'il me semble profane*“. — Goethe (*Epigr.* 15): „Werke des Geists und der Kunst sind für den Pöbel nicht da“. —

[13]) IV 2, 27 ff.: *ego apis Matinae | more modoque, | grata carpentis thyma per laborem | plurimum, circa nemus uvidique | Tiburis ripas operosa parvus | carmina fingo.* A. Chénier, der das *Matinae* mifsverstand, sagt (élég. IV):

„Ainsi, bruyante abeille, au retour du matin,
Je vais changer en miel les délices du thym“. —

Man verachte ja den Dichter nicht! Er ist Priester und Prophet, er der Siegelbewahrer des Ruhms.

„Combien de grands noms, couverts d'ombres funèbres,
Sans les écrits divins qui les rendent célèbres,
Dans l'éternel oubli languiroient inconnus!
Il n'est rien que le temps n'absorbe et ne dévore;
Et les faits qu'on ignore
Sont bien peu différents des faits non avenus".

(I S. 267)[14]. Oder wie **Ronsard** (I p. 278 M-L.) sich ausdrückt:

„La vertu qui n'a cognoissance
Combien la Muse a de puissance,
Languit en ténebreux seiour."

Und so macht sich denn auch Rousseau zum Herold berühmter Helden und Fürsten seiner Zeit und benützt mit Vorliebe die unvergänglichen Klisches des römischen Sängers. So vergleicht er, wie jener des Augustus Stiefsohn, den Prinzen Vendôme mit einem flüggen Adler (I S. 226):

„Tel que d'une ardeur sanguinaire
Un jeune aiglon, loin de son aire
Emporté plus prompt qu'un éclair,
Fond sur tout ce qui se présente,
Et d'un cri jette l'épouvante
Chez tous les habitants de l'air"[15].

Um wieviel getreuer und poetischer hat Du Bellay diese Stelle sich angeeignet[16]! Oder er modelt des Horaz Ode auf Augustus auf den König von Polen um (I S. 285 ff):

„C'est trop longs-temps, grand Roi, différer ta promesse,
Et d'un peuple qui t'aime épuiser les desirs;
Reviens, de ta patrie en proie à la tristesse,
Calmer les déplaisirs[17].
Elle attend ton retour, comme une tendre épouse
Attend son jeune époux abent depuis un an,
Et que retient encor sur sa onde jalouse
L'infidèle Océan . . .[18])

---

[14]) IV 9, 25 ff.: *vixere fortes ante Agamemnona | multi: sed omnes inlacrimabiles urgentur ignotique longa | nocte, carent quia vate sacro. | Paullum sepultae distat inertiae | Celata virtus . . .*

[15]) c. IV 4, 1 ff: *Qualem ministrum fulminis alitem . . . iuventas et patrius vigor | nido laborum propulit inscium, | vernique iam nimbis remotis | insolitos docuere nisus.*

[16]) I S. 264 f. (M.-L.); vgl. **meine Studie**: *Joachim du Bellay u. Horaz (Archiv f. d. St. d. n. Spr.* 112 S. 83 f.).

[17]) c. IV 5, 1 ff: . . *abes iam nimium diu | maturum reditum pollicitus patrum | Sancto concilio, redi.*

[18]) c. IV 5, 9 ff: *Ut mater iuvenem, quem Notus invido | Flatu Carpathii trans maris aequora | Cunctantem spatio longius annuo | Dulci distinet a domo . . .* Man beachte, wie Rousseau diese Stelle ins Sentimentale kehrt!

Rends-lui, par ta présence, une clarté plus pure,
Et des jours plus vermeils . . .[19])
Les troupeaux rassurés broutent l'herbe sauvage;
Le laboureur content cultive ses guérets; . . .
Le peuple ne craint plus de tyran qui l'opprime;
Le foible est soulagé; l'orgueilleux abattu;
La force craint la loi; la peine suit le crime[20])."

Es ist dieser Passus auch von **Ronsard** (I S. 372 M.-L.) herangezogen; der höchst interessante Vergleich[21]) zeigt, daß Rousseau durch Prägnanz des Ausdrucks seinen Vorgänger diesmal übertrifft.

Oft vergißt sich der verzückte Dichter und muß sich selbst wieder aus seinem Ikarusflug in die Alltäglichkeit zurückrufen (I S. 97):

„Mais que fais-tu, Muse insensée?
Où tend ce vol ambitieux?
Oses-tu porter ta pensée
Iusque dans le conseil des Dieux?
Réprime une ardeur périlleuse:
Ne va point, d'une aile orgueilleuse,
Chercher ta perte dans les airs;
Et, par des routes inconnues
Suivant Icare au haut des nues,
Crains de tomber au ford des mers[22])".

Solange der Dichter ergötzt, solange er den Ruhm einzelner besingt, solange ist er ein Freund der Menschen; aber man flieht, man haßt, man verfolgt ihn, sofern er die Geißel schwingt über die Gebrechen der Zeit. Da ruft man (I S. 5):

„Gardez-vous bien de cet homme caustique,
S'écrîra-t-il; fuyez ce fénétique;
Dans ses brocards aucun n'est ménagé;
C'est un serpent, un diable, un enragé,
Que rien n'apaise, et qui dans ses blasphèmes
Déchire tout, jusqu'à ses amis mêmes[23])".

Man verdächtigt ihn als „*le plus noir esprit*" (II S. 6)[24]). Mit pathetischen Versen verteidigt aber nun Rousseau seine Gegen-

---

19) ib. 6 ff: *vultus ubi tuus | Afulsit populo, gratior it dies | Et soles melius nitent.*

20) ib. 17 ff: *Tutus bos etenim rura perambulat, | Nutrit farra Ceres almaque Faustitas, | . . . Culpari metuit fides, | . . Mos et lex maculosum edomuit nefas, | . . . Culpam poena premit comes.*

21) Vgl. meine Studie in dieser *Ztschr.* 26 S. 89.

22) c. III 3, 70 f: *quo, Musa, tendis? Desine pervicax | referre sermones deorum* . . . und c. IV 2, 1 ff *Pindarum quisquis studet aemulari, | Iulle, ceratis ope Daedalea | nititur pennis, vitreo daturus | nomina ponto.*

23) s. I 4, 34 ff: *foenum habet in cornu, longe fuge: dummodo risum | excutiat sibi, non hic cuiquam parcet amico.* — Vgl. dazu die ähnlichen Stellen bei **Boileau**, *sat.* IX 119 ff; **Régnier**, *sat.* XII 51 ff.

24) sat. I 4, 85: *hic niger est.*

hiebe, die er auf seine Widersacher hatte niedersausen lassen und die ihm schließlich die Verbannung zuzogen (II S. 14):

„Celui qui mord ses amis en cachette,
Qui rit tout bas des lardons qu'on leur jette,
Chez qui, pour vrai, le faux est publié,
Ou qui révèle un secret confié,
Voilà votre homme, et c'est sans injustice
Que vous pouvez le taxer de malice;
Car des noirceurs le sucre envenimé
D'un pareil nom doit être diffamé,
Et non le sel d'un riant badinage,
De la candeur ordinaire partage[25])".

Auch die folgenden Verse sind von Horaz inspiriert, aber geschickt modernisiert[26]) (II S. 14):

„Si quelquefois . . .
Un homme à table exerce ses discours
Sur quelque intrigue ou conte de la ville,
Qui, bien souvent, n'est pas mot d'Evangile,
Et qui pourtant touche à l'honneur des gens . . .
Notre conteur passera pour plaisant,
Pour galant homme, et point pour médisant:
Et moi . . ."

An dieser ungerechten Beurteilung, die dem Lebenden das Recht der Abwehr versagen will, das es den Toten gern zugesteht, ist nicht zum mindesten auch der Neid der Dichterkonkurrenz mitschuld, „*qui maigrit de l'embonpoint d'autrui*[27])" Täuschung der Mitmenschen ist das Endziel vieler. Wie bei Horaz der äußerliche Biedermann[28]), so betet bei Rousseau ein Theaterdirektor (II S. 200 f):

„O Laverne sacrée!,
O des Larrons déesse révérée!
Toi, qu'à Bayeux implore le Normand,
Apprends-moi l'art de tromper dextrement.
Fais qu'à fourber nul fourbe ne me passe,
Et qu'en fourbant, honneur et los j'amasse;

[25]) sat. I 4, 81 ff: *absentem qui rodit, amicum | qui non defendit alio culpante, solutos | qui captat risus hominum famamque, dicacis, | fingere qui non visa potest, commissa tacere | qui nequit, hic niger est* . . . und v. 100 f: *hic nigrae sucus lolliginis haec est | aerugo mera.*

[26]) v. 85 ff: *saepe . . . | videas quaternos, | e quibus unus amet quavis adspergere cunctos | praeter eum qui praebet aquam; post hunc quoque potus, | condita cum verax aperit praecordia Liber. | hic tibi comis et urbanus liberque videtur, | infesto nigris. ego si etc.* . . .

[27]) ep. I 2, 57: *invidus alterius macrescit rebus opimis.*

[28]) ep. I 16, 60 ff: *Pulchra Laverna, | da mihi fallere, da iusto sanctoque videri, | noctem peccatis et fraudibus obice nubem*".

Si qu'exercant mon talent de vaurien,
Je sois tenu pour un homme de bien . . ."

Fort mit den Händeln der Welt! Wie viel besser sich in die Welt der Gedanken zu versenken und sich in sein Inneres zurückzuziehen; aber dazu bedarf es nicht vielbändiger Philosopheme, der alte Homer lehrt uns die beste Philosophie (I S. 100):

„Le chantre d'Agamemnon
Sut nous tracer dans son livre,
Mieux que Chrysippe et Zénon,
Quel chemin nous devons suivre"[29]).

Sobald man nur seine Fehlerhaftigkeit einsieht, hat man den Anfang der Weisheit gemacht (I S. 242):

„Le plus insensé commence d'être sage,
Dès l'instant qu'il commence à sentir son travers"[30]).

Wer die Harmonie der Seele gewonnen, der hat den Gipfel des Glücks erklommen (I S. 114):

„Le seul remède à ses caprices,
C'est de s'y tenir préparé"[31]).

Was ist dagegen der Reichtum, aller Übel Urgrund? (I S. 143):

„Dans le sein des mers avides
Jetons ces richesses perfides,
L'unique élément de nos maux!
Ce sont là les vrais sacrifices
Par qui nous pouvons étouffer
Les semences de tous les vices
Qu'on voit ici-bas triompher"[32]),

wie auch Ronsard (Od. II 4 str. 3) ausruft:

„Ces perles, achetées
Si chères, soient jetées
Dedans ces eaux encor".

Freilich muß die Weisheit nicht einen griesgrämigen, mürrischen Kopf aufsetzen; es tut ihr nicht im mindesten Abbruch, wenn sie auch zu gegebener Zeit die Narrenmütze aufstülpt (I S. 102):

---

[29]) ep. I 2, 3 f.: *quid sit pulchrum, quid turpe, quid utile, quid non, | planius ac melius Chrysippo et Crantore dicit < Troiani belli scriptor >.*

[30]) ep. 1, 1, 41: *virtus est vitium fugere et sapienta prima | stultitia caruisse;* vgl. ep. I 2. 40: *sapere aude.*

[31]) C. II 10, 14 f.: *sperat infestis, metuit secundis | alteram sortem bene praeparatum | pectus.*

[32]) C. III. 24, 48 ff.: *in mare proximum . . . . aurum et inutile, | summi materiem mali, | mittamus, scelerum si bene paenitet, | eradenda cupidinis | pravi sunt elementa . . .*

„Plus legère que le vent,
Elle fuit d'un faux savant
La sombre mélancolie,
Et se sauve bien souvent
Dans les bars de la folie“ [33]).

Der Weise ist sich stets der Vergänglichkeit alles Seienden, des ewigen Flusses aller Dinge bewußt. Er hofft auf keine Dauer des Glückes, fürchtet aber auch ebensowenig eine Beständigkeit von Mühseligkeiten, schon im Hinblick auf die natürlichen Vorgänge (I S. 110):

„Toujours la mer n'est pas en butte
Aux ravages des Aquilons;
Toujours les torrents par leur chute
Ne désolent pas nos vallons“ [34]).

Ein philosophisch gestimmter Dichtersinn vermeidet allerdings alles, was seine ἀταραξία stören könnte und bedauert die Torheit der Menschlein, die von Leidenschaften gestachelt, sich befehden bis zum leidigen Krieg, so daß fast kein Erdenplätzchen sich findet, wo nicht dem Ares Opfer geschlachtet sind (I S. 309):

„Quel fleuve jamais vit border son rivage
D'un plus horrible amas de mourants entassés?“ [35])

Darum flüchtet sich der Dichter gern in Gedanken zurück an die „goldene Zeit“, da

„Les lions dépouillent leur rage,
Et dans le même pâturage
Bondissent avec les troupeaux“ (I S. 95 f.) [36]).

Einen Ersatz für jene entschwundenen Tage findet der Großstädter in der einfachen, unverdorbenen Natur des Landlebens (I S. 218)

„Tantôt vous tracerez la course de votre onde;
Tantôt, d'un fer courbé dirigeant vos ormeaux,
Vous ferez remonter leur sève vagabonde
Dans de plus utiles rameaux“ [37]).

In der Überkultur, die sich vornehmlich in bevölkerten Städten breit macht, wendet sich der Mensch ab von der Einfachheit der Natur; daher glaubt der pessimistische Beobachter eine stetige physische und moralische Degeneration zu bemerken (II S. 25):

---

[33]) C. IV 12, 27: *misce stultitiam consiliis brevem:* | *dulce est desipere in loc*

[34]) C. II 9, 1 ff.: *Non semper imbres nubibus hispidos* | *Manant in agros aut mare Caspium* | *Vexant inaequales procellae* | *Usque . . .*

[35]) C. II 1, 33 f.: *qui gurges aut quae flumina lugubris* | *ignara belli*

[36]) C. III 18, 13: *inter audacis lupus errat agnos.* Bei R. wird der Wolf zum Löwen.

[37]) *epod.* 2, 13 f.: *inutilisve falce ramos amputans* | *feliciores inserit . .* Die ganze Ode VII Rousseaus klingt übrigens an die 2. Epode des Horaz an

„Chaque âge vit augmenter nos misères,
Et nos aieux, plus méchants que leurs pères,
Mirent au jour des fils plus méchants qu'eux,
Bientôt suivis par de pires neveux[38]),“

nach der berühmten Horazstelle, die auch Voltaire[39]) (od. XIV st. 1) zur Nachahmung gereizt hat:

„D'un crayon faux peignant leurs pères
Dégénerant de leurs aieux,
Et leurs contemporains coupables
Suivis d'enfants plus condamnables
Ménacés de pires neveux“.

Was aber oft den Gemäßigtsten erbittern könnte: der Schurke bleibt sicher, wenn ringsum die Besten leiden (II S. 193):

„Et, convaincu que le monde ébranlé
Pourroit tomber, sans qu'il fût accablé[40]).

Indes vergesse man nie, daß Rächer im Jenseits sind, welche die Wage der Vergeltung in Händen halten und über die Mächtigsten der Erde gebieten (I S. 96):

„Les rois sont les maîtres du monde;
Les Dieux sont les maîtres des rois[41]).

Man erinnere sich nur, wie die Olympier dereinst die gigantischen Empörer zu Boden geschmettert (I S. 192):

„C'est lui qui, des fils de la terre
Châtiant la rebellion,
Sous la forme d'un fier lion
Vengea le maître du tonnerre;
Et par lui les os de Rhécus
Furent brisés, comme le verre,
Aux yeux de ses frères vaincus[42]).

J.-B. Rousseau ist, wie aus dem Vorausgehenden wohl ersichtlich geworden sein dürfte, vom Geiste des Altertums durchtränkt. Er versetzte sich nicht bloß in die antike Welt, indem er ihre Mythologie als etwas Selbstverständliches und allgemein Geglaubtes herübernimmt —

[38]) c. III 6, 45 ff.: *damnosa quid non imminuit dies? | aetas parentum peior avis tulit | nos nequiores, mox daturos | progeniem vitiosiorem.*

[39]) Gegen Voltaire polemisiert Friedrich der Gr. (*od.* X 31, str. 16): *Que nous serons suivis de plus méchants neveux, | Méprisons ces chimères; | Oui, nous valons nos pères; | Ils valaient leurs aieux!*

[40]) Eine Travestie von c. III 3, 7 ff: *Si fractus illabatur orbis, | impavidum ferient ruinae.*

[41]) c. III 1, 5 ff: *regum timendorum in proprios greges, | reges in ipsos imperium est Jovis.*

[42]) c. II 19, 21 ff: *tu, cum parentis regna per arduum | cohors Gigantum scanderet impia, | Rhoetum* (v. l. *Rhoecum*) *retorsisti leones | unguibus horribilique mala.*

und hierin ging ja auch die bildende Kunst eines Nic. Poussin u. a. die gleichen Wege —, er verschmolz auch die Gedanken der alten Dichter und Schriftsteller mit seinen eigenen. Und wenn La Bruyère recht hat, da er schreibt (ch. I), „er rate einem Autor, der zum Nachahmer geboren sei und die außerordentliche Bescheidenheit besitze nach einem Muster zu arbeiten, sich zu Vorbildern nur jene Gattung von Werken zu wählen, worin sich Geist, Einbildungskraft oder selbst Gelehrsamkeit finde. Wenn er auch seine Originale nicht erreiche, so werde er doch wenigstens ihnen nahe kommen und lesbar sein. Dagegen solle er ja nicht jene nachahmen wollen, welche mit Stimmung schrieben, das Herz sprechen ließen, welche all das, was sie auf dem Papier ausdrückten, gleichsam aus ihrem tiefsten Innern herausschöpften" — wenn La Bruyère hierin Recht hat, so hat Rousseau mit gutem Grunde sich zum hauptsächlichsten Vorbild den reflektierenden Horaz erkoren.

Wie jener leistet auch der französische Lyriker in allem, was die Form betrifft, Vollendetes. Und wenn von Horazens Lyrik einer der feinsten Kenner (M. Schanz) sagt, „sie sei nicht ein Produkt jugendlichen Ringens, ein künstliches Gewächs, nicht der Niederschlag großer innerer Kämpfe, sondern Realpoesie, das Werk des Fleißes", so decken sich mit diesem Urteil so ziemlich die Vorwürfe, die man seit Voltaire und Laharpe gegen Rousseau mehr oder weniger scharf erhebt. Während aber Ronsard und Malherbe sich auf die Nachahmung der Oden beschränken, suchte Rousseau die Bestrebungen Boileaus und Malherbes zu vereinen und zog auch die Episteln und Satiren in den Kreis der Imitation. Allerdings ist Rousseau nicht auf dem Wege der freieren Nachahmung, den schon Malherbe mit Glück beschritten, weitergegangen, sondern mehr zur Manier der Plejade zurückgekehrt.

München. E. Stemplinger.

Balzacstudien

(Herrn Vicomte de Spoelberch de Lovenjoul zum siebzigsten Geburtstag 30. April 1906 in dankbarer Verehrung gewidmet).

I.

Balzacs politische Ansichten um 1830.

I.

Balzac hat während des größten Teils seiner litterarischen Laufbahn sich als Royalist bekannt; er hat zwar keinen tätigen Anteil an der Politik gehabt; die erfolglosen Kandidaturen kann man unberücksichtigt lassen. Es bedingt in Frankreich die Zugehörigkeit zur legitimistischen Partei meist die Bekennung zur katholischen Kirche, und diese Konsequenz hat Balzac auch gezogen. Wenn nun die Ansichten oder Prinzipien über den Menschen und die Gesellschaft, die sich aus seinen Werken, aus seiner literarischen Eigentümlichkeit ergeben, im Widerspruch stehen mit denjenigen Anschauungen, die ein Bekenner der katholischen Religion haben muß, so kann man da einen inneren Widerspruch konstatieren, der sein biographisches und auch sein literarisches Interesse hat. Es ist dieser Gegensatz auch schon längst festgestellt und von verschiedenen Kritikern seit 1846 von verschiedenen Gesichtspunkten aus dargestellt worden. Die betreffenden Angaben finden sich in Birés Buch über Balzac Kap. IV p. 77—85[1]).

Birés Buch ist nicht etwa eine vollständige oder zusammenhängende Biographie Balzacs, sondern eine Sammlung von mehreren Abhandlungen über ihn, von denen die zweite (Kap. IV—VII) sich mit Balzac als Royalist beschäftigt. Gegenüber denjenigen, die den oben angedeuteten Widerspruch konstatieren, sucht Biré die Konsequenz der royalistisch-katholischen Überzeugungen Balzacs nachzuweisen. Er widerlegt zwar endgiltig die Fabel von Balzacs adliger Abstammung, er zeigt, daß Balzacs Vater zur Zeit der Revolution antiroyalistischen

---

[1]) Biré E. *Honoré de Balzac* Paris 1897; s. auch das neueste Buch über Balzac: Brunetière *Honoré de Balzac* Paris 1906 (p. 42).

Ideen zugetan war, daß er aber zur Zeit der Restauration öffentlich für die Bourbonen eintrat, daß also Balzac in seiner Jugend in einem royalistischen Milieu sich befand. Er weist insbesondere darauf hin, daß zwei Schriften des Jahres 1824 (über die Jesuiten und das Erstgeburtsrecht) Balzac auch damals dem royalistischen Lager zuweisen. In den folgenden Jahren, bis 1829, verstummt Balzac, er produziert nichts mehr, es ist die Zeit der industriellen Unternehmen, die bekanntlich zu einem finanziellen Krach führen. Nach Biré ist aber gleich sein nächstes Werk, *les Chouans*, oder wie der ursprüngliche Titel lautet, *Le Dernier Chouan ou la Bretagne en 1800*, obwohl er darin für den Einfluß der *légende menteuse*[2]), die sich um die Chouans gebildet habe, auch zugänglich sei, ein Beweis für Balzacs royalistische Gesinnung. Aus dieser Zeit führt Biré außerdem noch die Erzählung Un Episode sous la Terreur als Beweis an. Von der Julirevolution bis April 1832 sei Balzac meistens journalistisch tätig gewesen; es zeige sich in den zahlreichen Artikeln der Karikatur, der Mode, der Silhouette, des Voleur, als erbitterter Gegner der Julirevolution. Auf eine bourbonenfeindliche Gesinnung ließen die Artikel nicht schließen. Von 1832 ab sei Balzac konsequenter Royalist und Anhänger der katholischen Lehre gewesen.

Nur dieser letzte Satz ist richtig, und auch dieser nicht ganz. Im Jahre 1837 schreibt Balzac an die Gräfin Hanska: *Je ne suis point orthodoxe et ne crois pas à l'Eglise romaine*[3]); in der Öffentlichkeit aber hat er sich stets als der katholischen Lehre zugetan ausgegeben. Dagegen will ich im folgenden, ohne mich einstweilen auf die tatsächlich vorhandene Bedeutung dieser Feststellungen für die Beurteilung der literarischen Persönlichkeit des Weiteren einzulassen, zeigen, daß diese von Biré behauptete Konsequenz Balzacs in den politischen und den damit zusammenhängenden religiösen Fragen tatsächlich nicht vorhanden war; ausdrücklich sei bemerkt, daß ich mit diesen kurzen Ausführungen nicht Balzacs politische Ideen darzustellen versuche.

II.

In der Vorrede zu den Chouans sagt Balzac: *Le caractère donné au dernier chouan est tout à la fois un hommage* [von Biré unterstrichen] *et un voeu. Il déposera de ce respect pour les convictions dont l'auteur est pénétré*[4]). Dieser Satz, aus dem Zusammenhang gerissen und so wie Biré die Sache darstellt, scheint zu bedeuten: „Das Buch wird von der Achtung vor den Ansichten zeugen, von denen der Autor durchdrungen ist"; und Biré hütet sich wohl den Zusammenhang klarzustellen. Wenn man aber festhält,

[2]) Wie es sich mit dieser *légende menteuse* verhält, zeigt das Buch von Jean Morvan *Les Chouans de la Mayenne* Paris o. J., das übrigens Biré noch nicht gekannt hat.
[3]) *Lettres à l'Etrangère* I p. 403, vgl. auch II p. 48.
[4]) *Le Dernier Chouan* 1829 I p. X. (Ed. déf. XXII p. 373).

daß die Chouans 1828 geschrieben sind, d. h. zur Zeit des Ministeriums Martignac, so zeigt sich, daß, obwohl er seinem Helden einen sympatischen Charakter gegeben hat, er doch weit entfernt ist, die royalistischen Erhebungen zu billigen; er sagt ausdrücklich, er habe vieles häßliche weggelassen, und zwar betrifft das nicht die republikanischen, sondern die royalistischen Persönlichkeiten. Die günstige Darstellung des Hauptthelden hat er, von den Rücksichten auf die Dichtung selbst abgesehen, wesentlich mit Rücksicht auf die herrschenden Kreise gegeben. Er will die Warheit schildern, die Memoiren hätten unter der Republik und der Restauration die Wahrheit verkünden dürfen, nur das Kaiserreich habe sie unterdrückt, „wenn man sagt, dieses Werk hätte unter Napoleon nicht erscheinen können, so heißt das, die öffentliche Meinung ehren, die uns die Freiheit erobert hat.“ Der Verfasser habe *un de ces événements tristement instructifs* darstellen wollen. Wahrheit habe er erstrebt. *Cependant, par respect pour beaucoup de gens dont il est inutile d'indiquer les hautes positions sociales, et qui ont miraculeusement reparu sur la scène politique, l'auteur a eu soin d'atténuer l'horreur d'une multitude de faits. Il a singulièrement négligé de montrer la part que le clergé a eue dans ces entreprises désastreuses et inutiles* (l. c. 1829. I p. VIII—X).

So ist Balzac schonend verfahren, um die Empfindlichkeiten hochgestellter Personen und der Geistlichkeit nicht zu verletzen. Er achtet aber die Überzeugungen, er ist von Achtung für die Überzeugungen (d. h. für Überzeugungen anderer) durchdrungen; das heißt aber nicht, daß er sie teilt; und wenn er die Unternehmungen *désastreuses* und *inutiles* nennt, so liegt doch darin eine entscheidende Verurteilung. Dieser Satz *il déposera de ce respect pour les convictions dont l'auteur est pénetré* ist nur eine Wiederholung des Satzes p. V: *Il respecte les convictions;* das geht aus dem Zusammenhang hervor und auch aus dem Satze: *Mais quoique les qualités privées d'un jeune seigneur et les renseignements donnés à l'auteur sur quelques chefs par un vieillard bien instruit des événemens, aient servi à perfectionner le caractère du dernier Chouan, il se croit obligé d'avouer ici que le véritable chef ne ressemble pas tout à fait au héros de ce livre.* (p. XI) Das deutet wohl darauf hin, daß es in Wirklichkeit wohl nicht eine *noble victime* war (s. Biré l. c. p. 109. Balzac *Le Dernier Chouan* 1829 p. XI Ed. déf. XXII p. 373).

Diese Stellen beweisen nichts gegen die royalistischen Ansichten Balzacs im Jahre 1828—29; sie zeigen höchstens, daß er ein liberaler Royalist war und nicht zur äußersten Rechten gehörte, und daß er in seinem Roman sich bemühte, unparteiisch zu sein. Eine Vergleichung des Textes von 1829 mit dem der definitiven Ausgabe führt aber, von den stilistischen Änderungen ganz abgesehen, zur Feststellung eines geflißentlichen Vermeidens aller Bemerkungen, die irgend einen Tadel gegen die Chouans enthalten, oder, wenn ein solcher nicht beseitigt werden kann, eine tunlichste Milderung der entsprechenden Stellen der 1. Ausgabe.

So heißt es zum Beispiel (1829. I p. 38):

La scène précédente . . . servira à mettre dans le secret des craintes du commandant Hulot certaines personnes casanières habituées à douter de tout parce qu'elles ne voient rien, et qui pourraient contredire l'existence de Marche-à-Terre et des h o n n ê t e s p a y s a n s *de l'Ouest.*

Was es mit dem Epitheton *honnêtes* für eine Bewandtnis hat, wird einige Zeilen weiter klar, wo es von den Chouans heißt:

les insurrections de ces campagnes n'eurent rien de noble, et l'on peut dire avec assurance que, si la Vendée fit du brigandage une guerre, la Bretagne fit de la guerre un brigandage: la proscription des princes, la religion détruite, ne furent pour les Chouans que des prétextes de pillage usw. (ibid p. 43).

In der Ed. définitive ist aber obige Stelle geändert, und man liest (Bd. XII p. 13):

Il convient de placer ici une digression pour faire partager les craintes du commandant Hulot à certaines personnes casanières habituées à douter de tout, parce qu'elles ne voient rien, et qui pourraient contredire l'existence de Marche-à-Terre et des paysans de l'Ouest dont alors la conduite fut sublime.

Ein zweifelhaftes Lob ist dem Adel zugebilligt in folgender Stelle: *Son exaltation consciencieuse rehaussée par les charmes de la jeunesse et des manières distinguées, en faisait une gracieuse image de cette aristocratie bannie à laquelle on ne saurait refuser de brillantes qualités* (1829. I p. 92).

Ed. déf.. (Bd. XII p. 32) heißt es dagegen:

Son exaltation consciencieuse relevée encore par les charmes de la jeunesse, par des manières distinguées, faisait de cet émigré une gracieuse image de la noblesse française. —

Von dem Duc de Verneuil heißt es:

c'était un de ces seigneurs qui, sous le règne précédent, mirent leur gloire à rire de la vertu, à mépriser les femmes, à tuer la pudeur en France, à épouvanter le vice, à montrer comment on pourait se faire pardonner un crime en le commettant avec grâce. (1829. IV p. 29 f.)

In der späteren Ausgabe ist die Stelle korrigiert:

C'était un de ces seigneurs qui, sous le règne précédent, mirent leur gloire à montrer comment on pouvait se faire pardonner un crime en le commettant avec grâce (Bd. XII p. 242).

Charakteristisch sind auch die g e r i n g e n Änderungen in folgender Stelle:

Elle pensa avec délices qu'au moins le marquis jouait le premier rôle parmi ces esprits dont le seul mérite était de se dévouer à une cause perdue. Elle le dessina sur cette masse, se

plut à le voir écrasant ces figures maigres et grêles, ne se servant de ces intelligences que comme d'instrumens à ces desseins (1829. II p. 172).

Elle pensa bientôt avec délices qu'au moins le marquis jouait le premier rôle parmi ces gens, dont le seul mérite, pour elle, était de se dévouer à une cause perdue. Elle dessina la figure de son amant sur cette masse, se plut à l'en faire ressortir et ne vit plus dans ces figures maigres et grêles que les instruments de ces nobles desseins (Ed. déf. Bd. XII p. 131).

In der Ausgabe von 1829 I p. 114 heißt es von Marche-à-Terre kurz:

Et il montra les bleus par un geste de main.

In der Ed. déf. lautet diese Stelle zur Entschuldigung der Plünderungssucht der Chouans:

Et il montra les bleus qui, pour ces fidèles serviteurs de l'autel et du trône, étaient tous les assassins de Louis XVI, et des brigands (Bd. XII p. 39).

Beschönigt werden in der Ed. déf. die Beweggründe, die die Adligen zur Teilnahme am Aufstand veranlassen, bei der Vorstellung der Führer der Chouans beim Mahle im Schloß La Vivetière, oder zweifelhafte Persönlichkeiten werden durch andere, minder anstößige ersetzt:

Ainsi, dites-moi quel est ce jeune homme assez bien mis qui porte une veste de drap vert? — C'est le chevalier de Renty, un cadet de Famille. Il a de grandes passions et de petits revenus. La révolution l'a surpris criblé de dettes. (1829. II p. 174).

Dagegen Ed. déf. (Bd. XII p. 132):

Dites-moi qui est ce bonhomme qui porte une veste de drap vert? — C'est le fameux major Brigaut, un homme du Marais, compagnon de feu Mercier ...

Der Abbé Gudin wird in der Erstlingsausgabe folgendermaßen vorgestellt:

... C'est l'abbé Gudin, un de ces jésuites qui se sont dévoués à rester en France malgré l'édit de 1763 qui les a bannis, Pourvu d'une riche abbaye, il a été, quand la révolution la lui a ôtée, la boute-feu de la guerre dans ces contrées. Il est le propagateur de l'association, dite du Sacré-Coeur (1829. Bd. II p. 174 f.)

Dagegen:

... l'abbé Gudin, un de ces jésuites assez obstinés, assez devoués peut-être pour rester en France malgré l'édit de 1763 qui les en a bannis. Il est le boute-feu de la guerre dans ces contrées, et le propagateur de l'association religieuse, dite du Sacré-Coeur (Ed. déf. Bd XII p. 134).

In bezug auf den Vergleich, den Marie de Verneuil zwischen den republikanischen Offizieren Merle und Gérard einerseits und dem Chouanführer, dem Marquis de Montauran, andererseits, den Symbolen der Revolution und der Monarchie anstellt, heißt es:

Alors son esprit nourri d'images hésitait entre la poésie des ruines et la poésie des printemps. Sa conscience lui criait bien que l'un se battait pour un homme, l'autre pour un pays; mais l'amour lui persuadait que le bonheur du pays dépendait du système défendu par son amant (1829 II. p. 202);

in der Edition déf. ist diese Stelle wesentlich verändert:

Son esprit, nourri d'images, hésitait alors entre les jeunes et les vieilles ruines. Sa conscience lui criait bien que l'un se battait pour un homme, l'autre pour un pays; mais elle était arrivée par le sentiment au point où l'on arrive par la raison, à reconnaître que le roi, c'est le pays (Bd. XII p. 144).

Zu vergleichen sind außerdem noch folgende drei Stellen, die eine Verschiedenheit in den Anschauungen des Autors im Jahre 1829 gegenüber 1834 zeigen: Von Madame du Gua heißt es 1829 I p. 119:

semblable en cela à tant d'autres qui furent entraînées par une inexplicable exaltation,

dagegen lautet in der Edition définitive die Stelle:

semblable en cela à tant d'autres qui furent entraînées par une exaltation souvent fertile en grandes choses (Bd. XII p. 42).

Ferner 1829 ibid:

la cause royaliste ne trouva pas d'émissaires plus dévoués et plus actifs qu'elles; mais nulle n'eut peut-être un moment d'expiation plus terrible que cette dame, lorsque, assise sur le granit de la route, elle ne put refuser son admiration au noble dédain et à la loyauté du jeune chef.

Demgegenüber Ed. déf.:

La cause royaliste ne trouva pas d'émissaires ni plus dévoués ni plus actifs que ces femmes, mais aucune des héroïnes de ce parti ne paya les erreurs du dévouement ou le malheur de ces situations interdites à leur sexe par une expiation aussi terrible que le fut le désespoir de cette dame lorsque, assise . . . (ibid).

Und zum Schluß noch folgende Stelle, die eine veränderte Stellungnahme in der Beurteilung der Revolution andeutet:

Elle tomba insensiblement dans la rêverie: d'amers souvenirs lui firent désirer l'innocence de ses premières années et regretter de n'avoir pas été une victime de cette grande et victorieuse révolution dont ses jeunes et jolies mains essayaient d'arrêter la marche (1829 ibid.);

Der Schluß dieser Stelle lautet in der Ed. déf. (ibid.):

... et regretter de n'avoir pas été une victime de cette révolution dont la marche, alors victorieuse, ne pouvait pas être arrêtée par de si faibles mains. —

Ohne absolut beweiskräftig su sein für einen völligen Umschwung Balzacs in seinen politischen Ansichten, zeigen diese Emendationen doch das Bestreben, die Gefühle der legitimistischen Royalisten zu schonen, die revolutionsfreundlichen Äußerungen zu beseitigen oder zu mildern; nur da, wo von den Truppen der Republik die Rede ist, ist das Nationalgefühl stärker als die politische Rücksichtnahme, und das Lob der siegreichen republikanischen Soldaten wird nicht beseitigt. Indessen kann nur die Möglichkeit, allenfalls die Wahrscheinlichkeit nicht legitimistischer Ansichten aus diesen Beispielen gefolgert werden; zu einer bestimmten Stellungnahme berechtigen sie nicht absolut. Dafür gibt es aber andere Beweise.

III.

Schon 1825 im Code des Gens honnêtes hat Balzac einige Seiten über die Geldsammlungen in Kirchen geschrieben, die nicht sehr ehrfurchtsvoll sind, (Bd. XXI p. 72 ff) und das Auskunftsmittel, das XXI p. 49 f angeraten wird, um sich der Zudringlichkeit Geld sammelnder Damen zu entziehen, und zwar angeraten wird auf die Autorität von „achtbaren Jesuiten“ hin (p. 50), zeugt nicht von großer Achtung für diesen Orden; besonders eigentümlich wird man berührt, wenn man bedenkt, daß diese Stelle schon 1823 geschrieben ist, also 1 Jahr vor dem Panegyricus auf die Jesuiten. Auch 1826 findet sich im Dictionnaire des Enseignes de Paris folgende, gewiß nicht jesuitenfreundliche Stelle (XXI p. 123):

Allez contempler l'image du seul roi dont le peuple ait gardé la mémoire, du roi que les jésuites ont frappé du poignard qu'ils cachent maintenant pour vous déborder de toutes parts.

Auch im Jahre 1842 wird er noch von der Jesuitenerziehung nicht gerade lobend sprechen (II p. 164 f).

Aber auch von den Königen ist an dieser Stelle nicht in besonders schmeichelhafter Weise gesprochen. Doch lassen sich natürlich aus diesen gelegentlichen Äußerungen nicht bestimmte, sichere Schlüsse ziehen; man wird indessen, wenn man von 1829—1831 in Balzac entschieden antiroyalistische Grundsätze vertreten sieht, wohl zu der Vermutung berechtigt sein, daß er vor 1829 in politischer und religiöser Hinsicht mindestens indifferent war. Ich führe im folgenden einige Stellen an aus den vielfach übersehenen Oeuvres diverses. Die erste ist aus den Souvenirs d'un Paria, deren Introduction gerade die Schrift bildete (Un Episode sous la Terreur), die Biré als ein besonderes Zeichen der kirchlichen und politischen Orthodoxie Balzacs ansieht, während die Anerkennung der Macht des katholischen Gottesdienstes auch in den Chouans zu einigen,

wenngleich unwahrscheinlichen, so doch sehr schönen und ergreifenden Stellen Veranlassung gegeben hat. Und doch kann von royalistischer Tendenz, wie gezeigt, keine Rede sein. Bd. XX p. 166 schreibt Balzac:

En Italie, comme en Piémont, quelques princes bien intentionnés ont régné à de longs intervalles les uns des autres. Plusieurs d'entre eux ont tenté d'améliorer la législation pénale; mais l'influence de Rome, les mauvais exemples qu'elle donnait, les asiles qu'elle ouvrait, déconcertèrent tous les projets de réforme. Les plans de la sagesse échouèrent contre tous les usages vicieux que maintenait la superstition; car elle est l'alliée naturelle de ce qui est coutume et l'ennemie de toute innovation. Lorsque Léopold, devenu grand-duc de Toscane, voulut abolir la peine de mort dans ses États, l'opposition la plus violente qu'il éprouva provint des gens d'Eglise; et pourtant Ecclesia abhorret a sanguine. Sans doute que ces messieurs n'étaient pas assez surs de l'enfer pour consentir à se priver des supplices de ce monde.

Wie weit ist Balzac von den Ideen des Jahres 1841 entfernt, wo er im Curé de Village schreibt:

Le dernier jour d'un condamné, sombre élégie, inutile plaidoyer contre la peine de mort, ce grand soutien des sociétés (Paris 1841. I p. 190)[5].

Im März 1830 schreibt er in der Besprechung eines geschichtlichen Werkes: *Eh bien, nous le blâmerons autant pour avoir adopté comme vrai cette forme poétique donnée aux événements, que pour avoir méconnu l'influence du catholicisme* (was er damals darunter versteht s. XXII p. 69), *ou plutôt la nécessité d'une grande unité religieuse comme directrice de l'organisation sociale : car nous ne prétendons pas préconiser ici le catholicisme, plus que le religion celtique, égyptienne ou indoue; mais s'il n'a, pour le philosophe qui médite sur l'histoire, qu'une valeur relative au temps où il a existé, il doit au moins être envisagé comme un pas fait par l'humanité dans la carrière progressive, un échelon conduisant comme les religions qui l'ont précédé, et qui ont fini comme lui, vers cet avenir où l'homme jette toujours un regard d'espérance* (XXII, p. 70).

Im gleichen Monat verwahrt er sich in der Rezension eines militärtechnischen Buches davor, irgend welche Ansichten mit Herrn von Bourmont, dem Kriegsminister des Ministeriums Polignac, gemeinsam zu haben (XXII p. 73—75).

Am 17. Juni 1830 schreibt er: *L'ours, dous sa prison, est comme nos vieux émigrés au milieu du gouvernement réprésentatif: il n'a rien appris ni rien oublié* (XXI, p. 222). Von Polignac schreibt

---

[5]) Schon im Brüsseler Nachdruck 1839 p. 158.

er im gleichen Artikel: *Or, tout ce que le sage roi, tout ce que les philosophes ont dit de plus fort sur le néant de la renommée, la girafe en est un éloquent résumé, une preuve vivante; car, aujourd'hui, on la dédaigne, on l'oublie, la bonne d'enfant désoeuvrée et le jean-jean simple et naïf. A cette leçon frappante, bien des hommes devraient s'instruire et prévoir le sort qui les attend. Ainsi, tel est aujourd'hui le président du conseil des ministres; lui aussi, depuis plusieurs mois occupe tous les esprits; la girafe n'avait pas fourni plus de sujets de conversation, de déclamations éloquentes, de spirituelles épigrammes; encore quelques jours, et lui aussi sera oublié, comme la girafe* (XXI p. 223).

Bemerkungen gegen den Mißbrauch des Wortes *liberté*, die Balzac in dieser Zeit macht (XXII p. 119—121), beziehen sich auf die Literatur und zeigen Balzac damals höchstens als Gegner des Jungen, was aus seiner Besprechung von Hernani (XXII p. 44 ff.) noch deutlicher hevorgeht.

Nach der Julirevolution wird seine Stellungnahme noch klarer: *Aucune de ces puissances*, schreibt er im November 1830, *n'a su voir que le gouvernement devait se consolider par les mêmes moyens qui l'avaient créé; le journalisme, la jeunesse et le complet triomphe des idées libérales* (XXIII p. 142) Napoleons Sturz sei unvermeidlich gewesen, als er nur noch ein großer Mann war, als er nicht mehr ein ganzes Volk und die Revolutionsdoktrine darstellte (ibid.).

Im gleichen Monat bezeichnet er ohne jede Veranlassung im Szenarium eines Dialogs die Regierung Karls X. unter Anspielung auf die Ordonnanzen als *gouvernement parjure* (XXI p. 487).

Im Dezember 1830 gibt er als Karikaturenmotive u. a.:

Deux anoblis, l'un par Hugues Capet, l'autre par Napoléon, et disant tous les deux du même ton: „Pas de privilèges, excepté pour moi“. . .

Un bon gros curé chantant du meilleur de son âme: Domine salvum fac à jamais le gouvernement provisoire! . . .

Un vieux trône et un vieil autel usés, vermoulus, rapetassés, cassés, s'appuyant l'un contre l'autre et se faisant réciproquement tomber (XXI p. 492).

Als politische Forderung stellt er im Februar 1831 auf: *. . . la liberté des cultes maintenue et le clergé sagement remis dans sa voie conciliatrice, dénué d'influence* (XXIII p. 189).

Luthers Reform und die Revolution von 1789 erscheinen ihm damals als unvermeidlich (XXIII p. 191). Im Jahre 1842 wird er *„unsere Zeit“* bezeichnen als ein *horrible produit de cet esprit d'examen introduit dans la société européenne par les discussions sur le libre arbitre, par le schisme de Luther et par la philosophie*

du XVIIIe siècle (XXII p. 349) und Luther und Calvin sind ihm dann *deux abominables drôles* (XXII p. 329).

Im April 1831 nennt er *la royauté — une espèce de délégation divine, un mensonge plus ou moins heureux* (XXIII p. 241); den Grundsatz der Volkssouveränität (*nos droits*) erkennt er unbedingt an (ibid.).

Im gleichen Monat schreibt er eine heftige Satire gegen die Klöster: *un couvent n'étant d'aucune espèce d'utilité quelconque*, wobei bittere Bemerkungen gegen den Grafen von Artois (Karl X.), *maintenant rentier à Holy-Rood*, unterlaufen.

Im August 1831 verherrlicht er die Barrikadenkämpfer des Juli 1830, die vom Juste-Milieu um die Früchte ihres Sieges geprellt seien (XXIII p. 299—301).

Noch im September 1831 schreibt er am Schluß eines kurzen Artikels der „Caricature": *Ainsi périrent Bories, Raoulx, Pommier et Goubain, au milieu de vingt millions de complices; car le crime de ces âmes héroiquement impatientes fut de tenter alors ce qui, plus tard, fut réalisé en trois jours, il est vrai — mais pour trois jours seulement* (XXIII p. 309).

Diese Ideen stechen stark ab von den folgenden, die Balzac i. J. 1840 formuliert hat: *N'est-ce pas pour lui (le rentier) que sont inventés ces mots qui ne disent rien et répondent à tout: progrès, vapeur, bitume, garde nationale, élément démocratique, esprit d'association, légalité, intimidation, mouvement et résistance* (XXI p. 295).

und

Je le dis hautement: je préfère Dieu au peuple; mais, si je ne puis vivre sous une monarchie absolue, je préfère la République aux ignobles gouvernements bâtards, sans action, immoraux, sans bases, sans principes, qui déchaînent toutes les passions sans tirer parti d'aucune, et rendent, faute de pouvoir, une nation stationnaire (XXIII p. 641).

Vom Jahre 1832 ab ist Balzac konsequent Royalist, wenn auch nicht konsequenter Anhänger der absoluten Monarchie. Daß er bis zum September 1831 nicht legitimistisch gesinnt war, daß er von Monat zu Monat der Julirevolution von freundlicher Haltung zu erbitterter Gegnerschaft gegen das Julikönigtum gelangte, ergibt sich aus den erwähnten Stellen, es ließen sich übrigens über die Stellung zum Juste-Milieu und seine politische Ansichten vom August 1830 bis zum September 1831 aus den zu wenig beachteten Oeuvres diverses noch manches beibringen. Es genügt aber für meinen Zweck festgestellt zu haben, daß Balzac schon vor der Julirevolution und auch noch mehr als ein Jahr nachher, Gegner der legitimistischen Richtung der Royalisten war, daß er die Lehren der katholischen Kirche nicht verteidigte und nicht vertrat.

IV.

Um Balzacs royalistische Tendenzen im Jahre 1830 zu erweisen, zieht Biré drei Briefe heran; aber der Korrespondenz Balzacs kann gegenüber den öffentlichen Äußerungen nicht das gleiche Gewicht beigelegt werden, abgesehen davon, daß die Korrespondenz, so wie sie jetzt vorliegt, vielfach gefälscht ist; ich werde das in der nächsten kleinen Arbeit beweisen, und vielleicht die einzige Persönlichkeit die Balzacs Briefe genau kennt, Herr Vicomte de Spoelberch de Lovenjoul, hat mir das bestätigt. Er schrieb mir darüber vor kurzem: *Méfiez-vous toujours de la „correspondance" de Balzac; les dates inexactes y pullullent, et les textes mêmes diffèrent souvent complètement des autographes.*

Ehe man also Balzac angesichts seiner öffentlichen Äußerungen von 1829—1831 mit Rücksicht auf die drei von Biré (l. c. p. 115 bis 120) angezogenen Briefe der politischen Doppelzüngigkeit zeihen darf, muß doch zunächst der Inhalt der Briefe genau betrachtet werden. Und da zeigt sich, daß der dritte nichts beweist, und der erste programmatisch das Königtum fordert, aber ein solches Königtum, von dem das Julikönigtum nicht allzuverschieden war. Man beachte ja die vorhergehende lobende Erwähnung des Herzogs von Broglie[6]). Diese Erwähnung des Herzogs von Broglie hat freilich Biré beiseite gelassen; dadurch kann der Brief sich auch auf das Königtum der Bourbonen beziehen. Es bleibt also nur der Brief vom 3. Mai 1831 (Correspondance I p. 110 ff.). Aber auch in diesem Briefe bekennt sich Balzac nicht mit der späteren Deutlichkeit als Anhänger des legitimistischen Königtums; er sagt von den Bourbonen: *aujourd'hui, l'adversaire est désarmé et à terre;* als Gegner scheint er also das legitimistische Königtum auch da zu betrachten; er bittet nur für den Besiegten um Schonung; aber daß er sich als Anhänger Karls X ausgibt, kann man nicht behaupten. Auch der dritte Brief läßt sich nicht speziell auf eine Parteinahme für die Bourbonen schließen.

Doch sind zwei andere Stellen aus Briefen, die in der vorliegenden Ausgabe das Datum vom 1. Juni 1832 und vom 23. September 1832 tragen, zu beachten. Die erste lautet (Bd. I p. 149):

Quant à la politique, soyez sûre que je ne me conduis que par l'inspiration d'une probité haute et sévère, et malgré l'anathème porté par M. Carraud sur les journalistes, croyez bien que je n'agirai que par conviction.

Diese Stelle setzt Vorwürfe voraus, die M[me] Carraud ihm gegenüber in Bezug auf seine politischen Ansichten ausgesprochen hat. Diese Vorwürfe, Mahnungen oder Vorhaltungen werden bestätigt durch folgende Stelle des gleichen Briefes 23. September 1832 an M[me] Zulma Carraud aus Aix:

---

[6]) Balzac *Correspondance* No. 39. Brief von Ende 1830.

Vous avez été injuste dans bien des appréciations. Moi, vendu à un parti pour une femme[7])*!*

In dieser Zeit aber ist Balzac erklärter und entschiedener Vertreter der legitimisch-royalistischen Ideen, und zwar datiert der Umschwung aus dem Ende des Jahres 1831. Le Départ (XXIII p. 323—327) ist die erste öffentliche, wirklich legitimistische Äußerung Balzacs; der Artikel ist geschrieben im November oder Dezember 1831; der Gesinnungswechsel Balzacs hat, da er noch im August und September satirische Bemerkungen gegen die Charte von 1814 und 1830, gegen die geringen Ergebnisse der Julirevolution, gegen den Nuntius veröffentlicht hat, in den 3 letzten Monaten des Jahres 1831 stattgefunden. Dieser Meinungswechsel ist für Personen liberaler Richtung, die ihn gut kannten, — wie z. B. Mme Carraud — auffällig gewesen. Sie zieht ihn zur Rechenschaft und scheint auch die Ursache dieses Meinungswechsels vermutet und — wie ich glaube — auch erraten zu haben. Darauf bezieht sich dann in seiner Antwort die Stelle *Moi, vendu à un parti pour une femme*, und auch folgende andere Stelle des gleichen Briefes:

Je vous aime bien, parce que vous me dites tout ce que vous pensez. Cependant, je ne saurais accepter vos remarques sur mon caractère politique, sur l'homme du pouvoir. Mes opinions se sont formées, ma conviction est venue à l'âge où un homme peut juger de son pays, de ses lois, de ses moeurs. Mon parti n'a pas été pris aveuglément, je n'ai été mû par aucune considération personnelle[8]).

Unter den politischen Zielen, die er verfolgt, führt er unter anderem auf: *La destruction de toute noblesse hors la Chambre des pairs, la séparation du clergé d'avec Rome*[9]); diese beiden Punkte aber stimmten gewiß nicht mit dem Programm der Karlisten überein. Darum fügt er hinzu:

Cela dit, ne cherchez plus à me chicaner sur mes opinions. L'ensemble est arrêté. Quant aux détails de ma vie . . . votre amitié sera toujours souveraine, bien écoutée, avec délices. Je vous parle à coeur ouvert, parce que je sais que vous respecterez les secrets de ma pensée politique; elle est de nature à me vouer à la haine de mon parti, s'il la connaissait[10]).

Von *„seiner Partei„* spricht er im Jahre 1830 und 1831 nicht.

Welche Frau Mme Carraud in ihrem Briefe gemeint hat, das ergibt sich daraus, daß der in Frage kommende Brief nach Aix gerichtet

---

[7]) *Correspondance* Bd. I p. 208. (Vgl. de Spoelberch de Lovenjoul *Une Page perdue de H. de Balzac*, Paris 1903, p. 13.). Die Richtigkeit der Data der in Betracht kommenden Briefe ist mir von Herrn de Spoelberch de Lovenjoul bestätigt, ebenso wie die allgemeine Richtigkeit des Textes. Vorkommende Varianten sind inhaltlich für vorliegenden Zweck bedeutungslos.

[8]) *Correspondance* I p. 204.

[9]) Ibid. p. 205.

[10]) Ibid.

ist. Dort befand er sich mit der Marquise, späteren Duchesse de Castries, und es ist zu beachten, daß die Bekanntschaft mit ihr aus dem Oktober 1831 stammt. Der Meinungswechsel Balzacs in politischen Dingen fällt also zeitlich mit der Bekanntschaft mit dieser Dame zusammen; trotz seiner Erfahrungen in Savoyen blieb Balzac im Jahre 1832 in freundschaftlichem Verkehre mit ihr; *car*, schrieb mir Herr Vicomte de Spoelberch de Lovenjoul, *il ménageait en elle tout un milieu dont il ne voulait pas s'attirer l'inimitié.*

Politische Grundsätze wogen also anfangs bei Balzac nicht schwer; das lebhafte Spiel seiner Phantasie vermochten sie nicht zu hemmen. Er ist wohl aus Rücksicht auf die Marquise, durch die er in die vornehmsten Kreise Eingang fand, Karlist geworden; seine Ende 1830 bis Ende 1831 zu konstatierende, stetig größer gewordene Abneigung gegen das System des Juste-Milieu hat ihm den Entschluß erleichtert; und von da ab blieb er der erhobenen Fahne treu. Mme Carraud hat die richtige Ursache mit feinem Gefühl herausgebracht. Denn sie hat den Gesinnungswechsel sicher der Marquise zugeschrieben; worauf ginge sonst die Stelle: Moi, vendu à un parti pour une femme! Daß Mme Carraud richtig vermutete, wird auch durch die Angabe des *Intermédiaire des chercheurs et des curieux* (abgedruckt de Spoelberch de Lovenjoul *Histoire des Oeuvres de Balzac* 2. und 3. Auflage. Paris 1885 (1888) p. 432) bestätigt: „*Balzac a été emmené par madame de Castries à Aix-les-Bains au mois de septembre 1832 . . . chez le duc de Fitz-James, oncle de la marquise; c'est à ce moment qu'il fut question pour Balzac de voyager en Italie avec le duc, et qu'il sembla se rallier complètemeut à la cause légistimiste; il collaborait, du reste, au Rénovateur, le journal de M.M. Fitz-James et Berryer, depuis le commencement de 1832, et songeait sérieusement à se faire nommer député*“. Der Meinungswechsel wird auch hier mit dem Bekanntenkreis der Mme de Castries in Verbindung gebracht, freilich nicht genau datiert.

Die politischen Ansichten und Bestrebungen Balzacs im einzelnen zu studieren und darzustellen, konnte meine Aufgabe im Rahmen dieser kurzen Arbeit nicht sein. Ich möchte nur darauf hinweisen, daß der Einfluß der von den Herren Hanotaux und Vicaire Madame de Berny zugeschrieben wird, wohl nicht so groß war, was die Verbindung mit adligen Kreisen betrifft, als es von den Verfassern des Buches *La Jeunesse de Balzac*[11]) p. 65—70 und p. 113 ff. angenommen wird. Den beiden Verfassern Hanotaux und Vicaire schreibt Brunetière (*l. c.* p. 42) nach: *Et, plus loin, les mêmes biographes attribuent à cette première liaison de Balzac, non seulement ce qu'on trouve de couleur historique dans un récit tel que l'Envers de l'Histoire contemporaine, par exemple, ou dans*

[11]) Paris, 1903.

un Episode sous la terreur, mais encore, si le mot n'était un peu ambitieux, la formation politique du romancier, et ce „royalisme“ dont les explosione inattendues constrastent si fort, pour ne pas dire qu'elles jurent avec le caractère de son oeuvre. Ich möchte diesen Einfluß nicht leugnen und durchaus nicht unterschätzen. Aber Balzacs journalistische Tätigkeit von 1830—1831 zeigt, daß er, der zu Hause und durch Madame de Berny wohl immer mit legitimistischen Kreisen in Verbindung gewesen oder mit legitimistischen Ideen in Berührung gekommen war, dem Einflusse dieser Ideen nicht zugänglich gewesen war; wohl aber mag seine Eitelkeit, die man ihm als culpa levissima wohl nachsehen mag, die ihn dazu veranlaßte, die Adelspartikel zu führen und auch äußerlich eine vornehme Erscheinung zur Schau zu tragen, was vor 1831 nicht immer sein Bestreben gewesen zu sein scheint[12]), — ich sage, wohl mag seine Eitelkeit, die in dem Verkehr mit vornehmen Adelskreisen Befriedigung fand, diese Parteinahme verursacht haben. Da also die erwähnten Briefe an Madame Carraud der Hauptsache nach richtig abgedruckt und in der Ausgabe richtig datiert sind, so hatte Madame Carraud wohl nicht mit Unrecht persönliche Einflüsse in dem Gesinnungswechsel Balzacs vermutet, und sie scheint auch den richtigen Grund erraten zu haben, als Balzac sich erfolglos um die Gunst der Marquise in Aix bemühte.

II.

Die Abfassungszeit der Chouans.

L. Séché schreibt in einem Aufsatz (*Revue Bleue* 1901, wiederabgedruckt in den *Annales Romantiques* I), er sei sicher, daß die Chouans im Jahre 1827 abgefaßt worden seien, und Balzac habe den Besuch im Jahre 1828 in der Bretagne nur gemacht, um nachträglich das Milieu zu seinem Roman der Wirklichkeit entsprechend zu gestalten; als Beweis für diese Behauptung, die, wenn man die konkrete, mit der Handlung so verwobene Lokalschilderung in Betracht zieht, höchst unwahrscheinlich ist, führt er den Paris 1827 datierten Brief XXIII der Correspondance an, in dem gesagt sei: *J'ai encore une quinzaine de jours à passer sur les Chouans.*

Danach wäre freilich der Roman 1827 geschrieben, und das hätte sehr interessante Konsequenzen; aber die Unterlage der obigen Behauptung L. Séchés ist falsch. Eine Berücksichtigung des übrigen Inhaltes des Briefes ergibt dies sofort.

---

[12]) Vgl. den Brief von A. de Vigny an die Vesse du Plessis vom 15. Sept. 1850. *Revue des deux Mondes*, 1. Januar 1897.

Ich möchte aber zunächst noch zeigen, daß Balzac selbst die Abfassungszeit der Chouans in die Zeit von 1827 und das Erscheinen in das Jahr 1828 verlegen wollte[13]). Das Manuskript, das der Ausgabe der Chouans in der Comédie Humaine zu Grunde liegt (1844), ist erst datiert worden „Janvier 1828", dieses Datum wurde durchstrichen und ersetzt durch Fougères August 1827. Dieses Datum ist bei allen späteren Ausgaben geblieben. Balzac hat also das Bestreben gehabt, das Datum zurückzuverlegen. 1827 war er aber nicht in Fougères. Hat er sich geirrt, oder hat er wissentlich eine unrichtige Angabe gemacht? Ich glaube das letztere, und zwar mag im Jahre 1834, und später noch mehr, die Erinnerung an seine industrielle, nicht sehr rühmliche Tätigkeit ihn veranlaßt haben, diese der Öffentlichkeit gegenüber zusammen mit einer literarischen Tätigkeit zu verquicken, die seine Eitelkeit weniger verletzte.

Tatsächlich schrieb er auch in einem Brief, dessen Empfänger unbekannt ist: Je publiais les Chouans en 1828[14]). Herr de Spoelberch de Lovenjoul fügt dieser Bemerkung hinzu: Or, ceci est inexact, puisqu'ils ont paru pour la première fois en 1829. On ne peut donc pas même se fier aux indications de l'auteur! Gilt dieser Satz von des letztern brieflichen Angabe, dann erst recht von dem Datum der Ausgaben.

So bleibt als einziger Beleg für die Abfassung der Chouans im Jahre 1827 der schon zitierte Brief No. XXIII der Correspondance, der aus dem Jahre 1827 datiert erscheint.

Nun findet sich in dem Briefe eine andere Angabe, die mit den Chouans garnichts zu tun hat, biographisch immerhin ihren Wert hat. Balzac schreibt: On me reproche l'arrangement de ma chambre; mais les meubles qui y sont m'appartenaient avant ma catastrophe! Je n'en ai pas acheté un seul! Cette tenture de percale bleue qui fait tant crier était dans ma chambre à l'imprimerie. C'est Latouche et moi qui l'avons clouée sur un affreux papier qu'il eût fallu changer. Dieser letztere Satz (. . . cloué sur un affreux papier qu'il eût fallu changer) bezieht sich auf die Wohnung Balzacs *Rue Cassini*, die er bezog, als er die Druckerei *Rue des Marais Saint-Germain* No. 17 verließ[15]). Der Brief No. XXIII der Korrespondenz ist also aus der *Rue Cassini* geschrieben. Balzac aber hat noch am 17. April 1828 in der *Rue des Marais Saint-Germain* gewohnt

[13]) Die folgenden Angaben beruhen auf Mitteilungen des Herrn Vte de Spoelberch de Lovenjoul.

[14]) Inedierter Brief (Nach Mitteilung des Herrn de Spoelberch de Lovenjoul).

[15]) Hanotaux und G. Vicaire scheinen in ihrem Buch *La Jeunesse de Balzac* p. 37 diesen Satz auf die Wohnung Rue des Marais zu beziehen. Das wäre ein Irrtum.

(Hanotaux und Vicaire l. c. p. 186), und er selbst schreibt an die Gräfin Hanska (*Lettres à l'Etrangère* I p. 414), daß er im Jahre 1828 in die *Rue Cassini* „geschleudert worden sei".

Daraus folgt, daß die Angaben dieses Briefes über die Beendigung der Chouans nicht älter als 1828 sein können, und daß das Datum dieses Briefes falsch ist. Eine Anfrage an Herrn Vte de Spoelberch de Lovenjoul ergab denn auch die Richtigkeit dieses Schlusses: *La lettre soi-disant de 1827 est du „samedi, 14 Février [1829]" et se rapporte uniquement à la correction des épreuves du Dernier Chouan, qui parut en effet en mars suivant.* Darum ergibt dieser Brief, abgesehen von dem sehr wichtigen Beweis, daß die Briefe der Correspondance sogar in Bezug auf das Datum unzuverlässig sind, für die Abfassungszeit der Chouans nichts.

Beweisend aber ist eine Stelle eines Briefes vom 1. September 1828 an den Gal de Pommereul (Hanotaux-Vicaire p. 99): *Depuis un mois, je travaille à des ouvrages historiques du plus haut intérêt et j'espère qu'à défaut d'un talent tout à fait problématique chez moi, les moeurs nationales me porteront bonheur.* Diese Stelle zeigt einmal, daß ihn seine früheren Romanversuche nicht mit großem Selbstbewußtsein erfüllten, dann beweist sie unumstößlich, daß Balzac die Chouans in der zweiten Hälfte des Jahres 1828, jedenfalls nach dem industriellen Zusammenbruch, geschrieben hat. Daß er die historischen und lokalen Studien in so kurzer Zeit zu Ende führte, ist ein Beweis seiner großartigen Leistungsfähigkeit und Spannkraft, die sich durch Unglück nicht beugen ließ.

FREIBURG I. BR. J. HAAS.

Wortgeschichtliches.

came f., Radzahn etc., wird im *Dictionnaire général* zuerst aus dem Jahre 1789 in der Form *camme* belegt und auf deutsches *Kamm* m. zurückgeführt. Littré äußert sich zur Etymologie des Wortes nicht. Bei Diez, Scheler und Körting fehlt es. Es liegt mhd. mnd. *kamme* f. zugrunde. Vgl. Grimm *Wtb.* V, S. 101 f. — Zur starken Form *camb*, *cam*, nrh. *kaem* (Diefenbach; s. Grimm *l. c.*) gehört dagegen wohl älteres wall. *kamm*, *kaimm*, die Mähne, bei Remacle *Dict*². II, S. 147, wofür Grandgagnage I, 95 und 339 *caime* (Namur *côme?*) angibt[1]).

---

[1]) Es sei in diesem Zusammenhang ein Wort erwähnt, dessen Bedeutung weit abliegt: altfrz. *cambe*, *canbe* Brauerei, woneben Godefroy die Ableitungen *cambage*, *gambage*, Brausteuer und *cambier*, *gambier* Bierbrauer, nachweist. Sachs verzeichnet als heute wenig gebräuchlich *cambage* „Bierbrauerei" und „Biersteuer". Bei Hécart *Dict. rouchi-franç.*³ S. 93 findet man *cambage* (droit qui se percevait chez les brasseurs) und *cambgier* (cambier, brasseur; *Cambier* in Valenciennes auch als Familienname). *Cambgier* käme nach Hécart vielleicht von fläm. *kams* oder *kamme*, Brauerei, das gebildet sei aus *kamer* (Kammer) und *bière* (Bier), demnach eigentlich Bierkammer (chambre à bière) bedeute. Diese letztere Erklärung ist, wie nicht weiter ausgeführt zu werden braucht, irrig, irgendwelcher Zusammenhang des französischen Wortes mit dem genannten flämischen dagegen unverkennbar. Erwägt man, dafs die französischen Wörter überwiegend im Pikardischen begegnen, dafs sie dort z. T. noch heute lebendig zu sein scheinen und in ihrer Form (*c* vor *a*) dahin weisen, so kann man versucht sein, sie für Entlehnungen aus dem Flämischen zu halten. Was nun fläm. nld. *kam* (Brauerei) selbst angeht, so vergl. Verwijs en Verdam *Middelnederlandsch Woordenboek* II, 1335 f., wo die Vermutung geäufsert wird, dafs dasselbe von Haus aus eine einem „Kamm" ähnliche Vorrichtung bedeute, um den Braukessel daran zu hängen: „Misschien is de eig. beteekenis van het woord in dese opvatting *een ijzer, dat op een kam gelijkt, om er den brouwketel aan te hangen.* Vgl. eent soort gelijke beteeknis bij Schuermans 218 . . .". Wie sich dazu von Georges, Holder (*Alt-Celtischer Sprachsch.* I) u. a. verzeichnetes *camum*, eine Art Bier, bei Ulpianus etc. verhalten soll, erfahren wir leider nicht, so dafs die Geschichte des Wortes jedenfalls weiterer Untersuchung bedürftig bleibt. Ich verweise zur Überlieferung noch auf Du Cange (ed. Favre) II, 39 s. v. *camba* 3 und auf Ragueau *Gloss. du droit français* (ed. de Laurière) p. 99.

courtau, *courtiau* begegnen im Wallonischen von Mons und entsprechen in der Bedeutung unserem Klicker (boule de terre cuite, chique, marbre). Sigart, der die Wörter im *Gloss. étymol. montois*², S. 132, verzeichnet, bemerkt zur Etymologie „All. Gurke, concombre, fr. gourde, courge; Koulourdren, pl. Koulourdrennou, courge, gourde en b.-bret., cucurbita en lat. v. cahoute. La comparaison de forme ne laisse rien à désirer, il n'en est pas de même de celle de volume. Je rappelerai toutefois que l'on donne le nom de *bôme* (bombe) à un *courtau* très peu plus gros que les autres; d'ailleurs *iau* est un dim. montois (buse, busiau, moye, muyau), v. iau." Die Unhaltbarkeit der Sigartschen Erklärung liegt auf der Hand. Ich sehe darin *court-au*, ein mit dem Suffix *ellum* gebildetes Deminutivum zum Verbum *courir*, dessen ursprüngliche Bedeutung „Läuferchen" ist. Die angenommene Bedeutungsentwicklung erhält eine willkommene Stütze durch gleichbedeutende nd. „*Löper*" und hd. „*Läufer*" (Grimm *Wtb.* VI, 328). Was die nicht ganz durchsichtige Bildungsweise der französischen Ableitung angeht, so sei auf ebenfalls zu *courir* gehörende *courtière* (der Laufraum für das Rad einer Wassermühle), *courtier* und *courtage* hingewiesen.

norm. **doueire** begegnet im Patois von La Hague in der Verbindung *à doueire*, de travers, comme il ne faut pas. J. Fleury, der es *Essai* p. 191 verzeichnet, vergleicht schottisches *dowie*, stupide, radoteur und bemerkt „En breton *adreuz*, de travers, obliquement; *e doare*, convenablement". Es ist leicht zu sehen, daß *doueire* mit den hier verglichenen Wörtern nichts zu tun haben kann. Es gehört zu nd. *dwêr*, *dweer* (mnd. *dweer*; ahd. mhd. *twër*, *dwër*; ags. *thveor*, *thvir* etc.; an. *thverr*), das in der Bedeutung genau stimmt, und dessen lautliche Entwicklung zu *doueire* aus dem Lehnwortcharakter des letzteren sich ergeben dürfte.

mérotte bezeichnet in Mons die weibliche Katze und ist ebenda ein auf junge Mädchen angewandter Zärtlichkeitsausdruck. S. Sigart *Gloss.*² p. 252 und vgl. Hécart *Dict. rouchi. franç.*³ p. 301 *mérote*: „femelle du chat. D'un usage général, selon M. Lorin. C'est aussi un nom amical qu'on donne aux petites filles". Auch Horning verzeichnet *R. Zs.* IX, 495 *merot'* Katze. Hécart und Horning äußern sich über den Ursprung des Wortes nicht. Nach Sigart *l. c.* ist dasselbe ein Diminutivum zu *mère*, würde also unserem „Mütterchen" entsprechen. Ist hiergegen von Seiten der äußeren Sprachform nichts einzuwenden, so befriedigt hingegen der angenommene Bedeutungswandel kaum und legt es nahe, nach einem anderen Etymon Umschau zu halten. Bei Lazare Sainéan *Le chat* (Beiheft I der *Zs. f. rom. Phil.*) finde ich das Wort nicht, ebensowenig auf Blatt 250 des Sprachatlas und bei Rolland *Faune populaire* IV, p. 80 ff. Wohl aber verzeichnen die Verfasser der genannten Werke zahlreiche vom Schallstamm *mar*, *mir* (*mer*), *mour* gebildete

Wörter für Katze wie sie auch aus anderen Quellen leicht nachzuweisen sind. So begegnen nach dem *Atlas linguist.* in den Departements Ain *mrõ* (926), *merõ* (924). Isère *mĭrõ* (912, 922, 921, 929), *meirõ* (931); Drôme *merã* (920), *mĭrõ* (858); nach Sainéan p. 16 f. in Saône-et-Loire *mire* (chatte), Savoyen *mir* (matou), Deux-Sèvres *mara* (matou), Indre *moro* (matou) usw. Auch für das pikardisch-wallonische Gebiet werden einschlägige Bildungen angegeben: Noyon *mareux* (Sainéan p. 17, nach Corblet), Umgebung von Cambrai und Valenciennes *marou* (Rolland IV, 82), Lüttich *mirou* („chat" nach Sainéan p. 67). Es dürfte hiernach ohne weiteres einleuchten, daß das von Sigart, Hécart und Horning verzeichnete *mérotte* in diesen Zusammenhang gehört und mit *mère*, Mutter, ursprünglich nicht zusammenhängt, wenn es auch dazu später volksetymologisch in Beziehung gesetzt worden sein mag. — Im Anschluß hieran seien einige andere Wörter erwähnt, die durch das vorhin Ausgeführte ebenfalls ihre Erklärung finden:

1. méron, morceau de beurre de deux kilogr. et plus, bei Vermesse *Dict. du pat. de la Flandre franç.* p. 333.

2. méron, grumeau bei Hécart *l. c.* p. 300.

Über die Herkunft beider haben sich die genannten Autoren nicht geäußert. Hécart fügt erläuternd hinzu: „On appelle *mérons* ces parties de pâte qui restent attachées aux mains lorsqu'on a pétri, et qu'on détache en se frottant les mains, ce qui fait des *mérons*. Grumeaux qui se forment en se frottant la peau lorsqu'elle est humectée par la transpiration ou par toute autre cause. Dans cette dernière acception, je ne connais pas d'équivalent français". Eine Ableitung ist *méronner*, former des grumeaux. So wenig auch bei oberflächlicher Betrachtung *méron* in den bei Hécart verzeichneten Bedeutungen mit *mérotte* (chatte) zu tun zu haben scheint, so wird man doch die Zusammengehörigkeit schwerlich in Abrede stellen können, wenn man sich vergegenwärtigt, daß etymol. durchsichtiges prov. *catoun* die Bedeutung „grumeau" (s. Mistral s. v. und vgl. Sainéan p. 39) angenommen hat. In der Phantasie des Volkes stellen sich hiernach Teichkrümel etc. als *Kätzchen* dar, ähnlich wie derselben vom Grabenrand abbröckelnde Erdstücke als *Kälber* (s. diese Ztschr. Bd. XXIV², S. 218) erscheinen. Was das von Vermesse verzeichnete *méron*, morceau de beurre de deux kilogr. et plus, angeht, so sei außer auf Sainéan p. 68 (*mna* = tas de neige amoncelé par le vent) im besonderen noch auf die von mir in dieser *Ztsch.* XXIV², S. 217 f. behandelten Bedeutungsübergänge hingewiesen. Hinzugefügt sei, daß man nach Hécart im *patois rouchi* ein gewißes Quantum Butter in einem Stück als *tarin* (Zeisig) bezeichnet. Während hier wohl im wesentlichen die Farbe das tertium comparationis bei der volkstümlichen Namengebung abgab, bildete dasselbe bei *mérotte* die Gestalt der verglichenen Objekte.

3. Hécart meroner, *maronner* marmoter, murmurer; *meroner* plaisanter; ib. *meronner* als Ausdruck der Spinnerin mit der Bedeutung „tourner le fil entre les doigts, afin de bien lier entr'eux les brins de lin“. Über die Zugehörigkeit dieser Ausdrücke zu dem gleichen Stamme kann man sich durch Sainéan's Studie leicht überzeugen. Dasselbe gilt von

4. marotte, das nach Vermesse *Dict.* 329 in franz. Flandern für „poupée“ und „petite fille“ im Gebrauch ist.

afrz. **pricque** verzeichnet Godefroy in der Bedeutung „espèce de mets“: Le cinquieme mets d'assise fut de *pricques* en galantine (Réc. d'un bourg. de Valenc., pag. 58, Kerv.). Es handelt sich um eine Lampretenart: wall. *prike*, holl. *prik*, nhd. *pricke*. S. Grandgagnage *Dict.* II, 257 und Grimm *Wtb.* s. v. *pricke.*

ramequin wird im *Dict. général* mit „gâteau de fromage“ erklärt und als dialektisch bezeichnet. Die Heimat des Wortes ist, soweit ich sehe, in einem Teil des wallonischen, vielleicht auch des lothringischen Dialektgebietes zu suchen. Es wird aufgeführt von Ch. Semertier *Vocab. des boulangers, patissiers, confiseurs* etc. p. 287 (*ramquin*, sorte de pâtisserie faite avec du fromage) und in der Form *remmequin* von L. Vermesse *Dict. du patois de la Flandre franç. ou wallon* p. 440. Vermesse gibt eine eingehende Beschreibung des in Frage stehenden Gerichts: „On donne, à Douai, le nom de *remmequin* à une tranche de pain trempée dans du lait, puis dans les œufs battus. On étend ensuite des deux côtés de la viande hachée et on le fait frire dans une poêle. C'est un mets des jours gras, on le saupoudre de sucre blanc“. Zur Etymologie äußern sich die Verfasser des *Dict. général* folgendermaßen: „Mot d'origine germanique, de *rahm*, crême, § 7. La terminaison *quin* est obscure; faut-il voir dans *ramequin* l'allemand *rahmkannen, rahmkännchen*, pot de crême?“ Vorher hatte sich Ménage mit der Herkunft des Wortes beschäftigt. Er schreibt unter *ramequin:* „Rôtie de fromage. De l'Alleman *ramkim*, qui signifie la mesme chose, et qui est un diminutif de *raum*, qui signifie *de la crême*“. In die Darstellung Ménages hat sich ein kleines Versehen (wohl nur Druckfehler) eingeschlichen. Es ist *ramkin* statt *ramkim* zu lesen. In gleichem Sinne wie Ménage äußern sich Scheler und Littré. Letzterer bemerkt: „All. *Rham [l. Rahm]*, crême, avec le suffix diminutif néerlandais *kin, kin*, allemand *chen.*“ Es verdient hervorgehoben zu werden, daß Ménage und mit ihm Littré und Scheler hier ohne Zweifel das Richtige getroffen haben, während die im *Dict. général* geäußerte Vermutung weder der Bedeutung noch der Form gerecht wird und daher zurückzuweisen ist. Vermag ich auch ein *Ramkin, Ramken*, das die unmittelbare Vorstufe des französischen Wortes abgegeben hätte, aus der Literatur direkt nicht nachzuweisen, so hat doch eine solche

Bildung nichts Auffälliges. Ein naheliegendes Analogon ist nd. *botterk(en)*, nld. *botertje*, hdtsch. *Butterchen*, denen mit der Endung *-ing* das aus Fritz Reuter bekannte *Bodding* für „Butterbrot" entspricht.

Was die Bedeutung angeht, so sei noch bemerkt, daß nach Labourasse *Glossaire du patois de la Meuse* p. 460 im Lothringischen heute „gerösteter oder gebratener Speck oder Schinken" mit *ramequin* bezeichnet wird, demnach diese Speise hier als Ingredienz nichts mehr von dem zu enthalten scheint, wonach sie ursprünglich benannt worden ist.

Als unmittelbare Vorstufe von französisch *ramequin* ist wohl mnd. *ramken* anzusehen, da hier *ram* neben *rôm* bezeugt ist, während es sonst auf hochdeutsche Mundarten beschränkt zu sein scheint. Nach Horning, *Rom. Zs.* IX, 509, soll zwar im Lothringischen zu einer bestimmten Zeit auch deutsches *ch* (χ) durch *k* wiedergegeben worden sein, so daß sich wenigstens für dieses Gebiet auch ein hdtsch. *Ramchen* als Etymon denken ließe. Ich glaube indessen nicht, daß die Richtigkeit der Horningschen Annahme durch das von ihm beigebrachte Material als erwiesen gelten kann. Horning stützt sich auf ostfranzösisches *souqua* (fureter, chercher) = dtsch. *suchen*, *brak* (ein Instrument zum Bearbeiten des Hanfs in St. Amé) = dtsch. *Brache*, *prakę* (reden) in Aubure = elsäss. *sprache*. Was zunächst *souqua* angeht, so verzeichnet der auch von Horning zitierte Contejean die Formen *soquaî, souquai* und mit erweiterter Endung *sôquenai, souequenai*, die sich ohne Zwang auf mnd. *soken*, nd. *söken* zurückführen lassen. Ebenso kann elsäss. *brak*, dem nd. *Brake* entspricht, sehr wohl, wie so viele andere ostfranzösische Wörter, aus dem Niederdeutschen vom Niederrhein her eingedrungen sein, wie es Graf, *Die germanischen Bestandteile des Patois messin* p. 8 unter Heranziehung auch der lothringischen Form *broque* angenommen hat. Was endlich *prakę* angeht, so halte ich dessen Herleitung noch für ganz unsicher. Vgl. zu dem Worte auch Graf *l. c.* p. 19.

Mit dem gleichen nld., nd. Suffix gebildete Wörter wie *ramequin* sind im Französischen nicht ganz selten auch sonst anzutreffen. Ich erwähne:

frequin. Vgl. diese *Zeitschrift* XXIII², S. 29.

lambrequin.

creusequin. Vgl. diese *Zeitschrift* XXIX², S. 303.

crusquin. Vgl. Grandgagnage *Dict.* I, 145 und ds. *Zeitschrift* XXIX¹, S. 303.

vilebrequin. Vgl. A. Thomas *Essais de phil. franç.* s. v. und diese *Zeitschriftt* XX², S. 246 f.

verquin, petite verre. S. Vermesse *l. c.* p. 499.

broquin, broucquin, ferme pour le bière à Lille. Zu ndl. *brouwen*. S. Vermesse *l. c.* p. 103.

scolkin *Festgabe für Gröber* p. 118.

ries bei Godefroy habe ich in der Festschrift für Mussafia zusammen mit *rie* (longue grappe d'ognons, ails etc. liés par les queues) im patois gaumet auf mndl. *rije*, hdtsch. *Reihe* zurückgeführt, unter Hinweis auf Grimm *Wtb.* VIII, Sp. 638 f. A. Thomas beanstandet *Romania* XXXV, 115 die Richtigkeit meiner Auffassung und verweist mich auf den Artikel *rest* in seinen *Essais de philologie française* p. 378 ff. Nach ihm gehen die von mir behandelten Wörter mit prov. *rest*, altfrz. *res* etc. auf lat. *restis* zurück. *ie* sei die bekannte wallonische Diphthongierung von offenem *e* in geschlossener Silbe. Ich bemerke dazu, daß ich *rie* im patois gaumet auch jetzt noch auf mndl. *rije* zurückführen möchte. In Bezug auf die Zugehörigkeit von altfranzösischem *ries* zu dem gleichen Grundwort bin ich zweifelhaft geworden, ohne deshalb von der Richtigkeit der Thomasschen Ausführungen in jedem Punkte überzeugt zu sein. Bei der Beurteilung der in Frage stehenden romanischen Wörter sind die folgenden Tatsachen im Auge zu behalten:

1. Lat. *restis*, worin Thomas mit Diez das Etymon von ital. *resta*, span. *ristra*, port. *resta* und *restia*, prov. *rest* und weiter auch von altfrz. *rez*, *ries* sieht, stimmt, wie Diez bereits bemerkt, in der Bedeutung zu den genannten romanischen Wörtern nur ungenau. Während die romanischen Wörter auf Zwiebeln, Knoblauch etc. angewendet „das Bund, Bündel“ bedeuten, bezeichnet lat. *restis* den Strick, in erweiterter Bedeutung die Blätter des Lauchs und der Zwiebel, die Knoblauchs- und Zwiebel-Zehe.

2. Es begegnen im Deutschen eine Anzahl Wörter die in der Bedeutung mit den genannten romanischen übereinstimmen, in der Form nicht weit abzuliegen scheinen. Es sind das: a) das vorhin erwähnte *Reihe*, wozu in Grimms *Wtb. l. c.* bemerkt wird: „*reihe* bildet auch eine art maßeinheit für knoblauch, zwiebeln und ähnl.: ligatura ein *ryge* ut halii ceparum etc. Trochus R 2b; *eine reihe knoblauch*, restis alliorum Steinbach 2, 249 . . .“ — b) ostfries. *rîs*, das zu *rîs* — hd. *Reis*, nd. *ries* etc. (Gerte, Ruthe) gestellt wird und nach Doornkaat-Koolman *Wtb.* III, 44 ein kleines Bund Stroh von gewisser, abgemessener Länge (etwa $1\frac{1}{2}$ Fuß) bedeutet, woran die zum Essen gebrauchten Zwiebeln der Reihe nach dicht aneinander aufgereiht und festgebunden werden und womit dann die Landleute und Gärtner bei den Häusern herumgehen oder die Märkte beziehen, um sie so bundweise zu verkaufen. — c) hd. r e i s t e Büschel Gebünde; *reistn* zwifel Schmeller 2, 160, ndl. een *rist* druiven u. ähnl. S. Grimm *Wtb.* VIII, Sp. 751, wo das Wort zu *reiste*, zusammen gedrehtes Bund gehechelten Flachses, mhd. *rîste*, ahd. *rîsta*, das wahrscheinlich auf ein älteres *wrîsta* zurückführe, gestellt und im übrigen auf ten Doornkaat-Koolman *Ostfries. Wtb.* III, 45 verwiesen wird. Bei Doornkaat-Koolman liest man *l. c.* unter *rist* (ein Büschel oder Bündel gehechelten Flachses etc.; nd. *rist, riste, risse;*

mnd. *riste*, *risse* ndl. *rist*, *ris!*): „im nld. wird *rist* auch in weiterer Bedeutung gebraucht, wie z. B. in der von: Stiel, Stengel, Rispe oder Kamm, woran die Beeren und Trauben hängen oder von dem ganzen Beeren- oder Trauben-Büschel oder -Strauß . . ., sowie ferner auch wie . . *ris* von einem Strohbüschel, woran die Zwiebeln gebunden sind oder werden (een rist uijen), oder auch wie das hessische *reis* (cf. Vilmar unter *Ries*) von einer Anzahl oder Reihe zusammengestellter Schieferplatten, welche 8 Fuß lang sind [vgl. dazu meine Ausführungen in der Festgabe für Gröber p. 165 unter lothr. *resse*] . . . und endlich auch von einer sonstigen Anzahl oder Reihe von Etwas . . ." Während nach Grimms *Wtb.* *reiste* etc. germanischen Ursprungs sind, denkt Doornkaat-Koolman, indem er noch mnld. *ryste* (ryste ajuyns) vergleicht, an teilweise Entlehnung aus ital. *resta*, span. *ristra* etc., die er mit Diez auf lat. *restis* (Seil) zurückführt.

Meinerseits muß ich es den Germanisten überlassen, die hier bestehenden Zweifel zu heben. So viel aber glaube ich dargetan zu haben, daß es nicht angeht, alle die genannten romanischen Wörter ohne weiteres mit Thomas von lat. *restis* herzuleiten, und daß in einer eingehenden Untersuchung des hier zur Diskussion stehenden etymologischen Problems die genannten deutschen Wörter nicht außer Acht gelassen werden dürfen.

ristre wird von Godefroy wiederholt aus dem 16. Jahrhundert belegt und mit „partie du vêtement de dessus qu'il nous est impossible de déterminer" erläutert. Das Wort ist identisch mit *riste*, das Sachs als veraltet bezeichnet und mit „leinener (Reiter-) Kragen über dem Wams" verdeutscht. In Südfrankreich lebt es nach Mistral *Tresor* II, 796 heute fort in den Formen *ristre*, *riste* (l), *reistre* (m) und in der Bedeutung „*reître*, sorte de capote semblable à celle que portaient les reîtres". Zur Etymologie bemerkt Mistral „Ce mot, qu'on dérive de reître, pourrait aussi être conféré avec le v. fr. *théristre*, b. lat. *theristrum*, gr. θεριστρον, grand voile de femme". Die hier vorgeschlagene Herleitung empfiehlt sich weder von Seiten der Form noch der Bedeutung. Lieber wird man darin dtsch. *reiste*, zusammengedrehtes Bund gehechelten Flachses, mhd. *rîste*, ahd. *rîsta* wiedererkennen, umsomehr als bereits im Deutschen die Bezeichnung auf das aus dem Flachs gearbeitete Tuch überging: *reisten*, grober Flachs, grobes Tuch. S. Grimm *Wtb.* VIII, 751 und ib. 752 *reisterwerk*. Die Nichtverstummung des *s* erklärt sich durch die Zeit oder den Ort der Entlehnung.

Auf dtsch. *rîsta* Flachsbündel hat schon Diez *Etym. Wtb.* piemont. *rista*, Hanf, zurückgeführt, und seitdem hat man u. a. lyon. (S. du Puitspelu) *rite*, alt-dauphin. *rista* etc. mit Recht hierher gerechnet. S. auch Nigra *Arch. glott. ital.* XV $^1/_2$ No. 33.

wall. **rivè**, *rivis* wurden von mir in der Festschrift für Mussafia p. 86 auf nd. *Rīnfisk* oder *Rīnfis* zurückgeführt. A. Thomas äußert

Romania XXXV, 115 Zweifel an der Richtigkeit dieser Herleitung, weil das wallonische Wort Seefische bezeichne, der Rhein aber ein Fluß sei. Einem solchen Einwand glaubte ich durch die Bemerkung zu begegnen, „daß die als *rinvés* etc. bezeichneten Fische auf den Fischmärkten des Niederrheins gehandelt oder wohl auch im Rhein selbst gefangen wurden." Aus dem von mir ebenda gegebenen Hinweis auf Grimms *Wtb.* läßt sich außerdem entnehmen, daß auch im Deutschen nicht ausschließlich der im Rhein lebende Fisch als „Rheinfisch" bezeichnet wird, sondern ebenso ein mit dem Stockfisch verwandter Fisch: „nach einigen wird der laberdan in Oberdeutschland *rheinfisch* genannt, nach andern versteht man darunter den wels. Campe". Ich halte daher an meiner Auffassung fest, um so mehr als, wie ich nachträglich sehe, dieselbe bereits unabhängig von G. Jorissenne *Histoire de quelques mots wallons* (Bulletin de la société liégeoise de littérature wallonne. Deuxième série. T. IV, p. 243) geäußert worden ist. Aus den Angaben Jorissennes hebe ich hervor, daß nach ihm mit *rivès* nicht, wie Défrecheux (s. Mussafiaband p. 86) angibt, verschiedenartige Fische bezeichnet werden, sondern im besondern gadus eglefinus: „Ce n'est pas le merlan, comme le dit Courtois, ne le carellet ou la limande, comme l'affirme Forir; c'est le *schellfish* des Islandais, le *schelvisch* des Flamands". Das läßt sich mit der Angabe in Grimms Wörterbuch, wonach dtsch. „Rheinfisch" einen mit dem Stockfisch verwandten Fisch bezeichnet, sehr wohl in Einklang bringen.

taque ist eine namentlich im östlichen Frankreich und im Wallonischen weit verbreitete Bezeichnung für Heerdplatte, die auch in die Wörterbücher der Schriftsprache Eingang gefunden hat. Ich verweise auf Janel *Essai sur le pat. de Florent* p. 299 *taque*, plaque de fonte au fond de l'âtre. Jossier *Dict. des patois de l'Yonne* p. 114 *taque* s. f. plaque de fonte. La taque de la chéminée (Sainpuits). Jaclot *Vocabul. pat. du pays messin* p. 33 *tèque*, plaque de fonte contre un mur de cheminée. Hailland *Dict.* p. 563 *taque* s. f. q. q. fois en forme de fourneau, chauffé par le feu de la cuisine, mais donnant sa chaleur au „poële". St. Amé *taque* cheminée servant de poële (Thiriat). Labourasse *Glossaire* p. 517 *taque* subst. fem., plaque de fonte, quelquefois unie, souvent historiée ou armoriée, qui forme le contre-cœur du foyer. De même en Berry et en Picardie . . . Dans nombre d'habitations, la *taque* n'est pas appuyée contre un mur; elle sépare simplement le foyer de la cuisine d'un enfoncement ou placard ménagé dans la pièce suivante nommée *pole* . . *Mot-l'chochie dérie la taque*, mets-le sécher derrière la *taque* . . . Zéliqzon *Zs. f. rom. Phil.* XVIII, S. 264 Malmédy *tak'* Feuerheerd. Zéliqzon *Lothring. Mundarten* p. 105 *tęk'* Agn Eisenplatte an der Kaminwand. Jacquemin *Vocab. liégeois des serruriers take*, s. f. plaque en fer ou de fonte qu'on applique sous l'âtre d'une cheminée ou sur l'ouverture d'un puits, d'une citerne. Einige frühere Belege findet man

bei Godefroy s. v. *tache*. Die vorstehenden Angaben, denen sich andere hinzufügen lassen, zeigen, daß *taque* in erweiterter Bedeutung auch den Feuerheerd (Malmédy) bedeutet, ferner einen hinter der Feuerstelle befindlichen in einen anstoßenden Raum hineingebauten Ofen etc.: fourneau, chauffé par le feu de la cuisine, mais donnant sa chaleur au „poêle", wo unter „*poêle*" die gute Stube zu verstehen ist (Vgl. ds. *Zeitschr.* XXIX[1], S. 304). Über die Herkunft des Wortes hat sich m. W. nur Grandgagnage geäußert, der es *Dict.* II, 414 zu den von Diez *Etym. Wtb.* s. v. *tacco* behandelten Wörtern stellt. Worauf, so weit ich sehe, noch nicht ausdrücklich hingewiesen wurde, ist, daß sich dasselbe in deutschen Mundarten in gleicher und in nahestehender Bedeutung wiederfindet. Vgl. J. F. Gangler *Lexicon der luxemburger Umgangssprache* p. 444 *tak*, pl.-*en*, die Kaminplatte, das Rückenblatt im Kamin, die gußeiserne Platte an der Hinterwand eines Kamins ... Fr. Woeste *Wörterbuch der westfälischen Mundart* p. 267 *taken* m. 1. eine gegossene Platte hinter dem Heerde; .. 2. ein Loch hinter dem Ofen. Woeste verweist auf Frommann *Die deutschen Mundarten*, wo Hoffmann von Fallersleben VI, 19 in einem Aufsatz über die Eifler Mundart *taken* mit „Räumlichkeit' welche sich in der Stubenwand unmittelbar hinter dem Feuerheerde der Küche befindet und durch denselben erwärmt wird" erläutert. S. ib. einen Hinweis auf Karl Simrock, der *Handbuch der deutschen Mythologie*[3] S. 433 bemerkt: „Bei dem Tatermann vermutete ich früher . . . Zusammenhang mit dem *Taggen* oder *Zaggen*, wie in niederrheinischen Bauernhäusern der Milchschrank hieß, der gegen die vom Heerdfeuer erwärmten Eisenplatten mit Heiligenbildern in der Wand der anstoßenden Wohnstube eingelassen wurde.„ Ich erwähne schließlich noch dtsch. *Zacke*, einen Terminus der Metallurgie, womit man nach Sachs-Villatte *Wtb.* die Begrenzungsplatte eines Frischfeuers bezeichnet. Für die etymologische Erklärung der vorhin genannten französischen Wörter ist von der hier vorliegenden deutschen Wortsippe auszugehen, über deren Zugehörigkeit zu den von Diez *l. c.* (vgl. Thurneysen *Keltoromanisches* p. 80) behandelten Ausdrücken die Germanisten zu entscheiden haben.

D. Behrens.



Gebhardt, Jahn & Landt G.m.b.H. Berlin W.-Schöneberg.

Zeitschrift

für

französische Sprache und Litteratur

begründet von

Dr. G. Kœrting und **Dr. E. Koschwitz**

Professor a. d. Universität z. Kiel — weil. Professor a. d. Univers. z. Königsberg i. Pr.

herausgegeben

von

Dr. D. Behrens,

Professor an der Universität zu Giessen.

Band XXX, Heft 5 u. 7.

Der Abhandlungen

drittes und viertes Heft.

Chemnitz und Leipzig.

Verlag von Wilhelm Gronau.

1906.

Ausgegeben am 30. Oktober 1906.

INHALT.

ABHANDLUNGEN.

Bitte an die Herren Mitarbeiter.

Die Herren Mitarbeiter werden ergebenst ersucht, alle den Verla
die Expedition der *Zeitschrift für französische Sprache und Litte*
betreffenden Angelegenheiten ausschliesslich an den unterzeichneten V
gelangen lassen zu wollen; die für die Redaktion bestimmten Zuschrifte
an den Herausgeber der Zeitschrift, Herrn Professor Dr. D. Beh
Giessen, Wilhelmstrasse Nr. 21, zu richten.

Chemnitz,
Innere Johannisstr. 14.

Hochachtungsvoll
Wilhelm Gronau,
Verlagsbuchhandlu

L'Enserrement Merlin. Studien zur Merlinsage[1]).

II. Die Version des Prosa-Lancelot (L)[2]).

Am Eingang des Prosa-Lancelot wird bekanntlich berichtet, wie König Ban mit König Claudas Krieg führte, wie er umkam, wie sein Söhnchen Lancelot von einer Jungfrau geraubt wurde und wie sich die nun kinderlose Wittwe ins Kloster begab. Dann folgt die Parallelerzählung vom Tode König Bohorts, von der Rettung seiner

---

[1]) Der erste Abschnitt steht in dieser *Zeitschr.* Bd. 29. Erst als derselbe im Druck war, bemerkte ich, dafs ich auf eine Stelle in Jessie Westons *Legend of Sir Lancelot* hinzuweisen vergessen hatte; ich habe dies im Nachtrag (p. 140) noch erwähnt. Als ich hierauf dieses Buch nochmals las, entdeckte ich zu meinem Erstaunen, dafs sich noch mehr derartige Übereinstimmungen in J. Westons Arbeit und der meinigen finden. Ich hatte das Buch zwar gleich nach seinem Erscheinen gelesen. Doch, wie ich den 1. Abschnitt dieser Merlinstudien schrieb, hatte ich ganz vergessen, dafs darin auch etwa von der Entwicklung der Gralcyklen die Rede ist. Von den hier vorgetragenen Theorien war ich nicht nur nicht bewufst abhängig, sondern, wie mir scheint, auch nicht unbewufst. Unsere Übereinstimmungen finden sich denn auch inmitten bedeutender Differenzen; und gewöhnlich sind wir zu den betr. Ansichten auf verschiedenen Wegen gelangt. Ich glaube darum, gerade diejenigen Punkte, in welchen wir übereinstimmen, für besonders gesichert halten zu dürfen. Es sind dies, aufser der bereits erwähnten Annahme eines Lancelot-Perlesvaus-Gralcyklus: die Stellung des Perlesvaus zwischen Didot-Perceval und Galaad-Queste (Weston p. 128), Grand-Saint-Graal und Queste von demselben Autor verfafst und für Joseph und Perlesvaus substituiert (p. 139—140), Galaad und seine Eltern (p. 141—142), Einführung Bohorts als Gralheld (p. 142), Ungleichheit von Queste und Mort Artur (p. 145), Stärkung der Einheit des Gralcyklus durch Einführung der Galaad-Queste an Stelle des Perlesvaus (p. 209). — Im ersten Abschnitt meiner Merlinstudien habe ich wohl die Beziehungen des Perlesvausredaktors zu Glastonbury zu wenig betont; ich verweise nun diesbezüglich auf einen mir damals noch nicht bekannten Artikel W. A. Nitzes (*Glastonbury and the Holy Grail*) in *Modern Philology* I (1903). Ich glaube aber nicht mit Nitze, dafs deshalb die Beziehungen des Autors zum Bischof von Cambrai unmöglich gemacht werden.

[2]) Wir kennen einstweilen nur die Fassung des O_1-Galaad-Gralcyklus; diejenige des O'-Galaad-Gralcyklus ist vielleicht in spanischer Übersetzung erhalten (vgl. in dieser Zeitschr. Bd. 29 p. 126 u. 127) liegt aber jetzt noch begraben.

Söhnchen Lionel und Bohort und dem Eintritt seiner Wittwe ins Kloster. Hiermit sind die Eltern der Romanhelden abgetan, und die Erzählung wendet sich zu den letzteren selbst und zwar zunächst zu Lancelot *(Mais d'elles pour le present ne parle plus le compte, ains retourne a Lancelot* [Druck v. 1520 I f. 7]), der uns in seinem neuen Heim, im Zaubersee, vorgeführt wird. Dazu müssen wir zuerst mit der Dame bekannt gemacht werden, die ihn entführt hatte und nun seine Pflegemutter wurde. So heißt es denn zunächst: *Or dit li contes que la damoisele qui Lancelot amporta el lac estoit une fee.* (Jonckbloet, *Lancelot* II p. X). Diese Information hätte eigentlich genügt, wenn der Autor nur für ein naives Publikum geschrieben hätte. Ein solches hätte sehr wohl gewußt, was eine „Fee" war; es hätte sie in seiner Phantasie ohne weiteres mit einem prächtigen Palast in wunderschöner, von den Menschen abgeschlossener Gegend umgeben. Doch unserm Autor war es zunächst nicht darum zu tun, auf Einzelheiten einzugehen, sondern er fand es für nötig zu erklären, was nach seiner Meinung eine „Fee" ist. Für das Volk waren ursprünglich Feen „*deesses*", d. h. überirdische Wesen[3]). In den alten keltischen Sagen wenigstens sind es durchaus sympathische Gestalten, deren Gunst die Sterblichen als eine ganz besondere Ehre zu betrachten hatten. Eine solche war ursprünglich auch Lancelots Erzieherin; dies geht aus dem Prosa-Lancelot, noch mehr aber aus der Parallelversion, dem deutschen Lanzelet, klar genug hervor. In späterer Zeit aber, als die christliche Kirche dem alten Volksglauben immer mehr zu Leibe ging und die Lieblinge desselben immer mehr anschwärzte, und der fortgeschrittenere christliche französische Geist die keltischen Naivitäten immer weniger verstand, wurden die „Feen" zu übelwollenden Geistern, zu Teufelinnen, und, wie noch die rationalisierende Tendenz hinzukam, zu Weibern, die sich dem Teufel ergeben hatten, mit ihm Umgang pflogen, zu Zauberinnen und Hexen. Unser Autor muß bereits in der Zeit gelebt haben, da diese Ansicht verbreitet war. Seine Quelle überlieferte ihm die alte volkstümliche (keltische) Auffassung der Fee als gütiger *deesse.* Das aufgeklärtere Publikum, an das er sich wandte, hatte sich von den Pfaffen überreden lassen, daß die Feen Teufelinnen oder dem Teufel ergebene Weiber wären. Hier sah er sich einem Dilemma gegenüber. Die *damoisele del lac* mußte als Lancelots Erzieherin sympathisch bleiben, durfte also keine Teufelin, keine gewöhnliche Hexe sein; aber eine *deesse* durfte sie nicht bleiben; denn der Glaube an Göttinnen war bei den Gebildeten ein überwundener Standpunkt[4]). Wenn unser Autor Chrétien oder Robert von Borron gekannt hätte (aber wir werden sehen, daß er auch den letztern nicht kannte), so hätte er an

[3]) Für Beispiele vgl. Hertz, *Spielmannsbuch* p. 315.

[4]) Auch von Diana heifst es kurz vorher im Lancelot (Druck v. 1520 I f. 2 d): *si la tenoit la folle gent mescreante pour deesse.*

ihnen ein Vorbild gehabt. Jener, der in der Sage Morgain als eine König Arthur wohlwollende Göttin fand, machte kurzen Prozeß mit dem Mythus und der Poesie, indem er sie einfach (denn die Beziehungen zwischen ihr und Arthur wollte er nicht aufgeben) zu Arthurs Schwester machte. Und Robert sagt erweiternd, daß ihr Stiefvater Uter Pendragon ihr erlaubte, sich zur „Fee" auszubilden. *Une autre fille qui ot a non Morgue fist li rois aprendre a lettre en une maison de relegion, et elle aprist tant et si bien que aprist les set ars, et si sot mierveilles d'un art que on apiele astrenomie, et elle en ouvra moult tost et tous jours et moult sot de fisike, et par cele fisike fu elle apielee Morgue la fee* (Paris u. Ulrich I 120)[5]. Unser Lancelotredaktor stellte seine „Fee" auch als eine gelehrte Dame dar, entfernte sich aber weniger von den populären Anschauungen, und, fügen wir hinzu, von der Wahrscheinlichkeit. Eine Dame, welche die *set ars* studiert hatte, war deshalb noch keine Zauberin; sonst wären ja auch alle Kleriker Zauberer gewesen. Sodann war das Kloster nicht die richtige Schule für Zauberer. Im Lancelot muß aber die Fee die Zauberei betätigen. Auch nach unserem Lancelotredaktor kann die Zauberei erlernt werden, und zwar von jedem und jeder[6]; die *nigromence* ist auch eine *art* oder *science;* aber sie ist *parverse* und stammt daher nicht von Gott, sondern vom Teufel[7]. Doch man wußte wohl, daß, wer sich vom Teufel etwas geben lassen will, sich ihm verkaufen muß, und daß es keinem Menschen gelingt, den Teufel zu überlisten. Von wem mag denn das Fräulein vom See ihre Zauberkunst gelernt haben, ohne ihre Tugend, ihr Seelenheil, eingebüßt zu haben? So mochte sich unser Autor gefragt haben. Da fiel ihm Merlin ein, der Teufelssohn, der die Zauberei fast ebenso gut verstand wie sein Vater, aber eben, weil von einem Weib geboren, doch auch ein Mensch war, also eine schwache Seite hatte. Wie Christus, dem er in so mancher Beziehung nachgebildet worden war, mußte doch gewiß auch Merlin von sich sagen: Siehe, ich bin auch ein Mensch! Und worin besteht denn gewöhnlich die

---

[5]) Eine zur „Fee" ausgebildete Dame ist auch Melior (im Partonopeus), die Erbtochter des Kaisers von Byzanz, die, wie Hertz (*Spielmannsbuch* p. 320) sich ausdrückt, einen Kursus in der Magie mit Erfolg durchgemacht hat.

[6]) Die rationalistische Auffassung unseres Redaktors zeigt sich überall. Man sieht dies am besten, wenn man die Parallelerzählung im deutschen Lanzelet zur Vergleichung heranzieht. Wie die „Fee" im Prosa-Lancelot nur noch eine gelehrte Dame ist, so ist der aus dem Märchen stammende See, unter dem sie wohnt, nur ein Blendwerk, gewissermafsen ein Zauberschleier, womit sie ihren Wohnsitz, wann es ihr beliebt, verhüllen kann (P. Paris *R T R* III 27; Druck v. 1520 I fol. 8 b): *et estoit ce lieu si celé et secret que bien difficile estoit a homme de le trouver; car la samblance du dit lac le couvroit si que il ne povoit estre apperceu.*

[7]) Robert von Borron, welcher von Merlin behauptet, dafs er zwar vom Teufel die Kenntnis der Vergangenheit, aber von Gott die Kenntnis der Zukunft, also die Hauptsache, erhalten habe, setzt sich willkürlich in Widerspruch zu den allgemein herrschenden Anschauungen.

menschliche Schwäche! Das mußte ein Weib wohl wissen. Von Merlin konnte die Jungfrau die Zauberkunst erlernen, ohne ihre Tugend, sagen wirs offen (denn Tugend war etwas ganz äußerliches; dies zeigt am besten die Erzählung vom Enserrement selbst) — ohne ihren *pucelage* zu verlieren. *Si lo decevoit issi par ce qu'il estoit mortex en une partie; mais se il fust de tot deiables, ele ne l'en poïst decevoir,* heißt es nachher. Es ist hiernach vollständig klar (es ist zwischen den Zeilen zu lesen), warum unser Autor die Dame vom See, wie er sie „entgötterte" (der Ausdruck ist von W. Hertz), zur Schülerin und (notwendige Konsequenz) zur Geliebten Merlins machte. *Cele damoisele dont li contes parole savoit par Merlin quancqu'ele savoit de nigromence et lo sot par moult grant voisdie* (Jonckbloet II p. X). Ja, unser Autor versteigt sich zu der Behauptung, alle Zauberei, die es unter den Menschen gebe, stamme von Merlin her (*et tot fu establi au tanz Merlin lo prophete as Anglois*[8]) *qui sot la sapience qui des deiables puet descendre*[9]).

Wie unser Autor erklären zu müssen glaubte, wie die von ihm entgötterte *damoisele del lac* ihre Zauberei erlernte, so schien ihm auch der Nachweis nötig, wie ihr Lehrer, Merlin, zu seiner Zauberkunst

---

[8]) Das *Anglois* befremdet auf den ersten Blick; denn nach der Sage war Merlin ein Britte, der vor allem prophezeite, dafs die Britten einst die Engländer wieder aus Grofsbritannien vertreiben werden. Doch hier ist wohl *Anglois* einfach ein Synonym von *Bretons;* denn gleich nachher wird von dem *prophete as Anglois* gesagt, er sei geehrt worden *de Bretons.* Wenn unser Autor ein Kontinentaler war, so mag er sich um den Inhalt der merlinischen Prophezeiungen wenig gekümmert haben. Dagegen wufste er sehr wohl, dafs das Reich, über welches die *Bretons* Uter Pendragon und Arthur, deren Prophet Merlin war, herrschten, nicht so sehr *Gales*, als *Logres*, d. h. das spätere *Engletere* war, und dafs *Bretagne* (Grofsbritannien) und *Engletere* sehr häufig identifiziert wurden (*Bretagne qui Engletere est apelee* und *Engletere qui Bretagne ot non*). Aus der Identität *Bretagne = Engletere* leitete er wohl die Identität *Bretons = Englois* ab, welch letztere aber aus guten Gründen nicht gebräuchlich war (vgl. meine Abhandlung in dieser *Zeitsshrift* XX p. 84). Und wenn er Wace kannte, so mochte er sogar *Breton et Galois* (vgl. ibid.) finden, was ihn erst recht verwirren mufste. *Prophete as Anglois* bedeutet also wohl nichts weiter als *prophete as Bretons qui ore sont apelé Anglois.* Hätte unser Autor die Engländer im Gegensatz zu den Britten gemeint, so hätte er Merlin wohl *prophete as Saisnes* genannt. Denn *Sais* wurden die Engländer bis auf den heutigen Tag von den Kymren genannt und Galfrids ständiger Gebrauch des Ausdrucks *Saxones* für die Germanen in England wurde tonangebend für die Romane.

[9]) Im Lancelot (Jonckbloet II p. LXXII) wird darum auch Morgain zu Merlins Schülerin gemacht; auch von ihr verlangt Merlin natürlich Hingebung als Lohn für seinen Unterricht. Morgain, die nach dem Lancelot von Natur aus *luxurieuse* war, erfüllte wohl seine Wünsche gerne. Nach der romantischen Merlinfortsetzung erlernte Morgain die Zauberei vom Teufel selbst, indem sie sich ihm verkaufte; denn seither wurde sie lasterhaft und häfslich (Paris u. Ulrich I 166). Nach dem Lancelot (l. c) war dagegen ihre Häfslichkeit ein Erbstück des Vaters; mittelalterlichen Anschauungen gemäfs waren innere und äufsere Häfslichkeit in der Regel vereinigt wie auch innere und äufsere Schönheit.

kam. Die durch Galfrid erfundene Erzählung von Merlins teuflischer Abstammung scheint er bei seinem Leserkreis noch nicht als bekannt genug vorausgesetzt zu haben; wenigstens begnügte er sich nicht mit einem kurzen Hinweis, sondern erzählte sehr ausführlich alles, was man von der Zeugung Merlins wußte. Vielleicht tat er es aber nur, weil er auf dasjenige besondern Nachdruck legen wollte, was, direkt oder indirekt, seine Neuerung, daß das Fräulein vom See nicht eine Göttin, sondern nur eine gelehrte Dame war, erklären konnte. Ein ganz kurzer Passus verbindet die Erzählung von der Zeugung Merlins mit derjenigen von Merlins Ende: *Et quant vint au chief de doze ans, si fu amenez a Uter Pandragon, si com l'estoire de ses ovres lo tesmoigne et devise. Quant vint apres ce que li dus de Tintajuel fu morz par la traïson de Uter Pandragon et de Mellin por enginer Egerne la duchesse que Uter Pandragons amoit, si s'an ala Mellins converser es forez parfondes et enciennes. Il fu de la nature son pere, decevanz et desleiaus et sot quanque cuers porroit savoir de tote parverse science.* Dieser Passus hatte wohl auch noch den Zweck, ungefähr die Zeit anzudeuten, in welche Merlins Ende fiel resp. (denn dies hatte vom Standpunkte unsers Autors aus mehr Interesse) in welcher das Fräulein vom See die Zauberei erlernte. Unmittelbar daran schließt sich nun die Erzählung, die wir *l'enserrement Merlin* (E. M.) nennen, in welcher berichtet wird, wie das Fräulein vom See von Merlin die Zauberei erlernte, ohne dabei ihre Tugend zu verlieren, d. h. wie sie den in sie verliebten Merlin überlistete. Merken wir uns wohl, daß für unsern Autor nicht Merlin der Held der Episode ist, ja daß Merlins Schicksal von seinem Standpunkt aus eigentlich vollständig gleichgültig ist. Dies erklärt uns jedenfalls, weshalb der Schluß, der, wenn man die Erzählung isoliert betrachtet, eigentlich die Hauptsache ist, so auffallend kurz ausgefallen ist.

Das *Enserrement Merlin L* ist abgedruckt bei Jonckbloet, *Lancelot* II p. XII f., und zwar nach der Handschrift BN fr. 768, ancien 7185, mit einigen Varianten der Handschrift BN fr. 339, ancien 6959[3]. Da Jonckbloets Ausgabe sich wohl nicht in jedermanns Händen befindet und die Erzählung ganz kurz ist, so gebe ich sie hier in extenso wieder. Ich füge die wichtigsten Varianten der Handschrift B N fr. 754 [9a]), des Drucks von 1520 und, so weit es nötig ist, der Analyse von P. Paris (RTR. III 25—26) hinzu: diejenigen Varianten, die ich in den Text aufnehmen möchte oder wenigstens der besonderen Beachtung empfehle, sind gesperrt gedruckt:

Il avoit en la marche de la petite Bretaigne une damoisele de moult grant biauté, qui avoit non Niniene[10]). *Celi commença Merlins a amer*[11]), *et moult vint sovant la ou ele estoit, et par*

[9a]) Ich liefs sie mir durch Herrn Enander in Paris herausschreiben.
[10]) 754 *Ninianne;* Druck *niuienne;* P. Paris *Viviane.* [11]) *amer]* 754 ad. *par amors.*

jor et par nuit[12]. *Et cele se deffandié moult bien de lui car moult estoit sage et cortoise*[13]. *Et*[14] *tant c'un jor li enquist et conjura qu'il li dëist qui il estoit. Et il l'an dist la verité. Et ele li dist qu'ele feroit quancqu'il voudroit, mais qu'il li enseignast une partie avant de son grant san. Et cil qui tant l'amoit com cuers mortex puet nule chose plus amer, li otria a aprandre quancqu'ele deviseroit de boche. — „Ge voil, fait ele, que vos m'enseigniez comment ge porrai un leu si fermer par force de*[15] *paroles et serrer*[16] *dedanz ce que ge voudrai que nus n'i puisse ne issir ne entrer ne fors ne anz*[17] *et si m'enseigneroiz comment ge porrai faire dormir a toz jors mais cui ge voudrai sanz esveillier. — „Por quoi, dist Merlins, volez vos ce savoir?“ — Por ce, fait ele, que ses*[18] *peres savoit que vos ne autres*[19] *gëussiez a moi, ge m'ocirroie*[20] *tantost, et issi serai assëur de lui quant ge l'avrai fait endormir*[21]. *Mais bien gardez, fait ele, que vos ne m'anseigniez chose ou il ait point de mençonge, car bien sachiez que jamais a nul jor n'avriez*[22] *ma*[23] *compaignie.“ Cil*[24] *li anseigna et l'un et l'autre*[25], *et ele escrist*[26] *les paroles en parchemin, car ele savoit assez de letres*[27]. *Si an conrëoit*[28] *si Mellin*[29] *totes les hores qu'il venoit a li parler*[30] *que*[31] *maintenant s'andormoit*[32], *et metoit sor ses deus aignes*[33] *deus nons de conjurement que ja tant com il il* [l. i.][34] *fussient ne la poïst nus despuceler ne a li chessir* [sic!] *charnelment. En tel maniere lo mena moult longuement, et*[35] *cuidoit toz jorz*[36] *au partir que il ëust a li gëu*[37]. *Si*[38] *lo decevoit issi*[39] *par ce qu'il estoit*[40] *mortex en une partie*[41], *mais se il fust de tot deiables, ele ne l'an poïst*

---

12) *nuit]* 754 ad. *et la prioit.* 13) *cortoise]* 754 *reziee.* 14) *Et]* Druck *om.* 15) *force de]* Druck *fortes.* 16) Druck *enserrer.* 17) *puisse — anz]* Druck *pëust entrer ne yssir dehors.* 18) *ses]* Var. bei Jonckbloet *se mes*, ebenso 754, Druck *se mon.* 19) *ne autres]* Druck *om.* 20) Druck: *il me ocirroit*; P. Paris: *il me tuerait.* 21) *issi — endormir]* 754 *quant vos lou m'avroiz anseignié, ge les* [sic!] *endormirai totes les foiz que nos assanblerons moi et vos.* 22) Druck ad. *mon amour ne.* 23) *fait ele — ma]* 754 *om.* 24) *Cil]* 754 *Quant Merlins l'oï einsinc parler, si conut bien tot son mauvais corage et l'en enhaï molt grant piece et s'acointa de Morgant la suer au roi Artu qui conversoit es granz foretz, si l'aama molt longuement et li enseigna totes les merveilles Deu qui apartiennent a nigromence, mais en la fin s'en revint a Ninienne que trop amoit de grant amor et.* 25) *et l'un et l'autre]* 754 *totes les choses que cele li requist; car tant se fioit en son grant san que tot ne prisoit rien.* 26) 754 ad. *totes.* 27) *car — letres]* Druck *om.* 28) *Si an conrëoit]* Var. bei Jonckbloet *Si en conjurot*; Druck: *Dont elle le conjuroit.* 29) *si Mellin]* Druck *om.* 30) *a li parler]* Druck *a elle.* 31) 754 ad. *ja si bien ne s'i sëust garder que.* 32) *s'andormoit]* 754 *ne l'andormist.* 33) Var. bei Jonckbloet *jambes*; Druck *mamelles* (in der italienischen Version, die sich schon dadurch als eine Übersetzung des französischen Drucks erweist: *poppe*), P. Paris: *genoux.* 34) Druck *y.* 35) 754 ad. *si perdi molt de son grant san; car cel* (sic! l. *en tel maniere* oder *einsi*) *lou conrëoit la dame totes les foiz qu'il venoit a li parler que il.* 36) *toz jorz]* 754 *om.* 37) 754 ad. *charnelment.* 38) 754 *issi.* 39) *issi]* 754 *et ce li avenoit.* 40) 754 ad. *hom.* 41) *en une partie]* Druck *om.*

decevoir, car deiables ne puet dormir[42]). *En la fin sot ele par lui tantes mervoilles que ele l'angigna et lo sëela*[43]) *tot andormi en une cave dedanz la perilleuse forest de Darnantes*[44]) *qui marchist a la mer*[45]) *de Cornoaille et au reiaume*[46]) *de Sorelois. Illuec remest en tel maniere, car onques puis par nelui ne fu sëuz ne par nul home vëuz*[47]) *qui noveles en sëust dire*[48]). *Cele qui l'*[49])*andormi et seela*[50]) *si fu la damoisele qui Lancelot enportad edanz lo lac.* Und nun wird von Lancelots Aufenthalt bei dem Fräulein vom See berichtet[51]).

Die ganze Merlin-Erzählung (Zeugung und *Enserrement*) ist im *Lancelot* offenbar eine Interpolation. Dies geht hervor einerseits aus dem Vergleich des Prosa-Lancelot mit dem deutschen Lanzelet, anderseits namentlich auch aus der Erkenntnis, daß die *Enserrement*-Erzählung nur die neue Auffassung des Ausdrucks *fee* rechtfertigen soll, während die Erzählung von Merlins Zeugung ihrerseits durch das *Enserrement* postuliert wurde. Bei einer echten „Fee", d. h. einer Unsterblichen, sind übernatürliche Kräfte, Zauberkunst u. dgl. selbstverständliche Eigenschaften, Vorzüge, die ihr von jeher eigen sind. So ist es noch bei der Fee des *Lanzelet*. Im Prosa-Lancelot dagegen wird die Existenz solcher Feen bestritten; die Zauberei wird als eine Wissenschaft erklärt, welche diejenigen, die sie besitzen, erlernt haben. Die Erzählung vom Enserrement Merlin wurde interpoliert, um zu erklären, wie das Fräulein vom See ihre Zauberei gelernt hatte; die Erzählung von der Zeugung Merlins wurde interpoliert, um zu erklären, woher ihr Lehrer, Merlin, seine Zauberei

---

[42]) P. Paris ad. *et c'est un de leurs plus grands supplices;* 754 ad. *et quant il estoit loi[n]g de li en ses granz affeires, il savoit bien ce que ele li avoit fait; si en estoit toz honteus en soi mëismes de ce que ainsinc lou decevoit une si foible chose com est une fame; et quant il revenoit a li, si se delitoit tant que toz s'entroblioit. Que vos iroie ge devisant:* [43]) *ele — sëela]* Druck: *une foys elle le laissa.* [44]) Druck *forest daruantes* (italienisch: *foresta di Darnante*). [45]) *a la mer]* 754 *au reiaume.* [46]) *au-reiaume]* Druck *a la mer.* [47]) *car — vëuz]* Druck: *Et le leu fut moult bien seellé par dedans a force de granz conjuremens; si ne fut onques puis vëu | ne par — vëuz]* 754 *et li leux fu molt bien seelez par dedanz a force de granz conjuremenz; si ne fu onques puis veuz par nul home.* [48]) 754 ad. *tant que Perlevax l'an traist et gita hors qui vit la grant mervoille del graal apres la mort de Lancelot si com li contes vos devisera ça avant.* [49]) l'] 754 *om.* [50]) 754 ad. *Merlin.*

[51]) Der hier gegebene Text wird, wenn die gesperrt gedruckten Varianten berücksichtigt werden, im allgemeinen als korrekt gelten dürfen. Wesentliche Verbesserungen dürfte die Kenntnis neuer Handschriften kaum bringen. Die Abweichungen der Handschrift 754 sind in der Regel falsch; weshalb, wird unten dargetan werden. Füeterers Auszug aus dem Lancelot enthält den Merlin-Abschnitt nicht. Doch in einem Auszug ist das Auslassen einer Abschweifung natürlich. Dafs Füeterers Quelle die Episode enthalten haben mufs, beweist der eine Satz in der von Peter herausgegebenen Prosaredaktion: *Die junckfraw vom lack hett es durch mynn von Mörlin gelernt* (p. 6).

hatte. Die Übergänge, welche die Merlin-Episode mit dem eigentlichen Lancelot-Material verbinden, verraten die Naht; sie sind ganz so, wie man sie bei einer Interpolation zu erwarten hat.

Nun präsentieren sich die Fragen: 1. Zu welcher Zeit wurde die Interpolation in den Lancelot aufgenommen? 2. Woher stammt sie?

Der Prosa-Lancelot, der sie uns überliefert, ist ein Teil des *(a)O_1-Galaad-Gralcyklus* (vgl. den Stammbaum in dieser *Zeitschr.* Bd. 29 p. 138). Dieser Cyklus enthält im letzen Teil seiner zweiten Branche noch eine andere Version des E. M. Dasselbe gilt vom Parallelcyklus (a)O'. Wenn nun auch die pseudohistorische Merlinfortsetzung, wie wir im 1. Kapitel gesehen haben, späteren Ursprungs ist, so ist natürlich doch die Ansicht erlaubt, daß die Version L des E. M. erst auf der Stufe (a)O_1, unter dem Einfluß der pseudohistorischen Merlinfortsetzung in den Lancelot interpoliert wurde, und diese Ansicht ist um so eher erlaubt, nachdem wir nachgewiesen haben, daß das E. M. im Lancelot eine Interpolation ist. Wir können zwar, was nicht übersehen werden darf, meines Wissens sonst nirgends Beeinflussung des Lancelot durch die pseudohistorische Merlinfortsetzung wahrnehmen; aber selbstverständlich wäre eine solche gerade so gut möglich wie die Beeinflussung durch Grand-Saint-Graal, Queste und Mort Artur, die doch unzweifelhaft vorliegt. Wenn wir wüßten, daß der Prosa-Lancelot des (a)O'-Galaad-Gralcyklus, der uns vielleicht in spanischer Übersetzung erhalten ist, das E. M. nicht enthält, so wäre die Annahme, daß es in (a)O_1 erst unter dem Einfluß der Merlinfortsetzung in den Lancelot interpoliert wurde, gewiß verlockend, obschon die Möglichkeit einer nachträglichen Wiederauslassung des E. M. zugegeben werden müßte. Wenn dagegen der (a)O'-Lancelot das E. M. auch enthalten sollte und zwar in der gleichen Fassung wie der (a)O_1-Lancelot, so würde man die Folgerung kaum vermeiden können, daß das E. M. in den O-Galaad-Gralcyklus hinaufreicht, daß die L-Version also älter ist als die Versionen der Merlinfortsetzungen. Da wir nun aber den Lancelot des (a)O'-Gralcyklus einstweilen noch nicht kennen, so kommt diese ganze Argumentation einstweilen nicht in Betracht.

Doch wir kommen auch ohne sie weiter. Ich verweise zunächst auf die letzte bedeutende Variante der Handschrift B N fr. 754. Hier ist von einer Befreiung Merlins durch *Perlevax* die Rede. Ich habe bereits im 1. Abschnitt (*Zeitschr.* 29 p. 88) auf die Wichtigkeit dieses Passus hingewiesen und gezeigt, daß er auf einen Gralcyklus zurückreichen muß, in welchem Perlevax der Protagonist ist[52]). Wir

[52]) Ich habe l. c. p. 87 aufser diesem Passus noch einen andern zitiert, der ebenfalls die Existenz eines *Lancelot-Perlesvaus-Gralcyklus* beweist. Einen dritten Passus dieser Art habe ich daselbst vergessen und will ihn deshalb hier nachtragen: Im Lancelot-Druck von 1520 (I fol. 10 d) ist von den 3 schönsten Damen in Arthurs Zeit die Rede; die eine war Percevals Schwester *Amide, autrement Eliabel*, von welcher es heifst: *et fu fille au roy*

können also die L-Version des E. M. nicht nur bis auf den O-Galaad-cyklus zurückführen, sondern noch eine Stufe weiter, auf den *Lancelot-Perlesvaus-Cyklus.* Wir müssen jedoch, wie unten (p. 192) gezeigt werden soll, das Vorhandensein jenes Passus sowie des Befreiungsabenteuers, auf welches darin angespielt wird, für unursprünglich halten, aber doch für ursprünglicher als das Fehlen derselben in den übrigen Handschriften, die nur zufällig die ursprüngliche Situation wieder hergestellt haben (vgl. oben l. c.). Wir sehen also, daß das E. M. L im Lancelot-Perlesvauscyklus nicht nur bereits vorhanden war, sondern sogar eine unursprüngliche Weiterbildung aufweist, welche die Verbindung

---

mehaignié nommé Perles qui fut pere Pelesvaus celuy qui vit appertement les grans merveilles du graal & acomplit le siege perilleux de la Table Ronde et mena a fin les advantures du royaulme advantureux, ce fut le royaulme de Logres (ebenso in Jonckbloet II p. XIV; bei P. Paris *RTR* III 36 ist der Passus nicht erwähnt, was aber natürlich nicht beweist, dafs er in den von ihm benutzten Hss. nicht zu finden ist). In einem Lancelotroman, welcher der Galaadqueste vorausgeht, hätte die Einführung einer solchen Allusion keinen Sinn gehabt. Sie mufs also auf einen Lancelot-Perlesvauscyklus zurückreichen. Beachtenswert ist auch hier wieder die Namensform *Pelesvaus.* Nur ist im Perlesvaus *Pelles* der Onkel, nicht der Vater Percevals, und des letztern Schwester heifst *Dandrane.* Doch ist es bekannt, dafs solche Namen häufig wechseln. Der Lancelotdruck kennt ja auch 2 Namen für die Schwester. Nicht hierher gehört ein von J. Weston (*Legend of Sir Lancelot* p. 162 f.) zitierter Beleg. Sie weist darauf hin, dafs in einem Passus der im Prosa-Lancelot enthaltenen *Enfances Perceval* der Druck von 1533 und die holländische Version Arthur klagen lassen, dafs Keu und Mordret den besten Ritter aufser Gauvain vom Hof vertrieben hätten, während dies im Druck von 1513 nicht stehe. Zunächst möchte ich ergänzend hinzufügen, dafs, was J. Weston entgangen zu sein scheint, die *Enfances Perceval* von Jonckbloet nach einer französischen Hs. (B N fr. 339) herausgegeben wurden; auch hier heifst es: *vos m'avés osté le melor chevalier fors Gauvain* (II p. CXLVIII). Damit stimmt auch der mir zugängliche Druck von 1520 (III f. 72 b) überein. J. Weston erwähnt u. a. dieses Zeugnis als Stütze für ihre Behauptung, dafs die holländische Version und 1533 *represent an earlier pseudo-Borron Lancelot-Perceval redaction which has been worked over in the interest of the later pseudo-Map Galahad version.* Aber jener Passus, welcher Gauvain und Perceval als die besten Ritter anerkennt und Lancelot ignoriert, war im Lancelot-Perlesvaus-Cyklus ebenso unstatthaft wie im Galaad-Cyklus; ja sogar im Perlesvaus-Cyklus war er nicht am Platz. Er mufs, wenn er nicht aus einem selbständigen Percevalroman interpoliert ist, bis auf Roberts Gralcyklus hinaufreichen, in welchem Lancelot nur eine Persönlichkeit dritten Ranges ist. Aus Roberts Perceval mag er in den Perlesvaus übergegangen sein (die uns erhaltene Perlesvausversion mag vom Archetypus abweichen), um dann, als dieser zur Galaad-Queste umgearbeitet wurde, mit den Enfances Perceval, die den Enfances Galaad vorausgehen mufsten, in den Lancelot abgeschoben zu werden. Das Zeugnis zeigt nur, wie lange sich Widersprüche und Unebenheiten erhalten konnten. Doch konnte natürlich irgendein Kopist, der Anstofs an ihnen nahm, sie tilgen. Überhaupt scheint mir die (übrigens auf ganz ungenügendes Material gestützte) „Entdeckung" einer angeblich älteren Version des Galaad-Cyklus, die uns in gewissen Hs., Drucken und Übersetzungen erhalten wäre, sich als Illusion erweisen zu wollen. Die übrigen von J. Weston angeführten Belege sind nicht besser als der eben besprochene. Wenn einzelne Kopisten Widersprüche tilgen, so entstehen dadurch noch nicht jüngere Redaktionen.

von Lancelot und Perlesvaus voraussetzt. Es darf wohl angenommen werden, daß diese Weiterbildung das Werk des Redaktors des Lancelot-Perlesvaus-Gralcyklus ist. Aber da es sehr unwahrscheinlich ist, daß dieser Redaktor auch der Interpolator des E. M. ist (denn nach den Absichten des Interpolators [vgl. unten p. 192] sollte Merlin für immer unschädlich gemacht werden und hat auch seine Strafe vollständig verdient; die Erweiterung aber ist im Widerspruch zu diesem Plane); so wird die Interpolation wieder um eine Stufe hinaufgerückt; die nun erreichte Stufe aber ist der noch selbstständige Lancelot.

Wir kommen noch auf einem andern Wege so weit. Wir begreifen den Lancelot-Interpolator vollkommen, wenn er, um seine neue Auffassung des Begriffs *fee* zu rechtfertigen, nicht nur berichten wollte, wie die „Fee" ihre Zauberei erlernt hatte, sondern auch betonen wollte, daß ihr Lehrer die Zauberei aus dem Fundament kennen mußte; wir begreifen also, daß er uns von der Zeugung Merlins erzählte; doch nur unter der Voraussetzung, daß die Leser nicht bereits gründlich damit vertraut waren. Aber wir staunen über die Wiederholung, wenn wir sehen, daß dem Lancelot, an dessen Anfang die Merlin-Episode steht, ein Roman unmittelbar vorausgeht, in welchem die Zeugung Merlins in der breitesten Weise geschildert wird. Ein einfacher Rückweis mit *ça en arieres* hätte genügt. Als „Wiederholung" ist die Merlin-Zeugungsepisode im Lancelot unverständlich. Sie, und a fortiori das sie postulierende E. M., muß zu einer Zeit entstanden sein, da der Merlinroman dem Lancelot noch nicht vorausging, d. h. da der Lancelot noch nicht eine Branche des Gralcyklus war. Diese Folgerung wird dadurch bestätigt, daß, wie eine Vergleichung zeigt, die Erzählung im Lancelot ganz verschieden von dem entsprechenden Abschnitt des Merlin ist. Vor allem fehlt in der Lancelot-Interpolation vieles, was in Roberts Merlin sehr wichtig zu sein scheint, so namentlich die Person des Beichtvaters *Blaise*. Der Vater von Merlins Mutter ist bei Robert sehr reich, im Lancelot *pas de grant richece* (so in Jonckbloets Text, im Druck und bei P. Paris; nur eine Variante bei Jonckbloet hat *proece*). Bei Robert hat er drei Töchter und einen Sohn, die alle eine gewisse Rolle spielen; im Lancelot wird Merlins Mutter ausdrücklich als das einzige Kind ihrer Eltern bezeichnet. Hier wohnen die Eltern *en la marche de la terre d'Escoce (et d'Irlande:* fehlt bei P. Paris); Robert sagt nicht, wo sie wohnen. Bei Robert will die spätere Mutter Merlins durchaus keusch bleiben und sich insbesondere vor dem Teufel in Acht nehmen; im Lancelot will sie sich gern mit einem Manne verbinden, vorausgetzt daß sie ihn nicht sehen muß. Sie gibt sich ihm gern hin, als sie fühlt, daß er schön ist; bei Robert wird sie vergewaltigt. Im Lancelot hat sie während 5 Monaten die nächtlichen Besuche eines Unbekannten; bei Robert genügt ein einziger Fehltritt, um sie schwanger zu machen. Nach dem Lancelot gehört der Schwängerer zu einer besondern Art von Teufeln, welche

converse moult en siegle; es sind die gefallenen Engel. Bei Robert ist das Charakteristikum dieser Teufel, daß sie *repairent en l'air* (I 28); er gibt ihnen den Namen *Ekupedes*(Huth)-*Esquibedes* (Sommer und Vat. Reg. 1517)-*Cubedes* (B N fr. 754)-*Equibedus* (Vat. Reg. 1687), *Hequibedes* (Modena)[53]), den der Lancelot nicht kennt. In diesem ist die Zeugung Merlins nicht wie bei Robert ein von den Teufeln beschlossener Racheakt; sie ist überhaupt nicht der Zweck des Beischlafs. Bei Robert erzählt die Überlistete alles ihrem Beichtvater; der Lancelot hebt hervor, daß das Mädchen alles geheim hielt. Nach Robert wurde Unzucht mit dem Tode bestraft; er bringt lange Prozeßverhandlungen; der Lancelot weiß nichts hiervon. Bei Robert wird Merlin getauft, im Lancelot nicht; und dieses Moment wird ausdrücklich hervorgehoben (*il ne fu onques bauptiziez*)[53a]). Robert will den Leser glauben machen, daß Merlin nur einen Teil seiner übernatürlichen Gaben dem Teufel verdankte, den andern Teil aber Gott; im Lancelot mischt sich Gott nicht in die Angelegenheit. Den Namen Merlin erhält das Kind bei Robert zu Ehren des Großvaters mütterlicherseits, im Lancelot auf die Empfehlung des Vaters hin. Streng religiöse, ja ascetische Anschauungen treten in Roberts Erzählung in aufdringlicher Weise in den Vordergrund; die Lancelot-Interpolation ist religiös indifferent[54]). Robert rehabilitiert den Teufelssohn: Merlin, der nach dem Plan der Teufel, denen er seine Existenz verdankt, ein wichtiges Werkzeug in ihren Händen hätte werden sollen, um die

---

[53]) Galfrid (*Historia* l. VI c. 18) sagt an der Stelle, die Robert offenbar im Auge hatte: *spiritus quos incubos appellamus daemones.* Es liegt daher die Annahme am nächsten, dafs der von Robert gebrauchte Name aus *ĩcubos* entstellt ist (P. Paris RTR II 31 setzt denn auch in seiner Analyse einfach *Incubes*. Wace hat: *incubi demoines ont non;* in dieser Verbindung mochte das *de* zu *incubi* gezogen werden). Neben *incubi* ist aber *incubones* häufig zu belegen (vgl. Du Cange); dieses mag in Roberts Quelle gestanden haben. Doch erinnert die Namensform der Hs. Huth merkwürdigerweise auch an das altindische *êkapâd* (einfüfsig), welches als Epithet eines indischen (Wind?)-Dämons vorkommt (vgl. Laistner, *Rätsel der Sphinx* II 79), wie im deutschen Märchen Einbein der Name eines Dämons ist (ibid. 78). Auch an den Pferdefufs des Teufels wird man denken. Aber das *p* der Hs. Huth scheint nicht ursprünglich zu sein.

[53a]) Durch die Taufe wird die Macht des Teufels unwirksam gemacht (vgl. z. B. Laistner, *Rätsel der Sphinx* II 378 f.).

[54]) Es braucht schon Newells ganze Oberflächlichkeit, um den religiösen Charakter des Merlinromans zu verkennen (vgl. hierzu meine Anmerkung 15a im Abschnitt I). Die Rachepläne der Teufel gegen Jesus, der Kampf des guten und des bösen Prinzips in Merlins Mutter und ihren Schwestern, die Betonung der Keuschheit als der höchsten Tugend, die Reue über ihren Verlust, die Todesstrafe auf Unzucht gesetzt, die Bufse und Verzeihung, die Wichtigkeit der Frage, ob Merlin Gott oder den Teufeln gehören solle, der grofse Einflufs des Beichtvaters etc., alles Dinge, von denen Galfrids Historia ebensowenig etwas weifs wie der Lancelot, sind sie nicht kennzeichnend für den Verfasser des Joseph? An der ganzen Differenz zwischen dem Joseph und dem Merlin sind nur die Quellen schuld: dort war die Quelle bereits religiös, hier war sie ganz weltlich.

Menschen Gott zu entreißen, wird im Gegenteil ein gottbegnadeter Mensch, ein Tugendbold, der sein Wissen dazu verwendet, um für das Gute einzutreten und das Böse zu bestrafen. Im Gegensatz dazu ist er im Lancelot *de la nature son pere, decevanz et desleiauz.* Die häßliche Tintaguel-Episode, die nicht verschwiegen werden konnte, gibt Robert ohne Kommentar wieder. Der Lancelot-Interpolator aber bezeichnet die Handlungsweise Uter Pendragons und Merlins offen als *traïson.* Bei Robert verdankt Arthur seinen Thron der Fürsorge und Klugheit Merlins; an der Königswahl nimmt dieser einen wichtigen Anteil. Der Lancelotinterpolator erwähnt nichts von Merlins Beziehungen zu Arthur; doch hat er diese jedenfalls nicht einfach als seinem Bedürfnis fernstehend weggelassen. Er erwähnt die Tintaguelepisode, um den Zeitpunkt zu bestimmen, wann Merlin sich zum Fräulein vom See begab, die ihn für immer der Welt entriß. Hätte er gewußt, daß Merlin noch an der Königswahl einen hervorragenden Anteil genommen, so hätte er jedenfalls dieses Ereignis mit oder an Stelle der Tintaguel-Episode erwähnt. Bei Galfrid bricht Merlins Rolle mit dem Tintaguelabenteuer ab.

Es ist kaum möglich, daß sich zwei Versionen desselben Themas mehr widersprechen könnten als Roberts Merlin und die Lancelot-Interpolation. Hätte der Lancelot-Interpolator Roberts Merlin vor dem Lancelot vorgefunden, so hätte er seine Erzählung, wenn er sich nicht mit einen Rückweis begnügen wollte, doch sicher so viel als möglich dem Vorausgehenden angepaßt. Wenn man die beiden Versionen mit Galfrid vergleicht, so zeigt sich, daß sich Robert sehr viel weiter von der Quelle entfernt als der Lancelot-Interpolator. Robert hat die kurze Episode der Historia außerordentlich weitschweifig behandelt; aber auch der Lancelot-Interpolator ist noch weitschweifig im Vergleich zu Galfrid. Dies ist eine Tatsache, die auch bei der Beurteilung des E. M. im Auge behalten werden muß. Wo Robert und der Lancelot-Interpolator zugleich von Galfrid abweichen, da gehen sie verschiedene Wege[55]).

Die wichtigste Abweichung der Lancelot-Interpolation von Galfrid betrifft Merlins Charakter. Galfrid spricht sich hierüber garnicht aus; er führt nur die Tatsachen vor. Diese sprechen im Ganzen zu Gunsten Merlins. Das Häßliche an der Tintaguel-Episode wurde wohl im

---

[55]) Nur in 2 Punkten treffen sie sich. Von dem einen wird unten die Rede sein. Der andere ist folgender: Bei Robert und dem Lancelot-Interpolator ist Merlins Mutter in sofern abnormal, als sie eine Abneigung hier gegen den Anblick von Männern, dort gegen den geschlechtlichen Verkehr hat. Doch ist, wie gesagt, nur die Tatsache einer Abneigung das Übereinstimmende; die Richtung der Abneigung ist schon ganz verschieden. Dafs man sich ein Weib, das sich von einem Teufel schwängern läfst, als etwas abnorm dachte, ist begreiflich. Der *mehainz des iauz* ist übrigens keine sinnreiche Erfindung. Vorstellungen von der Art, wie sie sich in der Erzählung von Amor und Psyche finden, mögen dem Erfinder vorgeschwebt haben.

Mittelalter nicht so sehr empfunden wie heute; und Uter Pendragon, den hier mindestens ebensoviel Schuld traf wie Merlin, blieb eine sympathische Persönlichkeit. Und da Merlin sonst immer die gute Sache, die Sache der Britten, verfocht, und dieser Sache große Dienste leistete, so mußte er dem Leser eher sympathisch erscheinen. Doch der Lancelot-Interpolator will nichts davon wissen. Er legt seinen ganzen Nachdruck auf Merlins teuflische Schlechtigkeit und sagt darum auch, ohne bei Galfrid eine Andeutung zu finden, ausdrücklich, daß Merlin nie getauft worden sei. Auch dieser Punkt ist für die Beurteilung des E. M. von Bedeutung: offenbar war es die Rücksicht auf das E. M., die den Interpolator bewog, Merlins Charakter zu verschlechtern; er wollte damit die Handlung des Fräuleins vom See, die eben sonst nach gewöhnlichen Begriffen ebenso gut wie Merlins Tintaguelstreich als *traïson* bezeichnet werden mußte, rechtfertigen.

Es ist nicht anzunehmen, daß Galfrids Historia die unmittelbare Quelle des Lancelot-Interpolators war. Aber auch die andern uns bekannten, den gleichen Gegenstand behandelnden und auf der Historia beruhenden Werke[56]) können nicht als Quellen in Betracht kommen. Dies zu beweisen ist leicht; doch will ich hier nicht darauf eintreten[57]). Dagegen muß ich hier auf einen unursprünglichen Zug aufmerksam machen, der Roberts Merlin und der Lancelot-Interpolation gemeinsam ist. Er betrifft nicht die Erzählung von Merlins Zeugung, sondern

---

[56]) Unter diesen wird gewöhnlich die poetische Merlinerzählung der Arundelhandschrift 220 (sie bildet die Einleitung zu einer [verlornen] Prosaübersetzung der *Prophetia Merlini*) vergessen. Sie enthält den eigentümlichen Zug, dass der Incubus als Vogel, der sich dann in einen *beu bacheler* verwandelt, in ihr Zimmer fliegt (vgl. den *Yonec*).

[57]) Ich möchte hier nur vor einer falschen Folgerung warnen. Unsere Lancelot-Interpolation hat nämlich mit den von F. Michel (1862) herausgegebenen *Gesta Regum Britanniae* (Text des 13. Jahrhunderts) einen Zug gemein, der in Galfrids Historia fehlt. Im Lancelot wird von Merlins Mutter gesagt, dass der ihr in Gestalt eines hübschen Jünglings erscheinende Teufel ihr gefiel und dafs sie gerne seinen Willen tat. Dies wird auch in den *Gesta* hervorgehoben:

Interea, thalamis clausis portisque seratis
Quidam sub specie juvenis, pulcherrimus ore,
In cunctis placidus, coram me stare solebat,
Et repetita michi dare basia, deinde jocose
Luctari mecum, cujus michi lucta placebat.
Victa, nec invite subcumbens vim paciebar
Sed gratam passe, violate non violatam.
Inde recedebat, tenues dilapsus in auras,
More reversurus solito, sed tardus amanti.

Doch obschon dieses Moment von Galfrid nicht erwähnt wird, so ist es doch gewissermafsen zwischen den Zeilen zu lesen. Da der Text der Ausgaben der Historia, die wir besitzen, nicht einwandfrei ist, so darf man vielleicht annehmen, dafs ein kurzer Satz, in welchem die Neigung der Nonne zu dem Teufel hervorgehoben wurde, verloren gegangen ist. Jedenfalls darf aus der Übereinstimmung keine nähere Beziehung zwischen der Lancelot-Interpolation und den metrischen *Gesta*, die ganz auf Galfrid beruhen, gefolgert werden.

den von ihr zum E. M. überleitenden Satz, der auf das Tintaguel-Abenteuer Bezug nimmt. Schon G. Paris (Merlin p. XI n. 2) hat darauf aufmerksam gemacht, daß Galfrids Herzog Gorlois von Cornwall von Robert durch Mißverständnis zu einem *duc de Tintaguel* gemacht worden sei, und daß dabei der Name Gorlois vergessen wurde. Wenn wir nun nicht annehmen wollen, daß der betr. Passus in der Lancelot-Interpolation von einem spätern Überarbeiter Roberts Merlin angeglichen worden sei (und eine solche Annahme scheint mir ganz ausgeschlossen; denn der betr. Überarbeiter hätte sich gewiß nicht mit dieser unbedeutenden Angleichung begnügt), so müssen wir schließen, daß das Mißverständnis nicht Roberts Schuld ist, sondern auf seine Quelle zurückgeht. Denn auch die Lancelot-Interpolation hat *li dus de Tintajuel*, ohne den Namen Gorlois. An einer spätern Stelle des Lancelot (bei der *Guiamor*-Episode: Jonckbloet II, p. LXXI) finden wir dasselbe wieder. Die Lancelot-Interpolation und Roberts Merlin müssen also auf eine und dieselbe Quelle zurückgehen, die nicht Galfrids Historia selbst noch eine der uns erhaltenen Bearbeitungen derselben gewesen sein kann. G. Paris (Merlin p. XII, XVII) hält Wace für Roberts Quelle; doch sein Hauptargument ist falsch[58]). Übrigens nennt ja Robert im Merlin seine Quelle selbst. Der betr. Passus scheint allerdings in den meisten Handschriften verloren gegangen zu sein. P. Paris (R. T. R I 36) zitierte ihn nach der Handschrift BN fr. 749: *Et qui vouroit oïr conter des rois* [sc. *de Bretagne*] *qui devant furent et lor vie vouroit oïr, si regarde en l'estoire de Bretagne que on appelle Brutus, que messire Martin de Rocester translata de latin en roman ou il le trouva: si le porra savoir vraiement.* Hierzu vergleiche man den entsprechenden Passus in Maerlants holländischer Übersetzung (Ausgabe J. van Vloten v. 4501 ff.: *Die alle die koninge wille weten* . . ., *Die lese die hystorien van Britaengen, Die Brutus boeck geheten es; Meester Martijn, zijt zeker des, Van Rore dichte dat wten Latyne In dat Romans met zyner pine; Daerinne vindy des hystorie gans*) und in der von Wheatley herausgegebenen englischen Übersetzung (*and he that will knowe the lyf of kynges . . . beholde the story of Bretons; that is a boke that maister Martyn traunslated oute of latyn*)[59]). Das Werk dieses Martin von Rochester muß also auch

[58]) Er sagt: *le nom de Gorlois, mari d'Igerne dans Gaufrei, est omis par Wace et ne se retrouve pas non plus dans Robert.* Doch ich finde im *Brut* v. 8007: *Gornois* (Var. *Gorlins*) *li quens de Cornuaille* und v. 8689: *Gornois un quens Cornualois.* Wace weicht also nur darin von Galfrid ab, daſs er aus dem *dux* einen *quens* machte. Robert und der Lancelot, welche *dus* haben, stimmen tatsächlich mehr mit Galfrid als mit Wace überein. Auch Pierre de Langtoft hat *dus.*

[59]) Dieser Satz wurde von Van Vloten, dann nochmals von Sommer (in seiner Malory-Ausgabe vol. III p. 19) zitiert, die aber beide das Zitat P. Paris' übersahen. Sommer bemerkt: *My endeavours to find a clue to the History of the Britons which is said to be translated by Master Martin proved*

die Quelle der Lancelot-Interpolation sein. In der letztern wird nicht weniger als dreimal auf die Quelle Bezug genommen: *Li contes des Brectes* (wohl falsch gelesen für *Brettes*) *estoires* (so in Jonckbloets Text (*li contes des Bretes:* Variante bei Jonckbloet und P. Paris; fehlt im Druck) soll bezeugen, daß die Feen bloße Zauberinnen seien[60]). *Li contes des estoires* (von P. Paris als Wiederholung ausgelassen) soll erzählen, wie Merlin vom Teufel gezeugt wurde, also die Hauptsache. Für Merlins Rolle im Tintaguelabenteuer wird auf *l'estoire de ses ovres* (fehlt im Druck; P. Paris: *l'histoire de sa vie*) verwiesen. Die ersten zwei Stellen verweisen offenbar auf ein und dieselbe Quelle, auf eine Bearbeitung der *Historia regum Britanniæ*. Bei der letzten Stelle dagegen möchte es scheinen, daß auf eine Merlinbiographie verwiesen würde. Aber darf man wirklich für die kurze Interpolation 2 Quellen annehmen? Die erstgenannte Quelle mußte ja das auch enthalten, wofür auf die *estoire de ses ovres* verwiesen wird. Sie enthält ebenfalls eine *estoire de ses ovres*, wenn auch keine vollständige. Wenn man durchaus eine Merlinbiographie als Quelle für jenen auf die Tintaguelepisode bezüglichen Satz annehmen will, so kann man gewiß nur an Roberts Merlin denken; dann muß man aber, wie ich schon oben gesagt, jenen Satz, samt der Verweisung auf die Quelle, einem spätern Überarbeiter des Lancelot zuschreiben. Mir scheint dies ganz und gar unwahrscheinlich, und ich kann darum die Verweisung auf die *estoire de ses ovres* nur für eine Fiktion, auf die gewiß nicht schwer zu verfallen war, halten. Der Ausdruck *li contes des Bretes* (*estoires*) nimmt sich zum mindesten eigentümlich aus. Das feminine Adjektiv *brete* läßt sich allerdings belegen, aber nur in der Bedeutung „bretonisch" (armorikanisch), die hier nicht paßt; und ohne *estoires* hat der Ausdruck gar keinen Sinn. Ein lateinisches *historia Britonum* wäre gewiß mit *contes* (*estoire*) *des Bretons* wiedergeben worden. Ich möchte darum *Bretes* für eine entstellte Form halten; und da wir wissen, daß Robert als Quelle ein *Brutus* betiteltes Werk nennt, so ist es wohl wahrscheinlich, daß *li contes des Bretes* aus *li contes* [besser wäre *l'estoire*] *de Brutus*[61]) entstellt ist. Indem

---

fruitless. Der Passus, in dem Martin sich nennt, schliefst sich an den Passus an, aus dem ich im ersten Abschnitt dieser Arbeit, Anmerkung 34, nach mehreren französischen Handschriften zitierte. Ich hätte dort auch die holländische Übersetzung zitieren sollen, welche die betr. Stelle ebenfalls enthält. — Nachträglich bemerke ich, dafs Van Vloten in einer „Naschrift" (p. 407 A). bemerkt, dafs in einer französischen Hs. (nach dem von ihm zitierten Kolophon zu schliefsen, dürfte es B N fr. 105 sein) der betr. Passus lautet: *c'est un livres que Martinus de Bievre translata de latin en roumans.*

[60]) Doch dies war sicher die eigenste Erfindung des Lancelot-Interpolators selbst. Die mittelalterlichen Autoren verwiesen aber gerade da am liebsten auf Quellen, wo sie erfinden.

[61]) Die von Wace verfafste Bearbeitung der Historia heifst immer *Brut* (eigentlich *Geste des Bretons*), nicht *Brutus*.

man *Bretes* als Adjektiv auffaßte, fügte man zur Ergänzung *estoires* hinzu und konnte dann *Bretes* auslassen[62]). Leider wissen wir außer dem hier Angeführten nichts über Martin von Rochester und seine Chronik[63]). Im E. M. selbst wird keine Quelle zitiert, aber der Interpolator setzte wohl voraus, daß der Leser von von sich aus die Quelle für das Vorhergehende auch hier als Quelle annehmen würde. Das E. M. wurde gewissermaßen in jene Quelle eingeschmuggelt; denn es war wahrscheinlich ganz anderer Herkunft. Manche Quellen sind eben nicht der Art, daß man mit ihnen Ehre einlegt, wenn man sie nennt. So lange wir Martins Brutus nicht kennen, dürfen wir allerdings nicht mit Sicherheit behaupten, daß dort nicht von Merlins Ende die Rede war (Martin mochte sich Interpolationen erlaubt haben so gut wie Wace); Robert weiß ja in seinem Perceval auch etwas darüber zu berichten.

---

[62]) *Li contes des estoires* wird auch in der pseudohistorischen Merlinfortsetzung angeführt, wenigstens in einzelnen Handschriften (so bei Sommer p. 144 Zeile 7, wo aber die vatikanische Handschrift Reg. 1687 nur *li contez* hat; nochmals Sommer p. 237, 2—3, vielleicht auch sonst noch). Einfluſs der Merlin-Interpolation des Lancelot scheint mir hier wahrscheinlich, muſs zum mindesten als möglich zugelassen werden.

Auch im alten Prosa-Merlin würde nach G. Paris das Zeugnis von *li contes des estoires* angerufen (I, 38, Zeile 25). In der Huth-Handschrift fehlt aber die Verweisung. G. Paris hat ihn aus der Hs. BN fr. 747 geholt, die er für die älteste und beste Merlinhandschrift hält und beizieht, um *quelques lacunes sensibles* der Huth Hs. auszufüllen (I p. VIII). Ohne im Stande zu sein, über den relativen Wert der Merlinhandschriften ein Urteil abzugeben, möchte ich doch den Grundsatz aufstellen, daſs diejenigen Varianten, die dem Einfluſs einer Branche des groſsen Gralzyklus zugeschrieben werden können, nicht zu berücksichtigen sind, so lange sie nur durch Handschriften bezeugt sind, die den groſsen Gralzyklus repräsentieren. Eine solche Hs. ist aber 747 (sie enthält Grand-Saint-Graal + Merlin mit pseudohistorischer Fortsetzung). Die erwähnte Verweisung fehlt nun nicht nur in der Hs. Huth, welcher den O'-Galaad-Gralzyklus repräsentiert, sondern auch in der Handschrift von Modena, welche noch den alten Robertschen Gralzyklus enthält, ja sogar in der von Sommer herausgegebenen Handschrift und in den Incunabeln, die wie 747 den O_1-Galaad-Gralzyklus vertreten. Angesichts dieser Verhältnisse halte ich es für sehr wahrscheinlich, daſs der Satz *ce dit li contes des estoires* eine Interpolation der Handschrift 747 oder der durch sie vertretenen Handschriftengruppe ist und nicht in den kritischen Text gehört. Auch er wird aus der Lancelot-Interpolation stammen. *Li contes des estoires* wird bedeutet haben: das in den Geschichtswerken Erzählte, und wird also identisch gewesen sein mit *les estoires*; es war wohl eine ungewöhnliche Ausdrucksweise.

[63]) Wenn Martin jünger ist als Wace, so begreifen wir, daſs sich unsere beiden Romandichter nicht an diesen gewendet haben. Man zieht ja immer das Modernste vor. Vielleicht ist das unter dem Namen „Münchner Brut" gehende anonyme Fragment ein Teil von Martins Chronik. Dies sollte einmal untersucht werden; allerdings ist diese Aufgabe sehr schwierig, vielleicht unmöglich, weil der von Robert und dem Lancelot-Interpolator benutzte Teil des Brutus im Münchner Brut nicht erhalten ist. Ich möchte glauben, daſs Martin später schrieb als Wace und diesen kannte und benutzte. Ich verweise auf Anmerkung 8 im 1. Abschnitt dieser Arbeit (*Zeitschrift* XIX). Nur möchte ich dort die Verweisung auf G. Paris für ungültig erklären, nachdem ich erkannt habe, daſs dessen Argument falsch ist.

So sind wir denn zu dem höchst wahrscheinlichen Resultat gekommen, daß Robert und der Lancelot-Interpolator unabhängig von einander eine Bearbeitung von Galfrids Historia durch Martin von Rochester benutzten. Wir können nun auch die Frage aufwerfen, welcher von beiden zuerst schrieb. Wir werden sie zwar kaum sicher entscheiden können, wollen aber auf Folgendes aufmerksam machen: Daß Robert die kurze Interpolation des Lancelot, so berühmt auch dieser Roman sein mochte, übersehen oder ignoriren konnte, ist leicht begreiflich. Anderseits scheint es mir sehr unwahrscheinlich, daß der Lancelot-Interpolator Roberts Werk, eine bequeme vollständige Merlinbiographie, dem Brutus des Martin von Rochester, nicht vorgezogen hätte. Alles weist nun aber darauf hin, daß Roberts Gralcyklus sofort einen vollen Erfolg hatte (vgl. den ersten Abschnitt dieser Arbeit) und folglich auch dem Lancelot-Interpolator nicht hätte unbekannt bleiben können. Ich halte es deshalb für wahrscheinlich, daß die Lancelot-Interpolation schon vor Roberts Gralcyklus geschrieben wurde. Und zwar betrifft dies nicht bloß denjenigen Teil, der von der Zeugung Merlins handelt, sondern a fortiori auch das E. M. Denn letzteres postuliert die vorausgehende Erzählung, nicht umgekehrt. Wenn die beiden Teile, was ich nicht glauben kann, zu verschiedenen Zeiten interpoliert worden wären, so müßte das E. M. die erste Interpolation gewesen sein.

Wenn es nun auch wahrscheinlich ist, daß die Merlin-Episode des Lancelot sehr weit zurückreicht, so ist ihr doch auch nach rückwärts eine Grenze gesteckt. Im ursprünglichen Lancelotroman, den ich für das Werk Walter Maps halte, kann sie nicht vorhanden gewesen sein, wie oben (p. 170) gezeigt wurde. Sie wurde bei einer im rationalistischen Sinn vorgenommenen Umarbeitung des Lancelot eingeführt. Der ganze große Lancelotroman ist nach rationalistischen Gesichtspunkten gründlich umgestaltet worden, sei es von einem, sei es von mehreren Bearbeitern[64]). Wie er in den Gralcyklus aufgenommen wurde, war dieser Prozeß wohl bereits beendet.

Eine sehr charakteristische und für die Kritik der Gralcyklen sehr lehrreiche Tatsache ist es, daß, als der Lancelotroman in den Gralcyklus eingeführt und hinter Roberts Merlin plaziert wurde, die darin enthaltene Merlinepisode unverändert gelassen wurde, trotzdem die Diskrepanz zwischen ihr und jenem in die Augen springen mußte, und daß auch alle die folgenden Redaktoren nicht das Bedürfnis empfanden zu ändern. Schon G. Paris (Merlin p. XXVI) hat auf solche krasse Widersprüche zwischen den einzelnen Branches resp. zu verschiedenen Zeiten entstandenen Teilen von Branches hingewiesen. Nach meiner Meinung erklären sich solche scheinbar unnatürliche Verhältnisse bei der Annahme, daß die Redaktoren diejenigen Branches oder Complexe, die sie nicht speziell zur Umarbeitung

[64]) Walter Map war, wie seine *Nugae Curialium* beweisen, dem Wunderbaren durchaus nicht abgeneigt.

auserwählten, einfach durch Copisten von Beruf abschreiben ließen, öfters vielleicht, ohne sie selbst ganz gelesen zu haben. Bei einer solchen Prozedur waren natürlich krasse Widersprüche unvermeidlich, wenn nicht etwa die Copisten eigenmächtig oder nach Instruktionen Änderungen vornahmen. Die Handschrift BN fr. 754 zeigt uns nun einen solchen, gewiß nicht allzu häufigen Fall. Folgende Bemerkung von P. Paris (*Manuscrits françois* VI 6) veranlaßte mich, den betr. Abschnitt kopieren resp. kollationieren zu lassen: *Très bonne leçon. Elle diffère de la plupart des textes du Lancelot dans le récit des enchantemens de Merlin qui est ici conforme au roman de Merlin lui-même.* Der Ausdruck *enchantemens de Merlin* ließ mich nicht erkennen, worum es sich handelte; ich dachte, daß wohl das E. M. L. der in der pseudohistorischen Merlinfortsetzung enthaltenen E. M.-Version angeglichen worden sei. Doch dies ist nicht der Fall; sondern es ist nur die Erzählung von der Zeugung Merlins durch ein Résumé von Roberts Merlin ersetzt worden. Nun darf man wohl als ganz sicher voraussetzen, daß der Kopist, der die Erzählung von der Zeugung Merlins dem vorausgehenden Merlinroman anpaßte, auch das E. M. der in der pseudohistorischen Merlinfortsetzung enthaltenen Version angeglichen hätte (was viel leichter gewesen wäre als jenes und zugleich viel nötiger, da die Entfernung zwischen den beiden E. M.-Versionen viel geringer war), wenn diese Merlin-Fortsetzung dem Lancelot vorausgegangen wäre. Da jene Angleichung nicht stattfand, so folgt, daß der Gralcyklus, den der betr. Kopist schrieb, noch keine Merlinfortsetzung enthielt. Die Handschrift 754 ist nun nicht etwa von diesem Kopisten selbst geschrieben; dazu ist sie zu jung; sie geht nur auf seine Kopie zurück. Aber das können wir doch ruhig behaupten, daß sie keine jüngere Version als den O-Galaad-cyklus repräsentieren kann. Denn durch die sonst nirgends erhaltene Änderung jenes Kopisten wurde sein Werk zu einer besonderen Redaktion, welche ihre eigene Entwicklung hatte, wenn sie sich überhaupt noch weiter entwickelte. Die Hs. 754 ist nun, wie wir schon gesehen, zugleich diejenige, welche jenen von Merlins Befreiung handelnden Zusatz, der im O_1-Cyklus wieder fallen gelassen wurde (vom O'-Cyklus wissen wir hierüber nichts), noch erhalten hat, und da in demselben noch Perlevax als Protagonist genannt ist, so ist es wohl möglich (aber nicht sicher; denn, wie ich eben ausgeführt habe, können krasse Widersprüche, lange erhalten bleiben, wenn sich nicht Kopisten ihrer erbarmen), daß der durch Hs. 754 repräsentierte Gralcyklus noch der Lancelot-Perlesvauscyklus ist. An Hand des Manuskripts läßt sich dies wohl entscheiden; man muß nur nachsehen, ob die in dem gewöhnlichen Lancelot sich findenden Verweisungen auf den Grand-Saint-Graal und die Galaad-Queste auch hier vorhanden sind[65]),

[65]) Sie finden sich allerdings besonders im letzten Teil des Lancelot, der aber in 754 nicht mehr vorhanden ist.

Es ist sehr zu bedauern, daß diese Handschrift nicht mehr den ganzen Cyklus, sondern nur noch einen Teil des Lancelot enthält. Eine gründliche Untersuchung derselben wird aber doch voraussichtlich noch manches Interessante zu Tage fördern. In einem Anhang zu diesem Abschnitt drucke ich das in 754 enthaltene Résumé von Roberts Merlin ab. Ich denke, daß es einiges Interesse haben wird, da wir hier an einem klaren Fall das Vorgehen der mittelalterlichen Redaktoren erkennen können, und da es auch einige Abweichungen von Roberts Text aufweist, die sich nicht durch die Kürzung erklären lassen und darum für die Herstellung des kritischen Textes von Wert sein mögen. Der von den Feen und Incubi im allgemeinen handelnde Absatz ist auch in 754 vorhanden, ohne Abweichungen. Erst da, wo von Merlins Mutter die Rede ist *(Il fu voirs que . . .)*, gibt 754 den Vulgata-Text auf. Nur die Lokalisierung *(en la marche d'Escosse et d'Irlande)* wurde noch aus dem letzteren beibehalten. Mit dem Anfang des E. M. schließt sich die Handschrift wieder an ihn an, nachdem sie sich ihm vorher schon genähert hat. Doch die oben angeführten Varianten von 754 zum Text des E. M. zeigen noch die Überarbeitung; und wir verstehen nun leicht, warum sie fast immer unursprünglichere Lesarten bieten. Der Überarbeiter stellte sich eben auf den von Robert eingenommenen Standpunkt, behandelte Merlin als eine im Ganzen sympathische Persönlichkeit, als einen Gott gefälligen Menschen. Er nennt den Tintaguel-Streich nicht mehr eine *traïson*, behält zwar jenes schlimme Urteil, daß Merlin *de la nature son pere* war, *decevanz et desleiaus*, bei, hängt ihm aber noch einen Satz an, der das Urteil abschwächt. In den Zusätzen zum E. M. sucht er namentlich begreiflich zu machen, wie Merlin trotz seiner Weisheit das Opfer der Weibertücke werden konnte. Der von der Befreiung Merlins handelnde Satz rührt wahrscheinlich nicht von unserem Überarbeiter her, aber er war diesem wohl willkommen, da er ebenfalls zu Gunsten Merlins spricht[66]). Indem der Überarbeiter für Merlin Partei nimmt, kann er natürlich die Handlungsweise des Fräuleins vom See nicht mehr rechtfertigen; und der Leser des Lancelot bekommt notwendig das Gefühl, daß die in den übrigen Teilen so wohlwollend geschilderte Dame hier eine unwürdige Rolle hat, und daß ihr Charakter nicht einheitlich ist. Aber schließlich

---

[66]) Gerade unmöglich ist es nicht, dafs auch der betr. Satz von unserm Bearbeiter herrührt. Wir müssen dann aber als sicher voraussetzen, dafs der Lancelot der Handschrift 754 ein Teil des Lancelot-Perlesvauscyklus, nicht des O-Galaadcyklus ist, und dafs unser Überarbeiter auch den Perlesvaus interpolierte, wenigstens mit einem Merlin-Befreiungsabenteuer versah. Gewonnen wäre bei dieser Hypothese, dafs man nicht anzunehmen brauchte, dafs die übrigen Handschriften resp. ihr Archetypus das Befreiungsabenteuer und den darauf verweisenden Satz einmal enthielten und wieder ausliefsen. Dagegen müfste man dann für jene in der romantisch-pseudo-historischen Merlinfortsetzung enthaltene Allusion auf ein Befreiungsabenteuer eine andere Erklärung suchen als die im I. Abschnitt A. 43a gegebene.

kann der Leser auch von der Vulgatafassung keinen viel besseren Eindruck bekommen, besonders wenn er vorher den Merlinroman gelesen hat und sieht, wie der dort so sympathisch geschilderte Merlin auf einmal als ein Schurke bezeichnet wird. Doch auch die Handlungsweise des Fräuleins vom See kann man in der Vulgata-Lancelot-Interpolation trotz aller Anschwärzung Merlins nicht gutheißen. Mittelalterlichen Lesern kam ihr Benehmen gewiß weniger anstößig vor als uns; doch schön konnten auch sie's nicht finden. Die psychologischen und ethischen Widersprüche, auf die ich hier hingewiesen, sind eben das Stigma der Interpolation, der gewaltsamen, unbedachten Vereinigung heterogener Stoffe. Sie waren nicht zu beseitigen. Wir werden sie auch in allen andern Versionen wiederfinden.

Das Resultat, zu dem wir gelangten, daß das E. M. im Lancelot, obwohl eine Interpolation, doch sehr weit hinaufreicht, jedenfalls in die Zeit, da der Lancelot noch nicht eine Branche des Gralcyklus war, und andererseits die nicht mindergesicherte Tatsache, daß die Romane, welche die anderen Versionen des E. M. enthalten, durch und durch vom Lancelot beeinflußt sind, zeigen offenbar, daß man, wenn man das E. M. auf seinen Ursprung hin untersuchen will, die Version L zum Ausgangspunkt machen muß. Von den übrigen Versionen ist damit noch nicht gesagt, dass sie keine ursprünglichen Züge enthalten können; aber da ihre Autoren oder Überarbeiter den Lancelot kannten und benutzten, so ist es offenbar unmöglich, zu richtigen Resultaten zu kommen, wenn man bei der Untersuchung sie an die Spitze stellt oder auch nur der Version L koordiniert. Damit ist nun bereits das Urteil gesprochen über diejenigen Kritiker, die sich diesen methodischen Fehler zu Schulden kommen ließen.

Rhys, der in seinen *Lectures on the origin and growth of religion as illustrated in Celtic heathendom* (*Hibbert Lectures*) 1888 p. 151 ff. auch das E. M. bespricht, ist die Version L ganz unbekannt geblieben. Er bespricht häufig Fragen, für die hauptsächlich altfranzösische Quellen in Betracht kommen, doch, wie es scheint, ganz ohne Kenntnis der altfranzösischen Sprache und Literatur. Darum sind seine diesbezüglichen Ausführungen selbstverständlich im besten Fall geistreiche Fabeleien. Das E. M. ist ihm nur aus der von Wheatley herausgegebenen englischen Übersetzung der pseudohistorischen Merlinfortsetzung und aus Southeys *Kyng Arthur (!)* bekannt. Merlin ist für ihn der keltische Sonnengott, der irische Aengus Mac Oc; das Fräulein vom See ist die zum Sonnengott gehörige Göttin der Morgenröte; das E. M. stellt den Untergang der Sonne dar. Es genüge, hier diese Absurditäten erwähnt zu haben. Ein System, das nur mit Ignorierung der elementarsten Quellenkritik zustande gebracht worden ist, zu widerlegen, ist nicht nötig. Die Mythologie ist ein gefährliches Gebiet für phantasiereiche Gelehrte.

Einen ganz falschen Weg betrat auch *Philipot*, der in einem Aufsatz, betitelt *Un épisode d'Erec et d'Enide (Romania* 1896) beiläufig das E. M. bespricht. Er hält die ursprüngliche Form desselben für einen Imram, zu vergleichen mit der Mabon(agrain)-Episode im *Bel Desconëu* und im *Erec*: *Or la légende de Mabon prisonnier d'une fée suit exactement dans son développement la légende de Merlin. L'analogie de l'enserrement de Mabon, tel qu'il est représenté dans la „Joie de la Cour", avec l'enserrement de Merlin, tel qu'il est représenté dans la vulgate du Merlin, est des plus aisées à démontrer* (p. 282). *La légende de Merlin a pour origines lointaines les histoires qui couraient sur des géants ou sur des héros retenus prisonniers par des fées dans les îles* . . . (p. 283). Dann geht er über zu dem *„entombement" Merlin, raconté dans le ms. Huth du Merlin et dans la compilation de Malory* und dem *Brait*-Roman. Zu dieser *variété d'enserrement* citiert er eine Parallele aus einem Mabinogi (p. 284). In einer Anmerkung sagt er: *Le début du Lancelot en prose nous donne un résumé de l'histoire de Merlin, où il est dit que la dame du lac l'enferma dans une grotte de la forêt de Darnantes. Cette version, qui se rattache à celle de l'„entombement" est, comme on le voit, en contradiction avec la version donnée par le Livre d'Artus (clos du nuage — forêt de Brocéliande). C'est une preuve de plus du caractère factice de la vaste compilation attribuée à G. Map: elle est pleine d'incohérences de ce genre.* Er geht dann weiter im Text und zitiert eine kymrische Triade, welche *vient confirmer d'une façon décisive ce que nous venons de dire sur l'analogie de Mabon - Madawc avec la légende de Merlin* (p. 287). Später aber gingen die 2 Legenden auseinander: *Tandis que Mabon est entré dans le cercle des géants noirs et malfaisants, Merlin, protégé par sa situation de prophète officiel du roi Arthur, a conservé — malgré qu'il fût fils du diable — la bienveillance des conteurs* (p. 288). Doch darin treffen sich *Merlin* und *Mabon* wieder, daß beide zu Zauberern wurden: *Ainsi, sous cette forme dernière, la légende de Mabon arriva, comme celle de Merlin, à représenter le même symbole cher à l'imagination des écrivains du moyen âge, celui de l'enchanteur enchanté, du savant dupé par l'amour, de l'homme supérieur qui commande aux éléments et pénètre l'avenir, mais ne s'aperçoit pas qu' auprès de lui une femme travaille silencieusement à le perdre. Ce n'est pas seulement l'histoire de Merlin et de Mabon; c'est celle de tous les grands clercs que le moyen âge admira, Hippocrate, Aristote, Salomon, Virgile* (p. 288—89). Alles dies liest sich sehr schön; aber es ist so falsch als nur möglich. Ich brauche nicht viele Worte darüber zu verlieren. Von den kymrischen Zitaten werde ich später noch sprechen. Im übrigen genügt es hier, den Leser, der es übrigens wohl selbst schon gemerkt hat, darauf hinzu-

weisen, daß Philipot über die Beziehungen der Prosaromane zueinander nicht die blasseste Ahnung hat. Er fängt von hinten an; er stellt die Sache auf den Kopf; sein ganzes Gebäude schwebt darum in der Luft. Ich verweise nur auf die vorausgeschickte Filiation der Gralromane, die, soweit sie hier in Betracht kommt, wohl von niemand bestritten wird. Die Version L, die bei Philipot als der letzte Sprößling erscheint, ist unbestreitbar die älteste. So anerkennenswert im allgemeinen Philipots Abhandlung ist, hier kann man ihm nicht folgen. Er gibt ein Urteil über das E. M. ab, ohne irgendwelche Vorstudien darüber gemacht zu haben.

Gegen die einseitig literarhistorische Kritik der Arthurromane, die in Deutschland, besonders unter der Aegide W. Fœrsters, aufgetreten war, erhob sich namentlich in England und Amerika Opposition. War dort die Lehre verkündet worden, daß die Stoffe der Arthurromane fast auschließlich der dichterischen Phantasie der Franzosen, speziell dem „genialen" Kopfe Chrétiens von Troyes entsprangen, und daß, wo mehrere Romane übereinstimmen, Nachahmung der der Überlieferung nach älteren Versionen dnrch die jüngern vorliege, so wurde von den englischen und amerikanischen Kritikern mit Recht auf die Übereinstimmung jener Stoffe mit Volkserzählungen, mit Märchen hingewiesen[67]) und verlangt, daß bei stoffgeschichtlichen Untersuchungen an den Arthurromanen die folkloristischen Methoden angewendet werden. Leider gingen aber die meisten, wenn nicht alle, so weit, daß sie die literarhistorische Untersuchung so gut wie ganz ausschalteten. Die literarischen Quellen und Volkserzählungen aus allen Zeiten und Ländern der Welt wurden da auf die gleiche Linie gestellt, und alle als gleich ursprünglich hingestellt. Dadurch gab sich diese Kritik oft Blößen, deren Aufdeckung ihren Gegnern nicht schwer werden konnte. Bei Erzählungen, die der Sammler direkt aus dem Volksmunde geschöpft hat, ist natürlich über ihr Alter und ihre Provenienz und Verwandtschaft gewöhnlich nichts herauszubringen; die Kritik hat deshalb keinen anderen Ausweg als sie einander zu koordinieren und als a priori gleichwertig zu betrachten. Bei literarischen Denkmälern hingegen sollten eine ganze Anzahl von rein literarhistorischen Untersuchungen erledigt werden, bevor man mit der folkloristischen Untersuchung beginnt. Der hier gerügte Mangel haftet auch dem im übrigen sehr verdienstvollen Werke von *Lucy A. Paton*, betitelt *Studies in the fairy mythology of Arthurian romance* (1903), und zwar nicht nur dem hier einzig in Betracht kommenden Abschnitt XIII *(Niniane and Merli)*, an. Hier werden die E. M.-Versionen in 3 „Klassen" geteilt „*according to their resemblances*" (p. 205). Klasse A ist die in der pseudohistorischen Merlinfortsetzung ent-

[67]) Für die Zurückgebliebenen, die dies im Jahre 1905 noch nicht wufsten, hat es Ehrismann nochmals entdeckt (*Märchen im höfischen Epos* in *Beiträge z. Geschichte d. deutsh. Spr. u. Lit.* XXX 1905).

haltene Version, Klasse B unsere Version L; in Klasse C werden vereinigt die Versionen der romantischen Merlinfortsetzung, Malorys und der *Prophecies Merlin.* Lucy A. Paton weiß zwar, daß *the Lancelot is an earlier composition than those versions comprised in Class A and Class C* (p. 213). Sie weist aber die *supposition that the Merlin is borrowing directly from the Lancelot, the older romance*, als unmöglich zurück und postuliert *a borrowing by the Merlin from the source of the Lancelot* (p. 214). Nun beweist allerdings das höhere Alter der Version L noch nicht ihre größere Ursprünglichkeit; aber die Kritikerin hätte eben auch in Betracht ziehen sollen, daß die Merlinfortsetzungen nicht nur jünger sind als der Lancelot, sondern direkt als Vorbereitungen auf diesen kompiliert worden sind; ihre Verfasser müssen die Version L gekannt haben. Daß sie außer L noch die Quelle von L[68]) benutzten, ist gewiß eine Supposition, die man vermeiden wird, wenn man ohne sie auskommen kann. Der Fehler, den Lucy A. Paton begangen hat, ist, daß sie die E. M.-Versionen behandelte, wie wenn sie separat existierten. Ihr Verhältnis zu einander kann aber nicht unabhängig sein von dem Verhältnis, in welchem die sie enthaltenden Romane zu einander stehen. Das letztere hätte darum zuerst untersucht werden sollen. Ich begreife sehr wohl, daß man, wenn man die E. M.-Versionen für sich mit einander vergleicht, der in der pseudohistorischen Merlinfortsetzung enthaltenen den Vorzug zu geben geneigt ist; aber die litterarhistorische Untersuchung, die der folkloristischen vorausgehen muß, beweist eben, daß das ursprüngliche Aussehen dieser Version nur Schein ist. Wir müssen darum die Folgerungen der amerikanischen Kritikerin, *that the earlier theme to become attached to Merlins name is the story that we know through Class A* (p. 218) und daß das ursprüngliche E. M. *places Merlin among the many heroes of old who fell victims to fairy blandishments, and were transported by other-world agencies to a land without return* (p. 224—25), ablehnen.

Wir haben oben gesehen, warum der Lancelotüberarbeiter das E. M. und im Zusammenhang damit die Erzählung von der Zeugung Merlins interpolierte, und haben für die letztere die Quelle nachgewiesen. Es fragt sich nun: Kann der Interpolator das E. M. selbst konstruiert haben, oder hat er es vollständig oder zum Teil irgendwo gefunden? Er bezweckte — und dies war der Anlaß zur Interpolation und vielleicht auch zur Erfindung —, die Zauberkunst des Fräuleins vom See in rationalistischer Weise zu erklären. Es ist leicht verständlich, daß er von sich aus auf den Gedanken verfiel, sie als Schülerin des größten Zauberers, der zu ihrer Zeit lebte, Merlins,

[68]) Was ist übrigens „die Quelle des *Lancelot*"? Die Quelle des Lancelot enthielt das E. M. gar nicht. Es könnte also nur die Quelle des letzteren, der Interpolation, in Betracht kommen.

hinzustellen. Wenn aber ein Weib von einem Zauberer etwas haben will, so muß sie ihm etwas geben. Woran dachte man da zuerst? Natürlich an ihre Tugend. Es war also selbstverständlich, daß Merlin ihr *amant* sein mußte, der ihrer „Tugend“ nachstellte oder sie wenigstens als Belohnung verlangte. Das Fräulein vom See aber, deren Charakter gegeben war, durfte ihre Tugend nicht preisgeben. Dann blieb ihr kein anderer Ausweg übrig, als ihren *amant* zu betrügen, ihm den Lohn nur in Aussicht zu stellen, und aufzuschieben, bis sie erreicht hatte, was sie wollte. Doch ein großer Zauberer war nicht leicht zu betrügen. Um zu erklären, daß er überhaupt von einem Weibe überlistet werden konnte, mußte Merlin als bis über die Ohren verliebt dargestellt werden. Aber es bestand die große Gefahr, daß der Zauberer, wenn er merkte, daß er betrogen wurde, sich furchtbar rächen würde. Dies konnte wohl nur verhindert werden, wenn er unschädlich gemacht wurde. Es waren natürlich verschiedene Arten des Unschädlichmachens möglich. Es ist leicht zu verstehen, daß der Interpolator, der den Charakter des Fräuleins vom See möglichst schonen wollte, auf diejenige verfiel, die am wenigsten grausam erschien: das Einschließen und Einschläfern durch Zauberei. Es war dann evident, daß die Dame neben andern Zauberkünsten, die sie sich aneignen wollte, auch jenes Experiment zu lernen verlangte. Da sie Liebe heuchelt und Merlin vor Liebe blind ist, kann er nicht ahnen, daß sie es gegen ihn benutzen will, besonders wenn sie eine gute Ausrede vorbringen kann. Eine solche ist die Behauptung, daß sie sich vor der Entdeckung durch ihren Vater schützen will. Sie muß aber natürlich auch ein Mittel haben, um ihre Keuschheit zu beschützen. Da ist es nun schon weniger einleuchtend, daß Merlin ihr ein solches mitteilen sollte. Der Lancelotinterpolator mutet dem Leser nicht so viel zu. Warum sollte das Fräulein dies nicht schon vorher wissen! Zaubermittelchen, um sich die Tugend zu erhalten, kannte gewiß schon damals jedes einigermaßen erfahrene Mädchen. Damals glaubte man wohl u. a., daß 2 Zauberworte, an der richtigen Stelle[69]) angebracht, diese Wirkung hätten. So ergibt sich gewissermaßen eins aus dem andern. Das E. M. in L ist durchaus nicht etwa eine Erzählung, von der man behaupten

---

[69]) Unter den Varianten *genoux, mameles, jambes, aignes* ist gewifs die letztere die beste. Ich kenne allerdings das Etymon des Wortes nicht (Ableitung von *anus*? also etwa *anea* sc. *gamba*?), und bei Godefroy fehlt das Wort (die Bedeutungen, die er unter *aigne, aine, aisne, esne* angibt, passen nicht). Da das bekannte Wort *na(i)ge* die richtige Bedeutung liefert, so möchte man *aignes* für eine graphische Entstellung von *naiges* halten. Doch ist diese Ansicht nicht haltbar, da jene Form auch sonst noch vorkommt. Ich finde ein Beispiel im *Roman du roi Flore et de la belle Jeanne* (ed. F. Michel 1838 p. 25): *si vit une noire take ke elle avoit en la diestre ainne aukes pres de sa nature.* Über die Bedeutung kann man da nicht im Zweifel sein, besonders wenn man noch den folgenden parallelen Satz zur Vergleichung heranzieht: *ke elle a une noire ensengne en sa destre cuise* (ibid. p. 27).

könnte, daß alles so fein gefügt ist, daß sie nicht das Werk eines groben Interpolators sein kann; vielmehr macht sie den Eindruck eines Machwerks eines Autors, der ebensowenig poetischen Sinn wie Witz hatte. Man hat auf die Verschiedenheit des Charakters des Fräuleins vom See und der Geliebten Merlins hingewiesen, und daraus gefolgert, daß die beiden ursprünglich verschiedene Personen waren, so schon Rajna (*Fonti dell'Orlando furioso* 2. ed. *p.* 131 A. 3. *)*, dann G. Paris (Merlin I p. XLVI), endlich Lucy A. Paton (l. c. p. 204). Doch diese Supposition ist nicht nötig. Gegeben die Absicht des Lancelotüberarbeiters, aus der Fee eine gewöhnliche Sterbliche, welche die Zauberei erlernt hatte, zu machen, ergab sich jener ethische Widerspruch fast mit Notwendigkeit, ob nun der Überarbeiter die Geschichte selbst aufbaute oder irgendwo schon fertig vorfand. Der Interpolator mag den Widerspruch gefühlt haben; denn, wie schon gezeigt wurde, deutet einiges darauf hin, daß er ihn möglichst verdecken wollte. Auch die Eigennamen sprechen nicht mit Notwendigkeit gegen die Annahme, daß das E. M. eine Erfindung des Lancelotinterpolators ist. Er mag sie irgendwoher geholt haben, um seiner Erfindung einen historischen Anstrich zu geben. In vielen Romanepisoden sind die Eigennamen ganz unursprünglich. Daß Merlins Geliebte in Kleinbritannien wohnt, stammt ganz sicher aus keiner andern Quelle als dem Lancelot. Wenn das E. M. eine unabhängige Erzählung war, so wohnte da Merlins Geliebte gewiß ebenso wie Merlin in Großbritannien. Weder Galfrid noch einer seiner Übersetzer noch Robert von Borron wissen irgend etwas von einem Aufenthalt Merlins in Kleinbritannien. Der Lancelotinterpolator, der erste, der diese Tatsache erwähnt, führt sie ganz unvermittelt an, ohne den erstaunten Leser irgendwie aufzuklären. Er fand eben im Lancelot, daß die Erzieherin der bretonischen Prinzen Lancelot, Lionel und Bohort in der Betragne wohnte. Er konnte seine Erzählung nicht hierzu in Widerspruch setzen.

Wenn nun auch gezeigt wurde, daß das E. M. eine Erfindung des Lancelot-Interpolators sein kann, so ist damit nicht etwa gesagt, daß es eine solche sein muß. Da ähnliche Erzählungen oder wenigstens ähnliche Motive wie die im E. M. L. verwendeten auch sonst vorkamen, ja so verbreitet waren, daß sie unserm Interpolator nicht wohl unbekannt bleiben konnten, so ist es wahrscheinlich, daß sie von ihm wenigstens als Vorbilder benutzt wurden.

Philipot und L. A. Paton, die das E. M. der pseudohistorischen Merlinfortsetzung zum Ausgangspunkt nahmen, erklärten die ursprüngliche Erzählung als einen *Imram,* und dachten sich diesen gewiß in der Form eines *lai,* da ja die meisten französischen Imrama keltischen Ursprungs in dieser Form überliefert sind. Doch auch G. Paris (Merlin I p. XLVI), der die L.-Version ausdrücklich als die allein ursprüngliche erklärt, sagt: *Il est probable que l'auteur du Lancelot avait puisé cette histoire dans un lai aujourd'hui perdu,* und fügt

in einer Anmerkung hinzu: *L'existence de lais anglo-normands sur Merlin est attestée par un passage du Renart (éd. Méon, v.* 12150). *Voyez aussi le texte célèbre de Lambert d'Ardres, Mon. Germ., t.* XXIV *p.* 707 (Druckfehler für 607!). Beide Zeugnisse halte ich für nichtsbeweisend, wenn man wenigstens — wie G. Paris es übrigens tut — den Ausdruck *lai* in der alten wissenschaftlich allein akzeptierbaren Bedeutung auffaßt.[70]) Im *Renart* sagt der Fuchs, als *jongleur breton*: *Ge fot savoir bon lai breton Et de Merlin et de Noton, Del roi Artu et de Tristram, Del chevrefoil, de Saint Brandan;* worauf er gefragt wird: *Et ses tu le lai dame Iset?* Man muß billig sein und der Stelle nicht mehr Wert beilegen, als sie verdient. Von all den „*lais bretons*", die zitiert werden, verdiente vielleicht kein einziger diesen Namen. *Noton* ist eine unbekannte Persönlichkeit; er zählt darum weder pro noch contra. Der *lai del chevrefoil* mag wohl als *lai breton* gegolten haben; er ist aber jedenfalls ein Stück aus einem französischen Roman (vgl. meinen Aufsatz in dieser *Zeitschrift* XX p. 133 ff.). Gab es einen Lai von *Tristan* und einen Lai von *Iseut?* Doch wohl höchsens einen Lai von Tristan und Iseut, aber auch dies ist sehr zweifelhaft (vgl. ibid.). So viel uns auch von *Arthur* erzählt wird, wir besitzen keinen Arthur-Lai. Abgesehen von einigen späteren Romanen erscheint Arthur nirgends als Held einer Erzählung. Die Bretonen glaubten allerdings an Arthurs Entrückung nach Avalon; aber es ist keineswegs wahrscheinlich, daß sie dieses Thema in der Lai-Form behandelten. Es wären Lais gewesen ohne Handlung und ohne Einheit, wie es unter den echten keine gibt. Die Entrückung des sterbenden Königs Arthur ist eben nicht parallel den Entrückungen junger Helden (Guingamor, Graelent etc.), den eigentlichen Imrama. Und ist endlich — *last not least* — die aus lateinischer Prosa übersetzte *Navigation de St. Brendan* ein *lai breton?* Man sieht, daß im *Renart* aufs Geratewohl hin einige Namen genannt wurden, die in der französischen Vers-Literatur keltischen Ursprungs vorkamen. Die Werke, die der Verfasser im Auge hatte, waren jedenfalls meistens Romane. Er konnte ganz gut auch an den Versroman

[70]) Ein epischer *lai* (von den lyrischen ist hier ganz abzusehen) behandelt eine kurze Erzählung mit in sich abgeschlossener Handlung (Märchen, doch häufig mit sagenhaften Elementen) keltischen (bretonischen) Ursprungs und von ernsterem Charakter. Die uns überlieferten Lais sind meist höfisch elegant; doch existieren noch genug Züge, die beweisen, dafs dieses Charakteristikum kein ursprüngliches ist. Durch Analogie wurde später der Name Lai auch auf folgende Dichtungsarten übertragen: 1. auf Parodien von und Satiren auf Lais (z. B. *Lecheor*, z. T. auch *Tidorel*, vgl. meinen Beitrag z. Festschrift Morf p. 38 ff.), die natürlich den Namen ihres Angriffsobjektes sich aneigneten, 2. auf aus *romans bretons* herausgeschnittene Episoden (z. B. *Cor*, *Chievrefoil*), 3. (und dies ist die späteste und kaum allgemeine Verwendung) auf kurze höfische epische Gedichte nicht-keltischer Herkunft (z. B. *Lai d'Aristote*). Die hier gegebene Definition weicht von der in dieser *Zeitschrift* XX (p. 134 A. 74) von mir gegebenen leicht ab.

des Robert de Borron, der damals eben erschienen war, gedacht haben. Vermutlich wußte er selbst nicht, was ein *lai breton* ist. Er hätte allerdings unser E. M., wenn es in Versen aogefaßt war, auch *lai breton* genannt. Aber wenn er jenes meinte, so hätte sein Zeugnis keinen Wert: sich darauf zu berufen, hieße, sich in einem circulus vitiosus bewegen. Das Zeugnis des *Lambert d'Ardres* hat womöglich noch weniger Beweiskraft: Lambert berichtet von Arnold von Guines, daß er um sich hatte *Robertum dictum Constantinensem qui de Romanis imperatoribus et de Karlomannno, de Rolando et Olivero et de Arthuro Britannie rege eum instruebat . . ., et Philippum de Mongardinio, qui de terra Jerolimorum et de obsidione Anthiochie et de Arabicis et Babilonicis et de ultramarinarum partium gestis ad aurium delectationem ei referebat; et cognatum suum Walterum de Clusa nominatum, qui de Anglorum gestis et fabulis, de Gormundo et Ysembardo, de Tristanno et Hisolda, de Merlino et Merchulfo et de Ardentium gestis et de prima Ardee constructione . . . diligenter edocebat.* Jedermann erkennt sofort, daß hier, abgesehen von der zuletztgenannten Chronik, nur von chansons de geste und Romanen die Rede ist.[71]) Auch Lamberts Zeugnis geht nicht über Robert de Borron zurück. Ich verstehe nicht, wie G. Paris dazu kommen konnte, in dieser Stelle ein Zeugnis für die Existenz von anglo-normannischen Merlin-lais zu sehen. Folgerte er etwa: Alle *romans bretons* sind aus *lais bretons* entstanden, und alle *lais bretons* waren anglo-normannisch; nun gibt es *romans bretons* über Merlin; folglich gab es auch *lais anglonormands* über Merlin? Ich bestreite eben die Prämissen. Ich stütze geradezu meine Behauptung, daß es keine *lais bretons* über Merlin gab, nicht nur auf die Tatsache, daß wir gar keine Zeugnisse dafür besitzen, sondern auch auf die weitere Tatsache, die ich in meinem schon zitierten Aufsatz festgestellt zu haben glaube, daß es keine anderen *lais bretons* gab als bretonische (armorikanische), aus welcher, verbunden mit der Tatsache, daß Merlin in der Bretagne unbekannt war (wovon unten noch die Rede sein wird), jener Schluß resultiert. Daß speziell die Erzählung vom E. M. kein *lai breton* war, folgere ich aber vor allem noch aus inneren Gründen, wie gleich gezeigt werden soll.

Ein *Imram* kann sie nicht sein. Die wenigen Motive und Züge, welche das E. M. ausmachen, sind fast sämtlich verschieden von denen des Imram. Die Heldin des E. M. ist keine Fee,[72]) sondern

[71]) Auch mit dem *Merchulf* ist darum wohl nicht ein dialogisches Gedicht, sondern ein erzählendes, etwa entsprechend dem deutschen *Salman und Morolf* (hgb. v. F. Vogt) gemeint.

[72]) Lucy A. Paton (*l. c.* p. 204) nennt sie zwar so, gibt aber doch (p. 212) zu, dafs *a true other-world fay* eigentlich ihre Zauberei nicht erst erlernen sollte. Dieses Erlernen der Zauberei ist aber hier nicht blofs ein später Zusatz, sondern es ist der Angelpunkt der ganzen Erzählung.

13*

nur ein schlaues, etwas gelehrtes[73]) bretonisches Mädchen. Dem Imramhelden aber, der nichts weniger als ein Zauberer ist, entspräche in L Merlin, der Zauberer par excellence. Im Imram ist die Liebe gegenseitig, in L einseitig. Das bretonische Mädchen macht Merlin zu einem Gefangenen, nicht weil sie ihn immer bei sich haben möchte, sondern weil sie ihn für immer unschädlich machen und ihre Tugend bewahren möchte. Endlich ist Merlin in L wie übrigens in der ganzen altfranzösischen Literatur, wo er vorkommt, eine Persönlichkeit, die wohl weniger als irgend eine andere für die Rolle eines Imramhelden paßt. Der Held eines Imram ist nach den irischen und französischen Versionen ein schöner Jüngling.[74]) Dies war Merlin in jener Literatur nie; in L muß man sich ihn zwar noch als jung vorstellen.[75]) Seine Person ist aber immer etwas unheimlich, und daher unsympathisch, wie diejenige aller Gelehrten und Zauberer; in L ist sie geradezu widrig. Der Lancelotüberarbeiter, der an die Vererbung der Häßlichkeit glaubte (vgl. oben A. 9), kann sich den Sohn eines Teufels nicht als schön vorgestellt haben. Dies genügt wohl, um zu zeigen, daß das E. M. L. kein Imram ist. Ist es etwa aus einem Imram entstanden? Dies wäre erst zu beweisen; es ist offenbar sehr unwahrscheinlich. Die Erzählung könnte höchstens noch als eine Parodie auf die Imrama aufgefaßt werden. Doch es gibt gewiß eine Erklärung, die viel näher liegt als diese.

Das E. M. L. hat weit mehr Ähnlichkeit mit den *Fabliaux*. Man wird vielleicht entgegnen, dies schließe nicht aus, daß es ein lai breton war. Aber wenn auch letzteres a priori nicht ausgeschlossen ist, so haben wir doch keine zuverlässigen Zeugnisse für die Annahme, daß es echte *lais bretons* mit fabliauartigem Charakter gab. Ihre Fabliaux bezogen die Franzosen, wenn sie dieselben überhaupt importierten, nicht aus dem Westen oder Norden, sondern aus dem Süden und Osten. Wenn sich das E. M. als ein Fabliau oder eine Nachahmung eines solchen erklären läßt, so hat man daher kein Recht, es *lai breton* oder überhaupt *lai* zu nennen, ohne mit diesem Namen Mißbrauch zu treiben. Das E. M. wird ebensowenig ein keltischer *lai* gewesen sein wie der sog. *lai d'Aristote* ein griechischer.

Das E. M. dürfte, wenn es einmal eine selbständige Existenz hatte, in seiner ursprünglichen Form alle Bedingungen, die man an Fabliaux stellte, erfüllt haben; es scheint ganz denselben Geist zu athmen wie diese. Es verkündet die im Mittelalter bei den Klassen, für welche die Fabliaux vorzüglich bestimmt waren, allgemein anerkannte Wahrheit: niemand kann der Liebe widerstehen, die gescheitesten und die größten Moralisten (als solche galten natürlich alle Gelehrten) vielleicht am allerwenigsten. Es bietet ein Beispiel

[73]) Sogar ihre Gelehrtheit dürfte nicht ursprünglich sein.

[74]) Nicht, jedenfalls nicht notwendig, ein Riese, wie Philipot meint. Übrigens wird ja auch Merlin nie als Riese dargestellt.

[75]) *quant vint au chief de doze anz, si fu amenez a Uter Pendragon.*

für die Verschlagenheit des Weibes. *La légende du savant Merlin perdu par les ruses de Niniane . . . devint un nouveau symbole de la perfidie feminine* (Philipot l. c. p. 282). Gerade die Übertrumpfung des Meisters durch die Schülerin mochte ursprünglich eine komische Wirkung haben. Der Erzähler ist gefühllos und liebt das Obscöne. Alle diese Züge sind besonders charakteristisch für die französischen Fabliaux. Ich könnte nicht glauben, daß sie in einem lai breton vorkommen sollten.

Wie aber konnte Merlin ein *personnage* eines Fabliau werden? Es wäre für mich wohl keine leichte Sache, die Frage zu beantworten, wie Galaad, Tristan oder Lancelot, sogar wie Gauvain in ein Fabliau gekommen wäre, das sich nicht als ein Ausschnitt aus einem Roman erklären ließe. Doch, wenn ich dasselbe von Keu erklären müßte, wäre ich nicht in Verlegenheit. Noch weniger bin ichs in Bezug auf Merlin. Um in ein Fabliau Eingang zu finden, mußte eine historische oder sagenhafte Person schon sehr berühmt sein. Merlin konnte es an Berühmtheit fast mit jeder Person dieser Art aufnehmen. Die Franzosen lernten ihn wohl zuerst aus Galfrids *Historia regum Britanniæ* resp. ihren Übersetzungen kennen. Er spielt darin eine äußerst wichtige Rolle; und jenes Werk erlangte einen Grad von Popularität, dessen sich wohl kaum ein anderes historisches Werk rühmen konnte. Unter den Romanen übertraf kaum einer an Berühmtheit den Gralzyklus des Robert de Borron, speziell dessen zweite, Merlin gewidmete, Branche, welche sich bei allen Umgestaltungen, die dieser Zyklus sich gefallen lassen mußte, fest erhielt. Und nichts trug bei dem abergläubischen Publikum des Mittelalters so schnell zur Berühmtheit bei, wie die Wahrsagekunst; diese aber war Merlins Spezialität. Doch Merlin hatte noch einen anderen Vorteil: man mußte ihn nicht erst zu einem *personnage de fabliau* umformen. Er war es schon von Anfang an, als ihn die Franzosen kennen lernten. Schon die Geschichte seiner Zeugung, wie sie die Historia berichtet, mutet einen wie ein Fabliau an. Und das Fabliauxpublikum, welches das sexuell pikante liebte, mußte neben dieser Erzählung auch an der eben daselbst erzählten Affäre von Tintagel, die von Merlin in Szene gesetzt wurde, Geschmack finden. In Roberts Merlin ist der Titelheld noch weit mehr komische Figur. Die mit Obscönitäten und satirischen Ausfällen gegen die Priester gewürzte Gerichtsszene am Anfang des Romans ist ganz fabliauartig. Dann kommen zwei *devinailles Merlin*, die mit den Fabliaux nahe verwandt sind. Solche devinailles enthält auch die Vita Merlini, die aber nicht populär gewesen zu sein scheint. Doch dürften manche Anekdoten dieser Art, mit Merlins Namen als Reklame, bei dem schwänkeliebenden Publikum zirkuliert haben. In der moralischen Erzählung *(exemple) Merlin et Merlot ou le vilain asnier* (Jubinal, *Nouv. Rec.* I 128) erscheint der Zauberer Merlin einem Holzhauer in einem Baum. Erzählungen dieser Art waren jedenfalls auch zur Erbauung des Fabliauxpublikums bestimmt

und waren den Fabliaux nahe verwandt (vgl. auch Bédier, *Les Fabliaux* p. 9). Nach diesem braucht es uns nicht mehr aufzufallen, wenn wir Merlin als Helden eines eigentlichen Fabliau finden sollten.

Zu den Charakteristika der Fabliaux gehört allerdings auch die Abneigung gegen das Übernatürliche, Wunderbare, Phantastische, welches umgekehrt für die Lais charakteristisch ist (vgl. Bédier, *Les Fabliaux* p. 8, 10). Nun enthält das E. M. sehr viel Zauberei. Doch es ist zu bedenken, daß gerade das Fabliaux-Publikum Nekromantik für eine Wissenschaft hielt, verwandt mit Astronomie, Medizin etc. Sie fiel, wie die letzteren, unter den weiten Begriff der *clergie*. Dasselbe Publikum, das die Nekromantik für etwas ganz natürliches hielt, glaubte nicht an ein Frauenland, an ein irdisches Paradies und scherzte über dasselbe als Schlaraffenland. Wohl erscheint Merlin als Halbteufel, d. h. also ein übermenschliches Wesen; aber das Fabliaux-Publikum war sicher auch von der Existenz solcher Wesen überzeugt; es glaubte nicht mehr an eigentliche Mythen, steckte aber noch tief im sog. Aberglauben. Übrigens brauchte Merlin im ursprünglichen Fabliau nur Schwarzkünstler zu sein, nicht Teufelssohn oder Halbteufel. Der letztere Zug, wenngleich jedenfalls schon dem ursprünglichen Fabliau-Dichter bekannt, könnte erst durch den Lancelot-Interpolator, der ja daran eine andere Interpolation anknüpfen wollte, in die Version L hineingetragen worden sein. Schließlich muß erwogen werden, daß, soviel auch im E. M. von Zauberei die Rede ist, dieselbe doch nur Mittel zum Zweck, also nebensächlich ist. In dem echten Fabliau „*Del chevalier qui fist les c . . . parler*“ erhält der Held von Feen eine Gabe, welche die Kosten der ganzen Erzählung trägt. Phantastisch sind auch die Fabliaux „*Le vilain qui conquist le paradis*“ und „*St. Pierre et le Jongleur*“. Doch niemand wird diese drei Gedichte für Lais halten; denn das Phantastische, Wunderbare ist nicht Endzweck. Dem Fabliauxdichter ist jedes Mittel gut genug, wenn es nur zu seinem Zweck, Komik oder Spott, führt.

Unter den Fabliaux lassen sich eine Anzahl von Gruppen unterscheiden, die allerdings ineinander übergreifen. Eine Gruppe verfolgte den Zweck, die Universalität der sinnlichen Liebe zu beweisen, doch natürlich nicht in sentimentaler, sondern in satirischer und komischer Weise. Man liebte es, die Pfaffen und Mönche, welche die Liebe als fleischliche Sünde verdammten, als lüstern zu schildern und in obscöne Situationen geraten zu lassen. Doch um allgemein zu beweisen, *Qu' amors vaint tout et tout vaincra, Tant com cis siecles durera*,[76]) zog man den ganz verrufenen Geistlichen Männer, die den Ruf hervorragender Weisheit genossen, sog. *philosophes* vor. Denn auch diese galten als Moralisten, als Prediger gegen die sinnliche Liebe. Auf diesem Standpunkt steht der hübsche

[76]) Schlufsverse des *Lai d'Aristote*.

lai d'Aristote: der im Mittelalter so berühmte Philosoph, der Lehrer des noch populäreren Alexander, wird, weil er seinen Zögling von der Liebe zu einer schönen Indierin abhalten will, von dieser damit bestraft, daß er ihm zeigen muß, daß er selbst ihren Reizen nicht besser Stand hält. Das Komische liegt hier fast nur in der Art, wie sich beim Alten die Liebe anfängt zu regen, und in der Schlußsituation: der alte Lehrer, auf allen Vieren gehend und gesattelt, auf seinem Rücken das Mädchen tragend, muß sich den Spott seines Schülers gefallen lassen.[77]) Alle Personen sind sympathisch geschildert, nicht nur der junge Alexander, sondern auch namentlich das Mädchen, graziös und schlau, und den Leser ebenso wie den Aristoteles bezaubernd, und endlich der Philosoph selbst, verspottet wohl, doch nur in gelinder Weise, in seiner Verliebtheit mehr als in seiner Moralpredigerei entschuldigt, schließlich durch etwas zweifelhafte Logik die Konsequenz seiner Theorien rettend und sich witzig aus seiner mißlichen Situation herauswindend: *Moult s'est rescous et bel et gent Aristote de son meschief* (495—96). Wir haben hier ein schönes Beispiel von einem *fabliau courtois*, darum *lai* genannt. Der Verfasser bekundet sehr viel Feingefühl, eine Eigenschaft, die nicht nur den meisten Fabliaux-Dichtern, sondern auch vielen „höfischen" Dichtern abgeht; er wendet sich natürlich nur an die höfische Gesellschaft. Sehr hoch ist ihm namentlich anzurechnen, daß er alles Obscöne (*vilenie*) vermied. In den Händen eines niedrigen Jongleurs, der für die Bourgeoisie dichtete, mußte jedenfalls aus demselben Thema ein ganz anderes Werk entstehen. Die Darstellung mußte den Reiz der Eleganz verlieren; sie mußte zynisch und roh werden. Es lag ja so nahe, den alten Philosophen als widrig lüstern darzustellen, in der List des Mädchens die sprichwörtlich gewordene Perfidie des Weibes zu sehen. Wir besitzen nun zwar kein Fabliau dieser Art mit dem Motiv der *femme chevauchée*; wohl aber gibt es eine Erzählung, welche uns als Ersatz dafür dienen kann, das Fabliau von *Ypocras* und der Gallierin. Eine modernisierte Version desselben findet sich in Le Grand d'Aussy's Fabliauxsammlung (I. p. 288 ff.). Legrand behauptet, er habe die Erzählung in einem Lancelot-Manuskript gefunden. Es ist aber offenbar ein Manuskript des Grand-Saint-Graal des O_1-Zyklus gemeint; denn dieser Zyklus wird in den Handschriften bisweilen *estoire de Lancelot* genannt (vgl. im ersten Abschnitt dieser Studien A. 46). Die Erzählung ist abgedruckt bei Hucher, *Le Saint-Graal*, t. III. p. 29 ss. Das Motiv, daß ein Liebhaber von seiner treulosen Geliebten, die ihm versprochen hat, ihn in einem Korb in ihr Gemach hinaufzuziehen, in der Luft hängen gelassen und dem Spotte der Leute

[77]) Das Motiv von der *femme chevauchée* ist im Folklore verbreitet und stammt aus Indien. Man vgl. über dieses Motiv Borgeld: *Aristoteles en Phyllis*, Groningen 1902.

preisgegeben wird, dieses Motiv muß im Folklore schon vor dem Fabliau von Ypocras existiert haben (vgl. Comparetti, *Virgilio* II p. 109 f.). Der griechische Arzt Hippocrates verdankte dem Rufe seiner Gelehrsamkeit die zweifelhafte Ehre, Held dieser Erzählung zu werden. Um seinen Fall um so eklatanter erscheinen zu lassen, wird zunächst erzählt, daß er den Neffen des römischen Kaisers durch seine Kunst vom Tode erweckt habe. In der Erzählung von Ypocras und der Gallierin fehlen alle Lichtseiten. Der ritterliche Alexander, der durch sein Verhältnis zu den beiden Hauptpersonen das Verhältnis der letzteren zu einander bestimmt, wird hier nur ganz ungenügend ersetzt durch den jenen beiden wohlwollenden, aber ganz einflußlosen, römischen Kaiser. Hippocrates ist wollüstiger als Aristoteles. Namentlich aber besitzt die Gallierin in unseren Augen keinen der Reize, welche die Indierin so sympathisch machen. Diese hält allerdings den Philosophen auch zum Narren; doch bestraft sie ihn nur nach Verdienst. Hippocrates dagegen hat nichts verschuldet; die Gallierin will nur an ihm zeigen, daß sie jeden zum Narren haben könne. Die Schande des Hippocrates ist dennoch viel größer als diejenige des Aristoteles: nicht nur ein einzelner, auf dessen Diskretion zu rechnen war, muß Zeuge der Schande sein, sondern die ganze Stadt. Die Gallierin erscheint darum als grausam und herzlos. Wie man sieht, ist das Komische durch die giftige Satire in den Hintergrund gedrängt worden. Das Fabliau sollte nicht mehr in erster Linie beweisen, daß niemand der Liebe widerstehen könne, sondern, daß auch des Gelehrtesten Kunst vor der Tücke des Weibes ohnmächtig sei. Aristoteles war *plains de viellece* und häßlich; Hippocrates dagegen wird dargestellt als *assés jovenes hom et biaus* (38). Das erstere ist offenbar natürlicher als das letztere. Man darf wohl annehmen, daß unser Abenteuer nur deshalb in die Jugend des Hippocrates verlegt wird, weil ihm für seine späteren Jahre noch ein ähnliches angedichtet wird. Das eben besprochene Fabliau findet sich auch mit Virgil als Helden (vgl. Comparetti, *Virgilio* II. p. 109).[78]) Die ärztliche Kunst des Hippocrates, die vom Tode auferwecken konnte, galt als Zauberei; Virgil aber war der berühmteste Zauberer für das Mittelalter.

Im Grand-Saint-Graal folgt auf das besprochene Fabliau noch ein ähnliches, ursprünglich wohl auch selbständiges, dessen Held ebenfalls Hippokrates ist (Hucher III p. 62 ff.).[79]) Der große Arzt

---

[78]) Auch mit Kaiser *Leo* und mit *Salomon* (vgl. Borgeld, *Aristoteles en Phyllis* p. 2), vielleicht auch mit dem Philosophen *Antipater* (vgl. *Proverbia que dicuntur super natura feminarum* in Z. f. r. Ph. IX p. 301).

[79]) Eine Variante desselben, die hier und da ursprünglicher zu sein scheint, hat Hucher unter dem Texte abgedruckt. Diese Version wurde von P. Paris für seine Analyse (*R T R* I 265 ff.) benutzt. Sie enthält auch eine *venjeance*, die aber wohl eine spätere Addition ist. Die von Mussafia (Denkschriften der Wiener Akademie XXV) veröffentlichte katalanische

hat sich den König von Persien zu Dank verpflichtet, indem er seinen bereits für tot gehaltenen Sohn wieder gesund gemacht hat, und verlangt nun als Lohn die schöne zwölfjährige Enkelin desselben. Er erhält sie zur Frau, gegen ihren Willen. Sie versucht, ihn zu vergiften. Doch Hippokrates, ahnend, daß dies so kommen könnte (was übrigens kaum ursprünglich ist, sondern nur mit Bezug auf das vorausgehende Fabliau seine *raison d'être* hat), hat sich darauf eingerichtet, durch Verfertigung eines Zauberbechers (in der unabhängigen Fassung dürfte er ihn schon vor seiner Verheiratung besessen haben), der alles Gift wirkungslos machte. In der Tat bleibt dann auch die Wirkung des Gifttrankes aus. Seine Frau wundert sich darüber und vermutet, daß der Becher daran schuld sei. Wie sie ihn näher betrachtet, fragt sie Ypocras, weshalb sie dies tue. Weil er so besonders schön sei, meint sie. Da erklärt ihr Ypocras die besondere *vertu* des Bechers.[80]) Hierauf entwendet sie ihn heimlich und wirft ihn ins Meer. Hippokrates ist sehr traurig darüber; denn er konnte keinen so wunderbaren Becher mehr bekommen; *mes onques n'en pot la verité savoir.* In der Version B [Huchers Variante und P. Paris' Analyse] wird nicht gesagt, daß Ypocras seiner Frau die *vertu* des Bechers verriet; sie scheint sie erraten zu haben. Ypocras weiß hier sehr wohl, daß der Becher ihm von seiner Frau genommen wurde; er fertigte sich dann einfach einen neuen, noch besseren Becher an, so daß hier die Frau nichts erreichte. Diese Abweichungen sind m. E. alle unursprünglich, begründet in Anpassung an die Bemerkung, daß Ypocras, seit er im *cofin* in Rom war, allen Frauen mißtraute. — Ypocras macht seine Frau noch auf etwas anderes aufmerksam. Er zeigt ihr einmal eine brünstige Sau und sagt, daß der Genuß ihres Fleisches den Tod herbeiführen würde. In Version B (im Einklang mit den oben erwähnten Abweichungen) wird die Sache so dargestellt, als ob Ypocras seiner Frau unüberlegt diese Mitteilung machte (*si dist une parolle dont il ne se gardait*). Dieselbe war auch nicht so sehr an seine Frau gerichtet; er hatte sie nur *viant sa femme* gemacht. Natürlich ist auch diese Abweichung der Version B ebenso unursprünglich wie die oben erwähnten Abweichungen. Ypocras mußte die Mitteilung in guten Treuen machen. Nach Version B war nur der Kopf der Sau giftig. In dieser Version fragt dann die Frau, ob nichts den Tod abwenden könne; Ypocras erwidert (nochmals weil er sich vergißt?): wenn man gleich die Suppe (das fette Wasser) trinke, in welcher das Fleisch gekocht

Version der 7 weisen Meister enthält als Interpolation in die Erzählung von Ypocras und seinem Neffen (*Medicus*) den letzten Teil unseres Fabliaus mit *Vengeance*. Legrand d'Aussy hat es nicht in seine Sammlung aufgenommen.

[80]) Dies ist der beste Beweis, dafs die prophylaktische Anfertigung des Zauberbechers kein ursprünglicher Zug ist.

worden sei, so entgehe man dem Tode, sonst nicht. Dieser Passus ist ursprünglich; denn auch in Version A wird nachher darauf Bezug genommen. — Die Frau läßt nun die Sau sofort schlachten und setzt den Kopf derselben ihrem Mann vor (vielleicht hat der Verfasser von Version B hieraus geschlossen, daß nur der Kopf giftig war). Ypocras ißt und merkt gleich, daß er vergiftet ist. Er verlangt das Wasser zu trinken, in welchem das Fleisch gekocht worden war. Doch die Frau hatte vorher Befehl gegeben, das Wasser auf den Misthaufen zu gießen. Ypocras läßt sich zum Misthaufen führen; doch seine Versuche, das Wasser aus dem Mist herauszupressen, sind vergeblich. Er stirbt, nachdem er den Grund seines Todes erraten hat. Er findet, daß er seinen Tod selbst verursacht hat: *Mar celerait* (= *celera*) *atrui qui ne puet celeir lui: car je mëysmes mors me suis,* und nochmals: *en cest a bon droit que je muir; car je mëysmes me suis mors qui li moustrai l'entoche* (Gift), *et bien puet om dire que mal celerait atrui qui lui ne puet celeir.*[81]) Dieser Ausspruch ist zwar nur in Version B belegt, ist aber jedenfalls ursprünglich. Aus dieser Erzählung, die kaum mehr ein Fabliau genannt werden kann, ist jede Komik, sogar die Komik der Situation, verschwunden. Hippokrates ist ein alter Wüstling, Zauberer zwar, daneben aber etwas einfältig.[82]) Das schöne Mädchen hat ebenso wenig Witz wie Gefühl. Auf sie hat es übrigens der Verfasser oder Interpolator besonders abgesehen; denn er läßt den sterbenden Hippokrates den Ausspruch tun: *ne se poroit nus gaitier d'engien de femme* (72) und auch die von Sarraquite ausgesandten Boten, welchen die Geschichte von Ypocras erzählt wird, bedauern seinen Tod und versichern: *dyable chose et mout doutable a en femme; car encontre son engien ne se puet sens d'oume garder* (73). Es ist der ewige Refrain in Fabliaux und anderen Werken: „*Mout set femme de renardise*". „*Femme est gopil per gent deceyvre*". „*Femme ne bee a riens qu'a home decevoir.*" „*Fame est fete por decevoir; Mençonge fet devenir voir, Et voir fet devenir mençonge*". „*Quant el viaut l'ome decevoir, Plus l'an deçoit et plus l'afole Tot solemant par sa parole*

[81]) Ich verstehe den Sinn dieser Sentenz nicht, aber ebensowenig die von P. Paris (*R T R* I 250) gegebene Übersetzung: *qui n'est pas maître de son secret ne l'est pas de celui des autres.* Ich möchte glauben, dafs ursprünglich *saner* an Stelle von *celer* stand; und dafs Ypocras sagen wollte: Zu seinem Unglück *(mar,* nicht *mal!)* wird derjenige andere heilen, der sich selbst nicht heilen kann. In der Ypocras-Erzählung des *Roman des sept sages,* die der Verfasser unseres Fabliau auch gekannt haben dürfte, wird gesagt, dafs die Leute sich wunderten, dafs er, der so viele heile, sich selbst nicht heilen könne (Ausgabe von Ad. v. Keller v. 1776 ff. und Einleitung p. CCXV); ebendaselbst wird auch das Verb *saner* neben *garir* angewendet. Ein Überarbeiter, der unter dem Einflufs von *li moustrai l'entoche* stand, glaubte wohl, das *saner* in *celer* korrigieren zu müssen.

[82]) Ein Teil dieser Einfalt fällt aber dem Verfasser der Erzählung zur Last, der die Handlungen plump motiviert hat.

Que om ne feroit par angin". „*Par lor engin sont deceü Li sage, des le tens Abel*" (wegen des Reimes anstatt *Adan*).[83] Die Geschichte und die Legende lieferten Beispiele die Menge. Allen voran stand *Salomon*, dessen Weisheit das Mittelalter bewunderte: *Chil fu si sage de toutes sciences que a miervelles le pëust on tenir . . . et nepourkant par biautet de femme fu il soupris et decëus. . . . Sa femme ki o lui estoit, si se penoit d'engignier lui et decevoir au plus que ele pooit, et il l'amoit tant que il ne pooit nule riens tant amer. Il se gardoit au plus que il pooit qu'elle ne le decëust; mais sa garde n'i ot mistier. . . . Kar sans faille puis que femme velt metre son cuer et s'entension en engin, nus sens d'houme mortel ne s'i puet prendre* (Grand-Saint-Graal ed. Hucher II 469). So heißt es wieder in der ersten Erzählung von Ypocras (p. 41): *Il n'est engiens que femme ne pensast pour avenir a chou que ele bee a faire, ni onques ne fu si sages hom que femme nel pëust decevoir, puis que ele i vausist metre sa cure. Salemons qui fu li plus sages des peres ne s'en pot onques garder, ains en fu decëus et Sanses fortins en morut et Absalons li plus biaus hom dou monde en fu destruis et Ypocras qui ne fu pas si saiges, por coi ne pëust il estre decëus?* Ein anderer sagt: *Par femme fut Adam deceü Et Virgile moqué en fu; David en fist faulx jugement Et Salemon faulx testament; Ypocras en fu enerbé* (vergiftet), *Sanson le fort deshonnoré; Femme chevaucha Aristote: Il n'est rien que femme n'assote* und der Kopist fügt hinzu: *Et s'est la maniere commant li VII saige furent dessus per femme* (vgl. Borgeld l. c. p. 14). Ein Fabliau-Dichter sagte, nachdem er auf *Salemoun* und *Sampson* hingewiesen hat: *E ly bon myre Ypocras, Qui tant savoit de medicyne artz, Fust par sa femme desçu* (zitiert von Neff l. c. p. 54). Die Erzählung von Ypocras gehörte jedenfalls zu den berühmteren. Auch der katalanische Dichter Pau de Bellviure (14./15. Jahrh.) weiß etwas darüber: *E Ypocras morí per llur barat.* In die Liste der unglücklichen Opfer der Weiberstücke wurden auch die wenigen Helden der Arthurromane aufgenommen, die sich hier verwenden ließen: *Tristan* erscheint in der Mort Artur des O_1-Galaad-Gralzyklus hinter David, Absalon, Salomon, Sanson, Hector, Achilles, Paris (vgl. Sommer, Malory III 226), ebenso in einem Gedicht der Klara Hätzlerin (1471) (vgl. Borgeld l. c. p. 34). „*Artuses scham*" wird merkwürdigerweise selten

[83]) Vgl. z. B. Bédier, *Les Fabliaux* p. 284, G. Paris im *Journal des Savants* 1902 p. 645 ff., Comparetti, *Virgilio nel medio evo* II p. 103 ff. und Borgeld, *Aristoteles en Phyllis* p. 11 ff. Es gab sogar ganze Traktate über dieses Thema: vgl. die von A. Tobler in Z. f. r. Ph. IX publizierten *Proverbia que dicuntur super natura feminarum* und die ebendaselbst p. 288—290 angeführten ähnlichen Werke. Vgl. aufserdem die von P. Meyer (Rom. VI p. 499—500) zitierten Gedichte. Eine grofse Sammlung von Beispielen erwähnt Theod. Lee Neff: *La Satire des femmes dans la poésie lyriqe française du moyen-âge*, Paris 1900, speciell im Anhang.

erwähnt, meines Wissens nur bei dem Meistersinger Frauenlob (Borgeld l. c. p. 27), der unpassender Weise auch *Parzival* nennt. *Merlins* Name erscheint in der französischen Literatur auffallend spät in diesem Zusammenhang. Zum ersten Mal trifft man ihn meines Wissens in dem zwischen 1260 und 1267 geschriebenen berühmten *Livres dou Tresor* des Brunetto Latini, eines Italieners, der sich allerdings in Frankreich aufgehalten hatte. Der bemerkenswerte Passus lautete: *il avient maintefois que amor les* (gemeint sind die *tiercelets*) *seurprent si fort que il n'ont nul pooir de soi mëismes, ainz abandonent et cuer et cor a l'amor d'une feme, et en ceste maniere perdent il lors sens, si que il ne voient goute, si comme Adans fist por sa feme, de quoi touz li humains lignages est en peril et sera touzjors; David li prophetes, qui, por la biauté de Bersabee, fist murtre et avoutire; Salemons ses filz ora les ydles et fausa sa foi par amor de Ydumee et Sanses li fors descovri a sa feme sa force et sa vertu et sa vie, et en morut il et li sien; de Troie, comment ele fu destruite le sevent tuit, et un et autre, et maintes autres terres et haut prince qui ont esté destruit por amer folement; neïs Aristotes li tres sages philosophes et Mellins furent decēu par femmes, selonc ce que les estoires nos racontent* (p. 431—432). Dann kommt *Eustache Deschamps* (14. Jahrhundert): *Par femme fu mis a destruction Sanxes li fort et Hercules en rage, Ly roy Davis a redargucion; Si fut Merlins soulz le tombel en caige* (zitiert von Comparetti l. c. p. 107). Ein Spanier des 15. Jahrhunderts nennt Merlin zusammen mit Aristoteles: *Aun y se falla qu'el sabio Merlyn Mostró a una dueña atanto ssaber, Fasta que en la tumba le fiso aver ffyn; que quanto sabia, no'l pudo valer* (zitiert von Borgeld l. c. p. 32). In der italienischen Literatur scheinen die Zeugnisse etwas älter und zahlreicher zu sein; A. Graf (*Miti, leggende e superstizioni del Medio Evo* II 344) hat sie zusammengestellt; sie sind den Gedichten der Schule Guittone's von Arezzo entnommen und stammen daher aus der 2. Hälfte des 13. Jahrhunderts: *Se lo scritto non mente, Da femina treciera Si fue Merlin diriso; E Sanson malamente Tradilo una leciera* (Leonardo del Guallaco). *Merlino e Salamone(e) lo s[accen]te E Aristotile ne fu inghannato* (Anonymus). *Chè Troja andò im perdizione, Mirllino e Salamone* (Monte). *Che Salamon, Sanson e' l buon Merlino, David divino hai vinto per sentenza* (Lapo Saltarello). *Davit, Merlin o ver lo buon Sansone* (Paolo Zoppo da Castello).

Um Merlin in die Erzählung vom verliebten und betrogenen Gelehrten einzuführen, genügte offenbar, was man aus Robert de Borron, ja schon was man aus Galfrid von Monmouth über ihn erfahren hatte. Es genügte, daß er als Zauberer und Prophet bekannt war, folglich mit den antiken Weisen und Gelehrten, einem Aristoteles, Hippokrates und Virgil auf die gleiche Linie gesetzt werden konnte.

In einer Episode von *Aliprandos* Chronik (1414) erscheint *Milino* als Schreiber und Famulus Virgils (Comparetti l. c. II. p. 139, 259 ff.). In einer französischen und einer englischen Version des *Roman des sept sages* tritt Merlin sogar an Stelle Virgils in Verbindung mit dem Kaiser von Rom auf; die Erzählung *Herodes und Merlin* (No. 7 des Romans) lehnt sich übrigens ganz an Galfrids Erzählung von Wortigern und Merlin an. Merlin konnte also offenbar die alten Philosophen auch in ihren Fabliaux vertreten. Vertretung war gerade hier sehr leicht möglich. Ich habe schon erwähnt, daß das Korb-Fabliau auf mehrere „Philosophen" übertragen wurde (oben Anmerkung 78). Auch das Fabliau von der *femme chevauchée* hatte nicht nur Aristoteles, sondern auch Virgil zum Helden (vgl. Borgeld, l. c. p. 17), ganz abgesehen von den orientalischen Versionen (ibid. p. 86 ff.). Wenn man erst wußte, daß Merlin ein Teufelssohn war, so hatte es wohl noch einen besonderen Reiz, ihn an Stelle der antiken Philosophen einzusetzen. Denn dadurch setzte man der Satire gegen die Weiber die Krone auf. „Leichter als es mit einem Weib in List aufzunehmen, ist es, den Teufel selbst zu täuschen"; denn *femme scet d'art plus que le deable*, heißt es in Fabliaux;[84]) *quar son engyn passe Tot ce que autre engyn compasse.*[85]) Sollte man nicht auch zeigen, wie das Weib den Teufel überlisten kann? Merlin ist zwar nicht ein ganzer Teufel, aber doch ein Teufelssohn, der die ganze *science* seines Vaters ererbt hat.

Es muß wohl jedermann sofort finden, daß das E. M. mit der zweiten Ypocras-Erzählung am meisten Ähnlichkeit hat. Nur in diesen zwei Erzählungen zeigt sich der Gelehrte wirklich als Zauberer, und rennt deshalb ins Verderben, weil er seiner Geliebten die Zauberei verrät, so daß dieselbe ihrerseits davon Gebrauch machen kann.[86]) Nur in diesen beiden Erzählungen wird die Liebe des Gelehrten eigentlich als widrige Wollust empfunden, wodurch der Haß und die

[84]) Jubinal, *Nouveau Recueil* II 333 und Montaiglon et Raynaud, *Recueil* IV 165.

[85]) Montaiglon et Raynaud II 183 (zitiert von Neff).

[86]) In der Ypocras-Erzählung haben wir eine Wiederholung des Hauptmotivs. Die Geschichte vom Zauberbecher hat gar keine raison d'être neben derjenigen von der brünstigen Sau. Diese mufs daher unursprünglich sein. Ursprünglich mufs Ypocras deshalb von seiner Frau vergiftet worden sein, weil er ihr die *vertu* des Bechers verriet. Wozu wirft die Frau den Becher ins Meer, wenn sie nachher keinen Vergiftungsversuch, der ja Erfolg hätte haben müssen, mehr machen will? Die Version B hat darum, wie wir sahen, eine Verbesserung versucht. Indem von einem Interpolator das Saumotiv hinzugefügt wurde, verlor die Becherepisode ihren Schlufs. Das Saumotiv ist, wie gesagt, nur eine Wiederholung des Bechermotivs. Nur ist die Sau nicht gerade, wie der Becher verzaubert: doch ist wenigstens ihre Giftigkeit nicht natürlich. Die katalanische Interpolation der sieben weisen Meister (vgl. oben) enthält allerdings die Becherepisode nicht, sondern nur die Vergiftung durch das Fleisch der Sau. Aber es fehlt eben hier überhaupt der ganze Anfang des Fabliau. Die katalanische Version ist schlechter als die französische (vgl. G. Paris, *Rom.* VI 299).

Verachtung der Dame gegenüber dem alten Liebhaber etwas gerechtfertigt wird. Nur in diesen Versionen endlich ist das komische Element, insbesondere die Komik der Situation, verschwunden, und ist der Ausgang geradezu tragisch geworden.

Daß das letztere auch für das E. M. gilt, ist zwar erst zu beweisen. Was daselbst eigentlich Merlins Ende war, wird nicht klar gesagt. Doch soviel ist sicher, daß dafür gesorgt wurde, daß Merlin nicht mehr aus seinem Gefängnis entkommen oder befreit werden konnte. Nach der von dem Fräulein vom See an Merlin gerichteten Frage muß man annehmen, daß er in der *cave* für immer schlief. Das Natürlichste ist offenbar, diesen ewigen Schlaf als den Tod, die *cave* als eine Grabstätte aufzufassen. Vielleicht wollte der Verfasser des Fabliau etwas mysteriös sein, oder der Lancelot-Interpolator wagte es nicht, das Fräulein vom See direkt zu einer Mörderin zu machen. Sie mußte Merlin unschädlich machen, wenn sie ihn los werden wollte. Denn es war ihr, und auch dem Lancelot-Interpolator, sehr daran gelegen, ihre Jungfräulichkeit zu bewahren. Eine Befreiung Merlins ist daher nach dem ursprünglichen Plan ausgeschlossen.

Die inhaltlichen Differenzen zwischen dem E. M. und der zweiten Ypocras-Erzählung erklären sich zumeist durch die besondern Verhältnisse, in denen sich das E. M., so wie es uns überliefert ist, befand. Der eigentliche Zweck des Ypocras-Fabliau, die Satire gegen die Weiber, konnte zwar in einem selbständigen E. M. fortbestehen, doch nicht in der Lancelotinterpolation. Der sympathische Charakter des Fräuleins vom See war für den Interpolator ein gegebener; er nennt sie darum auch *moult sage et cortoise*; dafür wird dann ihr Opfer, wie wir schon sahen, angeschwärzt: Merlin wird *decevanz et desleiaus*. Aber man erkennt doch noch, daß ursprünglich die Erzählung resp. ihr Vorbild die *tromperie* und *desleiauté* des Weibes illustrierte. Ging der satirische Zweck verloren, so trat dafür etwas neues an seine Stelle. In der Ypocras-Erzählung hat die Heldin keinen anderen Zweck, als den ihr verhaßten Zauberer los zu werden; sie will ihm auch nur so weit hinter seine Zauberei kommen, als ihr nötig ist, um ihn zu vernichten. Im E. M. dagegen will die Heldin nicht bloß Zauberei erlernen, um damit den unbequemen Liebhaber unschädlich zu machen, sondern sie will, und zwar in erster Linie, die Zauberei zu anderen für die Erzählung selbst nicht in Betracht kommenden Zwecken sich aneignen. Diese außerhalb der Erzählung liegenden Zwecke sind natürlich nicht ursprünglich. Auch diese Abweichung von der Ypocras-Erzählung erklärt sich nur durch die speziellen Absichten des Lancelotinterpolators; in einem selbstständigen E. M. hätte sie noch keine *raison d'être*. Das Motiv vom Schutz der Jungfernschaft findet sich in der Ypocras-Erzählung noch nicht. Man könnte sich's zwar hineindenken, und annehmen, daß ursprünglich die Heldin den Ypocras beim Beischlaf betrog und ihre Keuschheit

bewahrte. Doch muß zugegeben werden, daß sich jenes Motiv auf viel ungezwungenere Weise als eine Zutat des Lancelot-Interpolators erklärt, dem es so sehr darauf ankam, das Fräulein vom See moralisch unbeschadet aus dem Abenteuer hervorgehen zu lassen. Das Motiv war, wenn auch vielleicht nicht mit den im E. M. angeführten Details, verbreitet. G. Paris sagt mit Bezug auf den Cligès (*Journal des Savants* 1902 p. 30): *Ce trait d'une femme qui, grâce à un sortilège, se conserve vierge à côté d'un mari qu'elle n'aime pas, se retrouve non seulement dans des contes répandus, mais dans plusieurs poèmes de l'épopée française.*[87]) In einem selbstständigen E. M. aber wäre es nicht eher einem Bedürfnis entgegengekommen als in der Ypocras-Erzählung. Das Vergiftungsmotiv war für den Lancelot-Interpolator unbrauchbar. Der Charakter des Fräuleins vom See wäre durch dasselbe viel zu sehr geschädigt worden. Konnte schon die Handlung der Frau des Ypocras vom mittelalterlichen Standpunkt aus nicht gebilligt werden, so hätte jene noch viel weniger Ursache zu einer solchen Grausamkeit gehabt. Aber in einem selbstständigen Merlinfabliau, in dem die Heldin nicht das Fräulein vom See war, wäre keine Ursache vorhanden gewesen, um das Vergiftungsmotiv durch ein anderes zu ersetzen. Wenn es daher ein selbstständiges Merlinfabliau gab, das die Quelle von L war, so konnte es wahrscheinlich nicht einmal auf dem Namen *Enserrement Merlin* Anspruch erheben. Mit dem Aufgeben des Vergiftungsmotivs hatten auch Zauberbecher und brünstige Sau keine raison d'être mehr. Das mildere Einschläfern trat an die Stelle des Vergiftens, sei es daß der Lancelot-Interpolator von selbst darauf verfiel, sei es daß er bereits ein irgendwo vorhandenes Motiv dieser Art kannte.

Wenn wir oben sahen, daß das E. M. L., an und für sich betrachtet, sehr leicht eine Fiktion des Lancelot-Interpolators sein könnte, so kann uns diese Voraussetzung kaum mehr wahrscheinlich dünken, nachdem wir erkannt haben, daß die meisten der darin verwerteten Motive, speziell auch das Hauptmotiv, in der zweiten Ypocras-Erzählung bereits in auffallend ähnlicher Weise vorhanden waren. Wir werden eher annehmen müssen, daß der Lancelot-Interpolator, als er erklären wollte, wie das Fräulein vom See ihre Zauberkunst erlernte, bereits eine für seinen Zweck passende Erzählung vorfand, sei es die Ypocras-Erzählung (die natürlich älter ist als der Grand-Saint-Graal) selbst, sei es ein auf der letzteren aufgebautes Merlinfabliau. Durch die Annahme eines solchen ist aber gar nichts gewonnen. Die an der Ypocras-Erzählung vorgenommenen wichtigsten Änderungen sind, wie wir sahen, nicht Postulate der Merlinsage,

[87]) So ist in *Boeve de Hauntone* von einem Zaubergürtel die Rede, welcher einen Mann, der bei einer damit umgürteten Frau schlief, hinderte, sich ihr zu nähern (vgl. die Ausgabe Stimmings p. LXIII). Stimming (ibid. p. CXC) zitiert noch andere Werke, in denen ein ähnliches Motiv vorkommt.

sondern höchst wahrscheinlich nur Anpassungen an die speziellen Bedürfnisse des Lancelot-Interpolators. Das Merlinfabliau hätte also, abgesehen vom Namen des Protagonisten und der Lokalisation, vermutlich ganz ebenso ausgesehen wie die Ypocras-Erzählung. Es wird durch nichts postuliert. Nichts spricht dafür, daß es existiert hat. Ein Umstand dürfte direkt gegen seine Existenz sprechen. Die Anspielungen auf das E. M. nämlich erscheinen, namentlich in Frankreich, sehr spät, trotzdem die Version L, wie wir sahen, schon ziemlich alt ist, jedenfalls ins 12. Jahrhundert zurückreicht; und, wo jene Anspielungen auf Details Bezug nehmen, passen diese nur zu jüngeren Versionen. Daß das E. M. L. nicht besonders bekannt wurde, läßt sich begreifen; denn es bildet in dem Lancelotroman, der wegen seines Umfangs nicht gar häufig kopiert wurde, eine verschwindend kurze und durchaus nebensächliche Episode. Ein selbstständiges E. M.-Fabliau dagegen hätte ungehinderte Zirkulation gehabt, und man sieht nicht ein, weshalb es weniger populär hätte werden sollen als die dem Aristoteles, Hippokrates und Virgil gewidmeten Fabliaux. Ich glaube, daß wir, wenn das E. M. je selbständig gewesen wäre, Allusionen aus dem 12. Jahrhundet, zum mindesten aus dem Anfang des 13. Jahrhunderts finden müßten.[88]) Wenn es ein selbständiges E. M. gab, so war es gewiß etwas vollständiger als die Version L, die allerdings, wie Philipot sagt, den Eindruck eines Résumés macht. Es hätte gewiß erzählt werden müssen, wie Merlin das Mädchen kennen lernte; namentlich aber hätte die Unschädlichmachung Merlins, die in einem selbstständigen Fabliau die Hauptsache gewesen wäre, ausführlicher geschildert werden müssen. Der Lancelot-Interpolator hat natürlich nicht mehr seiner Quelle entnommen resp. nicht mehr konstruiert, als er für seine Zwecke brauchte.

Ich glaube nun gezeigt zu haben, daß sich das E. M. L. gut und ungezwungen erklärt, wenn wir annehmen, daß der Lancelot-Interpolator dasselbe mit Rücksicht auf seine speziellen Bedürfnisse konstruierte, unter Anlehnung an die Erzählung von der Vergiftung des Ypocras, die gerade das bot, was er brauchte. Ein selbstständiges E. M. wird von L nicht postuliert; einiges scheint direkt gegen seine Existenz zu sprechen, zum mindesten es wahrscheinlich zu machen, daß, wenn es existierte, es der Yprocras-Erzählung viel näher stand als dem E. M. L. und auf den Namen E. M. vielleicht gar keinen Anspruch erheben durfte. Nach unserer Ansicht ist das E. M. L. zwar nicht selbst ein Fabliau, hatte aber ein solches, das allerdings den Fabliaucharakter schon großenteils verloren hatte, als Vor-

[88]) Meine Liste von Allusionen mag nun allerdings unvollständig sein; ich habe die literarischen Texte nicht daraufhin untersucht, sondern nur die bereits vorhandenen Beispielsammlungen benutzt. Die Listen bei Borgeld sind aber grofs genug und erreichen vielleicht nahezu Vollständigkeit.

bild.[89]) Damit ist nun nicht gesagt, daß die von der Ypocras-Erzählung abweichenden Züge nicht aus der Sage stammen können; aber man wird zugeben müssen, daß ein Lancelotüberarbeiter sie ebensogut der Sage (resp. auf Sagen zurückgehenden Werken) entnommen haben kann wie ein Fabliauxdichter. Es ist wohl sogar sehr selten, daß ein solcher sich um Sagen kümmerte. Man betrachte nur den *Vilain asnier*, um eine Vorstellung davon zu bekommen, wie viel ungefähr aus der Sage in das E. M.-Fabliau aufgenommen werden mochte. Vom Lancelot-Interpolator dagegen wissen wir bereits, daß er Martin von Rochesters *Brutus*, ein Werk, das sehr viele Sagen enthielt, kannte und benutzte. Aber er scheint noch anderes über Merlin gewußt zu haben, was kaum im *Brutus* stand. So sagt er in der Einleitung zur Erzählung von der Zeugung Merlins: *por ce fu il* (Merlin) *tant redotez de Bretons et tant honorez que tuit l'apeloient lo saint prophete, et tote la menue gent lor Deu.* Dieses Urteil stimmt gar nicht zu demjenigen, das der Interpolator in der aus dem Brutus geschöpften Erzählung von der Zeugung Merlins abgibt. Er reproduziert hier offenbar nur eine Ansicht, die er gehört hat, die aber seiner eigenen zuwiderläuft. Der Lancelot-Interpolator behauptete, daß Merlins Mutter *en la marche d'Escoce et d'Irlande* wohnte. *Escoce* ist jedenfalls das piktische Reich im Nordosten Schottlands, *Albania*, später *Scotia* genannt (vgl. in dieser Zeitschr. XXVII, p. 100), während man unter *Irlande* hier wohl die von Iren (Schotten) besiedelte Provinz *Dalriada* im Nordwesten Schottlands zu verstehen hat. Die *marche* (Grenzdistrikt) der beiden Reiche ist gerade das Gebiet, wo sich der kaledonische Wald befunden haben muß (vgl. Rhys, *Celtic Britain* 3. ed. p. 227). Nach Galfrids Historia und ihren uns erhaltenen Bearbeitungen ist Merlins Mutter eine Königstochter aus Demetia (Süd-Wales); Robert, der auch Martin von Rochester benutzt hat, sagt gar nichts darüber. Wenn man es darum nicht gerade als unmöglich erklären kann, daß Martin den Merlinus Caledonius an Stelle von Galfrids Merlinus Ambrosius einführte, so ist es doch gewiß viel wahrscheinlicher, daß der Lancelot-Interpolator den ersteren aus den Erzählungen der *menue gent* kennen gelernt hat. Nach all diesem dürfte es uns nicht mehr Wunder nehmen, wenn es sich herausstellen sollte, daß der Lancelot-Interpolator auch

---

[89]) Jeanroy (in seiner Rezension von L. A. Patons *Studies* in *Romania* XXXIV p. 120) hat im allgemeinen den Ursprung und Charakter des E. M. richtig erfaſst; er sagt: *La création, au reste assez moderne, de Ninienne ... n'a rien de mystérieux; j'y vois une illustration nouvelle de l'axiome cher au moyen âge que la sagesse du plus grand clerc ne peut rien contre l'„engien" d'une femme; cette création marque en somme l'introduction du fabliau ou du moins de l'esprit satirique dans le roman arthurien.* Letztere Bemerkung trifft nun allerdings nicht das Richtige. Ich habe oben gezeigt, daſs gerade die Satire und überhaupt das Fabliauartige im E. M. L. ausgemerzt wurde und ausgemerzt werden muſste. Meine Ansicht über den Ursprung des E. M. war schon längst zu Papier gebracht, als Jeanroy obiges schrieb.

in sein E. M. sagenhafte Elemente einführte. Als solche können a priori in Betracht kommen: 1. die Eigennamen, 2. das *enserrement*-Motiv. Wir müssen deshalb hier einen Blick auf die ältere Merlinsage werfen; wir haben alle diejenigen Zeugnisse in Betracht zu ziehen, die älter als das E. M. L. sind resp. ältere Quellen repräsentieren können.

Die ältesten datierbaren Zeugnisse über Merlin finden sich in lateinischen Werken, die in Großbritannien geschrieben wurden. Man zitiert noch häufig als älteste Quelle die *Historia Britonum* des *Nennius*, trotzdem man weiß, daß Merlins Name darin gar nicht vorkommt. Die Tatsache, daß eine gewisse Anekdote in einer späteren Version an eine andere Persönlichkeit anknüpft als in einer früheren, genügt doch sonst nicht, um zu beweisen, ja nicht einmal um es wahrscheinlich zu machen, daß die beiden Persönlichkeiten ursprünglich identisch waren. Wenn aber die spätere Version auf der früheren aufgebaut ist, so ist es offenbar wahrscheinlich, daß die in der frühern genannte Persönlichkeit die ursprüngliche ist. So ist es aber in unserm Fall. Nennius' Erzählung von dem Versuch Wortigerns, auf dem Gebirge *Hereri (Snaudun Anglice)* in *Guined* eine Burg zu bauen, wurde von *Galfrid von Monmouth* in seiner *Historia regum Britanniae* bearbeitet. In dieser Erzählung spielt ein prophetischer Knabe eine wichtige Rolle. Er heißt bei Nennius: *Ambrosius (id est Embries Guletic)*, bei Galfrid: *Merlinus qui et Ambrosius dicebatur*, oder *Ambrosius Merlinus.*[90]) Zu der aprioristischen Unwahrscheinlichkeit der Priorität der späteren Version kommt noch hinzu, daß Nennius überhaupt viel zuverlässiger ist als Galfrid. Wenn dieser wenigstens gesagt hätte: *Ambrosius qui et Merlinus dicebatur!* Wie sollte Nennius den Hauptnamen ignoriert haben? Doch man sieht, daß Galfrid bestrebt war, den neuen Namen Merlinus seinen Lesern aufzuzwingen. Merlin erscheint also zum ersten Mal sicher in der im Jahr 1138 vollendeten Historia des Galfrid, und zwar zunächst in einer Rolle, die er von einem prophetischen Kind, genannt Ambrosius, usurpiert hat. Galfrid hat aber an seiner Quelle noch andere interessante Änderungen vorgenommen. Nennius gibt als Geburtsort des Ambrosius ein *campus Elleti in regione quae vocatur Gleguissing* (zwischen Teivi und Usk) an, Galfrid dagegen als Geburtsort Merlins *urbem quae postea Kaermerdin vocata fuit;* gemeint ist die Stadt *Carmarthen* in Süd-Wales, die aber früher *Moridunum* hieß.[91]) Dies zeigt uns zu-

[90]) Einer derjenigen, die ohne die geringste Ursache Merlin mit Ambrosius identifizieren, also Galfrid für ursprünglicher als Nennius halten, ist Rhys (*Lectures on the origin* p. 151 ff.). Auf dieser verkehrten Ansicht beruht hauptsächlich die Annahme, dafs Merlin dem griechischen Zeus entspreche. Übrigens hat auch Ambrosius für jeden, dessen Augen nicht vom mythischen Nebel verhüllt sind, keine Ähnlichkeit mit Zeus.

[91]) Rhys (l. c. p. 160 f.) leitet allerdings den Namen *Myrđin* von **Moridunjos* ab. Letzteres wäre ein Derivat von *Moridunum*, doch nicht von dem kymrischen Stadtnamen, sondern von einem Ausdruck für die mythische

nächst, daß der Merlinus, den Galfrid kannte, in der brittischen (kymrischen) Sprache *Merdin (Myrddin)* hieß, und läßt uns vermuten, daß die Form *Merlinus* eine Erfindung Galfrids ist (der Laut *đ* konnte eben im Lateinischen nicht wiedergegeben werden).[92] Aber es folgt offenbar nicht aus jener Stelle, daß Myrddin in Süd-Wales bekannt war. Galfrid mag die falsche Etymologie ebenso gut selbst gemacht wie schon vorgefunden haben. Und er mochte wohl einen bestimmten Zweck im Auge gehabt haben. In der Historia

---

Insel der Toten und Unsterblichen. *Merlinus Ambrosius* hiefse *the Divine or Immortal one of the Stronghold of the Sea;* so würde schon der Name *Myrddin* das E. M. als mythische Erzählung erweisen. Rhys' Mythologie beruht eben hauptsächlich auf der Etymologie der Eigennamen, die natürlich grofsenteils bildliche Ausdrücke sind.

[92]) Etwas eigentümlich bleibt die Ersetzung von *đ* durch *l* dennoch; *d* wäre gewifs näher gelegen als *l*. G. Paris (*Romania* XII 375) sagt wohl: *Pourquoi appelle-t-il* (Galfrid) *le barde-prophète du VIe siècle Merlin? Ce nom est de l'invention de Gaufrei de Monmouth qui sans doute a reculé devant le Merdinus qu'il aurait obtenu en latinisant le nom gallois.* Doch ist dies keine Erklärung. Warum sollte Galfrid *reculer* vor *Merdinus?* Vielleicht fand er doch neben *Myrđin* auch schon die Aussprache *Myrlin* vor. Vielleicht handelt es sich doch um einen phonetischen Übergang. Man vergleiche z. B. westgriechisch 'Ολυσσεύς, 'Ολυττεύς (lat. *Ulixes*) neben jonischem 'Οδυσσεύς, wo auch ein unregelmäfsiger Übergang von δ (wahrscheinlich spirantisch gesprochen) > λ vorzuliegen scheint (vgl. z. B. Kretschmer, *Einleitung in die Geschichte der griechischen Sprache* 1896 p. 280 ff.), aber auch die französischen Eigennamen *Laïce (< Laodicia), Valois (< Vadisus), Giles (< Aegidius)* (vgl. G. Paris, *Alexis* p. 179–80); diese Eigennamen müssen zu den halbgelehrten Wörtern gerechnet werden, wie auch *mire, grammaire* etc., in denen sich die Liquida ebenfalls aus der Spirans *đ* entwickelt hat (vgl. Meyer-Lübke, *Grammaire des langues rom.* I 482). Sanesi (Ausgabe von *Pieris Storia di Merlino* p. XI ff.) entdeckte den Namen *Merlino* in einer Urkunde aus Pistoja vom Jahre 1128 (also vor Galfrids Historia). Sobald ich die betr. Stelle las, hielt ich die Entdeckung für wertlos. Wie ich dann weiter las, sah ich, dafs schon Rajna, zwar ohne Erfolg, den Entdecker auf die Zweifelhaftigkeit seiner Entdeckung aufmerksam gemacht hatte: *Merlino* könne ein Diminutiv des Namens *Merlo* sein. Sanesi aber erwidert, dafs er in den zahlreichen Urkunden von Pistoja, die er gelesen, den Namen *Merlo* nie gefunden habe. Er ist so gewissenhaft, dafs er das ganze Archiv von Pistoja durchstöbern möchte, in der Hoffnung, konstatieren zu können, dafs der Name *Merlo* darin nicht vorkommt. Es wäre verlorene Liebesmühe. Ob der Personenname *Merlo* in Pistoja oder überhaupt existierte, ist gleichgültig. Es genügt die Tatsache, dafs das Appellativ *merlo* (Amsel), natürlich mit seinem Diminutiv *merlino* in ganz Italien existierte und noch existiert. Vogelnamen werden ja so häufig als Personennamen gebraucht, und gerade mit Diminutiv- oder Augmentativsuffixen. Vgl. *Cicognini, Passerone* etc. etc. In einer bretonischen Urkunde von 1101 findet man: *Paganus qui cognominatur Merula*, in einer Urkunde von 1105 *Herveus Merula* (De Courson, *Cartulaire de Redon* p. 320, 322). Auch der in Frankreich so häufige Familienname *Merlin* kommt gewifs eher vom Appellativ als von *Myrđin*; denn weshalb sollte sonst der Name des Teufelssohns Merlin so viel häufiger Familenname geworden sein als die Namen der berühmten arthurischen Helden? Zum mindesten kann die Möglichkeit, dafs der Name *Merlino* aus dem Appellativ hervorgegangen ist, nicht bestritten werden. Sanesi hat eine hohe Meinung von seiner Entdeckung. Sie gehört in den Papierkorb.

regum Britanniae ist er nämlich beständig bestrebt, nordbrittische Namen mit südwälschen zu identifizieren und damit auch nordbrittische Sagen in Süd-Wales zu lokalisieren.[93]) Ja, er hat wohl den größten Teil seiner Arthursage aus dem Norden nach Süd-Wales, in seine engere Heimat, verpflanzt, soweit dies nicht schon andere vor ihm getan hatten. Kein Historiker verdient so wenig Vertrauen wie Galfrid. Er hatte nicht den geringsten Respekt vor dem Geschichtlichen. Er war bewußt ein Geschichtsfälscher. Seine Geschichte diente ganz anderen Zwecken als der Wahrheit. Nur ist man auch schon zu weit gegangen, wenn man alles, was er über Uther Pendragons und Arthurs Regierung berichtet, als reine Erfindung erklärte. Er besaß sicher auch für diese Sagen Quellen, hat aber allerdings dieselben mit Hilfe seiner Phantasie vielfach bedeutend umgestaltet und erweitert. Namentlich verstand er es prächtig, aus Flöhen Elefanten zu machen. Es kommt nicht sehr darauf an, was er mit dem *liber Britannici sermonis, quem Gualterus Oxenofordensis archidiaconus ex Britannia advexit* meinte; denn dies war vielleicht nur e i n e seiner Quellen; er bezeichnet diese nicht näher und nannte die anderen gar nicht, vielleicht weil sich ein Historiker ihrer zu schämen hatte. Ich halte dafür, daß die Hauptquelle Galfrids für jene Periode nordbrittischen Ursprungs war.[94]) Was mag er wohl von Myrddin gewußt haben, als er die Historia schrieb und ihn mit dem südwälschen Ambrosius des Nennius identifizierte? Er läßt es uns erraten, wenn er gleich nach dem Bericht jener Anekdote, am Anfang des 7. Buches der Historia,

---

[93]) Übrigens taten dies wohl auch andere Südwälsche.

[94]) Lot wird sich darüber wundern und vielleicht sogar behaupten, ich hätte eine Frontschwenkung gemacht. Denn er sagte (*Romania* XXVII p. 46 n. 3): *D'où Gaufrei à qui, selon M. Br., les lais doivent une grande part de leur arthurisation, a-t-il tiré les noms de ses héros? Selon M. Br., si je ne me trompe, il les a pris aux Français. Donc, chez ceux-ci, des traditions arthuriennes préexistèrent aux lais (sous une forme à déterminer) ou coexistaient avec eux* (dies mag vielleicht richtig sein, folgt aber nicht aus den Prämissen: die französischen Quellen Galfrids konnten doch Lais sein). *On ne voit donc nullement la nécessité que les romans soient un chapelet de lais, bien au contraire.* Lot sagte nämlich vorher: *Il faut pour maintenir la théorie qu'ils ne soient qu'un chapelet de lais.* In bezug auf die letztere Behauptung, die übrigens von Lot durch keine Argumente gestützt wird, verweise ich auf meine Arbeit in dieser Zeitschrift Bd. XX, p. 81. In einer anderen Abhandlung, von der bereits ein grofser Teil geschrieben ist, werde ich ausführlich an Beispielen dartun, wie die Arthurromane entstanden. Hier möchte ich nur bemerken, dafs ich in meinem früheren Aufsatz nichts gesagt habe, was Lot auf jene Vermutung hätte führen können. Ich habe nicht mehr und nicht weniger gesagt, als dafs die echten *lais bretons* bretonischen Ursprungs sind. Dadurch, dafs ich diese der Historia regum Britanniae gegenüberstellte, habe ich im Gegenteil angedeutet, dafs ich die Hauptquelle der letzteren nicht für bretonisch resp. französisch halte. Gewifs glaube ich, dafs Galfrid einiges (wie viel, ist schwer zu ermitteln) der bretonischen (französischen) Tradition entnommen habe, so namentlich die *insula Avallonis.* Doch dies war wohl seine unwichtigste Quelle. Viel stärker war der Einflufs nordbrittischer

sagt: *Nondum ad hunc locum historiae perveneram, cum de Merlino divulgato rumore compellebant me undique contemporanei mei ipsius prophetias edere; maxime autem Alexander Linconiensis episcopus* . . ., und gleich darauf: *Cogit me, Alexander Linconiensis praesul, nobilitatis tuae dilectio Prophetias Merlini de Britannico in Latinum transferre, antequam historiam perarassem, quam de gestis regum Britannorum inceperam: proposueram enim illam prius perficere et istud opus subsequenter explicare: ne dum uterque labor ingrueret, sensus meus ad singula minus sufficeret.* Dann folgen die *Prophetiae*, die an die Burgbau-Anekdote angeknüpft werden. Wir dürfen wohl schließen, daß schon, bevor Galfrid die Historia schrieb, Prophezeiungen Myrddins unter den Leuten zirkulierten, und zwar wahrscheinlich auch in Süd-Wales. Doch niemand wird glauben, daß uns Galfrid gerade diese Prophezeiungen überliefert. Dieselben, wenn sie populär waren, hatten jedenfalls sämtlich ein aktuelles Interesse und bezogen sich darum nur auf die Zukunft. Galfrid aber gibt uns zunächst Prophezeiungen, die sich auf die Vergangenheit beziehen, und läßt sie genau mit den in seiner Historia berichteten Ereignissen (so weit diese geht) übereinstimmen, um damit auch den auf die Zukunft bezüglichen, die jedenfalls nach den Wünschen seiner Gönner verfaßt oder zugeschnitten wurden, den Schein der Wahrheit zu verleihen. Wir können wahrscheinlich diese *Prophetiae Merlini* zumeist als Galfrids Erfindung bezeichnen. Galfrid ließ aber Merlin nicht nur unter Wortigern eine Rolle spielen; Merlinus Ambrosius war ja damals noch ein Knabe; er konnte sich also auch noch in der Folgezeit nützlich machen. So erscheint denn Merlin zunächst wieder als Berater des auch von Nennius erwähnten Königs Ambrosius,[95])

Quellen, und derjenige seiner kühnen Phantasie. Ich verweise nun noch auf einen kurzen Artikel von H. Ward in *Anglia* 1901 p. 381—85, woraus hervorgeht, dafs *Archdeacon Walter* das Buch, das die Geschichte der alten brittischen Könige enthalten haben soll, übrigens fingiert sein mag, dem Galfried aus der Bretagne brachte. Ward stellt sich dann die Sache so vor: *Archdeacon Walter of Oxford brought home from Brittany an Old-Welsh Ms., containing many British genealogies and several historical glosses. He had not leisure (perhaps not skill enough) to translate these into Latin, and arrange them. — He naturally turned to South Wales, where Robert of Gloucester was Prince of Glamorgan and Urban was Bp. of Llandaff* etc. Ich halte es für sicher, dafs das Buch aus der Bretagne, wenn es nicht eine blofse Fiktion war, nicht in bretonischer Sprache verfafst war, sondern direkt oder indirekt, aus Grofsbritannien stammte. Mit Galfrids Angabe läfst sich darum nicht viel machen. Man mufs auf andere Weise den Ursprung seiner Quellen zu erforschen suchen. Nordbrittisch waren übrigens auch die Hauptquellen des Nennius für die bei Galfrid so ausführlich geschilderte Periode.

[95]) Ich halte es mit Nash (vgl. die Ausgabe des englischen Merlin), mit Ward (*Catalogue of romances* I 207) und mit Rhys (l. c.) für wahrscheinlich, dafs dieser Ambrosius kein anderer war als der prophetische Knabe Ambrosius (denn *Embries Guletic* heifst lateinisch *Ambrosius Aurelius* oder *Ambrosius imperator*).

Wortigerns Nachfolger. Dieses Mal aber glänzt er nicht durch seine prophetische Gabe, sondern durch seine Zauberkunst: er bringt die *chorea gigantum* aus Irland nach Salisbury. Wahrsagekunst ist ja auch eine Art Zauberkunst. Dem von Nennius nicht erwähnten König Uter Pendragon, dem Bruder und Nachfolger des Aurelius, macht sich Merlin noch mehr nützlich, und zwar wieder als Zauberer: Er führt Uter ins Schlafgemach seiner Geliebten Igerna, der Gattin des Herzogs von Cornwall. Von nun an verschwindet er vom Schauplatz; d. h. es wird einfach nicht mehr von ihm gesprochen. Was haben wir von diesen beiden Episoden zu halten? Gewiß mochte es eine Sage geben, die den Ursprung des Monuments von Stonehenge erklärte; gewiß auch eine Sage von der unehelichen Zeugung Arthurs. Aber Galfrids Zeugnis beweist uns ganz und gar nicht, daß Myrddin in diesen Sagen eine Rolle spielte.[96]) Wir können der Historia nur so viel als ziemlich sicher entnehmen, daß ums Jahr 1135 oft von den Prophezeiungen eines Myrddin die Rede war. Galfrid war es offenbar, der den Propheten Myrddin mit dem von Nennius erwähnten Propheten Ambrosius verschmolz. Der letztere lebte nach Nennius unter König Wortigern (5. Jahrh.) und wahrscheinlich auch noch unter seinen Nachfolgern;[97]) so wurde natürlich auch der Prophet Myrddin zu einem Zeitgenossen dieser Könige gemacht, wann immer er nach der Geschichte oder älteren Sage gelebt haben mochte. Die Historia gibt uns ebenso wenig Auskunft über die Gegend, wie über die Zeit, in welcher der vor ihr schon bekannte Prophet Myrddin gelebt hat. Galfrid hat ihn, indem er ihn mit Ambrosius identifizierte, als Südwälschen dargestellt. Indem er *Carmarthen* von *Myrddin* ableitete, hat er dasselbe getan. Immerhin kann man hier voraussetzen, daß Galfrid diese Etymologie schon vorfand. Doch was hatte er für einen Grund, von Nennius darin abzuweichen, daß er die Mutter des Ambrosius Merlinus zu einer Tochter des Königs von *Demetia* (Süd-Wales) machte, daß er die Schenkung des in Nord-Wales gelegenen *Snowdon* an Ambrosius (Merlinus) überging, um Merlin nachher von den Boten des Königs Ambrosius *in natione Gewisseorum ad fontem Galabes, quem solitus fuerat frequentare*, d. h. also in dem an Süd-Wales angrenzenden Wessex, auffinden zu lassen? Es war ihm jedenfalls sehr

[96]) In der zweiten Ausgabe der Historia, d. h. derjenigen, welche Alfred von Beverley benutzte, scheint Merlin noch nicht mit der Stonehenge-Legende verknüpft gewesen zu sein (vgl. Ward, *Catalogue* I 212). Die Tintaguelepisode dürfte, wie schon andere bemerkt haben, der Amphitryongeschichte nachgebildet worden oder noch eher mit ihr urverwandt sein. Uther Pendragon war jedenfalls ursprünglich ein Gott wie Zeus (s. auch meinen *Alain de Gomeret* p. 39—40 in der Festschrift für H. Morf und Rhys in *Hibbert Lectures* 1886). Erst nachdem Uther ganz vermenschlicht worden war, brauchte er einen zauberkundigen Vermittler; ursprünglich aber war Merlins Rolle unzulässig.

[97]) Nennius identifiziert ihn ja nicht mit König Ambrosius.

daran gelegen, die südwälsche Herkunft Myrddins zu betonen. Hätte er dies nötig gehabt, wenn man in seiner Umgebung schon daran glaubte? Wir dürfen somit als wahrscheinlich annehmen, daß, wenn man in Süd-Wales überhaupt schon etwas von dem Propheten Myrddin wußte, man ihn vor Galfrids Historia nicht für einen Süd-Wälschen hielt. Da Galfrid den Propheten Myrddin zu einem Südwälschen, zu seinem Landsmann, machte, mußte er ihn auch mit dem nötigen Glorienschein umgeben. Er stellte ihn darum wohl nicht mehr bloß als Propheten des unsympathischen Wortigern, sondern auch als Freund der patriotischen Heldenkönige Ambrosius und Uter Pendragon dar und ließ ihn namentlich bei der Zeugung Arthurs mitwirken, wodurch seine Rolle mit einem gewissen Éclat endigte. Um Merlins Zauberkunst zu rechtfertigen und insbesondere auch um seinen *Prophetiae* Glaubwürdigkeit zu verschaffen, ließ Galfrid seinen Ambrosius (Merlinus), wieder im Gegensatz zu Nennius, von einem *Incubus* abstammen, indem er einfach stillschweigend das Nennius'sche *sine patre* als identisch mit *sine patre humano* auffassen ließ (über Kinder ohne Vater vgl. Laistner, *Rätsel der Sphinx* II 373 ff. und das *miracle . . . de cele damoisele qui sen[z] pere enfanta pucele* bei Fœrster, *gr. Erec* p. XIII).

Ist die Ausbeute, die wir aus der *Historia regum Britanniæ* für den Ursprung der Merlinsage gewinnen, nur sehr gering, so entschädigt uns dafür bis zu einem gewissen Grade ein anderes Werk, das auch dem Galfrid von Monmouth zugeschrieben wird, die in Hexametern abgefaßte *Vita Merlini*. Über dieselbe handelt nun auch Lot in *Annales de Bretagne* 1900. So viel scheint mir ganz sicher zu sein, daß der Verfasser der Vita Merlini die *Historia regum Britanniæ* kannte, der Verfasser der letztern nicht nur mit der Vita Merlini, sondern auch mit den ihr zugrunde liegenden Sagen gar nicht vertraut war. Wenn Galfrid der Verfasser der V. M. war, so hat er den Stoff zu diesem Werke erst nach der Abfassung der Historia kennen gelernt. Die Vita Merlini nimmt nicht nur in den Schlußversen direkt auf die Historia Bezug, sondern sie hat sich ihr auch etwas angepaßt. *Myrddin* erscheint auch wieder als *Merlinus*; er ist zwar, wovon die Historia nichts weiß, ein König; aber das Land, über das er herrscht, *Demetia* (v. 20) (= Süd-Wales), ist schon aus der Historia bekannt als sein Vaterland. Auch seine Prophezeiungen in der Vita scheinen mit denjenigen in der Historia etwas übereinzustimmen,[98]) und so muß denn Merlinus in Bezug auf dieselben sagen: *Haec Vortigerno cecini prolixius olim, Exponendo duum sibi mistica bella draconum In ripa stagni quando consedimus hausti* (681—83). Man bekommt den Eindruck, daß er dies sagen muß, weil der Leser sonst meinen könnte, es handle sich um einen ganz andern Merlin.[99]) Der Verfasser muß selbst das Gefühl gehabt

[98]) Besonders in der Bezugnahme auf *Cadwalladrus*.
[99]) Aber diese Meinung ist dann trotz dieser Vorsichtsmafsregel aufgekommen.

haben, daß dies sehr leicht möglich wäre. Tatsächlich führt uns die Vita in ein ganz anderes Milieu ein als die Historia. Wie sie zeitlich auf diese folgt, so sollte sie wohl auch inhaltlich, soweit Merlin in Betracht kommt, die Fortsetzung dazu bilden. Aber es fehlt jeder Anschluß. Man weiß nicht, wie Merlin König wurde; man begreift noch weniger, wie er auf einmal in Schottland ist. Man versteht nichts von der Zeit: Merlinus hat Wortigern, Ambrosius, Uter, Arthur, Constantinus überlebt; und nun ist des letztern Nachfolger, Aurelius Conan, König von Großbritannien.[100]) Wir erfahren aber nicht, warum Merlin, wenn er so lang lebte, nach der Historia unter Arthur und Constantin gar keine Rolle gespielt hat. Auch von dem Familienkrieg unter Aurelius Conan und von den damaligen Kriegen zwischen Britten und Sachsen ist gar nicht die Rede. Alles dies liegt so ferne. Man bekommt hier durchaus den Eindruck, daß die Sehergabe Merlins ursprünglich nur durch den Wahnsinn bewirkt wurde, den der Schmerz über die Folgen einer Schlacht erzeugte, daß sie also von Merlin erst in seinem Alter erlangt wurde. Allerdings wagte der Verfasser resp. Überarbeiter dies nicht offen auszusprechen. Jedenfalls ist von der teuflischen Abstammung Merlins, durch die in der Historia seine Sehergabe erklärt wird, in der Vita gar nicht die Rede. Ward *(Romania* XXII p. 510*)* hat auch mit Recht darauf hingewiesen, daß es schwer verständlich ist, wie die Schwester des steinalten Merlin in der Vita noch jung genug ist, um ihrem Gatten und ihrem Liebhaber zu gefallen. Diese Schwester, welche in der Vita eine so wichtige Rolle spielt, fehlt in der Historia; ja, nach den données der Historia ist sie geradezu unmöglich. Oder soll der Teufel Merlins Mutter nachher nochmals beschlafen haben? Alles dies scheint mir zu zeigen, daß alles, was sich in der Vita auf die Historia bezieht, nur Pflaster ist, das erst entfernt werden muß, wenn man der Sage auf den Grund gehen will.[101]) Der Myrddin in der ältern Quelle der Vita ist nicht der Ambrosius Merlinus der Historia; er kann aber ganz wohl der Myrddin sein, den Galfrid, wie er die Historia verfaßte, als Propheten kannte. Haben wir nun in der Vita, wenn wir den Einfluß der Historia abrechnen, den echten Myrddin der alten Sage oder Geschichte?

---

[100]) Diese ganze Übersicht über diejenige Periode der brittischen Geschichte, die Merlinus mit erlebt haben soll (v. 982 ff.), stammt aus der Historia.

[101]) Ich kann mich noch immer nicht der Ansicht anschliefsen, dafs Galfrid auch der Verfasser der Vita sei. Ich traue Galfrid doch mehr Kompositionstalent zu. Der Verf. der Vita hatte zwar Sinn fürs Poetische (entschieden viel mehr als der Verf. der Historia); aber er war nicht Meister über den Stoff; er war viel zu ängstlich; darum sind auch seine Flickereien so plump. Wenn Galfrid den Merlinus der Vita zu einem Süd-Wälschen hätte machen wollen, er wäre ganz anders ins Zeug gegangen: er hätte rücksichtlos den kaledonischen Wald durch einen süd-wälschen, die nordbrittischen Fürsten durch südwälsche ersetzt; er hätte die Hand-

Wir müssen diese Frage negativ beantworten. Ward (*Rom.* XXII) hat 2 Fragmente publiziert, die mit einer *Vita S. Kentigerni* in Verbindung standen und von einem gewissen Propheten, Namens *Lailoken*, handeln, und Lot (l. c. p. 337ff.) hat bewiesen, daß dieselben in ihrer ursprünglichen Gestalt wenigstens älter sein müssen als die Vita Merlini, und dass der Verfasser der letzteren auf Merlin übertragen hat, was von Lailoken erzählt wurde. Wir haben also auch alles dies — und es ist sehr viel — in Abzug zu bringen.

Merlin verfällt in Wahnsinn, indem er Zeuge eines schrecklichen Blutbades wird. Es handelt sich um eine Schlacht, in welcher *Peredurus, dux Venedotorum*, unterstützt von *Merlinus, rex Demetarum* und *Rodarcus, rex Cambrorum* gegen *Guennolous, rex Scotiae*, kämpften. Auch Lailoken wurde wahnsinnig beim Anblick eines Blutbades *in campo qui est inter Lidel et Carwanolow.* Lot hat gezeigt, daß der Wahnsinn im letzteren Fall viel besser motiviert wird als im ersteren: Lailoken war schuld an all dem Unglück, und eine Stimme vom Himmel verfluchte ihn. Merlin durfte eben von einem Autor, der sich an die Historia regum Britanniae anschließen wollte, nicht als *disseminator discordiae* geschildert werden. Da auch Lailoken nach der Vita S. Kentigerni am Hofe des Königs *Rhydderch (Rodarchus)* (über diesen vgl. diese *Zeitschr.* XXVII 110 ff.) lebte, so sehen wir, daß auch die Zeit, in welcher die Vita Merlini einsetzt, mit derjenigen, in welcher Lailoken gelebt haben soll, identisch ist. Es ist somit sehr wahrscheinlich, daß die Schlacht zwischen den Ortschaften Lidel und Carwanolow mit der Schlacht zwischen den Fürsten Peredur und Guennolous identisch ist. Die letztere fand nach anderen Zeugnissen (vgl. Ward, l. c. p. 508, Lot, l. c. 523ff.) bei *Arderydd* im Jahre 573 statt. Zwischen den Flüssen Liddel und Carwhinelow in Cumberland (unweit Carlisle) liegt die Ortschaft *Arthuret*, und ich glaube darum, daß Skene vollständig Recht hat, wenn er *Arderydd* mit *Arthuret* identifiziert.[102]) Es ist natürlich möglich, daß in der urspr. Version der Erzählung von Lailoken auch die Namen Peredurus und Guennolous vorkommen, und daß auch dort wie in der Vita Merlini die Niederlage des Guennolous (ein historisches Faktum) erwähnt wurde. Doch mag

---

lung in die Zeit Uthers oder Arthurs verlegt; er hätte alle die oben erwähnten Schwierigkeiten aus dem Wege geräumt. Soll sich Galfrid so total geändert haben? Sogar Lot (l. c. p. 334) anerkennt die *différence de ton très sensible des deux ouvrages de Gaufrei*, und vor ihm hat sich Ward (*Rom.* XXII 509—10) schon ähnlich ausgedrückt. Allerdings glaube und glaubte ich ebenfalls, dafs die Vita Merlini um die Mitte des 12. Jahrhunders verfafst wurde. Dafs sie aber Galfrids Werk sei, will mir nicht in den Sinn. Weder P. Paris noch Ward noch Lot haben dies bewiesen. Ihre Argumente haben nur auf die Abfassungszeit Bezug.

[102]) Ich begreife die Einwendungen Lots (l. c. p. 338 n. 4, 524 n. 1) nicht. Lautlich ist schon gar nichts einzuwenden; denn der Name *Arthuret* zeigt natürlich Beeinflussung durch den Namen *Arthur*.

der Verfasser der Vita Merlini diese Züge auch der Sage entnommen haben, die sehr berühmt gewesen sein muß (vgl. über die Schlacht von Arderydd und die Teilnehmer an derselben Lot l. c. p. 522ff.). *Guennolous* ist *Gwenddoleu*, Sohn des Kaidiaw, wahrscheinlich ein Nordbritte (mit Unrecht *rex Scotiae* [d. h. König des nördlich vom Firth of Forth gelegenen Teils Schottlands] genannt, vgl. Lot, l. c. p. 522—23). Peredur ist ebenfalls ein Nordbritte († 580 nach den *Annales Cambriae*), Sohn des Eliffer. Die Vita Merlini macht ihn wohl nur deshalb zu einem Nordwälschen, weil doch zwischen Merlin, dem Südwälschen, und Guennolous, dem Schotten, resp. Rodarchus, dem König von Strathclyde, ein Bindeglied sein muss. *Rodarchus* nämlich ist *Rhydderch*, Sohn des Tudwal, Gönner des hl. Kentigern, welch letzterer im Jahre 612 starb; seine Hauptstadt war Dumbarton in Strathclyde. Diese Angaben sind nicht im Widerspruch zueinander. Der Hintergrund der Vita Merlini ist ein Krieg zwischen nordbrittischen Häuptlingen; er ist historisch; aber er kann sehr wohl ganz und gar aus Erzählungen über Lailoken entlehnt sein.

Wie Lailoken, so wird auch Merlin nach der Schlacht ein Waldmensch (*silvester homo*), nährt sich von Früchten und Kräutern und ist der wilden Tiere Genosse. Merlins Auffenthaltsort ist der *nemus Caledonis*, nach Skene *(Celtic Scotland)* und Rhys *(Celtic Britain) Coed Celyddon*, wo nach Nennius die 7. Schlacht Arthurs geschlagen wurde, zwischen Menteith und Dunkeld. Lailoken hält sich in der Nähe von Glasgow, im Tale der Clyde, auf. Merlin wird aber nicht wie Lailoken von Kentigern, sondern von einem anderen Unterthan des Königs Rodarchus aufgefunden. Die Übereinstimmung hört einige Zeit auf. *Ganieda*, die Schwester Merlins und Gemahlin des Rodarchus hatte nämlich Merlin suchen lassen. Als Merlin den Boten vom Schmerz seiner (Merlins) Frau, der schönen *Guendoloena*, und seiner Schwester Ganieda singen hört, erinnert er sich der Vergangenheit und läßt sich an den Hof des Rodarchus führen. Doch bald sehnt er sich nach der Einsamkeit zurück. Damit er nicht entweiche, läßt ihn Rodarchus fesseln. Wir sind schon wieder bei Lailoken, aber im zweiten Stück: Lailoken wird vom *regulus* oder *rex Meldredus* in seiner Hauptstadt *Dunmeller*[103]) gefangen gehalten (Ward l. c. p. 522). Einst sieht er, wie Meldred vom Mantel der Königin ein Apfelbaumblatt wegnimmt, und lacht darüber. Der König verlangt den Grund des Lachens zu wissen; doch Lailoken will ihn nur angeben, wenn man ihm die Freiheit verspricht. Zugleich bittet er den König, ihn da begraben zu lassen, *ubi torrens Passales in flumen descendit Tuedense*;[104]) er werde nämlich in einigen Tagen eines dreifachen Todes sterben. Als ihm die Fesseln abgenommen werden, enthüllt

[103]) = *Drumelzier* in *Tweeddale*. Skene und Lot (l. c. p. 339) halten *Meldred* für einen Eponymus von *Dunmeller*.

[104]) Bei der Mündung des Bachs *Pausayl* in den Flufs *Tweed*.

er den Ehebruch der Königin, die unter einem Apfelbaum ihren Geliebten empfangen hätte.[105]) Dann macht er sich davon. Die Königin sucht ihren Gemahl zu beschwichtigen, indem sie als Beweis der Unzuverlässigkeit Lailokens seine unmögliche Todesprophezeiung anführt. Doch sucht sie sich an Lailoken zu rächen und auch diese Prophezeiung als falsch zu erweisen: einige Jahre (sollte heißen: Tage) nachher wird er von ihren Hirten getötet, gerade an dem Orte, den er als seine Grabstätte bezeichnet hatte. Es wird hier nicht gesagt, daß seine Prophezeiung trotzdem in Erfüllung ging. Die Version erweist sich dadurch als unvollständig; sie wird aber durch das erste Fragment ergänzt. Hier prophezeit Lailoken in Gegenwart des hl. Kentigern ein Mal, daß er gesteinigt, ein anderes Mal, daß er durch einen spitzen Pfahl getötet, ein drittes Mal, daß er ertränkt würde. Alles dies bewahrheitet sich noch am selben Tage: er wird von den Hirten des Königs Meldred gesteinigt und in die Tweed geworfen *(prope oppidum Dunmeller)*, fällt dabei auf einen spitzen Pfahl und haucht, den Kopf ins Wasser getaucht, den Geist aus. Mir scheint es aber, daß nicht nur das zweite Stück durch das erste, sondern auch das erste durch das zweite ergänzt werden muß. Da uns das erste Stück nicht erklärt, warum die Hirten Lailoken töteten und warum es gerade die Hirten des Königs Meldred waren, so ist es auch unbefriedigend. Anderseits hatte offenbar der hl. Kentigern direkt mit der urspr. Lailokenlegende nichts zu tun. Wenn wir die letztere rekonstruieren wollen, so müssen wir wohl für sie annehmen, daß die Todesprophezeiung am Hofe des Königs Meldred unter ähnlichen Umständen wie im zweiten Stück stattfand, aber wie im ersten Stück erfüllt wurde. Wie aber kam Lailoken an Meldreds Hof, wo wir ihn als Gefangenen finden? Offenbar auf ähnliche Weise, wie Merlin in der Vita Merlini an den Hof des Rodarchus kam. Es hatte ihn jedenfalls jemand, der am Hofe lebte, vielleicht gerade S. Kentigern, aus dem Wald dorthin gebracht. Dann gehört also das zweite Stück (natürlich ohne seinen Schluß) in das erste hinein. Aber S. Kentigern lebte nach der Vita S. Kentigerni nicht bei einem König Meldred, sondern bei König Rhydderch. Doch *Jocelines* Version der Vita S. Kentigerni, welche die urspr. Lailokenlegende benutzt zu haben scheint, sagt uns ausdrücklich: *In curia ejus* (i. e. Rhydderch) *quidam homo fatuus, vocabulo Laloecen, degebat* (Ward l. c. p. 507). Hier prophezeit Lailoken, als der hl. Kentigern starb, daß im selben Jahre auch König Rederech und ein Edler namens Morthec sterben werden, und seine Prophezeiung ging in Erfüllung.[106]) Dazu stimmt auch das

[105]) Dabei macht er auch Ausfälle gegen die Weiber im allgemeinen: *Quid est amarius felle muliebri, quod ab inicio serpentino infectum est veneno?* (Ward l. c. p. 524).

[106]) Dies ist zwar nicht etwa eine geschichtliche Tatsache (vgl. Lot l. c. p. 526 n. 4).

erste Stück der Erzählung von Lailoken, wo dieser, in Gegenwart des hl. Kentigern, ähnlich verkündet, daß *regum Britannie prestantissimus* (i. e. Rhydderch), *episcoporum sanctissimus* (i. e. Kentigern) und *comitum nobilissimus* (i. e. Morthec) in demselben Jahre wie er (Lailoken) sterben würden (vgl. Lot l. c. p. 341). Ob diese Prophezeiung in Erfüllung ging, wird hier nicht gesagt. Wir brauchen also nur Meldred überall durch Rydderch zu ersetzen, und wir haben die gewünschte Einheit. Meldred, der Eponymus von Dunmeller, wurde wohl deshalb an Stelle von Rhydderch gesetzt, weil Lailokens Grab in Dunmeller gezeigt wurde.

Wir können nun die Vergleichung mit der Vita Merlini wieder aufnehmen. Diese enthält die devinaille vom Apfelbaumblatt fast genau wie die Erzählung von Lailoken. Auch Merlin gibt den Grund seines Lachens erst an, nachdem ihm seine Freiheit zugesichert worden ist. Doch sind die Voraussetzungen hier ganz andere. Die Königin, deren Ehebruch hier der Seher enthüllt, ist seine eigene Schwester, Ganieda, die vorher und nachher so sympathisch geschildert wird. Wie häßlich! Der Verfasser der Vita Merlini, sagt Ward (l. c. p. 510), *has defamed Ganieda, merely in order to maintain a kind of unity in his narrative.* Die zweite Lailokenerzählung hätte das verwandtschaftliche Verhältnis zwischen Lailoken und der Königin nennen müssen, wenn ein solches existiert hätte. Nach Joceline war Lailoken eine Art Hofnarr, nach der zweiten Erzählung von Lailoken war seine Stellung nicht viel höher. Ich glaube, daß diese Vorstellung nur aus einer falschen Folgerung hervorging. Denn die devinailles des Lailoken, die nachher als *musa jocosa Merlini* erscheinen, würden einem Hofnarren wohl anstehen. Aber ein Hofnarr hätte keine Kriege angestiftet, wie Lailoken es tat. Lailoken muß urspr. eine höhere Stellung eingenommen haben; er mag sehr wohl *rex* gewesen sein wie Merlinus in der Vita; aber er war nicht Bruder der Königin, die er bloßstellte. Wir können nicht annehmen, daß der Verfasser der Vita Merlini, indem er Merlin als Bruder der Königin erscheinen läßt, eine Verbesserung anzubringen meinte. Darum kann wohl auch dieses Verhältnis nicht von ihm erfunden sein. Die Erzählung vom Apfelbaumblatt ist inhaltlich verwandt mit derjenigen vom Fisch und Ring (vgl. Ward p. 513—14), in der zwar weder Lailoken noch Merlin, wohl aber Kentigern eine Rolle hat. Auch diese Rolle illustriert die Entdeckung der Untreue einer Königin von Strathclyde. In dem Aberdeen Breviary ist die treulose Dame die Gemahlin eines *regulus* von Cadyow (in Strathclyde), in Jocelines Vita S. Kentigerni dagegen ist sie die Gemahlin Rhydderchs und heißt *Langweth* oder *Languoreth*, ein Name, der offenbar mit *Ganieda* (Gwendydd) identisch ist.[107])

[107]) Lot (l. c. p. 533) behauptet, dafs Gwendydd erst durch „Gaufrei“ zur Gemahlin Rhydderchs gemacht worden sei. *C'est une fable, bien entendu; La femme de Rhydderch s'appelait Languoreth selon la Vita Kentigerni de Jocelin.* Aber

Wenn Rhydderchs Gemahlin der Geschichte oder Sage nach Myrddins Schwester war, und der Verf. der V. M. die Erzählung vom Ring und Fisch auch gekannt hat, so ist seine „Korrektur“ zwar nicht weniger häßlich, aber wenigstens, in Anbetracht der sklavischen Natur des Verfassers, sehr natürlich.

Auf die *devinaille* vom Apfelbaumblatt folgt auch in der Vita Merlini die Prophezeiung vom dreifachen Tode. Der Verfasser der Vita wollte aber nicht, daß sein Merlin das Schicksal Lailokens teilte, sei es, daß er auf die alte Merlinsage Rücksicht nahm, welche vielleicht nicht damit harmoniert hätte, sei es, daß er sich als Fortsetzer der Historia regum Britanniae fühlte und den berühmten Merlin nicht auf so elende Weise umkommen lassen wollte. Die *devinaille*, immer noch von der Königin zur Ausführung ihrer Rache und zu ihrer Rehabilitierung benutzt, verlor, auf einen Knaben übertragen, viel von ihrem Salzgeschmack.

War Merlin gegen seine Schwester gemein gewesen, so sollte er es nun auch gegen seine Gattin werden. Trotz den Bitten dieser beiden Frauen sucht Merlin wieder die Wald-Einsamkeit auf. Er hat der Guendoloena die Erlaubnis gegeben, einen anderen zu heiraten, und versprochen, ihr am Hochzeitstage Geschenke zu bringen, aber auch warnend gesagt: ihr zweiter Gemahl solle sich ihm nicht zeigen. Nach Jahren liest Merlin in den Sternen, daß Guendoloena sich wieder verheiraten will. Getrieben von Eifersucht, sammelt er eine Schaar von Hirschen und Ziegen. Dies sind die Hochzeitsgeschenke, welche er seiner Frau bringen will. Vor ihrem Hause angekommen, ruft er Guendoloena. Doch auch ihr Verlobter sieht zum Fenster hinaus und lacht. Wütend reißt Merlin dem Hirsch, den er reitet, das Geweih aus und durchbohrt damit den Nebenbuhler. Er entflieht, wird aber von den Verfolgern erreicht und gerät wieder in Gefangenschaft. Diese Erzählung ist von derselben Art, wie die zwei vorhergehenden. Wir kennen sie aber nicht aus der Legende von Lailoken. Ich halte sie mit Lot (l. c. p. 534) für einen *placage.* Der *conte* mag, wenn er nicht vom Verfasser der Vita erfunden ist, selbständig existiert haben. Doch nichts berechtigt uns zu der Annahme, daß auch der Name Guendoloena aus dieser selbständigen Erzählung stammte. Derartige Erzählungen sind gewöhnlich namenlos. Jedenfalls ist die Annahme, daß die alte Myrddinsage eine Guendoloena als Gattin Myrddins kannte, mindestens ebenso berechtigt wie diejenige Lots.

Der Verfasser ließ Merlin nur deshalb in Gefangenschaft setzen, damit er die beiden folgenden *devinailles,* mit denen sich Merlin

neben *Languoreth* steht auch *Langueth*, und es ist offenbar die ältere Form (vgl. *Goinnec* > *Gomerez* = *Vannes* in meinem *Alain de Gomeret* p. 3). Brittisch *ue (we)* erscheint latinisiert häufig als *a*; *th* bezeichnet denselben Laut wie *dd*; über Metathese in Eigennamen vgl. diese *Zeitschrift* XXVIII p. 11—12.

wieder die Freiheit erwarb, anbringen könnte. Die eine derselben, diejenige von den Schuhen, ist orientalischen Ursprungs.[108])

Merlin zieht nun wieder in den Wald. Er läßt sich daselbst von seiner Schwester ein Gebäude mit 70 Thüren und 70 Fenstern bauen, das er als Observatorium benutzen will, um aus den Gestirnen die Geschicke der Menschen zu erfahren. Dort will er prophezeien und 140 Schreiber sollen seine Prophezeiungen sammeln. Von den Prophezeiungen, die er nun zunächst ausspricht, läßt ihn der Verfasser in naiver Weise sagen, daß er sie ehemals schon ausführlicher vor König Wortigern verkündet habe. Seiner Schwester aber, die zugegen war, sagte er: Wenn sie heimkehre, werde sie ihren Gatten tot finden. Dies bewahrheitet sich. Die verwittwete Ganieda beschließt, von nun an bei ihrem Bruder in der Einsamkeit zu leben. Die letzte Prophezeiung Merlins stammt offenbar noch aus der Lailokenlegende. Lailoken hatte den Tod Rhydderchs vorausgesagt, als er auch seinen eigenen prophezeite. Der Verfasser der Vita Merlini hatte die erstere Prophezeiung von der letzteren trennen müssen, da er letztere nicht auf Merlin, sondern auf einen unbekannten Knaben bezog. Jetzt läßt er jene nachhinken.

Es ist sicher, dass in der Vita Merlini Myrddin, um ein Bild von Phillimore zu gebrauchen, in die Schuhe des nordbrittischen Lailoken getreten ist, wie in der Historia regum Britanniae in diejenigen des Ambrosius. Doch daraus folgt offenbar ganz und gar nicht, was Lot (l. c. p. 347) meint: *s'il (Gaufrei) transporte dans le nord son Merlin et le fait divaguer dans la forêt de Calédonie, c'est une fantaisie de sa part, provoquée par les aventures de Lailoken.* Zunächst kann die Möglichkeit nicht bestritten werden, daß schon vor der Abfassung der Vita Merlini Züge der Lailokenlegende auf die Myrddinlegende übertragen worden waren, ebenso wenig die andere Möglichkeit, daß es schon vorher eine jenem Werke ähnliche Vita Merlini (in Prosa) gab, welche noch nicht von der Historia regum Britanniae beeinflusst war und welche Galfrid resp. Pseudo-Galfrid nur überarbeitete. Die Identifikation Merlin-Lailoken hatte jedenfalls eine gewisse Verbreitung. Die erste Er-

[108]) Vgl. G. Paris, *Merlin* I p. XIV: Sie wird dem Dämon *Asmodai* zugeschrieben, der unter ähnlichen Umständen zu König Salomon gebracht wird, wie Merlin zu Rodarchus (vgl. auch Kölbing in der Einleitung zu seiner Ausgabe von *Arthour and Merlin* p. CVI, G. Paris im *Journal des Savants* 1902 p. 652 und Gaster in *Folklore* 1905). So ähnlich auch Merlin dem Asmodai-Kitouras-Marculfus sein mag (Lambert d'Ardres verknüpft ja auch Merlinus und Marchulfus), so findet sich doch in der Legende der letzteren nichts, das dem E. M. entspräche. Merlin gleicht im E. M. eher dem Herrn des Asmodai, Salomon, der auch von einem Weibe betrogen wurde (vgl. G. Paris, l. c. p. 645 ff.). Auffällig ist es, dafs das Motiv vom gefangengenommenen und dadurch zur Weissagung gezwungenen Waldmenschen oder Halbgott (vgl. auch E. Rohde, *Der griech. Roman* 2. A. p. 204) sowohl von Ambrosius als von Lailoken aus auf Merlin übertragen wurde. Die Ambrosiussage dürfte ursprünglich auch aus Schottland, der Heimat der Lailokensage, stammen.

zählung von Lailoken hat als Titel (aber von einer andern Hand geschrieben): *Vita Merlini silvestris*; doch auch im Text findet sich eine Interpolation: (*Lailoken*) *quem quidam dicunt fuisse Merlynum, qui erat Britonibus quasi propheta singularis*,[109]) und dieselbe wird in dem ins *Scotochronicon* übergegangenen Résumé noch erweitert. Die zweite Lailoken-Erzählung schließt mit dem unpassenden Distichon *Sude perfossus, lapidem perpessus et undam, Merlinus triplicem fertur inisse necem*. Ich möchte darauf aufmerksam machen, daß dieser Passus zu der Vita Merlini in direktem Widerspruch steht. Bei der Mündung des Pausayl in die Tweed, wo Lailoken begraben sein soll, ist jetzt *Merlin's Grave* (vgl. Ward l. c. p. 526). In den Annales Cambriae hat neben der Eintragung *anno* 573 *Bellum Armterid* eine Handschrift die Interpolation: . . . *Merlinus insanus effectus est* (Lot l. c. p. 531 n. 6). Diese Identifikationen können allerdings auf unsere Vita Merlini zurückgehen, die einen aber nur indirekt. Die Vita Merlini müßte im Norden verbreitet gewesen sein, während sie unseres Wissens ziemlich unbeachtet blieb. Ihre Verbreitung im Norden würde sich am besten durch die Annahme erklären, daß sie dort durch eine populäre Myrddin-Legende gestützt wurde. Während ich in der Historia regum Britanniæ Gründe gegen den südwälschen Ursprung der Myrddinsage fand, kann man in der Vita Merlini keine entsprechenden Gründe gegen ihren nordbrittischen Ursprung entdecken. Rechnet man in der Vita Merlini die Züge, die aus der Historia regum Britanniae, aus der Lailokenlegende und vielleicht noch aus anderen bekannten Quellen stammen, ab, so bleibt immerhin noch ein gewisses Substrat, dem man die Ursprünglichkeit nicht ohne weiteres absprechen kann. Dazu gehört das Verhältnis Merlins zu Ganieda, seiner Schwester, und zu Gwendoloena, seiner Frau; erstere ist nach Jocelines Zeugnis die Gemahlin des Königs Rhydderch. Auch müssen Myrddin und Lailoken ein tertium comparationis gemeinsam gehabt haben; sonst würde sich die Identifikation nicht erklären. Man darf wohl als ziemlich sicher annehmen, daß es dasselbe war, welches auch Myrddin und Ambrosius verschmolz, nämlich die Gabe zu prophezeien. Aber es ist fraglich, ob dieser einzige Zug genügte. Die Situation ist eben anders als in der Historia regum Britanniae. Kannte Galfrid einen berühmten alten Propheten Myrddin, und fand in dem Werke des Nennius, das er bearbeitete, einen Propheten Ambrosius, so lag es für ihn nahe, diese beiden zu identifizieren. Doch der Verfasser der Vita Merlini benutzte eben die Lailokenlegende nicht in derselben Weise wie der Verfasser der Historia das Werk des Nennius. Es war offenbar nicht seine Absicht, jene Legende unter dem Namen Myrddins zu bearbeiten; vielmehr wollte er eine Myrddin-Biographie schreiben, und da ihm die Myrddinlegende selbst zu wenig Material

[109]) Ganz ähnlich wie in Galfrids Historia Merlin mit Ambrosius identifiziert wurde: *Merlinus qui et Ambrosius dicebatur.*

lieferte, benutzte er auch andere Quellen, darunter die Lailokenlegende. Wäre er aber auf diese offenbar unbedeutende Legende verfallen, wenn zwischen ihr und der Myrddinlegende keine anderen Beziehungen bestanden als die Sehergabe des Helden? Dies ist kaum möglich. Kann doch Lailoken überhaupt kaum Prophet genannt werden. Mit Recht sagt Ward von Lailoken (l. c. p. 512): *Kentigern describes him as a mere man, subject to cold and hunger, and liable to death. He is much more a madman than a prophet. . . . No one pays much heed to his words, until he has died the triple death he had prophesied; and then a few of his other strange sayings are recalled to mind.* Wenn aber Lailoken und Myrddin noch etwas gemeinsam haben mußten, so kann man sich kaum etwas anderes denken als Zeit und Ort, d. h. eigentlich die Beziehung zum selben Fürsten, zu Rhydderch von Strathclyde. Ich halte es für wahrscheinlich, daß der Verfasser der Vita Merlini entweder bereits die Identifikation von Myrddin und Lailoken vorfand, oder daß in der Myrddinsage, die er benutzte, Myrddin bereits Rhydderchs Schwager war. Beide Alternativen aber setzen nordbrittischen Ursprung der Myrddinsage voraus. Diese wäre also nach unserer Ansicht im selben Gebiete entstanden wie zwei andere große Branches der *matière de Bretagne*, die Arthursage und die Tristansage (Vgl. auch die Lokalisation von Merlins Heimat in der Merlininterpolation des Lancelot). Übrigens ist es ja bekannt, daß der Zug der Sagen im keltischen Teile Großbritanniens von Norden nach Süden ging, nicht umgekehrt.

Der Verfasser der Vita Merlini kannte aber offenbar Myrddin nicht nur als Propheten, sondern auch als Barden. Lailoken war kein Dichter, nach dem, was wir von ihm wissen. Merlin aber singt seine Prophezeiungen (v. 22). Er singt jedoch nicht nur Prophezeiungen, sondern auch lyrische Klagelieder, ähnlich demjenigen, das der Bote der Ganieda zur *cithara* sang (v. 166 ff.). Offenbar ist eher von der Sage aus dem Barden ein Prophet, als aus dem Propheten ein Barde gemacht worden.[110]) Merlins Kunst, zu singen (dichten), ist ein hervorstechender Zug in der Vita Merlini. Wir verstehen nun auch, warum Merlin zu einem Freund des ebenfalls sagenberühmten Barden Taliessin gemacht wird.

Die Vita Merlini schließt nämlich nicht mit dem Tode des Rodarchus. Es folgt darauf eine lange Unterhaltung zwischen Merlin und Taliessin, dessen Ankunft aus Armorica, wo er ein Schüler des Gildas gewesen war (Einfluß der *Vita Gildae,* vgl. San Marte *Die Sagen von Merlin* p. 326), der allwissende Merlin vorher angekündigt

[110]) So wird auch der berühmte Barde *Taliessin* in dem nach ihm benannten Mabinogi als Prophet dargestellt. Wie Taliessin und Myrddin war auch der Ire *Amorgen* Dichter, Prophet und Zauberer (vgl. Rhys, *Hibbert lectures* p. 547–550). Man vgl. auch die Legende des Dichters und Propheten *Thomas of Erceldoune.* Das irische *fáith* bedeutet Prophet und Dichter (vgl. Rhys, *Lectures* p. 283).

hatte. Taliessin gibt eine Welt- und Erdbeschreibung;[111]) Merlin spricht von der Zukunft und der Vergangenheit.[112]) Eine Quelle wird entdeckt; Merlin trinkt von dem Wasser und *Sese cognovit, rabiem quoque perdidit onmem* (v. 1150). Er sagt: *Raptus eram michimet; quasi spiritus acta sciebam Praeteriti populi praedicebamque futura; . . . Nunc in me redii, videorque vigore moveri Quo vegetare meos animus consueverat artus* (v. 1160—68). Hier schließen die Handschriften von Higdens *Polychronicon*, welche die Vita Merlini aufgenommen haben,[113]) und dieser Abschluß ist besser als derjenige der längern Version. Merlin ist wie Lailoken nur Prophet, weil er *demens* ist. Mit seiner *dementia* verliert er darum auch seine Sehergabe. Am Anfang der Dichtung wird erklärt, wie er *demens* wurde. Mit der Rückkehr seines Verstandes sollte die Dichtung endigen. Nun bringt uns aber der gelehrte Taliessin in der längern Version noch eine lange Abhandlung über Quellen. Dann erklärt Merlin, daß er den kaledonischen Wald, dessen größte Eichen er schon als kleine Pflänzchen gesehen hätte, nicht mehr verlassen wolle. *Hic ero dum vivam pomis contentus et herbis; Et mundabo meam pia per ieiunia carnem, Ut valeam fungi vita sine fine perhenni* (v. 1289—1291). Nun läßt der Verfasser einen Schwarm von Kranichen vorbeifliegen, damit er wieder eine gelehrte Abhandlung über Ornithologie, zur Abwechslung von Merlin dociert, anbringen könne. Dann folgt eine etwas interessantere Episode, welche durch die Erwähnung der Wunderquelle suggeriert worden sein dürfte.

Merlin und Taliessin werden in ihrer Unterhaltung durch einen Verrückten gestört, der heulend auf sie zukommt. Merlin erkennt in ihm einen vornehmen Jugendfreund, *Maeldinus*, der durch den Genuß von verzauberten Äpfeln wahnsinnig gemacht worden war.[114]) Sie machten nämlich einst eine Jagdpartie in die Berge von *Argustli*, und löschten dann ihren Durst an einer Quelle. Bei dieser lagen Äpfel. Maeldinus hob sie auf und brachte sie Merlin Dieser aber verteilte sie unter seine Genossen, die über seine Freigebigkeit lachten. Kaum hatten sie gegessen, so fühlten sie sich besessen und rannten davon wie Hunde. Merlin erfuhr nachher, daß diese Äpfel für ihn

[111]) Nach Plinius. Die bei diesem erwähnte *Insula fortunata* identifiziert der Verf. mit der *Inis Avallon* oder *insula pomarum* der bretonischen Mythologie. Aufserdem benutzte er vermutlich die *Navigatio S. Brendani*, Galfrids *Historia regum Britanniae* und bretonische *nugae*.

[112]) Nach der *Historia regum Britanniae*.

[113]) Dieselbe ist aufserdem nur noch in einem einzigen Ms. erhalten.

[114]) Im *Ysaye le Triste* (*Zs. f. rom. Phil.* XXV, § 474 ff.) schickt *Elias du mont*, der Geliebten Ysayes, *Marthe*, vergiftete Birnen, deren Genufs die Wirkung hat, dafs ein Mann sterbe, eine Frau aber sich in Elias verliebe. Auffallendere Ähnlichkeit mit der Maeldinepisode hat eine wichtige Episode der *Mort Artur* des O_1-Gralzyklus (Druck v. 1520 III f. 149 d, R T R V 341, holländische Übersetzung b. IV v. 3288 ff., Füeterer ed. Peter p. 330). Ein Ritter, namens *Avalon* (P. Paris u. holländisch, *Avarlon* im Druck, fehlt bei Füeterer), der Gauvain tötlich hafste, liefs Früchte (Äpfel

bestimmt gewesen waren; denn, so sagt er: *tunc in partibus illis Una fuit mulier, quae me dilexerat ante Et mecum multis Venerem saciaverat annis: Hanc postquam sprevi secumque coire negavi, Ut me dampnaret rapuit mox laeva voluntas. Cumque movens aditus alios reperire nequiret, Apposuit fonti super illita dona veneni, Quo rediturus eram, meditans hac arte nocere Si fruerer pomis in gramine forte repertis* (1423—32). Maeldinus wird seine *rabies* los, wie Merlin die seine verloren hatte.

Die Fürsten und Edeln *(duces, proceres)*, welche zu Merlin gekommen waren, um seine Prophezeiungen zu hören, werden nun entlassen. Dagegen entschließen sich Maeldinus, Taliessin und Ganieda, mit Merlin das Leben im Walde zu teilen. Auch Ganieda weilte nun häufig in höhern Sphären und sang dann Prophezeiungen. Merlin sieht hierin eine höhere Fügung: er sollte nun aufhören, zu prophezeien, und das Buch *(libellum)* seiner Prophezeiungen sollte nun abgeschlossen sein. Die Dichtung endigt hierauf mit der bekannten Lobpreisung der *Gesta Britonum* (i. e. *Historia regum Britanniae)* des Galfrid von Monmouth. Es ist, abgesehen von einigen poetischen Stellen, ein trauriges Machwerk, so ganz verschieden von der Historia regum Britanniae. Doch eben weil der Verfasser der Vita Merlini gar nichts von Komposition verstand, sich ängstlich an die Quellen hielt, nichts, das ihm überliefert wurde, der Einheit opfern wollte, so hat dieses Werk für uns viel mehr Wert als die Historia, in welcher die extravagante Phantasie des Verfassers der Kritik fast unüberwindliche Schwierigkeiten bereitet hat.

Ungereimtheiten finden sich auch im letzten Teil der Vita Merlini. Man sieht z. B. nicht ein, warum die Prophezeiungen der Ganieda nicht ebenso gut aufgeschrieben und von den *duces* und *proceres* angehört werden sollten, wie diejenigen Merlins, warum Ganieda, deren prophetische *rabies* wie diejenige ihres Bruders die Folge des Schmerzes war, nicht ebenso wie dieser geheilt wurde. Auch hört natürlich Merlin nicht deshalb auf zu prophezeien, weil die Schwester ihn ersetzt; er hat schon aufgehört, sobald er seine *rabies* verloren hatte, weil die Sehergabe an diese gebunden war. Das Auditorium wurde natürlich auch nur deshalb entlassen, weil es nichts mehr zu hören gab. Die Maeldinus-Episode ist an den Haaren herbeigezogen worden; sie steht in keiner kausalen Beziehung zum

---

bei P. Paris und Füeterer) vergiften, um damit Gauvain umzubringen. Er kam an Arthurs Hof und bot sie der Königin an, in der Erwartung, diese werde sie ihrem Nachbarn Gauvain anbieten. Nun gab aber die Königin die Früchte zuerst einem anderen Ritter, *Gaheris (le blanc) de Karehan (Caraan, Karaheu, Trahenne)*, Bruder des berühmten *Mador de la Porte*. Gaheris starb sofort nach dem Genufs der Früchte und Guenievre wurde des Mordes bezichtigt. Ich möchte vermuten, dafs der Mörder ursprünglich nicht Avalon hiefs, sondern aus Avalon war, ein Abgesandter der Dame von Avalon. Andere Parallelen s. bei L. A. Paton (*Modern Language Notes* 1903 p. 163 ff.).

übrigen. Bei der Lokalisierung derselben (*Argustli* ist *Argwystli* in Cardiganshire) wurde auf die Historia regum Britanniae Bezug genommen: der junge Merlin ist ja Merlinus Ambrosius, der Prophet des Wortigern, aus Carmarthen in Süd-Wales. Die Anekdote, in welcher Merlin übrigens eine viel wichtigere Rolle hat als Maeldinus, braucht deshalb nicht südwälschen Ursprungs zu sein; sie mag sehr wohl unter Myrddins Namen zirkuliert haben. Der Name *Maeldinus* ist in der urspr. Erzählung, wo der Träger desselben sich vor den übrigen *sodales* des Helden nicht auszeichnete, überflüssig. Er ist uns bekannt aus dem Irischen.[115]) Der irische *Maelduin* ist eine Art Odysseus, und die Beschreibung seiner Meerfahrt[116]) eine Art Odyssee. Kann nicht eine Version dieser Schubladen-Erzählung auch eine Kirke-Episode enthalten haben? Denn dieser ähnelt doch unsere Anekdote nicht wenig.[117]) Nur müßte dann Maeld(u)in die Hauptrolle gehabt haben, die der Verfasser der Vita Merlini nachher auf Merlin übertragen hätte, während er den Namen Maeldin einer unbedeutenden, allerdings nachträglich etwas aufgeblasenen Persönlichkeit verliehen hätte. Daß irische Erzählungen dieser Art auch im keltischen Teile Großbritanniens verbreitet waren, ist bekannt.

Wenn der Verfasser der Vita Merlini Myrddin als Barden kannte, so ist es begreiflich, daß er ihn zum Freunde des Taliessin, der immer „Haupt der Barden" genannt wird, machte. Nach Nennius war Taliessin einer der 5 Barden, die zur Zeit des Königs Ida von Bernicia († 559) und speziell zur Zeit, da der Britte Dutigirn gegen die Angeln kämpfte, *in poemate Britannico claruerunt.* Der betr. Abschnitt in Nennius ist nordbrittischen Ursprungs, und die 5 Barden sind Nordbritten (vgl. Zimmer, *Nennius Vindicatus*). Gildas, dessen Schüler Taliessin gewesen sein soll, lebte von ca. 516—570. Taliessin lebte also wohl auch im 6. Jahrhundert in Strathclyde, wenn gleich vielleicht nicht genau zur Zeit des Königs Rhydderch. Dies scheint denn doch darauf zu deuten, daß nicht ein bloßer Zufall es fügte, daß Myrddin nicht nur mit Lailoken identifiziert wurde, sondern auch als Schwager Rhydderchs und Freund Taliessins erscheint. Die Vita Merlini liefert uns somit doch eine ganze Reihe von Zügen und Daten, die aus der alten Myrddinsage stammen können, wenn auch nicht müssen.

---

[115]) Allerdings kam der gemeinkeltische Name *Maelduin* auch in Schottland vor. Fordun erwähnt einen schottischen König *Maldewynus*, der a. 670 starb (San Marte, *Sagen* p. 335). Dieser *Maildwin* ist ein König der von den Iren (genannt Schotten) besiedelten Provinz Dalriada (vgl. Skene, *Chronicles of the Picts* p. CXXVII und Namenregister).

[116]) Ascetisch bearbeitet wurde sie zur *Navigatio S. Brendani.*

[117]) Eine Episode, in welcher Zauberäpfel eine Rolle spielten, gibt es darin; vgl. L. A. Paton (*Modern Language Notes* 1903 p. 165).

Von den lateinischen Werken, welche die Myrddinsage berühren, ist außer den genannten nur noch eines von Bedeutung, das im Jahre 1191 vollendete *Itinerarium Cambriae* des *Giraldus Cambrensis*. Dieser erklärt: *Ea nocte* (im Jahre 1188) *jacuimus apud Nevyn* (Nord-Wales) *videlicet vigilia Paschae floridi; ubi Merlinum Silvestrem diu quaesitum desideratumque Archidiaconus Menevensis* (d. h. Giraldus selbst) *dicitur invenisse.* [118]) Bei dieser Gelegenheit gibt Giraldus folgende Erläuterung: *Erant enim Merlini duo: iste, qui et Ambrosius dictus est quia binomius fuerat, et sub rege Vortigerno prophetizavit, ab incubo genitus et apud Kaermerdyn inventus. Unde et ab ipso ibiden invento denominata est Kaermerdyn, id est urbs Merlini. Alter vero, de Albania oriundus, qui et Celidonius dictus a Celidonia silva in qua prophetizavit, et Silvester quia, cum inter acies bellicas constitutus, monstrum horribile nimis in aera suspiciendo prospiceret dementire coepit et, ad silvam transfugiendo, silvestrem usque ad obitum vitam perduxit. Hic autem Merlinus tempore Arthuri fuit et longe plenius et apertius quam alter prophetasse perhibetur* (l. V c. VIII, ed. Dimrock VI 133). [119]) Der Verfasser der Vita Merlini hatte also umsonst gemahnt, daß *Merlinus Silvester* und *Merlinus Ambrosius* identisch seien. Nun macht ein einflußreicher Gelehrter wie Giraldus doch einen Unterschied zwischen ihnen. Wohl mußte einer, der die Historia regum Britanniae kannte und die Vita Merlini nur flüchtig gelesen hatte, zur Ansicht gelangen, daß es zwei Merlins gab. Aber kann man einem Gelehrten wie Giraldus zutrauen, daß er, wenn er ein Werk wie die Vita Merlini las, es nur flüchtig las, daß ihm nicht sogleich die häufigen Beziehungen auf die Historia auffielen, oder dürfte man glauben, daß er die Versicherung des Autors einfach mißachtete? Es ist dies aber nicht die einzige Schwierigkeit. Die wenigen Angaben des Giraldus stimmen auch sonst nicht recht mit der Vita Merlini überein. Seine Quelle muß Merlins Wahnsinn anders begründet haben als die Vita Merlini. Hier ist der Tod seiner Brüder die Ursache, dort aber eine Vision. Letztere Erklärung findet sich jedoch in ganz ähnlicher Form auch in der ersten Erzählung von Lailoken, und muß außerdem noch aus inneren Gründen als die ursprünglichere gehalten werden. Schon Lot hat auf diese Schwierig-

---

[118]) Nach Lot (l. c. p. 334) wäre darunter eine Handschrift der Vita Merlini oder der auf dieser beruhenden *Prophetiae Merlini Silvestris* zu verstehen. Die Ausdrucksweise wäre aber dann nicht gerade natürlich. Man vergleiche das *inventus* in dem darauf folgenden Passus, das sich doch auch nicht auf eine Handschrift bezieht, und ebenso *Caermardhin ubi Merlinus inventus fuerat, a quo et nomen accepit (Cambriae descriptio c. 5).* Das *dicitur* hätte auch kaum eine raison d'être, wenn es sich um ein Manuskript gehandelt hätte. Dagegen ist bei etwas ganz Unglaublichem das *dicitur* sehr am Platz.

[119]) Vgl. auch noch eine andere von Lot (l. c. p. 511—12) zitierte Stelle.

keit hingewiesen (l. c. p. 343 n. 6): *Je dois dire que je ne sais comment Giraud aurait pu avoir connaissance de Lailoken. Il y a là un point obscur sur lequel il faut attirer l'attention.* Die Lailoken-Legende war jedenfalls ziemlich obskur. Sollte Giraldus außer unserer Vita Merlini auch sie benutzt und in dem kurzen Passus eine Textkritik vorgenommen haben? Das Allerunwahrscheinlichste aber wäre, daß er dies stillschweigend getan, daß er nichts von dem Verhältnis der Merlin-Legende zur Lailoken-Legende mitgeteilt hätte? Es müßte aber auch unexakt sein, wenn er behauptet, daß Merlinus Ambrosius unter Wortigern, Merlinus Silvestris dagegen unter Arthur gelebt habe. Merlinus Silvestris hat nach der Vita Merlini unter Wortigern ebenso wie unter Arthur gelebt. Er lebte unter beiden Königen nur, weil er mit Merlinus Ambrosius identifiziert wurde; doch die Vita Merlini setzt nach ihrem eigenen Zeugnis erst mit der Regierung Conans ein. Und nach der Geschichte fand die Schlacht bei Arderydd (573) nicht weniger als 57 Jahre nach der letzten Arthurschlacht (516) statt. Die drei eben erwähnten Schwierigkeiten räumt nach meiner Meinung nur eine Hypothese befriedigend weg, eine Hypothese, zu der ich oben (p. 222—23) schon aus anderen Gründen gelangte, daß es nämlich eine ältere Vita Merlini gab, die sich von der uns erhaltenen namentlich dadurch unterschied, daß sie noch nicht von der Historia regum Britanniae beeinflußt war und darum wohl auch der Lailokenlegende noch etwas näher stand. Diese ältere Version, nicht die uns erhaltene, dürfte Giraldus benutzt haben. Die letztere mochte ihm ganz wohl unbekannt geblieben sein; denn sie teilte keineswegs den Ruhm der Historia regum Britanniae.[120])

Ich glaube mit Lot, daß *Higdens* Angaben über Merlin in seinem *Polychronicon* (14. Jahrh.) nur aus Giraldus stammen und keine ältere Tradition repräsentieren können. Higden weicht nur darin von diesem ab, daß er Merlin auf der Insel *Bardsey* sterben läßt; doch diese Insel liegt eben nicht weit von Nevyn, wo Giraldus seinen Merlinus Silvestris gefunden haben will; ihr Name bedeutet „Bardeninsel", und sie war, oder galt als, die letzte Ruhestätte zahlreicher Heiligen.

Ich gehe nun zur Besprechung der Zeugnisse in kymrischer Sprache über, muß aber sogleich erklären, daß ich nun ein Gebiet betrete, in welchem ich mich, weil der kymrischen Sprache unkundig, fast nur an die Ansichten anderer Forscher halten muß. Nun sind aber diese Ansichten sehr verschieden. Man kann fast sagen: So viel Köpfe, so viel Sinne. Dies hat für mich einen Nachteil und

[120]) Sie soll, wie schon gesagt, nur in einer einzigen Handschrift erhalten sein, abgesehen von der kürzeren Fassung, welche in einer Handschriftengruppe des Polychronicon aufgenommen wurde und eine etwas ältere Version repräsentieren mag.

einen Vorteil. Ich kann einerseits selbst auch nichts Sicheres über diese Zeugnisse behaupten; anderseits können dieselben, weil so unklar und vieldeutig, meine auf anderer Basis aufgebauten Ansichten nicht wohl umstoßen. Man bekommt fast den Eindruck, daß man die kymrischen Zeugnisse innerhalb gewisser nicht enger Grenzen, so ziemlich nach Belieben verwenden kann. Gerade die wichtigsten Punkte sind uns unbekannt und werden uns wohl — so kommt es mir vor — immer unbekannt bleiben: das Alter der Texte, der Ort ihrer Abfassung, ihre Quellen und namentlich auch die Frage, wie viel an ihnen interpoliert ist. Gerade in bezug auf letztere sehr wichtige Frage hat man natürlich bei so dunkeln Zeugnissen die größte *latitude*, und man erklärt gern als Interpolation, was einem unbequem ist.

Wir haben zunächst von 8 Gedichten zu sprechen, die sich z. T. als Myrddins Werke ausgeben und früher auch für solche gehalten wurden. Davon ist man jetzt aber fast allgemein abgekommen. Sie können nicht aus der Zeit stammen, in welcher Myrddin (allerdings nur nach ihrem eigenen Zeugnis und demjenigen der Vita Merlini resp. der Historia regum Britanniae) gelebt hat. Lot, der die letzte und vielleicht zuverlässigste Kritik über diese Gedichte geschrieben hat (l. c. p. 505 ff.), erklärt: *En résumé, toutes les compositions galloises sur Merlin, sauf peut-être la dernière (Dialogue de Myrddin et de Taliesin), sont postérieures à la Vita Merlini (rédigée en 1148 ou 1149) et ont été écrites dans les quarante dernières années du XIIe siècle (p. 515).* Es scheint mir, daß Lot den *terminus a quo* mit größerer Zuverlässigkeit bestimmt hat als den *terminus ad quem.* Letzterer dürfte eher noch etwas nach vorwärts verschoben werden, doch nicht so weit, wie es Stephens und San Marte taten.

Als das älteste von den Pseudo-Myrddin-Gedichten gilt so ziemlich allgemein ein *Dialog zwischen Myrddin und Taliessin.* Er ist in einer Handschrift überliefert, die älter als die Vita Merlini sein kann, aber nicht muß (vgl. Lot l. c. p. 515, 506 n. 5). Sie hat in der Tat Züge mit letzterer gemein. Auch die Vita enthält ja einen Dialog zwischen den beiden Barden. In dem kymrischen Gedicht unterhalten sie sich über die Schlacht bei Arderydd, welche auch in der Vita eine wichtige Rolle spielt; nur fehlt der Name in der uns erhaltenen Version der Vita, stand aber vielleicht in der von uns postulierten älteren Fassung. Anderseits wird Peredur, dessen Teilnahme an der Schlacht sicher ist, nur in der Vita mit Namen genannt (vgl. Lot p. 531). Im kymrischen Gedicht erscheint Maelgun als Anführer des Heeres des (übrigens nicht erwähnten) Gwenddoleu. Lot (l. c. p. 522 n. 1) zeigt aber, daß dies ein Anachronismus ist. Ein auffallender Unterschied ist, daß Myrddin (wie auch Taliessin) im kymrischen Gedichte auf der Seite der Besiegten, in der Vita aber auf der Seite der Sieger steht. Nach Lot war auch Gwenddoleu ein nordbritischer Fürst; er war der urspr. Gönner Myrddins, und in

der Vita trat Rhydderch, dessen Teilnahme an jener Schlacht nicht durch zuverlässige Quellen bezeugt ist, als urspr. Gönner Lailokens an die Stelle Gwenddoleus, welch letzterer nun zu einem Schotten und Feind Rhydderchs gemacht wurde. Die Hypothese hat etwas für sich. Doch müßten wir dann wohl auch annehmen, daß in der alten Myrddinsage Myrddin der Schwager Gwenddoleus war, was aber bei der Erklärung der Vita Merlini wieder Schwierigkeiten machen würde. Da das kymrische Gedicht gar nichts enthält, was irgendwie auf das E. M. bezogen werden könnte, so mögen auch wir wie Lot die Frage betr. das Verhältnis zwischen demselben und der Vita Merlini unentschieden lassen.

Interessanter ist für unsere Zwecke das Gedicht betitelt *Avallenau* (die Apfelbäume). Es gibt von ihm eine ältere und eine jüngere Fassung; welch letztere durch Interpolationen doppelt so lang geworden ist wie die erstere. Es enthält meist Prophezeiungen Myrddins in elegischem Tone. Die Situation stimmt im großen Ganzen wieder zu derjenigen der Vita Merlini. Das Gedicht knüpft wie das vorhin besprochene an die Schlacht von Arderydd an (Strophe V), und Myrddin steht auch hier wieder auf der Seite des besiegten Gwenddoleu (ibid.). Vielleicht ist hier der Einfluß des älteren Gedichtes zu erkennen; oder es hat direkte Anlehnung an die Sage stattgefunden. Jedenfalls besteht daneben die uns aus der Vita Merlini bekannte Situation, wonach Gwendydd (Ganieda) Myrddins Schwester und Rhydderchs Gemahlin ist.[121]) Seit der Schlacht von Arderydd — es ist nun 50 Jahre her — ist Myrddin wahnsinnig *(wandering in gloom and among sprites*: Strophe V). Der Grund seines Wahnsinns ist auch hier der Schmerz; doch dieser ist viel besser erklärt als in der Vita: Myrddin hat Rhydderchs und Gwendydds Sohn und Tochter „ruined" (ibid), und darum wird er nun von seiner Schwester, die er über alles liebt, gehaßt. Er hat in den Reihen von Rhydderchs Feinden gekämpft und Rhydderchs Sohn mit eigener Hand erschlagen (Strophe VI). Wie die Tochter *„ruined"* wurde, kann man nur vermuten. Sie starb vielleicht aus Gram. Der Verfasser von Avallenau scheint mehr zu wissen als er sagt; er dürfte eine ältere Sage benutzt haben, wonach in der Schlacht bei Arderydd die Söhne des Elifer (Peredur etc.) und Rhydderch gegen Gwenddoleu und Myrddin kämpften, obschon Rhydderch und Myrddin verschwägert waren. In Strophe VII sagt Myrddin, indem er den symbolischen Apfelbaum im Walde von Celyddon anredet: *While my reason was not aberrant, I used to be around its stem With a fair sportive maid, a paragon of slender form*; ebenso schon in Strophe IV: *Food I used to take at its base to please a fair sportive maid.* Dies war vor wenigstens 50 Jahren (Strophe VII). Es ist wohl nicht

[121]) Es wird dies nicht ausdrücklich gesagt; doch die Strophen V und VI sind wohl nnr unter dieser Voraussetzung verständlich.

zu leugnen, daß dieser Passus auf der Maeldinus-Episode der Vita Merlini beruhen kann.[122]) Myrddin erwähnt auch die Prophezeiung einer *chwimleian* (Strophe VIII). Man hat in dieser Person wohl nicht mit Unrecht die auch im Mittelalter sehr berühmte Prophetin Sibylle von Cumae zu erkennen geglaubt. Galfrid von Monmouth läßt ja ebenfalls sowohl Merlin wie Sibylle die Rückkehr des Cadwalladrus prophezeien (Historia l. XII. c. XVIII). Was das Wort *chwimleian* bedeutet, ist aber nicht bekannt. Nach Gaidoz (vgl. G. Paris, Merlin I p XLV n.) ist es ein Eigenname. Doch ist dies wohl nicht die Meinung aller Keltisten. Andere haben das Wort durch *Nymphe* oder (z. B. Skene) geradezu durch *Sibylle* wiedergegeben (vgl. Lot l. c. p. 517 n. 2). Der des Keltischen Unkundige muß schweigen. San Marte (Sagen p. 85) identifizierte die *chwimleian* ohne Grund auch mit der in seiner Strophe I erwähnten „Nymphe" (u. Schutzgöttin) des Apfelgartens, genannt *Gloywedd*. Weder diese noch jene ist übrigens mit Myrddin in direkte Beziehung gebracht. Die von ihnen handelnden Stellen sind dunkel. Die Strophe I bei San Marte fehlt in der älteren Version, sie ist wohl interpoliert. Die Prophezeiung über Cadwalladrus stammt aus der Vita Merlini oder dann aus der Quelle der letzteren, Galfrids *Prophetiae Merlini* (vgl. Lot l. c. p. 506, 515—16). Das Gedicht Avallenau dürfte in der zweiten Hälfte des 12. Jahrhunderts entstanden sein.

Aus dieser Zeit stammt vielleicht auch der „Dialog zwischen Myrddin und seiner Schwester Gwendydd", genannt *Kyvoesi*. Er ist eine trockene Aufzählung brittischer Fürsten in Form von Prophezeiungen, die Myrddin seiner Schwester verkündet. Da Myrddin Autor sein soll, setzen die Prophezeiungen mit Rhydderchs Tode ein; auch die Schlacht von Arderydd und Gwenddoleus Tod werden erwähnt. Rhydderch hat nicht seinen gewöhnlichen Beinamen *hen* (alt), sondern *hael* (= *largus* in der Vita Merlini). Myrddin prophezeit sogar Rhydderchs Tod auf *„the day after to-morrow"* (Str. VIII) wie in der Vita Merlini (Vgl. auch Lot l. c. p. 519 n. 4)[123]); er erwähnt auch öfters Cadwaladyrs Rückkehr, er spielt darauf an, wie er wahnsinnig wurde: *my reason is gone with ghosts of the mountain* (Str. XX, XXI). Unter den vielen Epitheta, die Gwendydd ihrem Bruder gibt, befinden sich auch Barde, Krieger, Greis (Str. XI., XIII, XXX, LXXII etc.), alle in Übereinstimmung mit der Vita Merlini. Neu ist aber sein Beiname: *son of Morvryn* (Str. CXII). Gwendydd, obwohl sie von ihrem alten Bruder sagen kann: *whom*

---

[122]) San Marte (*Sagen von Merlin* p. 87) identifiziert die *maid* fälschlich mit Gwendydd; wahrscheinlich hat ihn der etwas zweideutige Schlufs von Str. V dazu verführt.

[123]) Über Rhydderchs Tod prophezeit übrigens nicht nur Lailoken resp. Myrddin, sondern auch der hl. Columba nach Adamnans Vita (vgl. Skene, *Four ancient books of Wales* I p. 176).

I have seen tenderly nourished (Str. LXII etc.), wird wie in der Vita Merlini und in Avallenau noch als entzückend dargestellt (Str. CVIII, CXIV, CXVI). Von Myrddin wird gesagt: *he is accustomed to make disclosures When a maid goes to him* (Str. III). In ganz ähnlicher Weise wie in Avallenau wird auf die Prophezeiungen der *chwimleian* angespielt (Str. LIX). Erst in Str. CXVII wird uns die merkwürdige Mitteilung gemacht, daß *Myrddin was placed under earth by a sovereign brave and fearless* (vgl. auch Skene, l. c. p. 236). Was folgt, scheint zu zeigen, daß er keine Aussicht hat, aus diesem Gefängnis befreit zu werden. Er wünscht zu sterben (Str. CXXII); und Gwendydd spricht von seinem nahen Tode (Str. CXXVIII). Während Kyvoesi offenbar von der Vita Merlini und Avallenau beeinflußt wurde, setzt es sich doch durch das an letzter Stelle Erwähnte geradezu in Widerspruch mit ihnen: Myrddin ist in einem unterirdischen Gefängnis, während Rhydderch noch lebt. Skene hält die ersten 26 Strophen für sehr alt (7. Jahrhundert) (l. c. p. 239); doch, was uns am meisten interessiert, gehört nicht zu diesem alten Teil.

Man könnte das Kyvoesi auch betiteln: Prophezeiungen Myrddins aus dem Grabe. Diesen Titel hat aber ein anderes Gedicht, *Gwasgardgerd Vyrddin,* das jedenfalls durch jenes inspiriert wurde. Skene setzt seine Abfassung in den Anfang des 12. Jahrhunderts, Lot zwischen 1164 und 1188, Phillimore ums Jahr 1200, San Marte ins 13. Jahrhundert. Doch keiner dieser Gelehrten kann seine Datierung mit unantastbaren Gründen stützen. Die 2 Handschriften, die es überliefern, gehören ins 14. Jahrhundert. Die Prophezeiungen selbst haben für uns kein Interesse. Man weiß auch nicht, an wen sie gerichtet sind. Nur in der letzten Strophe wird Gwendydd angeredet. Der Prophet gibt sich aus als *Myrddin, son of Morvryn* (Str. II) (wie sonst nur noch in Kyvoesi), als *the man that speaks from the grave* (Str. I) (wie dort), und sagt von sich: *I have quaffed wine from a goblet With the lords of devouring war* (Str. III), wohl mit Bezug auf die Schlacht von Arderydd, wo er ein Verbündeter von Königen war (wie in der Vita Merlini).

Jünger als Kyvoesi ist nach San Marte (Sagen p. 204) und Lot (l. c. p. 528) das Gedicht *Hoianau* (Die Ferkel), eine Imitation von Avallenau. Es wurde zwischen 1194 und 1216 verfaßt (Lot l. c. p. 508). Myrddin erwähnt die Schlacht von Arderydd; Gwenddoleu, sein Gönner, ist tot; Rhydderch Hael, sein Feind, lebt noch (Str. X). Auch Cadwaladyr fehlt nicht. Myrddin klagt über sein elendes Leben in der Waldeinsamkeit (Str. II, III, X, XV, XXIV), wo er schon „*ten years and forty*"[124]) weilt (Str. III). Er bedauert auch, daß Gwendydd ihn nicht besucht (Str. XV). Die *chwimleian,* deren Prophezeiungen Myrddin in Avallenau und Kyvoesi einfach zitiert, soll ihm nach

[124]) Derselbe Ausdruck in Avallenau Str. VII.

Hoianau (Str. VI, VII) Prophezeiungen mitgeteilt haben. Alle hier erwähnten Züge, und noch andere mehr, die uns nichts angehen, werden aus Avallenau, z. Th. vielleicht auch aus der Vita Merlini, stammen.

Eine andere Nachahmung von Avallenau ist das Gedicht *Bedwenau* (die Birken), welches gar nichts enthält, das für uns Interesse haben könnte. Das noch nicht übersetzte Gedicht *Gorddodau* erklärt Lot (l. c. p. 506) für eine Imitation von Hoianau aus dem Ende des 13. Jahrhunderts. Der kurze „*Dialog zwischen Yscolan und Myrddin (?)*", was immer auch seine Bedeutung sein mag, enthält nichts, das uns anginge.

Diejenigen unter den Pseudo-Myrddin-Gedichten, welche für uns von Interesse sind, haben gewisse wichtige Berührungspunkte mit der Vita Merlini, welche z. T. kaum anders denn als direkte oder indirekte Entlehnungen aus der letztern erklärt werden können. Da sich andererseits keine sichern Entlehnungen aus der *Historia regum Britanniae* oder auch nur den *Prophetiae Merlini* nachweisen lassen,[125]) so ist es wahrscheinlich, daß auch die Anspielungen auf Cadwalladrus nicht direkt aus der Historia, sondern aus den Interpolationen der Vita Merlini stammen. Es sind diese Gedichte also wohl in ihrer ganzen Anlage Imitationen der *Vita Merlini* oder (resp. und) der aus dieser ausgezogenen, verlorenen, *Prophetiae Merlini Silvestris.* Aber sie scheinen daneben doch auch mündlich verbreitete Sagen benutzt zu haben. Lot sagt (l. c. p. 519): *Ainsi donc, nos quatre poèmes gallois n'ont pas connu Lailoken. La conséquence rigoureuse c'est que, lors qu'ils parlent de la vie sauvage et démente de Myrddin dans la forêt de Calédonie, ils s'inspirent de la Vita Merlini de Gaufrei.* Diese Folgerung ist nicht notwendig; denn, wie wir schon gesehen haben (p. 223—23), es ist sehr wohl möglich, daß der Verfasser der Vita Merlini die Identifikation *Myrddin-Lailoken* bereits in der Sage vorgefunden hat. Die Sage kann derartige Identifikationen, ebensogut wie ein Dichter zustande bringen. Und gerade Avallenau enthält eine Schilderung der Entstehung von Myrddins Wahnsinn, die chronologisch zwischen derjenigen in der Lailokenlegende und derjenigen in der Vita Merlini stehen dürfte. Das Verhältnis Myrddins zu Gwenddoleu und zu Rhydderch, wie es uns die kymrischen Gedichte schildern, scheint ursprünglicher zu sein als das entsprechende in der Vita Merlini, das den Einfluß der Lailokenlegende zeigt. Lot hat auch schon darauf aufmerksam gemacht, daß die kymrischen Gedichte die in der Vita Merlini enthaltenen Eigennamen: *Merlinus, Ganieda, Rodarchus, Guennolous* etc. in ihrer alten Form: *Myrddin, Gwendydd, Rhydderch, Gwenddoleu* etc. wiedergeben. Ich glaube

---

[125]) Lot (l. c. p. 517 n. 2) vermutet zwar zwei solche Entlehnungen; doch ist die Ähnlichkeit sehr gering und wahrscheinlich durch Zufall zu erklären.

zwar, daß die Verfasser der Gedichte ganz wohl Sagen von Rydderch und Gwenddoleu kennen mochten, die von der Myrddinlegende durchaus unabhängig waren, aber doch genügten, um sie zu jenen Identifikationen zu verleiten. Doch die Namen Myrddin und Gwendydd beweisen in der Tat, daß jene Dichter Sagen über Myrddin und Gwendydd kannten. Und wir haben darum allen Grund, anzunehmen, daß auch die Rolle, die Ganieda in der Vita Merlini spielt, wenigstens z. T. in der Sage wurzelt. Es ist also wahrscheinlich, daß die Pseudo-Myrddin-Gedichte und die Vita Merlini (z. T.) denselben Ursprung haben, auf dieselben Sagen zurückgehen.

Wo entstanden diese Sagen? Das natürlichste ist offenbar, zu denken, daß sie aus derjenigen Gegend stammen, auf welche die in ihnen vorkommenden Eigennamen weisen. Die Eigennamen in den ältesten Gedichten resp. in den ältesten Partien derselben weisen entschieden nach dem Norden, nach dem nordbritischen Reich Strathclyde, welches nur bis 946 selbständig war (Skene l. c. p. 242), wenn auch die Strathclyde-Britten noch bis 1130 als ein besonderes Volk galten (ibid. p. 166, 183). Es ist, wie Skene mit Recht sagt, kaum möglich, daß man in Wales Gedichte verfaßte, die sich nur auf nordbrittische Sagen bezogen. Ich glaube zwar, daß auch die ältesten derselben in der uns erhaltenen Form wälsch (speziell südwälsch) sind; doch müssen ihnen nordbrittische Quellen, wahrscheinlich schon Gedichte, zu Grunde gelegen haben. Nordbrittische Flüchtlinge brachten dieselben nach Wales. Hier erfuhr ein Teil der Gedichte metrische und sprachliche Umbildung, ein anderer bedeutende inhaltliche Interpolationen mit wälschen Namen; endlich ahmte man sie auch nach (*Hoianau*, *Gwasgargerdd* etc.).

In der Vita Merlini erscheint Myrddin selbst als ein Südwälscher; dies ist, wie wir gesehen haben, dem Einfluß von Galfrids Historia regum Britanniae zuzuschreiben. Die kymrischen Gedichte scheinen diesen Einfluß gar nicht zu zeigen. *There is here no allusion to Vortigern. Myrddin is no devil's child. He has no supernatural gifts from his birth. He is only the brother of the queen of Strathclyde; and he has been inspired with prophecy by madness*, sagt Ward (l. c. p. 109). Entweder kannten die Dichter resp. Bearbeiter die Historia nicht, oder sie hielten mit Giraldus Cambrensis daran fest, daß es zwei Myrddins gab, einen *Myrddin Emrys*, Propheten des Wortigern, und einen *Myrddin silvestris*, Schwager des Rhydderch. Sie hielten sich an den letzteren und nannten ihn, vielleicht gestützt auf alte Sagen, Sohn des Morvryn. Wälsche Dichter hätten zweifellos den *Myrddin Emrys* vorgezogen; es ist zweifelhaft, ob der andere Myrddin in Wales überhaupt bekannt war. Wieder ein Argument für den nordbrittischen Ursprung der Myrddin-Gedichte.

Mit den Pseudo-Myrddin-Gedichten sind die kymrischen Zeugnisse über Myrddin noch nicht erschöpft. Myrddin erscheint auch

in 2 *Triaden.*[125a]) Die Triaden sind sehr verschiedenen Alters. Loth, der sie gesammelt hat (Mabingion II p. 201 ff.), teilt sie in drei Gruppen oder Familien ein. Die zwei ersten Familien sind nur in Handschriften des 14. Jahrhunderts überliefert; die Überlieferung der dritten Familie ist noch viel jünger (vgl. Loth l. c. p. 202). Schon jene lassen den Einfluß von Galfrids Historia und der französischen Romane erkennen. In der zweiten Familie finden wir folgende Triade (No. 101 bei Loth): *Trois principaux bardes de l'île de Prydein: Merddin Emrys; Merddin, fils de Morvryn; Taliessin, chef des bardes.* Zu dieser Familie gehört auch eine Triade (No. 85), in welcher die drei Gralfinder: *Galaath, fils de Lawnselot dy Lac, Peredur, fils d'Evrawc* und *Bort, fils du roi Bort* genannt werden; ein Beweis, daß diese Familie auch sehr spätes Material enthalten kann. Der Verfasser der Triade 101 beweist seine Ignoranz schon dadurch, daß er Barden wie *Aneurin* und *Llywarch Hen* nicht nennt. Auch er unterscheidet zwei Merddins, wie es Giraldus Cambrensis und vielleicht die Verfasser der Pseudo-Myrddin-Gedichte taten. Der erste ist der fiktive Merlinus Ambrosius, der Prophet des Wortigern; ihn mußte er aus der Historia regum Britanniae kennen; der zweite ist der mehr historische Myrddin, den er, wie sein Beiname beweist, wahrscheinlich aus den Pseudo-Myrddin-Gedichten kennen lernte. Aus diesen erfuhr er auch, daß Myrddin ein Barde war; und diesen Beruf übertrug er dann auf den Myrddin Emrys, der sonst nicht als Barde galt. Zu der jüngsten Familie gehört die folgende Triade (No. 113 bei Loth): *Trois disparitions complètes de l'île de Prydein: la première est celle de Gavran, fils d'Aeddan, et de ses hommes, qui s'en allèrent sur mer à la recherche des vertes prairies de Llion (= flots), et dont on n'entendit plus parler. La seconde est celle de Merddyn, le barde d'Emrys Wledig et de ses neuf Cylveidd (= bardes?), qui se dirigèrent par mer vers la Maison de Verre: on n'entendit jamais dire où ils étaient allés. La troisième fut celle de Madawg, fils d'Owein de Gwynedd, qui s'en alla sur mer, avec trois cents hommes, sur dix navires: on ne sait où ils sont allés.* Daß diese Triade sehr spät verfaßt wurde, zeigt schon die Erwähnung des berühmten Königs *Owein* von *Gwynedd,* welcher von 1137 bis 1169 regierte. Sie wurde also nach der Historia regum Britanniae verfaßt[126]) und bezieht

[125a]) Oder, wenn man will, in dreien. In Triade 68 (bei Loth) wird behauptet, dafs der älteste Name der Insel Grofsbritannien *Clas Myrddin* war. Eine Erklärung dieses Namens habe ich nirgends gefunden.

[126]) Und doch zitiert Philipot (*Rom.* XXV p. 287) gerade diese Triade als diejenige, die *d'une façon décisive* die *analogie de Mabon-Madawc avec la légende de Merlin* beweisen soll. Mit einem *Madawg* aus der zweiten Hälfte des 12. Jahrhunderts operirt Philipot, um die nach seiner Meinung sehr alte, mythologische Merlinlegende zu erklären! Dies heifst denn doch den Lesern etwas viel zumuten. Ich habe oben gezeigt, dafs das ursprüngliche *E. M.* kein Imram ist; ich werde bei anderer Gelegenheit zeigen, dafs auch die

sich offenbar auf dieselbe, wenn sie Merddyn mit *Emrys Wledig*, d. h *Ambrosius Aurelius*,[127]) in Beziehung bringt. Aber Myrddin war nicht der Barde des Ambrosius; die Historia kennt ihn überhaupt nicht als Barden, sondern nur als Propheten und Zauberer.[128]) Der Verfasser der Triade mußte also noch eine andere Quelle benutzt haben; er mochte den Barden Myrddin aus der kymrischen Tradition, aus der Triade 101 oder aus den Pseudo-Myrddin-Gedichten oder auch aus der Vita Merlini kennen, in welch letzterem Werk derselbe ebenfalls mit Ambrosius Aurelius in Beziehung gebracht ist. Auch der *Brut Tysilio* nennt Myrddin den Barden des *Gwrtheyrn* (San Martes Übersetzung p. 537). Das ist nicht zu leugnen, daß Myrddin in unserer Triade als Held eines Imram von echt irischem Modell dargestellt ist. Doch wer beweist uns, daß dieser Imram alt ist, daß er außerhalb unserer Triade, die frühestens aus dem Ende des 12. Jahrhunderts stammen kann, überhaupt existierte, daß er nicht eine Erfindung des Verfassers der Triade ist? In den Imramtypus konnte man ja fast nach Belieben irgendeinen Helden einfügen. Wenn der Verfasser der Triade die Vita Merlini kannte, so fand er daselbst drei Personen genannt, welche nach einem überseeischen Wunderland fuhren, Arthur, Barintus und namentlich auch Myrddins Freund, den Barden Taliessin. So mochte er von sich aus auf einen Imram Myrddin konstruieren oder supponieren. Wir finden in der kymrischen Literatur sonst kein Zeugnis für die Existenz eines solchen; die übrigen Zeugnisse für die Myrddin-Legende stehen, wie wir gesehen haben, geradezu im Widerspruch dazu.

Identifikation von *Mabon* und *Madoc (Malgier)* falsch ist. Philipot hat da einen grofsen Schnitzer gemacht und damit den Wert seiner Arbeit nicht wenig beeinträchtigt. Es ist auch übertrieben, wenn er sagt, dafs *Mabon* und *Madawg* in der kymrischen Litteratur häufig verwechselt werden (p. 285—286); *Mabon, fils de Modron* erscheint in den 2 identischen Triaden 11 und 56 als einer der 3 *prisonniers éminents de l'île de Prydein.* Sie beziehen sich offenbar auf das Mabinogi *Kulwch und Olwen*, wo von einer Gefangenschaft des *Mabon, fils de Modron*, die Rede ist, und wo auch die beiden andern *prisonniers éminents* genannt werden. In der Triade 138 werden dieselben 3 *prisonniers* nochmals zitiert; nur steht hier an Stelle von *Mabon fils de Modron*: *Madawg, fils de Modron*, natürlich ein *lapsus calami*, wie es ihrer in den Triaden genug gibt. Dies ist eine der 2 Triaden, welche Nutt (*Studies* p. 220 note) zitiert, auf den sich wiederum Philipot beruft. Nach Nutt resp. nach Rhys, auf den er sich beruft, soll es noch eine solche Triade geben. Ich konnte dieselbe nicht ausfindig machen. Auf diesen 2 Beispielen beruht aber Philipots „häufige Verwechslung". Übrigens ist das *emprisonnement Mabon* nach dem Mabinogi und den Triaden total verschieden vom *Enserrement Merlin.*

[127]) *Aurelius* entspricht dem kymrischen *Guledig* (= *imperator*). Vgl. Skene l. c. p. 48—50.

[128]) Die Triade 145 spielt, ohne ihn zu nennen, auf Myrddins Zauberkunst an, indem sie von dem *Gwaith Emrys* (*l'œuvre d'Emrys*), d. h. von dem nach der Historia unter Ambrosius ausgeführten Transport der *Chorea gigantum* nach Salisbury, spricht.

Die Triade 151[128]) (dritte Familie) nennt unter den *trois instructeurs bénis de l'île de Prydein*: *Madawc Morvryn*. Es waren *trois fils de bardes*. *Morvryn* heißt auch Myrddins Vater nach den Pseudo-Myrddin-Gedichten und Triade 101. Nach Loths Anmerkung p. 268 enthält das Buch von Taliessin eine *allusion sans importance à Myrddin: Merddin ap Madawc Morvryn*. Damit würde die Triade also übereinstimmen. Wenn ich Loths Anmerkung p. 299 richtig verstehe, hat das Jolo Ms. *Morydd* an Stelle von *Morvryn*.

Stephens, in seiner *Geschichte der wälschen Literatur* (Übersetzung von San Marte p. 12) zitiert 3 Verse aus einem Gedicht, das ich nicht nachsehen konnte: „Das Grab des Sohnes der Nonne, Des Gefährten des Löwen Emrys, Des größten Zauberers Merddin Emrys ist in den Bergen von *Newys* (Myv. Arch. I. 78)." Ich kenne das Alter des Textes nicht; er stützt sich aber sicher auf die Historia regum Britanniae; nur das Grab in Newys fehlt hier. Doch ist *Newys* offenbar *Nevyn* in Nord-Wales, südwestlich vom Snowdon-Gebirge, wo Merlinus Ambrosius dem Wortigern prophezeite,[130]) und wo Giraldus behauptete, *Merlinum Silvestrem* gefunden zu haben (s. o. p. 228). In dem Artikel „*Merlin*" des *Dictionary of National Biography* lese ich: *Another Welsh legend represents Merlin* (und zwar *Myrddin fils de Morvran*) *as confined with the 13 treasures of Britain in a glass house in the island of Bardsey, where he lay in an enchanted sleep, from which he was to awake, when the time came for the reappearance of Arthur.* Diese Legende erwähnten auch Lady Guest (Mabin. II. 354), Loth (Mabin. II. 18 n. 1) und Rhys *(Hibbert Lectures* p. 155). Bardsey liegt nicht weit weg von Nevyn und dort lebte nach Higdens Polychronicon (14. Jahrh.) Merlinus Silvester als Greis und wurde ebendaselbst begraben (vgl. auch oben p. 229). Ich konnte dieser Legende nicht weiter nachgehen, bin aber mit Lot einverstanden, der dazu sagt: *On peut juger par là de l'antiquité [de ce] texte gallois* (l. c. p. 334 n. 1). Es wurde also auf Myrddin das bekannte Kyffhäusermotiv übertragen; es geschah dies wohl, weil der Volksglaube in ihm wie in Arthur den künftigen Retter der Britten erblickte. Dazu kam der Einfluß jener Triade, nach der *Merddyn, le barde d'Emrys* wie Arthur auf dem Meere „verschwindet".

Es ist begreiflich, daß man sich Myrddins Grab auch in Carmarthen, das nach der Historia sein Geburtsort war, dachte (vgl. San Marte, *Sagen* p. 12). Doch andere wollen es in Cornwall gefunden haben. Der *Maen Amber* bei *Penzance* am Meere soll der Stein des *Merddin Emrys* sein (San Marte l. c. p. 12). In einem

---

[129]) Es wundert mich, dafs sich Philipot nicht auch dieser Triade bemächtigt hat.

[130]) Noch heute soll dort die Wortigern-Sage bekannt sein (vgl. San Marte, *Sagen* p. 12).

schottischen Gedicht, das Prophezeiungen Merlins enthält, lesen wir denn auch: *Mervelous Merling is wasted away With a wicked woman woe might shee be, For shee hath closed him in a Craige* (Felsen) *on Cornwel cost* (San Marte, *Sagen* p. 244, 236). Auch dieses Gedicht ist sehr jungen Datums: es wird darin Thomas von Erceldoune († 1294) erwähnt.

(Fortsetzung folgt.)

ZÜRICH E. BRUGGER.

Die handschriftliche Gestaltung des Alexander-Romans von Eustache von Kent.

Der Alexanderroman von Eustache von Kent, der *Roman de toute chevalerie*, wie ihn einige Handschriften nennen, ist uns in vier Handschriften erhalten, von denen zwei fragmentarisch sind. Ich führe sie in derselben Reihenfolge an, in welcher sie P. Meyer bereits in seinem *Alexandre le Grand II* Paris Vieweg 1886 p. 275 ff. angab, und gebe zunächst eine genaue Beschreibung davon.

1. *Bibl. nat. fr.* 24364, früher *ancien fonds* 7190ᵇ oder *La Vallière* 45 (Katalog des Herzogs von *La Vallière* No. 2702). Auf dem ersten Blatt findet sich, wie P. Meyer II *l. c.* p. 275 sagt, von der Hand Cangé's die Notiz: *Ce M. S. estoit conservé dans la Bibl. de Mons. de Caumartin, Evesque de Blois, vendu à Paris en 1734*, mit einigen Bemerkungen über den mutmaßlichen Verfasser (P. Meyer verweist auf den *Catalogue des livres de la bibliothèque de feu monseigneur Jean-François-Paul Le Febvre de Caumartin*, Paris 1734, No. 3689). Die 21 c. breite und 32 c. hohe Hs. ist in Leder eingebunden und trägt hinten auf dem Rücken oben die Bemerkung *Roumans Dalixandr.*, unten *Fr.* 24,364, ebenso auf dem inneren Deckel, dagegen auf der ersten Seite No. 2702, No. 45 letzteres mit Bleistift. Auf dem ersten Pergamentblatt: 1604 *De la fin XII s. rarissime.* Auf der gegenüberliegenden Seite finden sich zwei große schön bemalte Wappen, dann der Titel auf der folgenden Seite. Die Hs. enthält 84 Folioblätter. Das letzte Folioblatt hat nur eine Spalte recto, die zu zwei Dritteln angefüllt ist. Die Hs. ist mit sehr vielen, am Anfang hauptsächlich bemerkenswert schön ausgeführten Miniaturen geschmückt, z. T. auf Goldgrund. Besonders prächtig ausgestattet ist das erste Folioblatt mit großen Miniaturen enthaltenden Initialen. Die ersten sorgfältig auf Goldgrund ausgeführten Miniaturen finden sich meist unterhalb der Seite, von fol. 48 an sind die Miniaturen weniger schön, die letzteren sind nur gezeichnet oder sehr dürftig gemalt; in der zweiten Hälfte der Hs. stehen die Miniaturen auch meist im Text; sie haben auch große

Ähnlichkeit mit den Miniaturen der Hs. C. P. Meyer hat, wie ich aus einer mündlichen Mitteilung weiß, einige photographiert und hält sie deshalb für speziell anglonormannisch, weil die Teufel, d. h. die Ungeheuer in Indien, krumme Nasen und kolossale Genitalien aufweisen. Die Titel der einzelnen Kapitel sind rot und befinden sich gewöhnlich am Rand. Jede Tirade fängt mit einem blaubemalten Initialbuchstaben mit roten Verzierungen an. Der Anfangsbuchstabe jeden Verses ist etwas von den übrigen getrennt. Fol. 7 ist ganz unbeschrieben, aber nicht gezählt, als 7* bezeichnet; auf Fol. 30 ist die Spalte b und c unbeschrieben. Fol. 47 v und 58 v enthalten Platz für eine Miniatur, die aber nicht ausgeführt worden ist. P. Meyer hält die Hs. sicher für anglonormannisch und führt sie in das Ende des XIII^ten^ resp. in den Anfang des XIV^ten^ Jahrhunderts zurück. Der Text der Hs. ist z. T. sehr inkorrekt, wenn sie auch in metrischer Beziehung bessere Alexandriner bietet und auch oft bessere Lesarten als C und D (darüber s. unten). Wir nennen die Hs. P *(Paris)*.

2. *Durhamer Capitelbibliothek* C IV 27 B., früher von Fr. Michel als eine Copie des Alexanderromans aus dem XIV^ten^ Jahrhundert und als interesselos bezeichnet. P. Meyer hat die Hs. 1867 im *Archive des Missions 2e série* IV (115—6, 120—122) beschrieben und die Rubriken im *Alexandre l. c.* I 177—93 herausgegeben. Im Katalog der Bibliothek „*Codicum manuscriptorum ecclesiae Cathedralis Dunelmensis Catalogus Classicus descriptus a Thoma Rud. Albertonae* Nov. 19 1726, gedruckt 1825", wird die Hs. folgendermaßen beschrieben: „*Ita inscribitur a prima manu in initio libri : Ceo sunt les Chapitres d'Alix le gnt. In imo folio, post caput primum, ab alia manu : Gesta Alexandri in Gallico. Poema est de ortu, rebus gestis et obitu Alexandri Magni, vetere sermone gallico, lingua videlicet Romanensi, scriptum. Habet Capita 297 quorum Argumenta in initio libri praefiguntur. Sic incipit:* „*Cist siecles est culvert e perillus* | *Fort a ceus ky servet le haut Roy glorius*". *Nomen Auctoris non adscribitur; neque librum hunc invenire potui, in Jac le Long Bibliotheca historica Gallica. Desunt folia pauca in fine. Scriptus est hic Codex non male literis mediocribus, acuminatis, ante annos circiter 400.*" Da diese Notiz aus 1726 stammt, wird die Hs. also in das Jahr 1326 gelegt, resp. in das erste Viertel des XIV^ten^ Jahrhunderts. Die Hs. ist in einem gelbbraunen Ledereinband mit Verschluß und dem Wappen von Durham. Auf dem Rücken des Einbandes findet sich der Titel „*Alexandre le Grant*" in lateinischen Buchstaben; unten die Signatur C IV 27 B. Der Einband ist modern. Im Allgemeinen ist die Hs. gut erhalten. Die Folioblätter sind vom Buchbinder numeriert; doch ist eine Seite, von welcher nur ein verschwindend kleiner Papierschnitzel erhalten ist, nicht gezählt. Somit hätten wir 202 Folioblätter. Manche Seiten sind z. T. ausgerissen, so fol. 69, 119, 120, 121, fast vollständig 186, 198, 199, 200,

201. Jedes Folioblatt enthält ca. 32 Verse recto und 32 verso. Die Initialen sind rot und blau. Jede Tirade beginnt mit einer solchen. Die Titel der einzelnen Kapitel sind mit roter Tinte geschrieben; manchmal nehmen sie zwei Zeilen ein, doch nicht mehr als einen Vers. Bemerkungen finden sich hie und da unten am Rande, meist lateinische Parallelen aus Orosius oder Josephus, manchmal auch Hinweise auf Stellen, die den Leser besonders interessierten. — Dem Epos geht ein Index voran, der 6 Folioblätter einnimmt. Folio 6 v. ist unbeschrieben. Die Schrift ist schön, wenn auch *c, t, u, n, i* schwer zu unterscheiden sind; *i* trägt manchmal /, manchmal auch nicht, oder auch das Zeichen ∘. Die Hs. wird aus der Mitte des XIV^ten^ Jahrhunderts stammen. Der Band ist 25 c. hoch und 14 c. breit. Ich nenne die Hs. D *(Durham)*.

3. *Cambridge Trinity College* O 9. 34., wie P. Meyer *l. c.* sagt, von Thomas Gale herrührend, aber nicht in dem von Bernard in den *Catalogi librorum manuscriptorum Angliae et Hiberniae*, Oxford 1697 gedruckten Katalog enthalten, wenn man es nicht unter einem *liber quidam metris gallicis* erkennen will, das unter Nr. 185 (Catalogi II 1, 189) verzeichnet ist. Es trägt die alten Signaturen 326 und H. 12; O. 10. 16 ist ausgestrichen. Als Titel ist *The History of Alexander the great* in moderner Schrift an der Spitze des ersten Blattes zu lesen, und zwar unter dem Wappen des College: *Collegium S S et individuae Trinitatis in Academia.* Das erste Blatt ist sehr geschwärzt. Jede Tirade hat eine neue Initiale, die abwechselnd rot oder blau ist; d. h. einmal ist der Buchstabe rot und die Verzierungen blau, das andere Mal umgekehrt. Jedes Folioblatt (28 cm hoch und 19 cm breit) hat zwei Spalten recto und zwei verso. Meistens haben die Folioblätter 46 Verse, aber nicht immer, so hat z. B. fol. 3 recto Sp. 1. 43, fol. 4 verso Sp. 2. 44, fol. 2 verso Sp. 2. 43 Verse. Die Schrift ist auch nicht überall gleich. Auf den Folioseiten, die weniger Verse zählen, ist sie größer. Jedes Kapitel wird durch eine Überschrift in roten Buchstaben bezeichnet. Diese Kapitel entsprechen nicht durchweg denen von D. Der Text wird in deren mehr eingeteilt. Die Miniaturen, die sich oberhalb oder unterhalb der Überschriften befinden, nehmen gewöhnlich den Platz von 10—12 oder 13 Versen ein und veranschaulichen den Inhalt des Kapitels im Bilde. Im Ganzen haben wir 152 Abbildungen mit sehr charakteristischem Gesichtsausdruck. Daß freilich die Gestalten sich sehr marionettenartig ausnehmen, die Bäume, das Meer und die Ungeheuer Indiens sehr naiv gezeichnet sind, braucht nicht hervorgehoben zu werden. Die Miniaturen sind eingerahmt, manchmal ragen sie über den Rahmen hinaus, so ein großer Turm, der den Rand durchbricht, das Wasser Babylons, das eine ganze Spalte fol. 38 r. umschließt. Die Miniaturen sind in verschiedenen Farben ausgeführt, die aber nur leicht aufgetragen sind. — Im Ganzen haben wir 44 Folioblätter, von denen das letzte verso nicht ganz beschrieben

ist. Das Verhältnis der einzelnen Blätter und Hefte ist von P. Meyer l. c. p. 276/7, wie folgt, richtig auseinandergesetzt: Die Hs. beginnt erst mit einem dem interpolierten Fuerre de Gadres angehörenden Verse „*Meint poindre ben en pris les autres fait corocer*“ und entspricht dem fol. 21^b der Pariser Hs., fol. 60 verso 19 der Hs. D. Also haben wir am Anfang eine Lücke, die man auf drei Hefte schätzen kann. Das Übrigbleibende ist auf sieben Hefte verteilt, von welchen ursprünglich jedes vier Doppelblätter umfaßte, aber von denen mehrere unvollständig sind. Heft I (fol. 1—8) ist vollständig, Heft II (fol. 9—14) hat sein drittes Doppelblatt verloren, infolgedessen haben wir die zwei Lücken eines einfachen Blattes zwischen fol. 10 und 11 und 12 und 13. Heft III (fol. 15—22) ist vollständig; darauf muß aber ein ganzes Heft fehlen. Heft IV (fol. 22—29) hat nur sieben einfache Blätter. Das 8te (die 2. Hälfte des äußeren Doppelblattes) fehlt, deshalb eine Lücke nach fol. 29. Heft V ist auf drei einfache Blätter beschränkt (fol. 30—32); es fehlt das erste Doppelblatt, die erste Hälfte des 2. Doppelblattes und das mittlere Blatt; es bleiben also das dritte Doppelblatt und die zweite Hälfte des zweiten. Infolgedessen beträgt die Lücke zwischen fol. 29 und 30 drei einfache Blätter und entsteht eine Lücke von zwei einfachen Blättern zwischen fol. 30 und 31 und eines einfachen Blattes zwischen fol. 32 und 33. Heft VI (fol. 33—40) ist vollständig. Heft VII (fol. 41—46) hat sein mittleres Doppelblatt verloren, infolgedessen entsteht eine Lücke zwischen fol. 43 und 44. Das Gedicht endigt mit fol. 44^c, die fol. 45 46 bleiben unbeschrieben. Im Allgemeinen ist die Hs. korrekter als die andern, wenn auch die Alexandriner P.s besser sind; sie gleicht sehr, was Schrift und Ausschmückung betrifft, der Hs. P; nach P. Meyer wäre sie etwas älter, dürfte also in das Ende des 13. Jahrh. zu setzen sein. Wir nennen sie C. *(Cambridge).*

4. Das *Oxforder Fragment*, irrtümlicherweise von P. Meyer *l. c.* p. 277 der *Bodleiana* zugeschrieben, eigentlich der Privatbibliothek von Lord Robartes gehörig. Eine Notiz von W. H. Alsuitt spricht sich darüber folgendermaßen aus: „*This fragment of the French Alexander was shown by me to M. Paul Meyer, when on a visit to the Bodleian Library. M. Meyer, on p. 277 of his Alex. le grand ... has erroneously described it as belonging to the Bodleian. April 17th 1896.*“ Nur zufällig war der Folioband, der eine Menge von Fragmenten enthält, in der Bodleiana. Das Fragment ist 19 cm hoch und 14 cm breit, die Schrift ist sehr schön und deutlich, größer als die von C., eher wie die von D; oben am Blatt finden sich bei den ersten Buchstaben kleine Zeichnungen, ein Pferde- und ein Menschenkopf. Am Rande finden wir in schwarzer Tinte die Bemerkung: „*This fragment was used as a cover to Angel Dayls Engl. Secretorie* 1595“; in blauer Tinte ist zu lesen: „*Fragment of the french Alex. by Thomas of Kent, ms. at Paris Durham Trinity Coll. Cambridge.* Das Blatt recto ist sehr schön erhalten,

das Blatt verso ist geschwärzt. Es enthält 32 v. recto und ebensoviele verso. Dieselben sind von P. Meyer *l. c.* p. 278 abgedruckt. Die Schrift dürfte nach P. Meyer aus der Mitte des 13. Jahrh. herrühren. Wir hätten es also mit der ältesten Hs. zu tun. Wir nennen das Fragment O (Oxford). — Das Epos ist in gereimten — anfangs langen, später, namentlich da wo die Wunder Indiens erzählt werden kurzen — Alexandrinertiraden abgefaßt.

Wie verhalten sich nun die einzelnen Hss. zu einander? Wir beginnen zunächst mit der Untersuchung des Verhältnisses der Hss. P und D mit O. Leider ist hier ein Vergleich mit C nicht möglich, weil an der Stelle, wo O erhalten ist, C fehlt. Schon auf den ersten Blick fällt ein metrischer Unterschied in die Augen. Die Alexandriner von O sind weit besser als die von P und D. Auf 64 Verse bietet O 31 richtig gebaute, P dagegen nur 18 und D gar nur 16 korrekte Verse. Bereits dieser Umstand läßt ahnen, was wir im weiteren Verlauf unserer Untersuchung finden werden, nämlich, daß in älterer Zeit unser Gedicht der metrischen Korrektheit recht nahe kam. Die Anglonormannismen der Metrik sind in den allermeisten Fällen auf Inkorrektheiten der Hss. zurückzuführen.

Man vergleiche folgende wichtigere Fälle:

O 7763[1]): *Ainz me fust la corone de la teste tolue* : D P *de mon chef tollue (tolue).*

O 7765 : *Mainte terre conquise e mainte gent vencue* : D. *Meint pople conquis* P *E m. poeple c .... e la gent escombatue.*

O 7773 : *Il en mercie grece par qui lonor aveit* : D P *E m. g.*

O 7788 : *Si nest par Dampnedeu a fin ne porreit traire* : D P *Sil (si) nest de par dieu (deu) a f. nel (ne) put (poet) t.*

O 7794 : *Autres livres assez quil mostrent al almaire* : D P *E a. l. a.*

O 7795 : *Solū ce que je sai v' voi le veir retraire* : D P *v. voil estraire.*

O 7801 : *Jeronim' le dit e solins lalosez* : D P *Jerome le dit (dist) e solin li alosez (la losee)* u. s. w.

Ebenso wie das Metrum ist auch der Sinn bei O besser wie bei D P:

O 7767 : *A grece rent mercis* : D P *En grece ert meri (merci).*

O 7769 : *Se grece mad este* : D P *Sa gr. mad este.*

[1]) Ich zitiere nach meiner auf Grund von D. vorgenommenen numerierten Abschrift, wenn ich mir auch nicht verhehle, dafs es das Richtigste wäre, da eine Ausgabe des Gedichts vorläufig nicht vorliegt, nach den Seiten und Versen der einzelnen Hss. zu zitieren. Einer solchen Zitierung setzten sich aber unüberwindliche praktische Schwierigkeiten entgegen. Man stelle sich nur vor, welchen Platz nur das Zitat einer einzigen Tirade nach Hs. D C. P. nehmen würde: D. fol. 107, r. 20. — fol. 108, 1. C. fol 18 r. Sp. 2, 20. — fol. 18 Sp. 1 v. 38, P. fol. 41. v. Sp. 2, 24 — fol. 42 r. Sp. 1 v 24.

O 7789 : *Si com la trove en solin le gramaire* : D P *par solin en gr.*
O 7790 : *Denis magastanas* : D P *Deins e magasces (Deinz e magastes).*
O 7792 : *Virent les granz serpenz e la bestiaire* : D P *E virent les genz e tuit (tut) l. b. (l. grant b.)*
O 7794 : *Quil mostrent al almaire* : D P *quil mistret en almaire.*
O 7795 : *Vos voi le veir retraire* : D P *vo' voil ore estraire.*
O 7807 : *E en Troie Pompie ce que di troverez* : D P *E troge e* [ ] *pompeie.*
O 7809 : *Des mede en amond dont vus oi avez* : D P *De moy (moi) en avint.*
O 7812 : *E des la mer de north desque al mont Casalez* : D P *E de la mer galerne amont ceo sachez.*

Schon aus diesen Fällen, wo O gegenüber D P die richtige La. hat, geht hervor, daß D P eine Gruppe für sich bildet. Aber auch aus anderen Fällen, in denen die La. O dem Sinne nach nicht notgedrungen besser ist, geht dasselbe hervor:

O 7763 : *de la teste* : D P *de mon chef.*
O 7772 : *En leesce est li reis* : D P *Alix̄ se rehaite.*
O 7775 : *richesce* : D P *hautesce.*
O 7778 : *Sil en fut lez* : D P *Si Alisandre fu liez.*
O 7791 : *En maint liu solitaire* : D P *par meint l. s.*
O 7800 : *e est autoritez* : D P *en autoritez.*
O 7808 : *a ce v' tenez* : D P *a ceus vo' prenez.*
O 7810 : *E tresqñ yndien* : D P *Tresquen (Treskes) en orient.*
u. s. w.

Auch die Fälle, in denen hie und da zusammen D P bessere La. bieten als O, beweisen natürlich das Zusammengehen von D P.

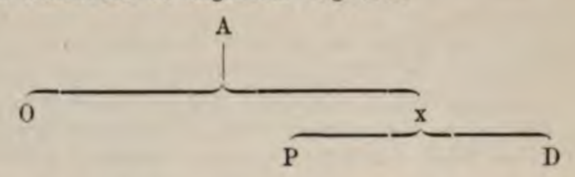
O 7770 : *Graciouselement* : D P *Graciousement.*
O 7789 : *Si com la trove en solin le gramaire* : D P *Si com lai . . . par.*
O 7805 : *Si vos de ce que die* : D P *di.*
O 7811 : *ou gist un deliez* : D P *des lez (liez).*

Besonders beweiskräftig ist das Fehlen eines für den Sinn notwendigen Verses bei O, den wir in D P finden:

7780—7782 lauten in D P *Unques tel ne fu ne quid ke iames soit*
(Onc tel ne fut veue ne ne . . . . seit)
Mes il nest pas venuz uncore a grant destroit
(venu encore) (destreit)
Na la chalur de Inde ne al septentrion al froit
(dynde) (nal) (au freit)

Der mittlere Vers fehlt bei O.

D P müssen also auf eine Hs. zurückgehen, die diesen Vers hatte. O kann ihn unabhängig von dieser vergessen haben. So kommen wir denn einstweilen zu folgendem Ergebnis:



Das Verhältnis von C zu O läßt sich, wie gesagt, direkt nicht ermitteln, da C an der Stelle fehlt; wohl läßt es sich aber indirekt infolge des Verhältnisses von C zu P und D herausbringen. Ein Vergleich zwischen diesen drei Hss. ist aber erst möglich von v. 4498 an, da vorher C fehlt. v. 4449—4520 gehören aber zum Fuerre de Gadres und werden wegen der besonderen Stellung, welche diese Episode dem übrigen Epos gegenüber einnimmt, besser nicht in Betracht gezogen. Wir beginnen deshalb unsern Vergleich erst nach Aufhören des Fuerre de Gadres. Daß C mit D gegen P eine Gruppe bildet, geht schon aus dem Umstande hervor, daß zahlreiche Verse bei C D fehlen, die bei P vorhanden sind. Viele dieser Verse sind bloß ausgeführte Beschreibungen, die für den Sinn unnötig sind und den Stempel des Füllsels auf der Stirne tragen, so 4845[b], 4909[b] ff., 4962[b], 5252[b], 5254[b], 5228[b], 5277[b], 5390[b], 5673[b], 5942[b], 6058[b], 6122[b], 6389[b], 6866[b], 6904[b], 6929[b], 9109[b] ff., 9194[b], 9195[b], 9682[b], 10488[bcd], 10685[b], 11081[b]. Es dürften dies also Verse sein, die durch P, resp. seine Vorlage (cf. p. 255) hinzugefügt wurden. Bei einigen Versen kann man zweifelhaft sein, ob Ausführung eines Gedankens bei P vorliegt oder bloße Unachtsamkeit bei C D. So z. B. wenn P schreibt 10880:

Alisandre respont come cortois e ensene
Gentille reine, grant merci en aiez.

und C D: *Alisandre respont grant merci en aiez,*

ebenso wenn nach 6158 . . . *navoit nul si fier*, P hat *com icil parent que li reis out si cher.* An einigen Stellen freilich ist die Unachtsamkeit CD.s resp. ihrer Vorlage offenbar. So wenn 4958 die bei P folgendermaßen lautenden Verse:

Rengie est la bataille e la gent establie
Archelau devant sa eschiele guie
E salome apres sa conestablie
Trestut li rencs fremist de cel ost banie

von CD so geändert werden, daß nach *establie* sofort der letzte Vers kommt. Hier hat gewiß der Gleichklang von *establie* und *conestablie* den Irrtum hervorgerufen; dasselbe liegt bei 4617[b] vor, wo *despendre* und *prendre* den Irrtum veranlaßt haben. Umgekehrt haben

wir auch viele Verse, welche CD im Gegensatz zu P bieten. Manche von ihnen werden aber auch gewiß nur Füllsel sein, die auf eine gemeinsame Vorlage zurückgehen. So höchst wahrscheinlich die ausgeführten Beschreibungen und weiteren Ausführungen, überflüssigen Wiederholungen 4536, 4565, 4585/6, 4610, 4644, 4681, 4728, 4887, 5251, 5341, 5380, 5576, 5928. 5937, 6106, 6212, 6291/92, 6343, 6355, 6359, 6395, 6403, 6721, 6793, 9252, 9777; 6854/5 eine sehr ungeschickte tendenziöse Wiederholung des Endes der vorhergehenden Tirade, 9825, das sich an anderer Stelle 9828[b] befindet. Manches ist freilich zweifelhaft, so 4711, 4827, 4897, 6366, 11407. Oft haben wir es aber gewiß mit Nachlässigkeiten von P zu tun, das Verse ausgelassen hat, welche für den Sinn durchaus notwendig waren und in der Vorlage der 3. Hss. gewiß gestanden haben werden. So 4600: *E une pellote d'or fete a un enfant.* Da 4611 auf diese *pellote* Bezug genommen wird, muß der Vers in der Vorlage gestanden haben. Für den Sinn unentbehrlich ist auch 5173, 5577, 6096/7, 6366, 9825. Wie P. bei schnellem Abschreiben die Verse oft ineinander vermengt, sieht man aus einigen Fällen deutlich, so 4748, wo CD schreibt:

Pur ceo covient mander des chevalers de pris
Tuz ceaux d'Arabie les Turs e les Gris,

woraus P macht: *P. c. c. m. e les turcs e les gris*, ebenso 4967/8, wo CD schreiben: *Antigonon lappelle un conte daumarie*
Le roi Antomen Agrippe e Julie,
woraus P macht: *Antigonon apele e grippe e iulie.*

Dasselbe liegt vor bei CD 5171:

Li vint mil chevalier issent de lur aguait
E se mistrent encoste pres dun guarait
E ferent les au dos de lur espees trait

P läßt auf *coste* sofort folgen: *de lur espez ahait.*
Auch 11458 CD: *Mut en sui dolenz mes nel puis desturner*
Jeo vus amoie plus sur seins le puis iurer,
woraus P macht: *Mut en sui dolenz nul puis iurer.*

Eine ganz grobe Nachlässigkeit leistet sich P 6570—6630, indem es die ganze Erzählung vom versuchten Diebstahl der goldenen Schale durch Alexander ausläßt. Daß nur Nachlässigkeit vorliegt, kann man auch daraus sehen, daß P 6633 sagt „*Porte la coupe dor*“, obgleich vorher bei P von dieser Schale keine Rede war.

Daß CD gegen P eine Gruppe bilden, sehen wir auch aus v. 5390 ff, wo sie eine Tirade auf *-erent* haben, P dagegen auf *-irent*, v. 5402 ff umgekehrt CD eine Tirade auf *-irent*, P auf *-erent*. Die Fassung von P ist auch sehr verschieden von derjenigen von CD. Nach diesen schlagenden Übereinstimmungen dürfte es kaum notwendig sein, auf die Tatsache hinzuweisen, daß auch in den einzelnen Lesarten, CD gegen P stehen. Ich führe nur wenige charakteristische an:

C D 4520 : *Geste ki veut (qui voet) oir* — P *Qui geste volt conter.*
C D 4527 : *dire e versifier* — P *idonc versefier.*
C D 4528 : *E ren nen die for coe* — P *E ne dire quil puisse rien.*
C D 4529 : *Em fet sovente foiz* — P *Hom feint soventes faiz.*
C D 4533 : *E coe poent li clerc* — P *Ceo me deivent li clerc.*
C D 4621 : *come larron ke deit pendre* — P *q̄ hom deit p.*
C D 4642 : *Ke oisel en umbrai* — P *qne aloues souz rei.*
C D 5362 : *filz dan nazanel* — P *filz Natnel.*
C D 6533 : *as pres fors (hors) issuz* — P *a sez olz eissuz.*
C D 6511 : *Mes sai en un chastel* — P *Darie out un chastel.*
C D 6515 : *Li lius beaus e forz (est bels e. f.)* — P *Le lieus est beus e bons.*
C D 9104 : *E arse out la vile* — P *E arsse out la mie.*
C D 9147 : *Eis lur un paisant* — P *Ais lur un persant.*
C D 10630 : *Li uns est ententifs* — P *Li uns est contentifs.*
C D 10631 : *tant se sachent gaiter* — P *tant se sachent garder.*

Die Beispiele ließen sich häufen. Aus alledem dürfte aber wohl hervorgehen, daß C D eine Gruppe bilden. Ob sie von einander abhängen, wird nachher zu untersuchen sein. Zuerst müssen wir noch einige Fälle erklären, in denen — auf den ersten Blick wenigstens — seltsamer Weise C und P mit einander gegen D übereinstimmen. Es fehlen nämlich hie und da Verse bei D, welche bei C und P vorhanden sind. In den meisten Fällen läßt sich aber erklären, weshalb D sie weggelassen hat. Durch gleichklingende Wörter am Ende oder in der Mitte des Verses läßt sich D verleiten einen oder mehrere Verse auszulassen, resp. mit einander zu vermengen.

So wird wohl der Gleichgang von *freit* und *fereit* v. 5804 das Auslassen des 2ten Verses durch D an folgender Stelle veranlaßt haben:

Brandist si labat mort tut freit
Tholomeu revient ki ben i fereit.

Ebenso 9734 *fet* und *fut*:

Dacorder sei a eus eurent fet covenance
Mistrent iur de asembler com fut la purparlance

D schreibt . . *eurent fet purparlance.*

Der Gleichklang der Endung -*nere* und -*mere* in 5954 (man vergegenwärtige sich auch die Schriftzeichen) veranlaßt bei D den Fall der letzten folgenden zwei Verse:

E Tholomeu le duc porte la grant banere
En tote lost naveit plus bele ne plus chere
Li garnement sunt bel e gettent grant lumere.

6357 macht D aus den zwei Versen von C P:

Li perssant fu vaillant entre les forz argos
E teneit en sa main un espie fort e gros,

. . *entre les forz agros* und läßt den zweiten Vers weg.

Bei 5612 C P:

La cite de Corinze, le chastel e la tur
Le pople den viron e les terres entur

läßt D wegen des Gleichklangs von *tur* und *entur* den zweiten Vers weg.

11003 schreiben C P:

Sachiez Alisandre de quoer vus desireie
E verraie amie e drue vus serreie.

D läßt wohl wegen des Gleichklangs der Endungen *desireie* und *serreie* den zweiten Vers weg.

v. 10615 läßt D wohl aus Verwechslung von *ne sont* und *se sont* den zweiten Teil des ersten Verses, den ganzen mittleren Vers und ersten Teil des dritten Verses von C P aus:

Mes li vassal ne sont ne blesce ne maumis
A rei vindre de rechef ont li chevaus ocis
E cors encontre cors se sont donc a pie mis.

und schreibt: *Mes li vassal se sont donc a pie mis.*

Auch die gleiche Bedeutung, oft vermischt mit ähnlichem Klang, verursacht den Fall von Versen bei D, so von *bacheleries* und *chevaleries:* v. 6084

E issent a celees les bacheleries
Passent le Tygre querent chevaleries.

Der erste Vers wird von D ausgelassen, ebenso 6687, wo D die 5 letzten Verse übergeht:

Deffendez a mes genz e a ma baronie
E as dux e as peres e a ma bachelerie
Ni ait si orguillus tant ait la chiere hardie
Ki past ceste rivere devant que ioe li die
Joel defent ben a tuz suz membre e sur vie
Darie sest esmeuz ad tute sost banie
Ore verrun sa proece e sa chevalerie.

C P haben ferner v. 9540:

Devorront les poeples e les genz coe sachez
Mangeront lur testes e lur meinz e lur piez.

D läßt den ersten Vers weg, vermutlich weil es durch den gleichen Sinn veranlaßt wird, *devorront* und *mangeront* zu verwechseln. Wegen dieser zahlreichen Auslassungen ist es klar, daß C nicht von D abhängt; übrigens verböte ja schon das Alter der Hss. eine derartige Annahme. Hie und da scheint es aber, als ob D durch C resp. dessen Vorlage (s. unten) veranlaßt worden wäre neue Änderungen resp. Auslassungen vorzunehmen. So schrieb P 6063 ff.:

Chevauchent vers lost les veies plus aisees
Mes mut furent ennuez e a destreiz travillees
De sai e de chalur soffrirent granz haschees
Prospernent les angardes li iuvenceaus preisees
Por veer le chemin sunt avant envees.

C resp. dessen Vorlage schrieb statt *plus aisees preisees.* Dadurch wurde aber D veranlaßt, nach dem ersten *preisees* gleich die auf das zweite *preisees* folgenden Verse zu bringen.

Der gleiche Fall findet sich 6133 ff, wo P schrieb:

Le treu de grece vus ert einz chalengez
Ja Darie nel avera si ore nest derainez
Coe ke ci querez est droit ken aiez
Ci le recevrez baron de nos parz est paez.

C resp. dessen Vorlage hatte statt *chalengez paez,* was wohl D dazu führte, die 3 folgenden Verse auszulassen.

Ebenso 6159[b], wo P sagt:

Sis escuz fut si dur quil ne poeit pecier
E son espie si fort quil ne poeit briser.

C hat im zweiten Verse *pescer.* D verwechselt die beiden Endworte und macht aus den zwei Versen einen einzigen.

Den gleichen Fall haben wir 6846, wo P schrieb:

La ou Darie sest les fait dreit aler
Dun chastel a un altre deveit le ior errer.

C resp. dessen Vorlage hat *aler* aus *errer* gemacht, D infolgedessen den zweiten Vers weggelassen.

Bei v. 4755 wird wohl ein ähnlicher Grund vorliegen. P schrieb:

Remande ad Alixandre un altre mandement
Par meimes le salu quil fist premerement
E mande li quil face son comandement.

C resp. dessen Vorlage schreibt statt *le salu, le mandement;* die Aufeinanderfolge von zwei *mandement, mande* und *comandement* veranlaßt D den mittleren Vers wegzulassen.

Eine Änderung von C ist es wieder in 6259, welche den Fall des zweiten Verses 6259 bei D veranlaßt. P. schrieb:

Bels sunt li garnement dunt li reis est armez
Les armures riches dunt il sunt adobez.

C hat statt *s. adobez, est acemez;* der Gleichklang von *armez* und *acemez* verursacht die Verwechslung der beiden Verse. Auch v. 5394 liegt Ähnliches vor. P schrieb:

Traistrent vers la cite desque lur perte i virent
E fermerent lur portes e lur turnei guerpirent
Car trois cenz chevaliers par lur turnei perdirent.

C hat die Verse ziemlich verschieden:

Trestrent vers la cite quant sen esmaierent
Trestrent les portes e le turnei lesserent
Treis cenz chevalers en la place lesserent.

Die zweimalige Wiederholung des Versendes *lesserent* veranlaßt D den mittleren Vers auszulassen.

Wenn D in allen diesen Fällen nachlässig gewesen ist, kann es aber auch in anderen Fällen, wo der Grund nicht so sehr auf der

Hand liegt, nachlässig gewesen sein, so v. 6185[b], 6221[bcd], 6414[b], 6634[b], 9667[b], 10504[b], wo für den Sinn notwendige Verse von D weggelassen worden sind.

Doch haben wir bei D nicht blos Nachlässigkeiten zu konstatieren. Die Fassung von D zeigt oft auch grosse Selbständigkeit. Daraus ist aber wohl zu entnehmen, daß D seiner Vorlage gegenüber nicht kritik- und gedankenlos gegenübersteht. Wir werden noch sehen, daß D manches selbständig neu hinzugedichtet hat. Ein Zeichen von Überlegung bei D dürfte Folgendes sein.

Nach P 6433 lautet es:

Sire de vus occire fumes tut preiez
E iure est de darie e par fei a fiez
Que del regne del perse aura lune meitie
Cil qui vus ocira en fie e en herite
E en pur ceo fui pres de vus enbuschie.

C resp. dessen Vorlage, hat die ersten zwei Verse behalten, die zwei folgenden fallen lassen. D hat sogar den zweiten gestrichen, sicher weil es sich überlegte, daß er ohne das Folgende, das in D's Vorlage schon ausgefallen sein mußte, nichts bedeutete.

Ebenso kann 4939[b], der gesperrt gedruckte Vers, da er nicht viel bedeutet und sich an dieser Stelle etwas seltsam ausnimmt, von D ausgelassen worden sein:

Cist suffront les esturs e les durs assals
E la nuit les freidures e de iur les chals
E les breteches amont sor les escheles fals.

Im nächsten Vers hat D auch Daire statt Archelaus gegen C P eingesetzt.

Auf den ersten Blick am schwersten zu erklären scheint folgender Passus zu sein, der für ein Zusammengehen von C P und gegen ein Zusammengehen von C D zu stimmen scheint. Nachdem Darius' Tod durch Verrat, seine ehrenvolle Bestattung und die listige Bestrafung der Verräter durch Alexander erzählt worden ist, fügt D in entsetzlich verwildeter Sprache eine — offenbar Josephus nachgebildete — Erzählung des Zuges Alexanders nach Jerusalem ein, wo sich der Herrscher durch einen Traum bestimmen läßt, außerordentlich milde und freundlich aufzutreten. Hier haben wir es mit einer selbständigen Hinzufügung von D zu tun. C und P haben sie nicht. Durch einen unglücklichen Zufall sind aber in D die folgenden fol. 119, 120 und zum größten Teil fol. 121 ausgerissen. Was auf diesen Seiten stand, wird aber durch C P wohl erhalten sein. Es stimmt nämlich das bei C P erhaltene (bei C freilich fehlt wieder das Ende) mit dem bei D fehlenden. 187 Verse sind erhalten. Nun bietet aber D je 30—32 Verse recto und verso. Es fehlen aber drei Folioblätter, also c. 3.31 recto und 3.31 verso = 186 Verse. Es findet also fast ganz genaue Übereinstimmung statt, und können wir das bei D Fehlende durch C P rekonstruieren. Daß die in P vorhandenen

Stellen den in D ausgerissenen entsprechen, läßt sich genau an einzelnen übrig bleibenden Wörtern des letzten Folioblattes erweisen. Übrigens findet sich in den Rubriken D's, der Titel, der bei C P vorkommt: 74 *Des messagers le Roy Porre de Inde maiur e comment le Roys Alix. conseilla sa gent.* Auch nur scheinbar ist das Zusammengehen von C mit P gegen D an einer andern Stelle. Es erzählen alle 3 Hss., wie Alexander das Orakel der wunderbaren Bäume befragt. Kaum hat D den Anfang der Rede des Baumes angegeben, Ende fol. 174 verso, als es plötzlich aufhört und fol. 175 recto in einer anderen Tirade Dinge vorbringt, die absolut nicht in den Zusammenhang passen. C und P fahren dagegen mit der Rede des Baumes fort und in 178 Versen erzählen sie, gut mit einander übereinstimmend, zuerst wie die Bäume Alexander prophezeien, daß er niemals nach Griechenland zurückkehren, noch seine Mutter sehen werde. Alexander ist sehr traurig und läßt seine Begleiter schwören, sie sollten nie ein Wort über das sagen, was sie eben gehört hätten. In der Nacht frägt er den Baum des Mondes, wann er sterben werde. Der Baum antwortet ihm, er werde das nächste Jahr in Babylon sterben, und zwar durch Verrat von solchen, die er absolut nicht im Verdacht habe. Der Bischof führt nun Alexander vom Baume weg. Der König legt seinen Leuten vollständiges Schweigen ans Herz, sonst würden sich alle seine Feinde gegen ihn erheben. Auf der Rückkehr hat Alexander auch noch allerhand Abenteuer mit Drachen zu bestehen; ebenso mit sehr merkwürdigen Menschen, die *seseres* heißen, stets nackt einhergehen, Seide spinnen und sich durch außerordentliche Ehrlichkeit auszeichnen. Hier setzt D wieder ein. Daß an dieser Stelle eine durch grobe Nachlässigkeit verursachte Lücke vorhanden ist, dürfte klar sein. Die Rubriken von D haben alle Kapitelüberschriften, die wir im Texte bei C P finden, und zeigen, daß ursprünglich jedenfalls eine Vorlage von D die fehlenden Kapitel von D auch gehabt haben muß. Diese Rubriken sind:

Kap. 221 : *Coment la gent Alix. furent en plurs.*
222 : *Comment Alix. coveri sa dolur*
223 : *Com Alix. vint al arbre de la lune*
224 : *Comment larbre de la lune respondy a Alix. (de la lune* fehlt C.*)*
225 : *Comment le prestre mena Alix.* — C *menad* P. *C. l. esveske remenad A.*
226 : *Co̅mt Alix. conforta sa gent.*
227 : *Co̅mt Alix. defendy sa gent*
228 : *Co̅mt Alix. repaira a Phaacen* — C *a faacen* P *a afacen*
229 : *De la bataille as dragons*
230 : *Des genz touz nuz q̅ sūt apellez serres* — C *seseres*
231 : *Des bons ov'rors de draps de soie* — C *overurs des dras*
232 : *Del pople q̄st apelle s'res e de lur dreiῑe* — C *seres* P *serese.*

Zugleich ist diese Stelle ein deutlicher Beweis dafür, daß C nicht etwa von D abgeschrieben ist.

So hätten wir denn alle für ein scheinbares Zusammengehen von C und P und gegen die Gruppierung von C D stimmenden Stellen erklärt. Auch gemeinsam hie und da vorkommende Lesarten von C P sind zu erklären.

Von gar keinem Belang sind die Fälle, in denen D ein *-e* ausläßt oder hinzufügt: 4630 C P *E pur coe (icoe) le mand*, D *mande*, 9102 C P *En mi*, D *En mie;* 9114 C P, *Ou li reis Alisandres ont peines e haans* — D *ad peins e ahans* usw. D ist, wie man aus den selbständigen Teilen ersieht, schon so anglonormannisiert, daß das nicht Wunder nehmen kann. Daß D, welches, wie wir schon oben sehen, oft aus Nachlässigkeit ganze Verse ausläßt, auch einzelne Wörter übersieht, wird uns ebenfalls nicht wundern: 4627 C P *gravele ou (ne) poudre en sablonai* gegen D *gravele ou sabloney;* 4620 C P *le frai lier e batre e prendre* gegen D *lier batre e prendre;* 9098 P *Pasment i li naufre (naffrez)* gegen D *Palment li naffre;* ebenso das Ersetzen des Pronomens durch *en.* 4637 C P *E li reis lur respont* gegen D *E ly Roys en respont.* Daß D seine Vorlage hie und da auch verliest, ist aus denselben Gründen nicht erstaunlich. So 4637 C P *si frai ioe par ma fai (fei)* gegen D *si fray iceo par ma foy;* 9103 C P *ni eschapa un pie* gegen D *nest un eschape;* 9112 C P *prasiens g . . . e cormorans (cormans)* gegen D *frassiens . . . . e tormorals.* 4533 C *ben tesmonier* P *bien testemonier*, voraus D *tresbien tesmoigner* macht. — Andere Fälle sind aus der schon oben berührten Selbständigkeit von D zu erklären. So wenn D ein Wort durch ein Synonym ersetzt : 4522 *E die tel savoir* C, *itel saveir* P gegen D *tel chose;* 4613 C P *Kar a giu enfantil* gegen D *Car a ievenes enfances;* 9111 C P *Treskes en ethiopie* gegen D *Desques en ethiope;* 9121 C P *Aver le creatur ont une amur si f.* gegen D *Envers le cr . . . .* 9161 C P *As fossez e en cavernes* gegen D *As fossez en caves.* Besonders interessant ist, daß D 9148 C P *velu plus que muton* durch *hericon* ersetzt und v. 4626 D statt C P *Contre (contee) ne poet estre* mit hypotaktischer Satzkonstruktion sagt: *Kencontre ne poez ester' . . .*

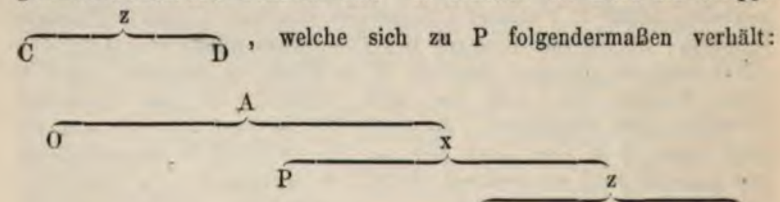
Alle diese leicht erklärbaren besonderen Lesarten von D hindern uns nicht an der Gruppe CD festzuhalten.

Wie steht es aber nun um ihr gegenseitiges Verhältnis? Daß C nicht von D abhängt, ist aus obigem p. 249 schon klar, ist übrigens aus dem Alter der Hss. schon a priori evident. Aber könnte nicht D von C direkt abhängen? — Wohl nicht, denn sonst hätte D nicht manchmal mit P gute Lesarten gegen C. Eine schlechte Lesart, die es bei seiner Vorlage C gefunden hätte, würde D nicht in die ursprüngliche gute, mit P übereinstimmende verwandelt haben können. So ist das Versmaß bei D und P gegen C richtig in:

DP 4636 *E prient Alisandre quil en prenge conrei.* C läßt *E* weg
DP 6061 *e les lances levees* gegen C *e lances levees*
DP 4633 *Darie lorgoillos rei* gegen C *D. le org. rei*

Beweiskräftig sind auch v. 5843/4, wo C hat: *Mes mut ses aneaus le reis curteisement, Ke ben les fet vestir e servir curteisement.* D hat statt des zweiten *curteisement, bonement.* P hat zwar nicht dasselbe, aber *franchement* — welche beide in den Vers passen. 5846 hat D mit P in der zweiten Vershälfte *e chascea laidement* gegen C, das einen Versfuß mehr hat: *e enchacea l.*

Eine gegen metrische Unebenheiten sonst so unempfindliche Hs. wie D würde aber niemals korrektere Verse, aus inkorrekten, die sie vorgefunden, gemacht haben. So sind wir denn genötigt anzunehmen, daß D nicht von C abhängt, sondern von einer andern Hs., die ihrerseits auch die Vorlage von C gewesen ist. Die Inkorrektheiten hat C durch Unachtsamkeit selbst verschuldet, während D das in seiner Vorlage vorgefundene Korrekte behalten hat. So erhalten wir denn die Gruppe C z D, welche sich zu P folgendermaßen verhält:



Freilich können wir uns mit diesem Schema nicht ganz begnügen. Wir haben gesehn, daß einerseits D nachlässig ist, anderseits doch große Selbständigkeit verrät, ja viele Partieen neu eingefügt hat. cf. 8735 ff.: *Coment Al. resceut truage de paradis terrestre,* 6973 ff.: *Coment Alix̄ vint a Jerl'm e la cause del desport qil fist a les Jewes,* ebenso Schluß cf. p. 48, 49. So widersprechende Eigenschaften derselben Hs. zuzuschreiben widerstrebt uns. Wir wären deshalb geneigt, noch eine Zwischenstufe anzunehmen zwischen z und D, die wir d nennen würden und welche wir als die selbständige Fassung ansehen. Wie verständig d oft ist, ersehen wir an manchen Beispielen. So etwa v. 4626. *Contee ne poet estre* stand wohl in x, das von P auch übernommen wurde; z macht wohl aus *contee* — *contre,* das C getreulich und gedankenlos übernimmt, während D, da es *contre* nicht versteht, bessert: *K'encontre ne poez estre,* was einen guten Sinn gibt. In diese Kategorie gehört auch die bereits oben in anderem Zusammenhang angeführte Änderung in v. 6433cd. P sagt, was wohl das richtigste sein wird:

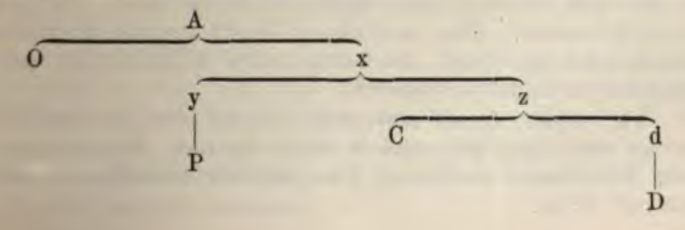
Sire de vus occire fumes tut preiez
E iure est de darie e par fei fiez
Que del regne del perse aura lune meitie
Cil qui vus ocira en fie e en herite

C hat davon den zweiten Vers behalten, dagegen die zwei folgenden 3, 4 weggelassen. Die La. P ist für den Sinn notwendig. Wie wird nun die Verstümmelung vor sich gegangen sein? In x muß das Richtige gestanden haben. Wahrscheinlich hat x die Verse 3 und 4 vergessen. C wird mechanisch die unverständliche La. behalten haben. D hat wohl den für den Sinn nur störenden Vers ganz getilgt.

Aus denselben Gründen wie für D müssen wir auch für P noch eine Zwischenstufe annehmen. Die Fassung P in ihrer jetzigen Gestalt vereinigt Gegensätze, die nicht zu einander passen. Einerseits ist die Hs. metrisch die beste und hat auch außerordentlich häufig die beste La. (cf. o.), andererseits enthält sie geradezu sinnlose Stellen, welche einem sofort den Eindruck machen, daß der Kopist seine Vorlage nicht verstand. Ich lasse einige dieser sinnlosen Stellen folgen:

4556 *E un prael la force en lombre dun lorier* statt *la fors* oder *dehors;* 4649 *Quel sieche honnur aie* statt *q̄ au secle honur en aie*; 4656 *e tremble al chastele* für *e tremble e chancele;* 4713 *Gien* für *bien;* 4678 *De se riche rei*, 4704 *ses veillent* statt *mult sesmervaillerent;* 4759 ist für die Gedankenlosigkeit von P charakteristisch. Aus *as deus anciens* (resp. *dieus*), den alten Göttern, macht die Hs. as II *anciens;* 5720 *Une barbe ot en sa mein* statt *branche;* 5725 *une merveille enceint* statt une *vermeille enseigne.* — Die Eigennamen werden oft entsetzlich zugerichtet, so 4806, wo aus *de Parthe Fraates, de part Eufrates* gemacht wird; 5611, wo statt *Tute Lacedemoine, Tote la Macedoine* wird; 5718 *Les moscenes* für *Demostenes;* 5993 *Par menion* für *Parmenion*, 5990 *feel* für *Phelippe* u. s. w.

Wie sollte derselbe Mann, der eine solche Unkenntnis an den Tag legt, anderseits selbständige Stellen hinzugefügt haben, die nicht in x standen? Ich verweise auf die überaus zahlreichen ausgeführten Beschreibungen und Füllverse (cf. p. 246) auf die sehr verschiedene Stelle 5390 ff., (cf. p. 247), ebenso 4909 ff., 7140 ff. Deshalb wird es wohl richtiger sein, eine Zwischenstufe zwischen x und P anzunehmen, der wir die redaktionellen Änderungen zuschreiben werden. Diese Zwischenstufe nennen wir y. Die Verunstaltung der Hs. wäre dagegen P in die Schuhe zu schieben. So kämen wir denn schließlich zu folgendem Schema:



Die Selbständigkeit der P und D zu Grunde liegenden Vorlagen im Gegensatz zu C wird namentlich durch das am Schluß besonders interessante Verhältnis der Hss. bestätigt. Die drei Hss. interpolieren nämlich auf ganz verschiedene Weise den Schlußteil des von Michelant herausgegebenen Alexanderromanes, freilich in etwas anderer Fassung (= M). Es wird am klarsten sein, wenn wir die drei verschiedenen Fassungen hintereinander nach den Tiradenanfängen und unter Numerierung derselben nach C anführen.

Nach C geht die Erzählung folgendermaßen vor sich:

1. *-ur Entre Eufraten e tygre ceo dient li plusur.* — Beschreibung von Babylon.

2. *-ant. Mut fut riche cite babilonie la grant.* — Wegen Darius' Schatzes wendet sich Alexander dorthin.

3. *-age. A Babilonie vient a tut son fier barnage.* — Da man ihn fürchtet, bringt man ihm von überall her Schätze.

4. *-iers. En babilonie fut Alisandre li fiers.* — Alex. ist im Begriff nach Afrika zu gehen; da meldet ihm seine Mutter, daß ihm von Antipater Gefahr droht. Deshalb setzt ihn Alexander ab.

5. *-ez. Le duc Antipater veit kil est deposez.* — Über seine Absetzung wütend, bereitet Antipater Gift vor, das Alexander vorgesetzt wird.

6. *-ent. Alisandre prent la cupe si en beit bonement.* — Alex. trinkt und merkt an den Schmerzen, die er empfindet, daß er vergiftet ist — diese Tirade findet sich nur in C.

7. *-uz. A cestes paroles est del paleis eissuz.* Alex. begibt sich ins Bett, ruft seine Freunde und Bekannten und verteilt seine Ländereien unter ihnen. Auch diese Tirade befindet sich nur in C.

8. *-is. Veanz tuz ses barons fet li reis son devis.* Jeder erhält sein Teil. So stirbt denn Alexander; seitdem er zum Ritter geschlagen, so wird uns berichtet, sind erst 12 Jahre vergangen. Gelebt hat er überhaupt nur 32 Jahre.

Unter neuem Titel und mit neuer Initiale: *Au rei ensevelir eurent tencons e estrifs* wird weiter erzählt, wie zwischen Persern und Macedoniern ein neuer Streit wegen der Bestattung von Alexanders Leichnam entbrennt.

9. *-ir. Mut i out grant estrif pur le cors enfuir.* — Da sie sich nicht einigen können, werfen sie das Loos.

10. *-assent. Une voiz donc lur dit ke pas nestruiassent.* Eine Stimme sagt ihnen, sie möchten den Willen Gottes tun und Alexander in Aegypten beisetzen.

11. *-erent. Quant seurent le respons onc pus nestruierent.* Sie tun dementsprechend und bestatten ihn dort, darauf klagen sie unter furchtbarem Jammern. Die einzelnen trennen sich und es entbrennt Krieg.

12. *-irent. Grant merveille est de gent ki encontre reison tirent.* Der Dichter ergeht sich in moralischen Betrachtungen über die Torheit derer, die sich selbst ins Unglück stürzen und infolgedessen ihre Erbschaft verlieren.

Bis hierher ist die Erzählung, wenn auch schmucklos und trocken, doch logisch gut zusammenhängend. Es könnte mit dem Erzählten eigentlich das Gedicht zu Ende sein, doch folgen nun noch 31 Tiraden, welche die Erzählung von Alexanders Tod wieder aufnehmen und viel breiter und eingehender als vorher von den letzten Momenten des Königs berichten. Schon auf den ersten Blick sieht man, daß der Dichter des Vorhergehenden das Folgende nicht hat schreiben können. Es handelt sich um die ganz ungeschickte Hinzufügung eines Bestandteils aus einem fremden Gedichte, nämlich aus dem Michelantschen Alexanderroman. Bis auf eine einzige Tirade (23 nach unserer Zählung) finden sie sich alle in M, wenn auch nicht immer in derselben Reihenfolge. Wir geben im Folgenden eine kurze Inhaltsangabe der einzelnen Tiraden:

13. *-it. Venuz est li termes ke larbres eurent dit.* — Der Termin, an dem die Bäume Alexanders Tod vorhergesagt hatten, ist gekommen = M. 507,29.

14. *-er. Par tute Babilonie ad li reis fet crier.* — Da der König Angst vor dem Vergiftetwerden empfindet, läßt er seine Barone alle mit zurückgeschobenen Ärmeln bedienen = M. 508,3.

15. *-ee. Mut par fut grant la curt ke li reis out assemblee* — Vergiftung Alexanders. Als der König merkt, woran er ist, verlangt er nach einer Feder, um sich zum Brechen zu bringen. Antipater gibt ihm eine, die er vorher ins Gift getaucht hat = M. 508,25.

16. *-ors. Quant li reis out beu, si fremist tut sis cors.* Alexanders Körper wird blau. Die Diener stürzen aus dem Zimmer = M. 509,20.

17. *-ale. Alis. apele lichanor le fiz fale.* — Der König klagt vor Licanor und Eumenidus, daß alle seine Eroberungen ihm nun gar nichts nützen = M. 524,3.

18. *-er. Quant Alis. se senti de la mort anguisser.* Die Griechen klagen. Alexander will sich vor Trauer in den Eufrat stürzen. Aber er kann nicht bis dahin gehen. Seine Frau kommt und jammert: sie sei schwanger, er könne sie nicht so verlassen. Die Griechen wollen die Tore aufbrechen, um ihren König zu sehen. Alexander weint über seine Macedonier, sie möchten zum König wählen, wen sie wollten; er stehe vor dem Tode. Die Griechen bitten, er möchte Perdicas zu ihrem König machen. Alexander antwortet, er wolle ihm ganz Griechenland und Macedonien geben. Perdicas wirft sich ihm zu Füßen, um ihm zu danken = M. 510,5.

19. *-es. Alisandre out grant anguisse kar de la mort est pres.* — Alex. schenkt ihm noch seine Frau Resones und gibt ihm

Anweisungen, wie er sich gegenüber dem Kinde, das sie unter dem Herzen trägt, verhalten soll = M. 511, 25.

20. *-ise. Quant Alisandre veit ke la mort le iustise.* Alex. läßt in einem großen Saal ein Bett aufschlagen. Er verspricht seinen Pairs sie alle zu Königen erheben zu wollen = M. 509,26.

21. *-ite. Tholomeu dist Alisandre ieo te dorrai egypte.* Alex. will Ptolemaeus Egypten geben = M. 512,4.

22. *-age. Tholomeu dist Alisandre ioe vus aim de curage.* Cleopatra, die verstoßene Frau seines Vaters will er ihm auch geben. Er möchte ihr Kind wohl behüten. Ptolemaeus nimmt mit Freuden an = M. 512,20.

23. *-ent. Seignurs dist Alisandre mut sui en grant torment.* Alex. beklagt sich über die Untreue des Antipater, der ihn betrogen und vergiftet hat. Er bittet seine Getreuen, ihn zu rächen. Er wird seine Ländereien unter sie verteilen. Diese Tirade befindet sich nicht in der vorliegenden Fassung von M, wird vielleicht in einer andern Hs. gestanden haben.

24. *-on. Alisandre par cherte en apela Clitun.* — Alex. gibt Persien Cliton, da er besonders tapfer gewesen sei; er wünscht ihm von seinen Leuten nicht verraten zu werden, wie er von den seinen verraten worden ist. Cliton küßt ihn weinend. Dann lobt Alex. den Cliton und Ptolemaeus, die stets so brave Gefährten gewesen sind. Sie geben ihm das Wort, so fortzufahren = M. 512,32.

25. *-age. Ca venez dist li reis eumenidus de chartage.* — Alex. ruft den Eumenidus herbei und giebt ihm Nubien unter sehr anerkennenden Worten = M. 513,25.

26. *-erre. Ariste dist Alisandre ioe vus doins une terre.* — Ariste erhält Indien = M. 514,9.

27. *-us. Ca venez dist Alisandre sire antiochus.* Antiochus erhält Syrien = M. 514,15.

28. *-as. Aprosmez vus a moi beau sire filotas.* Philotas erhält Caesarea, das Land der Nicolas. Er kniet vor ihm = M. 514,23.

29. *-ie. Alisandre apele licanor ou se fie.* Licanor erhält Eleine und Esclavoine. Alex fordert ihn auf mit Philotas gute Nachbarschaft zu halten = M. 514,37.

30. *-oi. Caunus cil de melite aprosmez vus a moi.* — Caulus erhält Melite. Er will nichts nehmen, doch beschwichtigt ihn Alexander = M. 515,30

31. *-er. Seignurs dit Alixandre ne vus chaud deplorer.* Lioine erhält Afrika. Alex. fühlt sich schlechter = M. 516,9.

32. *-ez. Amis antigonus dist Alisandre ca venez.* Antigonus erhält Griechenland, wo er selbst geboren ist = M. 516,32.

33. *-oge. Arides dist Alisandre ioe vus dorrai chartage.* Arides erhält Carthago. Alex. erinnert ihn dabei an Didos Schicksal = M. 517,11.

34. *-e. Paulus de macedonie ad li reis apele.* Paulus erhält Armenien = M. 517,28.

35. *-ez. Quant Alis. en out les dozze pers casez.* Alex. krönt die 12 Pairs und spricht sein Bedauern aus, daß er scheiden müsse = M. 518,1.

36. *-esse. Ceo fut un samedi quant le iur aproesce.* Da Alex. stirbt, ergeht sich Ptolemaeus in Klagen und reißt sich die Haare aus = M. 518,14.

37. *-on. Ki lores veist son doel demener a cloion.* Clius ergeht sich ebenfalls in Klagen und fällt in Ohnmacht = M. 518,26.

38. *-us. Li lores oist le doel ke fit Eumenidus.* Darauf fängt Emenidus an zu klagen; es folgen Aristes und Caulus, ebenso Antiochus = M. 519,10.

39. *-ure. Lichanor fet grant dolur pur ly crie et plure.* Es beginnt auch Licanor = M. 519,25.

40. *-is. As piez li reis de Grece entre les autres grius.* Caunus klagt, nachdem seine Vorgeschichte erzählt worden ist = M. 536,30.

41. *-ine. As deus poinz se chopine e sa face engratine.* Er zerreißt sich das Gesicht = M. 531,14.

42. *-ele. Aprez danz clius grant doel renovele.* Darauf klagt Eumenidus, der vor Schmerz sich sogar an einen Pfeiler stößt, sodaß er aus der Nase blutet = M. 531,18.

43. *-ie. Apres eumenidus ke fut reis de nubie.* Perdicas beginnt zu klagen in außerordentlich weitschweifigen Versen, und schlägt sich ins Gesicht. — Es schließt die Hs. mit den Worten: *Ci finist li romaunz de tute chivalerie.*

Sehen wir nun, wie D erzählt. Es beginnt mit denselben 5 erstenTiraden wie C. Statt aber mit Tirade 6 und 7 fortzufahren, statt also zu berichten wie Alex. trinkt, merkt, daß er vergiftet ist, und sich zu Bett begibt, schiebt D Tir. 13 = M. 507,29 ein, in welcher erzählt wird, daß die Zeit der Prophezeiung der Bäume sich nun erfüllen soll. Der Grund der Interpolation ist klar. D will nicht Alex. sterben lassen und dann kunstlos und unlogisch wie C die Erzählung von M. blos anhängen, sondern versucht, so gut es geht, beides innerlich zu verknüpfen. Freilich kann es nicht verhindern, daß es sich immerhin etwas merkwürdig ausnimmt, daß Alex. jetzt seine Mannen zu einem Hoffest einlädt, nachdem schon vorher in Tir. 5 berichtet worden ist, daß ihm beim Essen von Antipater Gift eingegossen wird. Es folgen nun die Tiraden in der

Reihenfolge von C bis Tir. 35; nur Tir. 18 ist am Ende sehr selbständig und von C durchaus verschieden. Die einen unter den Griechen wollen Lion, die andern Ptolemaeus, die einen Eumenidus, wieder andere seinen Bruder Philippus zum König. Da sie uneinig sind, bitten sie Alex., er möchte selber dem seinen Ring geben, den er zu seinem Nachfolger erwählen möchte. Da gibt Alex. Perdicas seinen Ring. Nach Tir. 35 schiebt D selbständig eine Tir. *-ir* I* *La Compleint Alisandre* ein, die sich schon durch die sprachliche Form und durch das Versmaß als eigenes Machwerk kennzeichnet. (Auf 37 v. nur 9 richtig gebaute Alexandriner, zahlreiche Anglonormannismen, die V. sonst nicht hat: *necessair, noumbrer, le bone Roys, pier* (pater) *mier* (mater), kein Unterschied im Reim zwischen reinem und palatalem *er*, wie sonst im Gedicht (cf. meine Abhandlung in der Festschrift des Neuphilologentages, Zur Sprache des Eustache von Kent p. 4 ff.). In dieser Tirade fordert Alexander seine Barone auf, nicht zu klagen; gegen das Schicksal ließe sich doch nichts ausrichten; er sei nicht der erste und nicht der letzte der Könige, der vergiftet worden sei oder dem Verrate erliegen müsse. Seinem Vater Philippus sei es auch so ergangen. Sie sollten darum nicht klagen; die Stunde des Abschieds sei so wie so gekommen. Darauf folgt Tir. 8, wo in Kürze die Verteilung der Länder und Alexanders Tod erzählt wird. Dieser Tirade folgt Tir. 36, in welcher die Klage des Ptolemaeus um Alex. erzählt wird, darauf geht D wieder auf Tir. 9 zurück und berichtet, wie die Völker um die Leiche Alexanders das Loos werfen und alle die Leiche begraben wollen. Es folgen 10 und 11 Anfang. Darauf schiebt D II*, eine Tirade eigener Fabrikation ein „*Comment les philosophes parlerent du roy Alisandre*“, in welcher vom Grabmal Alexanders gesprochen wird und von den Klagen der Philosophen über das harte Schicksal des Königs. Das Thema wird in allen möglichen Variationen breit getreten. Auch hier sind palatale und reine *-ez* im Reim durcheinander geworfen; mitten in der Tirade finden sich auch paarweis je 2 mit einander reimende Verse *-ors, -enz, -ole, -is, -e, -uz, -it;* die Deklination ist außerordentlich verwildert. Auf 41 Verse sind nur 15 annähernd richtig gebaut. — Nun folgt die Tirade 11 Fortsetzung und 12, die letzte des echten Teiles von C. Den Schluß bilden wiederum die Tir. 37, 38, 39, 40 aus M. Von da ab ist die Hs. defekt, aber aus einigen übrig bleibenden Papierschnitzeln sieht man gleich, daß noch weitere Tir. aus M., die wir bei P wiederfinden werden, hier folgen mußten. Trotz aller Gewaltsamkeit der Interpolation läßt sich doch aus der Art, wie D interpoliert, das consequente Streben erkennen, ein zusammenhängendes Ganze bieten zu wollen Wir haben die Arbeit eines Redactors, nicht eines bloßen Kopisten vor uns.

Ähnliches, wenn auch nicht in so hervorragendem Maße, läßt sich von P sagen. Am Anfang verhält sich P wie D. Nur Tir. 18 bietet es nicht in der selbständigen Fassung D's, sondern wie C nach

M 510,5. Auch die von D eigens erfundene Tirade I und II bietet P nicht. Auf Tir. 35 läßt es 36—40 folgen, schiebt also die echten Teile von C nicht in die Interpolation hinein, um so innerlich als möglich zu verknüpfen. Nach Tir. 40 = M. 536,20 läßt es vielmehr andere Tiraden aus M. folgen, die wir nicht mehr in C finden, und wir durch römische Zahlen bezeichnen:

I *Filotas fet grant doel entre li e son frere* = M. 519,35. Klagen des Philotas.

II *Aristes fet grant doel e fet greve pleinte* = M. 520,9. Klagen des Aristes.

III *Pur Alisandre plore Caunus le filz saberte* = M. 520,19. Klagen des Caunus.

IV *Qui lors veist le doel qui meine perdicas* = M. 520,32. Klagen des Perdicas.

V *Mut fut Alis. en mai kant passe la Kalende* = M. 521,9. Klagen des Lionnes.

VI *Arides fet tel doel ke nuls hom nen conforte* = M. 521,26. Klagen des Arides.

VII *Antiochus fet tel doel ke tut li poeples loe* = M. 521,38. Klagen des Antiochus.

VIII *Antigonus fet tel doel ke del tut safole* = M. 522,18. Klagen des Antigonus.

IX *Del doel en est mervaille ke li baron ont fet* = M. 523,20. Klagen der Frau Resones.

X *Alisandre se pasme pur la mort kel destreint* = M. 524,19. Tod Alexanders.

XI *M'lt par fut grant li doel qñt Alix est finez* = M. 524,31. Wirkung des Todes Alexanders in der ganzen Welt und Klagen des Aristoteles.

XII *Joel tint pas amerveille se cil out grant pour* = M. 528,1. Klagen der Eumenidus.

XIII *Del bon rei Alisandre dont la terre est orphenine* = M. 529,23. Flucht des Antipater und Divinuspater und Klagen des Clius.

Darauf folgen die bei C vorhandenen Tir. 41, 42, 43 und erst am Schluß bringt P die Tiraden 8, 9, 10, 11, 12, welche D viel früher eingeschoben hatte.

Auch P hat also versucht die Interpolation möglichst eng mit den echten Bestandteilen zu verknüpfen, freilich dabei weniger Selbständigkeit und verhältnismäßig weniger Geschick gezeigt als D. — Jedenfalls beweisen aber diese beiden Interpolationen, daß hier Redaktoren, nicht bloß Kopisten an der Arbeit gewesen sind. Wir werden dadurch in unserer Annahme bestärkt, daß zwischen z und D ein d und zwischen x und P ein y anzunehmen sind. x und z

werden höchst wahrscheinlich nur die Tiraden von M in der unbeholfenen Art von C haben auf einander folgen lassen, d. h. dem Original, das von 1—12 reichte, den Schluß von M sich haben anreihen lassen. Erst y und d versuchten eine kunstvollere Verknüpfung. Das Verhalten von C in dieser Hinsicht stimmt mit seinem sonstigen Verhalten gut überein. Es schreibt treu, aber sklavisch und gedankenlos ab, ganz im Gegenteil zu d und y, die ihre eigenen Wege gehen wollen. Zur besseren Übersicht der am Schluß doch etwas verwickelten handschriftlichen Verhältnisse fügen wir eine synoptische Tafel hinzu, in der wir die dem Original zukommenden Tiraden fett drucken lassen. I* II* sind die selbständigen Tiraden von D, 18* z. T. selbständig. **6, 7** finden sich nur in C. Die anderen Hss. unterdrücken diese Tiraden.

C	D	P
1 *-ur*	**1**	**1**
2 *-ent*	**2**	**2**
3 *-age*	**3**	**3**
4 *-iers*	**4**	**4**
5 *-ez*	**5**	**5**
{ **6** *-ent* }	13	13
{ **7** *-uz* }	14	14
8 *-is*	15	15
9 *-ir*	16	16
10 *-assent*	17	17
11 *-erent*	18*	18 (wie C)
12 *-irent*	19	19
13 *-it* = M. 507,29	20	20
14 *-er* = M. 508,3	21	21
15 *-ee* = M. 508,25	22	22
16 *-ors* = M. 509,20	23	23
17 *-ale* = M. 524,3	24	24
18 *-er* = M. 510,5	25	25
19 *-es* = M. 511,25	26	26
20 *-ise* = M. 509,26	27	27
21 *-ite* = M. 512,4	28	28
22 *-age* = M. 512,20	29	29
23 *-ent* = ?	30	30
24 *-un* = M. 512,32	31	31
25 *-age* = M. 513,25	32	32
26 *-erre* = M. 514,9	33	33
27 *-us* = M. 514,15	34	34 -ee
28 *-as* = M. 514,23	35	35
29 *-ie* = M. 514,37	I*	36
30 *-ei* = M. 515,30	8	37
31 *-er* = M. 516,9	36	38
32 *-ez* = M. 516,32	**9**	39
33 *-age* = M. 516,11	**10**	40
34 *-e* = M. 517,28	**11** Anf.	I = M. 519,35
35 *-ez* = M. 518,1	II*	II = M. 520,9
36 *-esse* = M. 518,14	**11** Forts.	III = M. 520,19
37 *-on* = M. 518,26	**12**	IV = M. 520,32
38 *-us* = M. 519,10	37	V = M. 521,9
39 *-ure* = M. 519,25	38	VI = M. 521,26

C	D	P
40 *-is* = M. 536,20	39	VII = M. 521,38
41 *-ine* = M. 531,14	40	VIII = M. 522,18
42 *-ele* = M. 531,18	Hs.	IX = M. 523,20
43 *-ie* = M. 532,21	defekt	X = M. 524,19
		XI = M. 524,31
		XII = M. 525,35
		XIII = M. 528,1
		XIV = M. 529,23
		41
		42
		43
		8
		9
		10
		11
		12

WÜRZBURG. HEINRICH SCHNEEGANS.

Die Cent Nouvelles Nouvelles.

Ein Beitrag zur Geschichte der französischen Novelle.[1])

Einleitung.

Die *Cent Nouvelles Nouvelles* wurden im Jahre 1462 dem Herzog Philipp dem Guten von Burgund gewidmet. Sie sind wohl auch erst in diesem Jahre vollendet worden, nachdem sich die Redaktion der Sammlung vielleicht über mehrere Jahre erstreckt hatte.

---

[1]) Bibliographie. Ludwig Stern, Versuch über Antoine de la Sale des XV. Jahrhunderts (Archiv f. d. Studium der neueren Sprachen und Literaturen, 46. Bd. 1870. p. 113—218.

E. Gossart, Antoine de la Salle, sa Vie et ses Œuvres inédites (Bibliophile Belge VI [1871]). Als Broschüre erschienen Bruxelles 1902.

J. Stecher, Les Deux la Salle (Athenaeum Belge, 25. nov. 1883, p. 167).

J. Ulrich Schmidt, Syntaktische Studien über die Cent Nouvelles Nouvelles. Diss. Zürich. Frauenfeld 1888.

Pietro Toldo, Contributo allo studio della Novella Francese del XVe XVI secolo, considerata specialmente nelle sue attinenze con la letteratura italiana. Roma 1895.

Gaston Paris, La Nouvelle française au XVe et XVIe Siècle (Journal des Savants. Mai-Juin 1895, im Anschluſs an die Untersuchung Toldos).

Karl Vossler, Zu den Anfängen der französischen Novelle (Studien zu vgl. Litteraturgeschichte II. Bd. 1902, p. 3—36).

C. Haag, Ein altfranzösisches Novellenbuch (Programm Stuttgurt 1903, 19 S.).

C. Haag, Antoine de la Sale und die ihm zugeschriebenen Werke (Archiv f. d. Studium der neueren Sprachen und Literaturen 113. Bd. 1904. p. 101—135, 315—351).

Joseph Nève, Antoine de la Sale. Sa Vie et ses Ouvrages d'après des documents inédits. Paris-Bruxelles 1903. — Cf. Besprechungen von: W. Foerster, Literaturblatt für germ. u. rom. Philologie 1903 No. 12. — Raynaud, Romania XXXIII p. 101 ff. — Bédier, ib. p. 438 ff.

L. H. Labande, Antoine de la Sale. Nouveaux Documents sur sa vie (Bibliothèque de l'Ecole des Chartes Bd. 65. 1904. p. 55—100. 321—354).

Werner Söderhjelm, Notes sur Antoine de la Sale et ses œuvres (Acta Societatis Scientiarum Fennicae XXXII, 1904). Cf. F. Ed. Schneegans: Literaturblatt für germ. u. rom. Philologie, Mai 1906 und A. Schulze, Ztschr. f. frz. Sprache und Literatur XXX², p. 10.

W. P. Shepard, The Syntax of Antoine de la Sale (Publications of the modern language association of America. Bd. 20_3, 1905 p. 435—501.

Mit den *Cent Nouvelles Nouvelles* hebt die moderne französische Novellistik an.[2]) Das heißt, die *C. N. N.* sind das erste französische Novellenbuch, das lediglich um des Erzählens willen geschrieben worden ist und jede moralisierende Tendenz, die bis dahin einen wesentlichen Bestandteil der französischen Novellistik bildete, konsequent ausschließt.

Modern in dem Sinne, daß in ihr bereits die Eigenschaften zu finden wären, welche die moderne Novelle kennzeichnen, ist die Sammlung nicht. Den Nachweis, daß dem so ist, muß die nachfolgende Untersuchung erbringen, die es sich zur Aufgabe gesetzt hat, die Physiognomie der *C. N. N.* zu erkennen.

Es soll der Versuch gemacht werden, die *C. N. N.* um ihrer selbst willen, gleichsam von innen heraus zu erforschen. Es sollen die stofflichen und formalen Elemente derselben untersucht werden, um festzustellen, welche Mittel dem Verfasser zur Verfügung standen, um seine Sammlung aufzubauen. Ähnliche Untersuchungen an novellistischen Erzeugnissen der folgenden Jahrhunderte unternommen, würden eine Geschichte der französischen Novelle in ihrer Gesamtheit ergeben.

Die vorliegende Arbeit läßt die Autorfrage bei Seite. Der Verfasser gesteht offen, daß sie für ihn abgetan ist. Er hält es nicht für die Aufgabe der literar-historischen Forschung Diskussionen ins Endlose fortzusetzen. Es war ein leichtsinniges Unterfangen, weil gerade kein anderer da war, den Verfasser des *Petit Jehan de Saintré*, Antoine de la Sale, der im Jahre 1462 als ein 74jähriger Mann am Rande des Grabes stand, zum Vater der *C. N. N.* machen, ja, ihm auch noch die Pathelinfarce und die *Quinze Joies de Mariage* aufbürden zu wollen. Eins nach dem andern von diesen Werken ist ihm mit Recht wieder entzogen worden. Wer noch länger die Diskussion fortsetzen will, muß unumstößlich beweisen können, daß Antoine de la Sale ganz gewiß der Verfasser auch der *Quinze Joies de Mariage* oder der *C. N. N.* war. Wer nicht an die Verfasserschaft la Sales glaubt, kann fürderhin Zeit und Papier sparen und sich positiveren Dingen zuwenden.

Nève hat auf die moralischen Qualitäten la Sales und auf den Geist seines Talentes und seiner schriftstellerischen Tätigkeit hingewiesen, auf innere und äußere Eigenschaften, die gänzlich von denen des Verfassers der *C. N. N.* verschieden sind. Gröber weist auf Grund derselben Überlegung la Sale als Verfasser der *C. N. N.* ab. W. P. Shepard hat in einer syntaktischen Untersuchung des *Petit Jehan de Saintré* im Vergleich zu der Syntax der *Quinze Joies* und der *C. N. N.* bewiesen, daß la Sale für die Komposition der beiden anonymen Werke nicht in Frage kommen könne.

---

[2]) Gröber, *Grundriss* II. p. 1152.

Lassen wir endlich dem unbekannten Verfasser der *C. N. N.* das Dunkel, in das er sich freiwillig gehüllt hat. Er ahnte vielleicht, daß er ein reiches Talent an hundert Kleinigkeiten verschwendet und so ein großes Werk versäumt hatte. Die Anonymität war ihm vielleicht ein innerer Zwang, wir haben fast nicht das Recht ihn in der Masse, in der er sich versteckt hat, zu suchen. Sein Werk erkennen wir trotzdem.

Mehr als der Verfasser interessiert uns die Frage, wie die Sammlung entstehen konnte, aus welchen Stoffen sie sich zusammensetzt, wie diese Stoffe verarbeitet sind, was für ein Geist aus ihr herausweht, wie sie einzureihen ist in die zu ihrer Zeit herrschende Kultur Frankreichs.

Solchen Fragen will die Untersuchung nähertreten und will so ein bescheidener Beitrag zur Geschichte der französischen Novelle sein. Sie versagt es sich, die Entwickelung der französischen Novelle bis zu den *C. N. N.* darzustellen. Ein solches Kapitel bleibt noch zu schreiben. Die Arbeit greift nur aus der Entwickelung eine einzelne, bedeutsame Phase heraus.

Sie bringt — das sei zur Entschuldigung ihrer Mängel und Lücken gesagt — nicht den reichen Ertrag eines langen und langsamen Reifens, sondern die hoffentlich nicht allzu kargen Früchte einer frühzeitigen Vorernte.

Die nach dem einzigen bekannten Manuskript der *C. N. N.* von Thomas Wright besorgte Ausgabe (Paris, Jannet 1858, 2 Bde.) ist der Untersuchung zu Grunde gelegt.

I. Kapitel.

Zur Stoffgeschichte der Cent Nouvelles Nouvelles.

I.

Der Roman der Sieben Weisen erzählt von einem Ritter, der die Liebe einer von ihrem Gatten in einen festen Turm eingeschlossenen Dame dadurch zu genießen weiß, daß er mit Erlaubnis des Gatten ein Haus an den Turm anbauen und in die durch das Haus verdeckte Mauer des Turmes ein Loch schlagen läßt, durch das er ungestört zu seiner Dame gelangen kann. Die Möglichkeit, schnell und unbemerkt aus dem Haus in das Turmgemach kommen zu können, benutzen die beiden Liebenden, um den Gatten ganz unnötiger Weise zu necken. So glaubt der Gatte einmal an der Hand des Ritters den Ring seiner Frau zu sehen, aber als er voller Argwohn im Gemach seiner Frau anlangt, findet er den Ring wieder an seinem gewohnten Platze. Ein anderes Mal bittet ihn der Ritter, unter dem Vorwand, seine Freundin sei gekommen, bei ihm zu speisen. Diese Freundin aber wird von der eigenen Gattin des Eingeladenen, die andere Kleider angelegt hat, dargestellt. Der Gatte, dem natürlich die Ähnlichkeit der vermeintlichen Fremden mit seiner Gattin

auffällt, kehrt eiligst nach der Beendigung des Mahles in den Turm zurück, um dort die Gattin, die seinen Verdacht leicht zu zerstreuen weiß, im Bette vorzufinden. Wie dann später der Ritter seine Geliebte unter Mitwirkung ihres Gatten entführt, brauchen wir hier nicht weiter zu verfolgen.[3])

Das Fabliau „*Des Deux Changeors*“ erzählt in seinem ersten Teile, wie der eine von zwei Freunden, der die Gattin des anderen in seinem Bett hat, den Gatten herbeiholen und ihn die ganze unverhüllte Gestalt seiner Gattin, mit Ausnahme des sorgfältig bedeckten Gesichtes sehen läßt.[4]) Unsere Novelle berichtet, wie eine Frau in Abwesenheit ihres Mannes einem gemeinsamen reichen Freunde ein Stelldichein in dessen Haus, das ganz nahe dem ihrigen ist, gewährt. Der Gatte kehrt unvermutet in der Nacht zurück und sucht seinen Freund auf. Dieser rettet die für die Frau heikele Situation dadurch, daß er den Freund in dem Glauben läßt, er vergnüge sich mit irgend einer Frau und ihm den Körper dieser Frau mit Ausnahme des Gesichtes zeigt. Während der Gatte, der Verdacht geschöpft hat, notgedrungen auf einem Umwege in sein Haus zurückgelangt, eilt seine Frau auf viel kürzerem Pfade dorthin. Sie stellt sich eifrig arbeitend, will den Klopfenden lange nicht als ihren Gatten erkennen und ihm nicht die Türe öffnen. Schließlich empfängt sie ihn mit Schelten. Sie wirft ihm vor, er habe ihre Treue angezweifelt und sei darum eher zurückgekommen. Zerknirscht gesteht der Gatte seinen Verdacht und die Umstände, die ihn ihm eingegeben haben. Endlich läßt sich die tiefgekränkte Gattin beruhigen und versöhnen.

Es erscheint mir außer Zweifel, daß unsere Erzählung aus einer solchen vom Typus der im Roman der sieben weisen Meister enthaltenen unter Aufnahme der von dem Fabliau berichteten Situation entstanden ist. Ob diese Ineinanderfügung der Motive erst von unserem Autor vorgenommen worden ist, oder ob er seine Erzählung in ihrer Anlage bereits in der mündlichen Tradition vorgefunden hat, kann natürlich nicht festgestellt werden. Die beiden Motive des Romans und des Fabliaus können zusammengekommen sein aus dem beiderseitigen Bedürfnis einer Motivierung heraus.

Die Täuschung, die man in der Erzählung des Romans der sieben weisen Meister dem Gatten vorführt, ist ein ganz unnötiges, gefährliches Spiel, ein übermütiger Streich ohne innere Berechtigung.[5]) Die Handlungsweise des Liebhabers der Frau in dem Fabliau ist

---

[3]) *Li Romans des sept Sages*, herausgeg. von Adelbert Keller. Tübingen 1836. CLXXV—CLXXXIX.

[4]) *Recueil général et complet des Fabliaux des XIII[e] et XIV siècles.* 6 Bde. Paris 1872—1890 par Montaiglon et Raynaud t. 1 p. 245 ff.

[5]) Diese Streiche lassen sich ganz beliebig vermehren, ohne dafs sie dadurch an Berechtigung gewinnen, wie aus der Fassung der Erzählung im *Dolopathos*, vers 10324 ff. hervorgeht.

eine Gemeinheit, eine unverständliche Frivolität des Mannes, der roh mit der ihm arglos vertrauenden Frau verfährt. Es geschieht ihm recht, wenn sich die Frau später auf eine ähnliche Weise an ihm rächt.[6])

Dagegen ist die Situation in der Novelle verständlich. Entkommen konnte die Gattin dem plötzlich an die Tür pochenden Gatten nicht mehr, die Tatsache, daß eine weibliche Person bei ihm weilte, konnte der Liebhaber auch nicht mehr verschleiern — so werden die alten, ganz unbegründeten Motive zu einem durch die Umstände notwendig gewordenen, listigen Rettungsmittel.

Ein neues, aber auch traditionelles Einzelmotiv ist aus irgend einem anderen Schwank in den zweiten Teil der Novelle eingeführt worden: Die Behandlung des heimkehrenden Gatten durch die scheinbar tief erzürnte Gattin. Die Verstellung ist doppelter Art. Die Gattin tut, als ob sie bei der eifrigsten Arbeit überrascht würde und als ob sie Grund habe auch ihrerseits den Gatten mit verdächtigenden Schimpfreden zu überhäufen. Auch die durch die Zerknirschung des Mannes bewirkte Versöhnung ist ein häufiges Schwankmotiv.

II.

Toldo geht zu weit, wenn er von einer „*assomiglianza notevole*" dieser Novelle mit dem Fabliau „*Des Trois Meschines*"[7]) redet. Die Erzählung ist ebenso verschieden von diesem Fabliau wie die erste Novelle von dem Fabliau „*Des Deux Changeors*". Es ist nur eine Ähnlichkeit der Hauptmotive vorhanden.

In dem Fabliau verstreut eins von drei Mädchen auf eine für den Kenner alter Schwänke leicht zu erratende Weise z. T. durch Schuld des zweiten ein mit dem Geld des dritten gekauftes Schminkpulver. Es erhebt sich darauf zwischen den Dreien ein Streit, wer das Pulver bezahlen soll.

Die Novelle der *C. N. N.* besagt, daß die einzige, sehr schöne Tochter eines reichen Londoner Kaufmannes in eine unheilbare Krankheit verfallen ist. Vergebens bemühen sich viele Ärzte um die Heilung. Endlich aber übernimmt es ein alter einäugiger Franziskanermönch, mit Hilfe eines Heilpulvers die Krankheit zu vertreiben. Während seiner vorbereitenden Manipulationen treibt ihm die Kranke, durch sein komisches Gebahren zu einem erstickten Lachen gereizt, auf dieselbe, im Fabliau geschilderte Weise, das Heilpulver in sein gesundes Auge, das daraufhin auch erblindet. Da der Mönch eine hohe Entschädigungssumme für die verlorene Sehkraft verlangt, so erfolgt ein gerichtlicher Prozeß.

---

[6]) Die Erzählung des Ser Giovanni (*Pecorone* II, 2) lehnt sich ganz an das altfr. Fabliau an, stellt die Streiche nur in anderer Reihenfolge dar. Sie ist weiter nichts als eine Weiterbildung ohne wirkliche Entwicklungsfaktoren und hat nicht den geringsten Zusammenhang mit der Novelle der *C. N. N.* (Ser Giovanni Fiorentino. *Il Pecorone.* Classici Italiani t. 25, 26. Milano 1804).

[7]) M. R. III. p. 76 ff.

Aus der vergleichenden Betrachtung der beiden Erzählungen geht hervor, daß das Motiv aus der ziemlich gezwungenen primitiven Situation in einen ganz anderen, entschieden plausibleren und glücklicher konstruierten Zusammenhang gebracht worden ist. Es ist aus einer schlecht erfundenen, reizlosen Toiletteszene eine bewegte, lebendige Tragikomödie geworden.

Wenn auch wieder der Anteil des Verfassers an der Einkleidung des alten Motivs in die vorliegende Fassung nicht bestimmt werden kann, so wird doch klar, wie sich ein Motiv im Laufe einiger Jahrhunderte entwickeln konnte.

III.

Die 156. Facecie des Poggio[8]), die vielleicht den ersten Anstoß zu dieser Novelle gegeben hat, erzählt ganz kurz, wie die kranke Frau eines Schneiders sich bei ihrem Gatten beklagt, daß der sie behandelnde Arzt sie vergewaltigt habe, und wie der Schneider der Frau des Arztes unter dem Vorwande ihr im Auftrage ihres Gatten ein Gewand anmessen zu müssen, dasselbe antut.

Die breit ausgeführte Novelle setzt an Stelle von Arzt und Schneider Ritter und Müller und anstatt der brutalen Doppelvergewaltigung ein auf Komik beruhendes Einverständnis der Männer mit der Frau. Jeder der beiden Gatten mißbraucht die Frau des anderen unter Angabe von lächerlichen Gründen, indem er sich die Unwissenheit und Leichtgläubigkeit der Frau zu nutze macht.

Die Art und Weise, wie der Edelmann die Müllersfrau sich zu Willen macht, findet sich in etwas veränderten Formen in einer Reihe von volkstümlichen Schwänken, die die Sammlung der „*Kruptadia*" [9]) aufgezeichnet hat. So in dem aus mehreren Motiven zusammengesetzten Schwanke „*Une sotte jeune femme*" (Conte d'un Tsigane de Pologne, trad. du Tsigane),[10]) in „*Le Pucelage cousu*",[10]) „*Das Mädchen, die ihre Jungfernschaft hüten sollte*",[10]) „*La Fille bien gardée*".[10])

Es ist doch wohl ausgeschlossen, für alle diese Fassungen die Novelle der *C. N. N.* als letzte Quelle annehmen zu können. Also muß unser Autor sein Motiv aus der mündlichen Überlieferung geschöpft haben.

Das zweite in die Erzählung eingeführte Motiv findet sich in dem russischen Schwanke „*Le Pope et le Moujik*".[11]) Ein Bauer

---

[8]) Benutze Ausgabe: *Les Faciéties de Pogge.* Traduites en Français avec le texte latin. 2 Bde. Paris, Liseux 1878.

[9]) *Kruptadia*: Recueil de Documents pour servir à l'étude des Traditions popoulaires. 4 Bde. Heilbronn 1883—88.

[10]) t. IV. p. 1 ff.

[10]) t. IV. p. 326 ff. (Contes flamands).

[10]) t. I. p. 317 f. (Norwegisches Märchen).

[10]) t. II. p. 5 ff. (Folk-Lore de la Haute-Bretagne).

[11]) *Kruptadia* t. I p. 117 ff.

verschafft der Frau eines Popen, der vorher seiner eigenen Frau zu einem fehlerfreien Kinde verholfen hatte, ihre verlorenen Ohrringe auf dieselbe Weise wieder, wie der Müller der Edelfrau ihren verlorenen Ring. Eine andere Fassung der russischen Erzählung führt sogar einen der Frau beim Waschen der Hände abhanden gekommenen Ring ein (in der Novelle der *C. N. N.* wird der Ring während des Bades verloren). Die Ähnlichkeit der russischen Erzählung mit der französischen ist überraschend, sogar die Anlage ist gleich; dennoch bin ich geneigt auch in diesem Falle selbständige Entwickelungen desselben Motivs in beiden Schwänken anzunehmen, um so mehr, da das obszön-lächerliche Motiv des Suchens und Fischens als Mittel der Mißbrauchung von arglosen Frauen ganz international zu sein scheint. Es findet sich auch in den altfranzösischen Fabliaux, z. B. im Fabliau „*De l'Escuiruel*"[12]) und in „*De la Grue*".[13])

IV.

Das Motiv dieser Novelle findet sich auch, wie schon Toldo gesehen hatte[14]), in Novelle 36 der *Porrettane* des Arienti. Die Situationen jedoch sind in den beiden Novellen so erheblich verschieden, daß sich beide Fassungen als ganz getrennte Entwicklungsgruppen kennzeichnen.

Eine kurze Inhaltsangabe der beiden Novellen mag ihre Ähnlichkeiten und Verschiedenheiten zeigen.

Sabadino degli Arienti erzählt in Novelle 36[15]), daß ein Gatte, überdrüssig der Liebesverfolgungen, die ein Priester seiner Gattin angedeihen läßt, diese zwingt den Priester ins Haus zu bestellen, um ihn ein für alle Mal durch eine Tracht Prügel von seiner Liebe zu heilen. Die Gattin, die den Priester heimlich liebt, kann nichts anderes tun, als ihrem Mann gehorchen. Am festgesetzten Tage erscheint der Priester ein wenig eher als man ihn erwartet hat; der Gatte kann sich nicht mehr da verbergen, wo er eigentlich wollte, und steigt schnell in eine Truhe im Zimmer, um von dort aus im geeigneten Moment zu erscheinen. Die Gattin in ihrer Verwirrung schließt die Truhe zu. Dadurch wird der ganze schöne Plan des Gatten vereitelt. Die Frau kann dem Ansturm des Priesters nicht widerstehen, der an ihr sein Gelüst eben auf der Truhe stillt. In begreiflicher Wut erhebt der Gatte seine Stimme, der Priester mit dem Ausrufe „Che diavolo e qua dentro" flüchtet voller Furcht aus dem Haus. Die Gattin öffnet die Truhe und entschuldigt sich so gut sie kann.

Die Erzählung der *C. N. N.* hebt ähnlich an. Ein Schotte aus der Leibgarde des Königs verfolgt die Frau eines Krämers. Aber

---

12) M. R. t. V 101 ff.
13) ebda. 151 ff.
14) *Contributo* etc. p. 13.
15) Giovanni Sabadino degli Arienti: *Porretane* Verona MDXC.

sie weist seine Anträge zurück. Der Krämer, voller Zorn über die unehrenhaften Absichten des Kriegsmannes fordert die Frau auf, ihm scheinbar ein Stelldichein zu gewähren. Das geschieht. Der Gatte, in einem alten schweren Harnisch, die Handschuhe an den Händen, den Helm auf dem Haupte, eine große Axt in der Faust, erwartet hinter einem Vorhang neben dem Bett den Frevler. Aber ach, der Schotte ist mit einem guten Schwert bewaffnet und da traut sich der Gatte nicht aus seinem Versteck heraus und muß ansehen, wie unglimpflich der Fremde mit seiner Gattin verfährt. Erst als der Schotte Abschied genommen hat, wagt er sich hervor. Doch wie er gerade angefangen hat, die so schmählich im Stich gelassene Frau zu schelten, kommt der Schotte zurück, der Gatte verkriecht sich unter dem Bette und wird von da aus zum zweiten Male Zeuge seiner Schmach.

Novelle 52 der Porrettane, in welcher Toldo ebenfalls dasselbe Motiv wiederzufinden glaubte, ist so sehr verschieden von den besprochenen Schwänken (ein Gatte überzeugt sich von der ganz freiwillig gewählten Position unter dem Bette aus von der Untreue seiner Frau), daß ich bei ihr nicht länger verweile.

Ein interessantes Gegenstück zu der komischen Erzählung der *C. N. N.* bietet eine kurze Anekdote, die sich in der Anekdotensammlung „*La Nouvelle Fabrique des excellens traits de verité*“ von Philippe d'Alcripe, sieur de Neri en Verbois [16]) findet. Die Sammlung stammt aus der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts. Es ist nicht unmöglich, daß die unter dem Titel „*D'un bourgeois qui occit un Capitaine*“ erzählte, ernst auslaufende Begebenheit eine beabsichtigte Umkehrung des Schwankes der *C. N. N.* ist. Ein Bürger entdeckt, daß ein Kapitain der Gensdarmes mit seiner Frau ein sträfliches Verhältnis hat. Er bittet den Richter Ordnung zu schaffen. Da dieser ablehnt, auch der Kapitain nicht ablassen will, schafft er sich selbst Gerechtigkeit. Er verbirgt sich unter dem Bette, hört die Gespräche des ehebrecherischen Paares mit an, springt dann hervor und spießt Gattin und Kapitain auf einen langen eisernen Bratspieß und trägt die Körper auf seiner Schulter durch die Straßen zum Richter.

V.

Diese Erzählung ist eine von den wenigen, die unmittelbar aus den Ereignissen der Zeit entstanden sind. Sie ist ein deutliches Beispiel der Anekdotenbildung, die sich besonders an solche Persönlichkeiten anschließt, die auf ihre Zeitgenossen einen tieferen Eindruck machen. Es ist kein bloßer Zufall, daß gerade Talbot der Held dieser Anekdote geworden ist. Er besonders unter den englischen Feldherren war auch bei den Franzosen, seinen Feinden, geachtet. So

---

[16]) Neuausgabe Paris 1853 (Jannet. *Bibl. elzev.*) p. 98.

berichtet Maupoint in seinem Journal „*qu'il estoit aimé des François, pource qu'il faisoit honnorablement sa guerre.*“ [17])

VII.

Von dem in dieser Novelle erzählten Motiv kennen wir außerdem noch zwei russische[18]) und zwei pikardische[19]) Fassungen.[20]) Alle diese fünf Erzählungen stellen dieselbe obszöne Situation mit verschiedenen Pointen dar. Diese Varianten bezeugen deutlich die Beliebtheit des Stoffes, der jedem Erzähler Gelegenheit gab, seinen Witz an ihm zu erproben. Die russischen Erzählungen sind allerdings ganz witzlos, während die drei französischen, jede in ihrer Art, die Obszönität des Vorganges in etwas mildern durch die komische Pointe.

Wir dürfen aus der Verbreitung des Motivs und aus der Verschiedenheit der Pointen, die uns die bekannten Varianten bieten, wohl schließen, daß der Stoff international-volkstümlich war und daß also der Verfasser der *C. N. N.* auch hier wieder nicht erfand, sondern fand.

VIII.

Poggio erzählt in Facecie 157: Ein Florentiner genießt die Liebe seiner Braut in Abwesenheit ihrer Mutter. Diese, die das Vergehen der Tochter errät, erklärt voller Zorn ihr Haus entehrt und will in keine Verbindung mit dem Verführer willigen. Der Bräutigam überredet das Mädchen auf eine recht sonderbare Weise, das Verlöbnis aufzulösen: „*Antea, ait, inferiores partes egisti; nunc superior evadas oportet, ut per contrarium actum dissolutio matrimonii fiat*“. Braut und Bräutigam schließen später andere Ehen. Bei der Hochzeitsfeier des einstigen Verlobten begegnen sie sich und können sich in Erinnerung an die Vergangenheit eines Lächelns nicht erwehren. In der Nacht fragt die junge Frau ihren Gatten nach dem Grunde dieses Lächelns. Er gesteht auf ihr Drängen, was einst zwischen ihm und jener vorgefallen war. Da ruft die Gattin unbedacht aus: „O wie dumm war sie doch, es ihrer Mutter zu erzählen. Unser Diener hat mir das mehr als hundertmal getan, und ich habe meiner Mutter nie etwas davon gesagt“. Der Gatte schweigt „*sentiens sibi debitam mercedem impensam*“.

In unserer Novelle dient ein junger Pikarde seinem Herrn in Brüssel so gut, daß er schließlich dessen Tochter verführt und sie und seinen Dienst verläßt, als sich die Folgen seines Tuns bemerkbar machen. Die Mutter gerät über den Zustand der Tochter in hellen Zorn. Sie weist das arme Mädchen aus dem Hause, damit

---

[17]) Cf. auch *Journal d'un bourgeois de Paris* 1405—1449, publié par Alexandre Tuetey. Paris 1881, p. 359.
[18]) *Kruptadia* t. I p. 196 ff.
[19]) ebda. t. II p. 165 ff.
[20]) Cf. Toldo: *Contributo* p. 13 Anm.

es den Verführer suche und sich wieder von dem befreien lasse, was er ihr verschafft habe. Auf ihrer Wanderung kommt sie in das Heimatsdorf ihres Geliebten, gerade an dem Tage, da der Ungetreue mit einer anderen Hochzeit hält. Sie teilt ihm naiv das Verlangen ihrer Mutter mit, der Bursche vertröstet sie auf den anderen Tag. Die Braut verlangt am Abend Aufklärung und gibt die uns bekannte unüberlegte Antwort. Zu ihrem Schaden; denn der Bräutigam läßt sie im Stich und begibt sich zu der ersten Geliebten.

Man sieht, die Einkleidung der Novelle weicht von der Facecie Poggios bedeutend ab. Es fehlt das Verlöbnis, dagegen ist neu das Aufsuchen des Verführers und der Schluß. Dieser Schluß, so sollte man meinen, gehört zu der Geschichte von Anfang an als eine notwendige Pointe. Bei Poggio verläuft die Geschichte im Sande. Durch die ganz überflüssige Heirat des Mädchens hat er sich diese glückliche Pointe unmöglich gemacht. Der Schluß mag eine selbständige Hinzufügung des Verfassers der *C. N. N.* sein, doch ist es auch sehr wohl möglich, daß er eine heimische Form dieser Erzählung gekannt hat, die ihm durch die Facecie Poggios ins Gedächtnis zurückgerufen worden ist. Daß in Frankreich eine ähnliche Fassung existierte, beweist das deutsche Gedicht „*Daz heselîn*", das sicherlich die Bearbeitung eines verlorenen Fabliaus ist.[21]) Ein Ritter schenkt einem schönen Fräulein „*der jâre ein kint, und ouch einvalt*", ein Häslein für ihre Minne. Sie ist aber so unschuldig und unerfahren, daß sie nicht weiß, was Minne ist, so daß der Ritter sie bei ihr suchen muß. Da die Mutter, die den Handel erfährt, in Zorn gerät, so gibt der Ritter dem Mädchen die Minne zurück. Nach einem Jahre will der Ritter heiraten und ladet das Fräulein mit ihrer Mutter zu seiner Hochzeit. Als die beiden ankommen, lacht er, eingedenk des Abenteuers, laut auf. Es erfolgt dieselbe Auseinandersetzung, Erklärung und unbedachtes Geständnis der Braut. Zornig verläßt sie der Ritter und nimmt die erste „*daz linde turteltiubelîn*" zur Frau. „*Diu ander wider heim wart gesant Ze irme kappelâne.*"

In Ton und Anlage schließt sich die französische Novelle viel näher an die deutsche Erzählung als an die Facecie des Poggio an. Auffällig ist die den beiden erstgenannten Erzählungen gemeinsame Ähnlichkeit des Charakters des verführten Mädchens, das als naiv und unschuldig im Gegensatz zu der verdorbenen Braut erscheint. Dem Zurücknehmen der Minne und dem rührenden Wandern um Befreiung ihrer Bürde entspricht zwar die seltsame Art der Auflösung des Verlöbnisses bei Poggio, aber dieser von dem Bräutigam ausgehende Vorschlag erscheint als eine sehr derbe Frivolität, und die Gestalt des Mädchens bleibt ganz farblos. Sicher erscheint sie nicht als naiv, zudem lächelt sie auch ihrem ehemaligen Verlobten zu in

[21]) v. d. Hagen: *Gesamtabenteuer* II, XXI.

Erinnerung an ihr Verhältnis miteinander, und dieses Lächeln ist jeder Naivetät bar.

Dieser Gegensatz des unschuldig guten Mädchens zu der verdorbenen schlimmen Braut, die Erhebung der anfänglich Verlassenen und Zurückgesetzten zur Gattin und die Verstoßung der sich schon sicher fühlenden Braut ist ein ganz volkstümlicher Zug, häufig genug aus Märchen uns bekannt. Er fand sich in der Urform der Erzählung.[22]) Poggio hat ihn nicht, das nimmt uns nicht Wunder. Der französische Erzähler fügte diesen Zug hinein in seine Novelle, weil er ihn aus einer heimischen Fassung kannte oder weil ihn sein volkstümlich veranlagter Instinkt inspirierte.

X.

Diese Novelle ist die novellistische Behandlung der Fundamentalanschauung, auf der sich die große Masse der mittelalterlichen Novellenliteratur aufbaut. Die Liebe ist wie ein schmackhaftes Gericht, das, auf die Dauer genossen, seinen Reiz verliert. So heißt es in Decamerone VII, 6 von einer Frau, die ihres Gatten überdrüssig wird: *E come spesso avviene che sempre non può l'uomo un cibo, ma talvolta desidera di variare; non soddisfaccendo a questa donna molto il suo marito, s'innamorò d'un giovane.*" In der vor dem Druck der *C. N. N.* geschriebenen Poggio-Übertragung des Guillaume Tardif findet sich in der Bearbeitung von Facecie 238 als selbständige Zutat Tardifs der Ausspruch: „*Toutesfoys on se ennuye de ung pain manger*".

In der Novelle der *C. N. N.* läßt ein Ritter seinem Knappen, der es gewagt hatte, sein Verlangen nach Liebesgenuß außerhalb der Ehe zu kritisieren, so lange Aalpastete vorsetzen, bis ihm dies sein Lieblingsgericht verleidet ist, und er um anderes Fleisch bittet. Die Nutzanwendung des Ritters ist: „*Te semble il que je ne soye ennuyé, qui veulx que je me passe de la char de ma femme; tu peuz penser . . que j'en suys aussi saoul que tu es de pastez, et que aussi voluntiers me renouvelleroye d'une aultre, jasoit que point tant ne l'aymasse, que tu feroies d'aultre viande que point tant n'aymes que pastez*".

XII.

Die Novelle schöpft, ebenso wie die Novellen IX und XI es tun, ihre Anregung aus Poggio. Sie verändert das Motiv insofern, als der in Extase geratende Mann nicht ein ehebrecherischer Priester, sondern der eigene, junge Gatte selbst ist. Dadurch wird dann auch ein Teil der Pointe des Poggio, daß nämlich der Gatte bei seinem dummen Ausruf die eigene Schande vergißt, zerstört. Eine Gestalt

---

[22]) Die in *Kruptadia* IV p. 312 (*l'homme qui avait épousé un pucelage*) und p. 325 (*la jeune fille qui avait deux pucelages*) enthaltenen Erzählungen halte ich nicht für ältere, sondern für jüngere Formen dieses Motivs.

wie die des liebeswütigen, jung verheirateten Ehemannes war volkstümlich. So findet sich die gleiche Übertreibung in dem Fabliau „*De l'aveine pour Morel*“, wo es heißt:

> . . . *De quel part que il venoit*
> *Adens enverse le couchoit;*
> *Sens respit querre et sens essoingne,*
> *Faisoit adès cele besoingne,*
> *Ou fust en lit ou fust à terre,*
> *Tout sens autre alloingne querre.*[23])

In der Novelle: *quelque part qu'il encontrast sa femme, il l'abbatoit, fust en sa chambre, fust en l'estable; en quelque lieu que ce fust, tousjours avoit ung assault.*

XIV.

Die Novelle soll sich nach Toldo an *Decamerone* IV, 2 inspirieren, Frate Alberto der italienischen Erzählung soll zu dem Eremiten geworden sein. Gaston Paris hatte diese Behauptung schon als sehr zweifelhaft zurückgewiesen. Er hätte sagen können, daß sie ganz unrichtig sei. Frate Alberto verführt eine leichtgläubige Dame als Engel Gabriel, der Eremit in der französischen Novelle stellt sich als Werkzeug des göttlichen Willens dar. Die beiden Novellen sind verschiedene, vôn einander unabhängige Fassungen ähnlicher Motive. G. Paris selbst hat die Fassung des Motivs unserer Erzählung veröffentlicht, die Martin Le Franc in seiner langen Dichtung „*Le chevalier des Dames*“ (1442) hat.[24])

Der Umstand, daß die ungeschickte Versifikation Martin Le Francs und unsere Novelle in fast allen Details von einander abweichen, läßt darauf schließen, daß die Verfasser beider Erzählungen aus der mündlichen Tradition geschöpft und wohl zwei ganz verschiedene Fassungen desselben Motivs gekannt haben.

Bei Martin Le Franc soll der fünfte Evangelist, in unserer Erzählung ein künftiger Papst geboren werden. Le Franc hat zwei Komplizen, die gemeinsam zu Werke gehen; in den *C. N. N.* ist der Eremit allein, dafür sind zwei Frauen beteiligt, Mutter und Tochter. Die eigentliche Verhandlung vollzieht sich zwischen Eremit und der gläubig-dummen Mutter, während die Tochter eine ganz passive Rolle spielt. Das Mittel der Verführung bei Le Franc sind mit goldenen Buchstaben beschriebene, geheimnisvolle Brieflein, unser Erzähler läßt den Eremiten seine Botschaft vermittelst eines durch die Mauerwand des Hauses an das Ohr der schlafenden Mutter geführten Rohres leiten. Diese Art geheimnisvoller Botschaft fand sich vielleicht in der Fassung, die der Erzähler kannte. Vielleicht nahm er das Motiv aus einer anderen Erzählung. Vor ihm hat es schon

[23]) Montgl. I p. 319/20.
[24]) *Romania* XVI p. 404 ff.

der unbekannte Verfasser der heute im Vatikan befindlichen Novellensammlung aus Sens in einer seiner Novellen verwertet.[25]) Der Schluß, daß statt des erhofften Knaben ein Mädchen geboren wird, stimmt mit Martin Le Franc überein. Eine dritte, der Erzählung Le Francs sehr ähnliche Fassung ohne diese Schlußpointe ist die 11. Novelle des Masuccio[26]). Bei ihm ist im Gegensatz zu den französischen Fassungen die Figur des Mädchens ausführlich entwickelt.

XVII.

Diese Novelle nimmt die Pointe aus der 222. Facecie des Poggio. Die Entlehnung, die übrigens den Kommentatoren, auch Toldo, entgangen ist, wird allerdings nur durch den Text Wrights ersichtlich. Joannes Andreas, Doctor aus Bologna, wird von seiner Frau überrascht, wie er sich in innigem Beisammensein mit ihrer Magd befindet. Voller Entrüstung ruft sie ihm zu: *„Ubi nunc, Joannes, est sapientia vestra?“ Ille nil amplius locutus: „In vulva istius“, respondit, „loco admodum sapientiae accomodato“.* Mit einer durch die veränderte Situation gebotenen Abweichung heißt es in der Novelle der *C. N. N.*: *„Ha! monseigneur, et qu'est cecy? et où sont vos lettres, vos grands honeurs, vos sciences et discretions? Et monseigneur, qui deceu se voit, respondit tout subitement: „Au bout de mon vit, dame, là ay je tout amassé aujourd'uy“.*

Die nur aus wenigen Zeilen bestehende Facecie des Poggio ist durch Hinzufügung eines neuen Motives gänzlich umgestaltet worden. Der Gatte erreicht nämlich seinen Zweck nicht. Die arg bedrängte Dienerin rettet sich durch eine List, indem sie ihren Herrn zu bestimmen weiß, die Arbeit des Mehlbeutelns, bei der sie gerade beschäftigt war, fortzusetzen, während sie selbst schnell ihre Herrin herbeiholt. Diese findet dann ihren gelehrten Gatten bei dieser wenig rühmlichen Tätigkeit.

XVIII.

Das Motiv der 18. Novelle ist gleich dem der 1. und 2. Novelle des VIII. Tages des *Decamerone*; es ist das von der Frau, die sich aus Habsucht dem Manne hingibt und dafür nach dem Liebesgenuß von dem Manne geprellt wird.[27])

Berührungspunkte zwischen Boccaccio und unserem Erzähler in der Einkleidung des Motivs finden sich nicht. Diese Einkleidung ist außerordentlich roh. Während besonders in der ersten der beiden

---

[25]) Reg. lat. 1716 fol. 13b. *Du Roy Alphons qui fut trompé par le malice de sa femme.*

[26]) *Il Novellino* di Masuccio Salernitano. Restituito alla sua antica lezione da Luigi Settembrini. Seconda Edizione. Napoli 1891.

[27]) Die älteste Form des Motivs ist wohl in der indischen Sammlung *„Sukasaptati“* zu finden. Ein Brahmane gibt einer Frau sein Manteltuch für die Gewährung ihrer Liebe und weifs es nachher durch List wieder zu erlangen. Auch in *Decamerone* VIII, 2 ist das Pfand ein Mantel.

Novellen des *Decamerone* Boccaccio die Handlungsweise des deutschen Kriegsmannes mit der Habsucht der reich verheirateten Frau zu motivieren sucht, und diese dann durch eine wirklich gute List betrügen läßt, fehlt diese Motivirung, wie jede feinere Art der List vollständig in der französischen Erzählung. Daß die Kammerfrau eines Hotels dem Gast ihre Liebe nicht ganz umsonst verschenkt, ist am Ende verständlich. Daher hatte dieser nicht den geringsten Grund, ihr den verdienten Lohn wieder abzuschwindeln, sie dann noch zu zwingen, ihn auf dem Rücken aus der Kammer herauszutragen und zuguterletzt noch die Entdeckung des Beisammenseins herbeizuführen und dadurch die Kammerfrau um ihre Stellung zu bringen. Die Handlungsweise des Ritters ist ehrlos und gemein, während bei Boccaccio in beiden Fällen, besonders im ersten Falle, die Frau, die die eheliche Treue um Geld verletzt, mit einem Schein von Berechtigung bestraft wird.

Das Motiv der um den geforderten Liebeslohn geprellten Frau war wohl auch in Frankreich bekannt. Eine Stelle in dem Fabliau „*Du prestre et de la dame*“ [28]) sieht ganz darnach aus, als ob sie aus einer anderen Erzählung, die eine solche Prellerei behandelte, in das Fabliau, das überhaupt einen ganz zusammengeflickten Eindruck macht, hineingeraten wäre. Ein bei der überraschenden Ankunft des Gatten in einen Korb versteckter Priester fällt mit diesem Korbe, in dem er vor Furcht allzu stark zittert, aus seinem Versteck heraus, faßt sich aber schnell und behauptet, er bringe den geliehenen Korb zurück. Die Frau erfaßt schnell die Lage und erklärt mit gleicher Geistesgegenwart, daß sie ein gutes Pfand für den Korb besitze. Der Gatte sieht darin eine Beleidigung des Priesters und fordert sie auf, das Pfand, das nichts anderes als der vom Priester in der Überraschung vergessene schwarze Mantel ist, wieder zurückzugeben. Wenn man diese Situation mit der List vergleicht, die in *Decamerone* VIII, 2 der Priester erfindet, um seinen tatsächlich als Pfand zurückgelassenen Mantel wieder zu erlangen, so kann man sich dem Eindruck nicht verschließen, daß Boccaccio die natürliche, primitive Form des Motivs bewahrt hat. Die Situation in dem Fabliau beruht auf einem sehr unwahrscheinlichen Zusammenarbeiten der beiden Schuldigen, die in gleicher Weise eine erstaunliche Geistesgegenwart beweisen, deren zweite die erste aufs gelungendste unterstützt und weiterführt. Es scheint mir ausgeschlossen, daß wir in dieser Situation eine primitive Fassung vor uns haben. Vollends ausgeschlossen ist, daß nun Boccaccio seine Fassung in Decamerone VIII, 2 einer solchen Szene nachgebildet und aus ihr eine von dem Priester allein so geschickt ausgeklügelte und mit Überlegung ausgeführte List gemacht haben sollte. Es bleibt nur die Annahme übrig, daß Boccaccio eine solche List in der Masse der ihm be-

[28]) M. R. II p. 235 ff.

kannten Überlieferungen gefunden hat. Derselben mündlichen Überlieferung hätte sich dann auch der Verfasser des Fabliaus erinnert und diesen Fall unter veränderten, unwahrscheinlichen Umständen in seine Erzählung herübergenommen. Mit dieser Annahme wäre die Existenz einer solchen Prellgeschichte in der französischen Tradition wahrscheinlich gemacht. War das Motiv einmal vorhanden, konnte es leicht alle möglichen Formen der Darstellung annehmen.

Ob die Einkleidung des Motivs, die in der Novelle der *C. N. N.* vorliegt, Eigentum unseres Autors ist, kann mit Bestimmtheit nicht gesagt werden. Eine Erinnerung an eine andere Erzählung hat ihm aber sicherlich vorgeschwebt. Das Motiv der Frau, die ihren Geliebten auf dem Rücken trägt, findet sich in einer älteren Erzählung, allerdings in anderer Situation. Nicht als Quälerei nach dem Liebesgenuß, sondern als freiwillige Tat des Mädchens vor dem Beisammensein. Eine solche Szene ist außerordentlich schön und anschaulich erzählt in dem deutschen Gedicht „*Daz redelîn*“ von Johannes von Freiberg.[29] Eine Magd trägt den Schreiber, der sie liebt, auf ihrem Rücken durch einen langen Gang in ihre Kemenate, damit die Leute, wenn sie etwa noch wach wären, nur ihre Schritte vernehmen sollten. Sie ist dabei voll von liebestollem Übermut. Da ihr der Geliebte leicht ist wie ein Huhn, so hüpft sie mit ihm wie eine Ziege hin und her, sie springt mit ihm über eine Bank wie ein Hase über eine Furche im Feld, über die Schwelle wie ein Reh.

Wer kann sagen, in welchem Zusammenhange diese naiv-schöne Szene aus dem deutschen Gedicht und die brutale, durch nichts gerechtfertigte Forderung des rohen Mannes in der französischen Novelle stehen? Es möchte scheinen, als ob die Schönheit der Situation deutsches Verdienst wäre, wie etwa die Sagenbildung von den Weibern von Weinsberg. Aber solche dem eigenen Volkstum günstigen Verallgemeinerungen können nicht vorsichtig genug aufgestellt werden. So findet sich z. B. in dem deutschen Schwank „*Der vrouwen zuht*“[30] die gleiche brutale Forderung des Mannes an seine Frau ihn auf ihrem Rücken zu tragen, weil er ihren Stolz brechen will. In dem französischen Fabliau aber, dem die deutsche Fassung nachgebildet ist, findet sich diese Forderung gerade nicht.[31]

Die Brutalität unserer Novelle ist Eigentum ihres Verfassers, ob er die Trageszene so übernommen hat, wie er sie wiedergibt, oder ob er sie in seinem Sinne zurecht gestutzt hat, kann man nicht wissen.

XX.

Die Novelle verwertet ein Motiv, das sich mehrere Male bei Poggio findet, nämlich daß der geschlechtliche Akt ein Heilmittel für

---

[29]) von der Hagen: *Gesamtabenteuer* t. III. p. 105 ff.
[30]) Ebda. t. I. p. 37 ff.
[31]) M. R. t. VI p. 95 ff.

die kranke Frau sei. Aber so wie unser Erzähler das Motiv verwendet, hat es Poggio nicht. In der Novelle der *C. N. N.* ist nämlich die Frau nicht wirklich krank, sondern sie stellt sich nur krank auf den Rat ihrer Mutter, die dann durch Vermittlung des Arztes dem gänzlich unerfahrenen jungen Gatten ihrer Tochter das einzig mögliche Heilmittel angeben läßt.

Dieses Motiv der Unerfahrenheit des Mannes in geschlechtlichen Dingen, das die Novelle gänzlich von den Facecien Poggios unterscheidet, hatte der Verfasser wohl aus der heimischen Tradition. Es findet sich in dem Fabliau „*Du sot chevalier*".[32]) Ein reicher, dummer Vavassor, der „*n'onques n'ot à fame géu*" heiratet und läßt seiner Frau länger als ein Jahr ihre Jungfräulichkeit. Diese beklagt sich bei ihrer Mutter, die dann Abhilfe findet, allerdings ganz anderer Art. Im weiteren Verlauf weicht dann das Fabliau ganz von der Novelle ab. Aber die Eingänge der beiden Erzählungen haben große Ähnlichkeit miteinander.

XXI.

Diese Novelle gibt dem Heilungsmotiv der vorhergehenden eine neue Einkleidung. Eine kranke Äbtissin kann nach ärztlichem Spruch nur gerettet werden, wenn sie Gemeinschaft mit einem Manne genießt. Sie kann sich aber zu diesem Frevel erst entschliessen, als alle Nonnen ihres Klosters ihr mitgeteilt haben, ihr zu Liebe und zur Beruhigung das gleiche Vergehen auf sich nehmen zu wollen. So wird die kranke Äbtissin gerettet.

In dem Leben der Väter findet sich eine Geschichte von zwei Mönchen, von denen der eine „*intrigante diabolo cecedit in fornicationem*". Von Gewissensbissen gequält, gestand er dem andern seine Schuld. Dieser, um die Seele des Bruders zu retten, sagte ihm „*Quia et ego . . . lapsus sum similiter in fornicationem, verum tamen revertamur ad cellulam et ponamus nos in pœnitentiam.* Und wegen dieses freiwilligen Bekenntnisses einer fingirten Mitschuld verzieh Gott dem Sünder.[33])

Von der frommen naivgläubigen Legende bis zu unserem Schwank ist der Schritt vielleicht nicht gar so groß. Es scheint mir nicht so unmöglich, daß irgend einmal, vielleicht in bewußter oder auch nur halbdunkler Erinnerung an die Lektüre einer solchen Legende oder an eine Predigt, in die das Beispiel hineinverwebt war, ein lustiger Kopf sich eine Geschichte wie die der kranken Äbtissin ersonnen hat. Vielleicht um die erbauliche Erzählung zu parodieren. Vielleicht ohne jede tendenziöse Absicht. Die Möglichkeit, daß eine häufig erzählte, fromme, legendenhafte Geschichte Keime in sich birgt, welche einmal ins Komische hinübergewcht werden können und dann

[32]) Montgl. I. p. 220 ff.

[33]) *De Vitis Patrum, liber tertius, sive Verba seniorum* (Ruffinus) in Migne, Patrologia Bd. 73 p. 744/5. Die Erzählung findet sich auch in „*Vie des anciens pères*" Buch I_1 „*Fornication imitée*" cf. Gröber, *Grundriss* II p. 915.

ganz neue Gebilde entstehen lassen, ist sicher nicht von der Hand zu weisen. Der Umstand, daß so manche, ganz ernsthaft erzählte Legenden sexuelle Konflikte enthalten, macht es dem volkstümlichen Nacherzähler besonders leicht, die für eine parodierende oder ironisierende Entstellung empfindlichsten Seiten herauszufinden und zum Ausgangspunkte neuer Erzählungen zu machen.

Nicht nur vom Erhabenen, auch vom Naiven zum Lächerlichen ist nur ein Schritt.

XXIV.

Die Novelle erzählt das komische Mißgeschick, das dem Grafen von Saint-Pol zugestoßen sein soll, als er der Ehre eines Bauernmädchens aus einem seiner Dörfer nachstellte.

Leroux de Lincy hat bereits eine sehr interessante Übereinstimmung der List, welche das verfolgte Mädchen anwendet, um sich aus der Gefahr zu retten, mit einer englischen Ballade angezeigt.[34]) Diese Ballade erzählt von mißglückten Überfällen eines Ritters auf die Tugend eines Ritterfräuleins. Das dritte Abenteuer entspricht unserer Erzählung:

Ere many days, in her fathers park,
Just at the close of eve-a
Again she met with her angry sparke;
Which made this lady grieve-a.
— — — — — — — — — — —

Well then, if J must grant your suit,
Yet think of your boots and spurs, sir:
Let me pull off both spur and boot,
Or else you cannot stir, sir.

He set him down upon the grass,
And beg'd her kind assistance:
Now, smiling thought this lovely lass,
I'll make you keep your distance.

Then pulling off his boots half-way;
Sir knight, now I'm your betters:
You shall not make of me your prey;
Sit there like a knave in fetters.

All night in grievous rage he lay,
Rolling upon the plain-a:
Next morning a shepherd past that way,
Who set him right again-a.

---

[34]) In Percy's *Reliques of ancient English poetry* Ausgabe von Schroer, t. II p. 731 ff. „*The baffled Knight or Ladys Policy.*

Die Ballade endet mit dem Tode des Ritters bei dem folgenden und letzten Versuche, den er unternimmt, das Fräulein zu gewinnen. Unsere Novelle endet nicht so tragisch. Der Graf, anfangs erzürnt über den listigen Streich, lernt die Tugend achten und verhilft dem Mädchen zu einer guten Heirat.

Ballade und Novelle haben ihren Stoff wohl unabhängig von einander aus der mündlichen Tradition geschöpft. Die englische Ballade, als jüngere Form, stellt mit ihren vier Streichen eine erweiternde Vervielfältigung des Motivs dar.

Bemerkenswert in der französischen Fassung ist, daß das Mädchen nicht auch von ritterlichem Stande, sondern eines Bauern Tochter ist und daß der Ritter erst einen seiner Diener als Kuppler sendet. In diesen Punkten, sowie in dem befriedigenden Schluß berührt sich unsere Novelle mit einer Moralität, deren Druck wir zwar erst aus dem 16. Jahrhundert haben, die aber auch schon früher entstanden sein kann. Sie stellt, entsprechend ihrem Charakter, denselben Konflikt ernst dar, den die Novelle komisch erzählt. Der Inhalt der Moralität wird vollständig durch den Titel wiedergegeben: „*Nouvelle Moralité d'une pauvre fille villageoise laquelle ayma mieux avoir la teste couppee par son pere que d'estre violee par son seigneur, faicte a la louenge et honneur des chastes et honnestes filles, a quatre personnages (le Pere, la Fille, le Seigneur, le Valet).*[35])

Es ist interessant zu sehen, in welch verschiedener Weise derselbe Stoff von der lustigen Novelle und dem moralischen Drama behandelt wird, d. h. von zwei literarischen Produkten, die vielleicht zu derselben Zeit unabhängig von einander entstanden sind.

XXV.

Jacques de Vitry und Etienne de Bourbon haben bereits in ihren Predigten das Thema dieser Novelle, das auch Cervantes später verwertete, behandelt. Sie erzählen, wie ein Mädchen sich bei einem Richter beklagt, daß ein Jüngling ihr mit Gewalt die Unschuld geraubt habe. Der weise Richter aber stellt durch ein listiges Beweisverfahren fest, daß sie bei der Tat nicht ohne Schuld gewesen sein kann[36]).

Unsere Novelle ist eine sehr obszöne Nuancierung desselben Motivs. Das klagende Mädchen wird in öffentlicher Gerichtsverhandlung veranlaßt zu gestehen, daß sie die Tat des Angeklagten nicht nur duldete, sondern daß sie sogar mitgeholfen hat.[37]).

---

[35]) Petit de Juleville: *Répertoire du Théâtre comique en France au M.-A.* Paris 1886. p. 95. Dort auch Neudrucke etc.

[36]) *The Exempla of Jacques de Vitry.* Edited by Th. F. Crane. Publications of the Folk-Lore Society t. XXVI London, 1890. No. 255.

Anecdotes historiques etc. tirés du Recueil inédit d'Etienne de Bourbon, publiés par A. Lecoy de la Marche, Paris 1877. No. 502.

[37]) Ähnliche, gleich obszöne Fassungen des Motivs sind aufgezeichnet in *Kryptadia* III p. 239, IV 342.

Es ist nicht ohne Interesse zu sehen, wie diese Art von gerichtlich ausgetragenen Liebesstreitigkeiten den Stoff zu einem ganzen Buche, das ungefähr gleichzeitig mit den *C. N. N.* entstanden ist, gegeben hat. „*Les Arrests d'amours*" von Martial d'Auvergne behandeln in allerdings viel feinerer und zierlicherer Form solche gegenseitigen Anschuldigungen und Verteidigungen von Liebenden vor einem imaginären Liebesgerichtshof. Zwei dieser Kapitel haben eine gewisse Ähnlichkeit mit dem in unserer Novelle behandelten Streitfall; es sind der 1. und der 18. Prozeß. Im ersten Falle verklagt eine Dame ihren Liebhaber, weil er ihr fälschlich gedroht habe, sich töten zu wollen, wenn sie ihn nicht erhöre. Sie habe ihm darauf aus Angst nachgegeben, er habe sich dann gerühmt ihre Gunst genossen zu haben. Der Angeklagte erwidert, er habe die Dame seit langer Zeit sehr geliebt, sei aber stets von ihr vertröstet worden. Er habe wirklich die Absicht gehabt sich zu töten usw. Was aber die Hauptsache seines vermeintlichen Verbrechens angehe, so behauptet er „*qu'il n'y avoit veu de son costé aucun excès, crime, ne malefice: mais luy avoit aydé et secouru ladicte demanderesse de son bon gré et consentement*". Trotz dieser Verteidigung wird er von dem hohen Gerichtshof zu einer Buße verurteilt.

In dem 18. Prozeß verklagt eine Dame ihren Liebhaber, daß er ihr mit Gewalt einen Kuß geraubt habe. Der Angeklagte erwidert, er sei so lange mit Ausflüchten hingehalten worden, daß er schließlich nicht anders habe handeln können „*en requerant que oultre le baiser qui avoit esté ainsi prins par emblée, et sans acolée, il en eust un autre tout entier, et de bon cœur*". Auf diese Erklärung hin wird die Klägerin abgewiesen und der Gerichtshof verordnet „*que le baiser ainsi baillé par contraincte ne sera poinct compté; mais ladicte dame sera tenue de luy en bailler un aultre en ce lieu, de bon cœur, toutesfois et quantes qu'il l'en requerra, pourveu que Dangier n'y soit point, n'y n'en sçaura rien: à fin qu'il n'en puisse grogner*".

Der Unterschied zwischen diesen geistreich-verschnörkelten Liebesprozessen des Martial d'Auvergne und der Novelle der *C. N. N.* liegt nur in dem verschiedenen Geist, der sie beseelt, in der Auffassung des Gegenstandes. Der Stoff lag für beide Schriftsteller auf der Straße, für jeden, der ihn aufgreifen mochte. Die verschiedenen Formen, in denen er uns geboten ist, zeigen uns zwei verschiedene Individualitäten, Geschmacksrichtungen und Kulturschichten.

XXVI.

Die Novelle ist ohne Zweifel nach einer Vorlage gearbeitet, die ich aber nicht aufzufinden vermochte. Die Liebe zwischen Gérard und Katherine ist die so mancher Paare des alten Ritterromanes bis zu dem Augenblick, da Gérard die Geliebte verlassen muß und in einem neuen Dienste zwischen neuen Mädchen die alte Liebe ver-

gißt. Ich erinnere nur an die Liebe von Jehan und Blonde in dem schönen Roman des Herrn von Beaumanoir, eine Liebe, die gerade so viel in Heimlichkeit verbergen muß und ebenso in vielen Tränen weint wie die von Gérard und Katherine. Auch Blonde soll nach der Entfernung ihres Jehan einem andern gegeben werden, aber rechtzeitig kommt der Geliebte zurück und führt sie davon. In der Erzählung der *C. N. N.* sucht Katherine in Männerkleidung, begleitet von ihrem Onkel den Geliebten auf, sie lebt unerkannt eine Zeit lang als Page desselben Herrn, dem auch er dient, neben ihm, schläft mit ihm in einem Bette und muß erkennen, daß der Treulose seinen Schwur vergessen hat. Sie kehrt in ihres Vaters Schloß zurück und wird das Weib des Ritters, der sie begehrte. Gérard, durch einen Brief, den sie ihm zurückgelassen, aufgeklärt, eilt ihr voll Wut und Ärger nach und erreicht sie erst in ihrer Heimat an ihrem Hochzeitstage. Vergebens sucht er ein Gespräch mit ihr. Er wagt sogar sie zum Tanze zu bitten, aber sie schlägt es ihm öffentlich ab und läßt sich von einem anderen Ritter, der die Musikanten aufspielen läßt, zum Tanze führen. So verlor der Ungetreue die Liebste, die er verraten hatte.

Inhalt und Ton der Novelle entsprechen dem alten ritterlichen Liebesroman, aber in moderner Entstellung und Verzerrung. Eine Liebe wie die zwischen Jehan und Blonde hätte unseren Erzähler und seine Zeit nur zum Lachen gereizt. Liebe und Treue in der Entfernung sind ihm ein unbekannter Begriff. So wird Gérard ein blasierter Mädchenjäger, der Katherine geliebt hat, so lange er bei ihr war. Als er sie verließ, da war er wohl traurig, aber er vergaß Essen, Trinken und Schlafen nicht, wie Jehan aus heißer Sehnsucht zu Blonde. Er glaubt auch nicht, daß die Zurückgelassene sich viel um ihn gräme. „*A dya, vous direz ce que vous vouldrez, ce dit Gerard, mais je ne croiray jà que femmes soient si loyalles que pour tenir telz termes; et ceulx qui le cuident sont parfaiz coquars.*“ Er folgte dem Rate des Ovid; sobald er in den neuen Dienst getreten war, nahm er sich ein anderes Mädchen und kümmerte sich nicht mehr um die Erste.

Die Erzählung ist in hohem Grade interessant. Die Entlehnungen aus der alten Liebesdichtung sind so spärlich in unserer Sammlung, und wo sie zu finden sind, da sind sie ihres alten Idealismus entkleidet und herabgezogen in das Niveau des Unglaubens.

XXVIII.

Das Hauptmotiv dieser Novelle weist eine gewisse Ähnlichkeit mit der 85. Facecie des Poggio auf, nur daß sich bei Poggio der Mann anstatt einem jungen Mädchen seiner eigenen alten Frau gegenüberfindet und deshalb, wie er angibt, nicht zur Ausübung seines Vorhabens gelangen kann. In unserer Novelle verpaßt der Liebhaber die endliche, langersehnte Vereinigung mit der Geliebten aus

der gleichen physischen Ursache. „*Et ha esté souvent veu par experience qu'un amoureux, après avoir long-temps poursuivy une dame, s'il advient qu'elle prenne quelque soudaine disposition de l'accepter, et que luy se trouve surprins de sorte qu'il soit impuissant, ou par trop grande affection, ou par crainte, ou par quelque aultre inconvenient, jamais depuis il n'y recouvrera, si ce n'est par grande adventure.*" So drückt Bonaventure Des Periers vielleicht in Erinnerung an diese Novelle das Motiv aus,[38]) vielleicht auch weil solche vergnügliche Geschichten häufig erzählt wurden; denn er selber hat eine ganz andere Einkleidung desselben Motives in seinen Schwänken.

Zu einem Detail der Novelle finden sich einige Entsprechungen in anderen Literaturen, die für die Zusammensetzung der Novelle nicht ohne Interesse sind. Um in der Nacht zu ihrem Geliebten kommen zu können, sperrt die bei der Königin schlafende Hofdame den Hund der Königin in das Vorzimmer. Dorthin schleicht sich der Geliebte ein, bringt durch Kneifen ins Ohr den Hund zum Bellen und veranlaßt so die Dame nach dem Hunde sehen zu müssen und auf diese Weise sich von der Königin entfernen zu dürfen.

Ein ähnliches Mittel, um sich des schlafenden Gatten zu entledigen, läßt in dem deutschen Schwank „*Von der meirîn mit der geiz*" die schöne Gattin eines Meiers den sie liebenden Ritter anwenden. Der Ritter läßt zur Nacht von Knecht und Schüler die Geiß des Meiers zum Schreien bringen und fortführen.

Dô diu geiz (lûte) schriê
dô schrei diu meirîn: »o wê!
Her meier, hâstu niht vernomen?
die leidigen wolv sint aber komen.«
Bis daz diu meirîn gedæhte,
wie si den meir ûf bræhte,
Dô het der schuoler die geiz
über mengen zûn, Got weiz
Er beiz si [vil] vast in daz ôr(e).

Während der Meier die fortgetriebene Geiß sucht, kann der Ritter ungehindert zu seiner Geliebten kommen.[39])

In einer Novelle des Sercambi macht die Gattin, um sich von ihrem Gatten entfernen zu können, ihr eigenes kleines Kindchen dadurch weinen, daß sie es an der Nase zieht. Sie gibt dann an, dem Kinde ein Ei kochen zu wollen und kann sich so mit ihrem draußen auf sie wartenden Geliebten vereinigen.[40])

---

[38]) *Nouvelles Recreations et joyeux Devis* XXXII.
[39]) v. d. Hagen: *Gesamtabenteuer* II, XL.
[40]) Sercambi: *Novelle inedite* (herausg. von R. Renier Turino 1889). Appendice 7 p. 418. „*De muliere adultera et tristitia viri*".

Diese beiden Beispiele haben in ihrer ganzen Anlage so große Ähnlichkeit mit der in unserer Novelle angewendeten List, daß man an eine selbständige Erfindung dieses wichtigen Details durch den Verfasser nicht denken darf, sondern eine Entlehnung aus irgend einer ihm bekannten Erzählung annehmen muß.

XXIX.

In der Farce „*De Jolyet*“[41]) teilt die Gattin im ersten Monat der Ehe ihrem Gatten mit, daß er Aussicht habe, noch in demselben Monat Vater zu werden. Der bestürzte Gatte rechnet aus, daß er auf diese Weise in 3 Monaten 3, in einem Jahre 12, in 6 Jahren 72 Kinder haben werde. Eine solche Kinderschar würde er aber nie ernähren können. Darum zieht er es vor, sich der Frau zu entledigen:

Je vous rendray à vostre père
Je ne veulx plus de femme au pris
— — — — — — — — —
Je vous rendray à voz amys
C'est le mieulx, comme je suppose.

Aber zuletzt kommt doch noch ein Vertrag zwischen ihm und dem Vater seiner Frau zustande, so daß er einstweilen in eine Fortsetzung der Ehe willigt. In der Novelle der *C. N. N.* bekommt die Gattin in der Hochzeitsnacht selbst ein Kind, und der verzweifelte Gatte hält es ebenfalls für ganz unmöglich, die bei einer so erstaunlich schnellen Fruchtbarkeit seiner Gattin mit Sicherheit zu erwartende zahlreiche Kinderschar je ernähren zu können. Darum verläßt er noch in derselben Nacht die Wöchnerin aus Furcht vor der Wiederholung einer solchen Erfahrung und kehrt nie wieder zu ihr zurück.

Mir scheint, die Farce ist älter als die Novelle. Wäre sie entstanden in Anlehnung an die Novelle, so hätte ihr Verfasser sich doch wohl kaum das so unendlich komische Zusammentreffen von Hochzeitsnacht und Entbindung, das die Novelle ihm geboten hätte, entgehen lassen.

Die Novelle ist vielmehr die Fortführung des dem Verfasser vielleicht aus einer Aufführung der Farce bekannten Motivs, das sie in der wirksamsten Weise steigert und übertreibt.

Diese Datierung der Farce vor die Novelle aus inneren Gründen stimmt überein mit der Zeitbestimmung, die ihr Manin im *Journal des Savants* aus sprachlichen Erwägungen gibt. Manin legt die Farce in das Ende des XIV. Jahrhunderts.[42])

---

[41]) Viollet le Duc: *Ancien Théâtre Français* I. 50 ff.

[42]) Auf Grund der Verse: *Hé! ne suis-je mie aussi gras*
Qu'un veel; doy-je dire un veau?
weil das Ende des XIV. Jhdts. den Zeitpunkt bezeichnet „*ou l'on hésitait entre l'adoption du cas sujet et du cas régime*“. Mai 1858 p. 282 ff.

XXXI.

Eine alte griechische Novelle[43]) erzählt, daß ein Liebhaber, der nachts zu seiner Freundin geht, immer wie ein kleines Hündlein bellt und auf dieses Zeichen sogleich eingelassen wird. Ein anderer, der das Signal belauscht hat, kommt ihm einmal zuvor und erlangt auf sein Bellen Einlaß. Während er im Hause ist, trifft der wirkliche Liebhaber ein und bellt in gewohnter Weise. Der im Hause bellt darauf wie ein großer Hund „ὑλάκτει ἰσχυρᾷ τῇ φωνῇ ὡς μεγαλώτατος κύων“, und der draußen befindliche, die Überlegenheit des anderen erkennend, zieht ab.

Diese Novelle hat Bonaventure des Periers bewahrt. Nur fügt er zum Schluß hinzu: „*L'aultre escollier se retourne coucher, et appaisa la dame le mieulx qu'il peut, à laquelle il fut force de prendre patience; et depuis il trouva façon de s'accorder avec le petit chien, qu'ils iroyent chasser aux connilz chascun en leur tour comme bons amys et compagnons*“.[44])

Diese neue überraschende Wendung fügt er hinzu wohl in Erinnerung an die Novelle 31 der *C. N. N.*; denn auch diese Novelle ist nichts anderes als eine dunkle Erinnerung an einen Schwank von der Art der griechischen Novelle.

Zwei Freunde aus ritterlichem Stande lieben eine Dame. Aber nur der eine ist begünstigt, des anderen Liebeswerben bleibt vergebens. Er ahnt, daß der Freund die Liebe der Dame genießt, doch kann er keine Sicherheit erlangen. Einmal, als er nach einem gemeinsamen Mahle den Freund verlassen hat, findet er dessen Maultier wartend vor der Türe. Er besteigt es und läßt sich von ihm, das den gewohnten Weg allein findet, zu der Wohnung der gemeinsamen, ihm unfreundlichen Geliebten führen. Ohne erkannt zu sein, wird er in der Dunkelheit eingelassen. Er weiß die Überraschte zu beschwatzen, der Freund habe, gerührt von seiner Pein, sie ihm abgetreten. Während er von ihr erlangt, was er haben wollte, kommt der wirkliche Liebhaber an, und begehrt Einlaß. Die über seine Treulosigkeit schwer gekränkte Geliebte fährt ihn vom Fenster aus mit harten Schimpfworten an und der schlaue Freund bellt zu ihren Reden und will nicht aufhören zu bellen. Zuletzt aber wird der Liebhaber doch eingelassen. Alles klärt sich auf, die beiden Getäuschten machen gute Miene zum bösen Spiel. Die Dame gehört von nun an beiden, und die Freundschaft der beiden Ritter wird durch diesen gemeinsamen Besitz nur noch verdoppelt.

Man sieht, der ursprüngliche Kern der alten Novelle ist mit allerlei Zutaten umrankt; nur das hier ganz sinnlose Bellen erinnert an die griechische Geschichte. Auf ihren Wanderungen von Mund

---

[43]) Mitgeteilt von Erwin Rohde im *Rheinischen Museum* Bd. 31 p. 628 ff. Cf. auch *Kleine Schriften* (1901) II. p. 193 ff.

[44]) *Nouv. Recr. et joy. dec.* LIV.

zu Mund ist sie auch an das Ohr unseres Erzählers gelangt, den aber seine Erinnerung im Stich gelassen hat, als er seine Novelle schrieb. Er glaubte vielleicht eine ganz neue Geschichte zu schreiben und war sich der dunklen, verworrenen Erinnerung gar nicht bewußt, die ihn leitete.

Es ging ihm nicht allein so. Auch eine Stelle in einem deutschen Schwanke scheint mir aus einer ähnlichen unklaren Erinnerung hervorgegangen zu sein. In dem Gedicht „*Von den ledigen wîben*"[45]) kommt ein Kaufmann zu der zweiten von seinen Mätressen:

do er schreit in daz hûs hin in
Ein kleinez hündlîn bal in an
dô was bî ir ein ander man
In einer kamer obnan ûf
und luoget' ze einem venster drûf,
Und vrâgte, wer dâ wære.

Die Situation an sich ist zwar verständlich, nur scheint mir die Einführung des bellenden Hündchens, die unnötig ist, durch die Erinnerung an irgend ein Vorbild erfolgt zu sein.

Zu dem Motiv des Maultieres, das seinen Weg allein findet, erinnere ich an das Fabliau „*Du vair palefroi,*"[46]) in welchem das ungelenkte Roß seinem Herrn die Geliebte zuträgt.

So wie die Novelle als Ganzes dasteht, trägt sie ganz den Charakter einer Parodie eines alten Themas der ritterlichen Dichtung, nämlich des Themas von der Freundschaft zweier Freunde, die alles gemein hatten, nur nicht die Frau. Der klassische Niederschlag dieses Themas findet sich in dem Roman Athis und Prophilias: der eine Freund heiratet ein Mädchen, das der andere liebt; da läßt der Gatte den Freund hochherzig allnächtlich seine Stelle einnehmen. Eine solche selbstlose Verzichtleistung führt der gewissenlose Freund ins Feld, wenn er der Geliebten seines Freundes vorlügt, um sie sich gefügig zu machen: „*Vous savez bien la grand amytié qui est de pieça entre luy et moy, et qu'il n'y a celuy qui ne dye à son compaignon tout ce qu'il a sur le cueur. Or est ainsi qu'il n'y a pas longtemps que je luy comptay et confessay tout le long la grant amour que je vous porte, et que à ceste cause je n'avoie un seul bien en ce monde; et si par aucune fasson je ne parvenoye à vostre bonne grace, il ne m'estoit pas possible de longuement vivre en ce doloreux martire. Quand le bon seigneur a cogneu à la verité que mes parolles n'estoient pas faintes, doubtant le grant inconvenient qui m'en pourroit sourdre, a esté bien content de moy dire ce, qui est*

[45]) v. d. Hagen: *Gesamtabenteuer* II XXXV.
[46]) Montgl. I p. 24 ff. Cf. auch Voſsler: *Zu d. Anf. der frzs. Novelle. Studien z. vgl. Ltrgesch.* 1902.

entre vous deux; et ayme mieulx vous abandonner en me sauvant la vie, qu'en me perdant maleureusement vous entretenir."

Diese heuchlerische Rede stellt nicht anderes als den Konflikt dar, um dessentwillen „Athis et Prophilias" geschrieben wurde. Die Erinnerung an einen solchen edlen Freundschaftsdienst war dem Erzähler vielleicht gegenwärtig, als er seine Novelle schrieb. Und er hat es vorzüglich verstanden die selbstlos schöne Tat des freiwillig-freudigen Verzichteus zu einer ideallosen niedrigen Posse zu machen.

XXXIII.

Diese Novelle ist ein Schritt weiter in der Travestierung des idealistischen Motivs von der Liebe zweier Freunde zu derselben Frau.

Die Frau liebt zuerst nur einen von zwei Freunden. Endlich gibt sie dem unablässigen Drängen des anderen nach, der dann allmählich das Bild des ersten etwas zurücktreten läßt. Die beiden Kumpane, eine schöne Sorte von Edelleuten, genießen die Frau eine Zeit lang unbekümmert gemeinsam, dann kommt ihnen plötzlich die Schändlichkeit der Geliebten, die den einen vor dem andern verbirgt, zum Bewußtsein. Sie quälen sie erst und tun ihr dann einen öffentlichen Schimpf an. Nichtsdestoweniger teilen sie sich ihre Dame eine Zeit lang weiter, schließlich aber verlassen sie sie und behandeln ihr rühmliches Tun in Spottliedern und Erzählungen.

Daß sich ein Ritter in roher Weise an der Dame rächt, die ihn beleidigt hat, und ihr öffentlich vor Zeugen Schimpf antut, ist ein Motiv, das sich mehrere Male in der älteren Literatur findet. Überraschend wirkt es in dem Roman des Chastelain de Couci und der Dame von Fayel, wo der Ritter sich an der Dame rächt, die seine Liebe verraten hatte; ein Zeugnis, wie neben dem idealsten Frauenkultus eine tiefe Roheit Platz hatte[47]). Auch die in sehr beleidigender Form erfolgende Rache des von der Dame beleidigten Ritters in Jean de Condés „*Li Sentiers Batus*" ist hierher zu rechnen[48]). Erklärlich sind diese und andere Handlungen nur, wenn man bedenkt, daß die Liebe dieser Menschen sich nur im sinnlichen, unmittelbaren Genuß äußerte und nicht auf einer wirklichen Achtung und Hochschätzung der Frau beruhte.

An den Roman des Chastelain de Couci erinnert auch ein merkwürdiges, in unserer Novelle ganz deplaziertes Detail. Die Frau nämlich schneidet sich ihr Haar ab und sendet es dem von ihr innerlich bevorzugten ihrer beiden Liebhaber zum Geschenk. Dieser impulsive Liebesbeweis rührt aber den Beschenkten nicht im geringsten, er gibt ihm im Gegenteil gerade den Anstoß, zusammen mit seinem Spießgesellen ihre häßliche Beleidigung ins Werk zu setzen.

---

[47]) *L'Histoire du Châtelain de Coucy et de la Dame de Fayel*, publiée par G. A. Crapelet. Paris 1829. Vers 5695 ff.

[48]) Scheler: *Dits et contes* de Baudouin de Condé et de son fils Jean de Condé. t. III p. 299 ff.

Die Dame von Fayel schnitt sich ihr Haar ab und gab es dem in den Kreuzzug ziehenden Geliebten mit, der dieses Liebeszeichen dann im Kampfe gegen die Sarazenen trug, so daß man ihn nannte:

Li Chevaliers as grans proueces
Qui sus son elme porte treces.[49])

Es ist bedeutsam für die Psychologie der Novelle, daß eines der edelsten Motive der idealen Ritterdichtung dazu dienen konnte, eine der unwürdigsten Situationen der volkstümlichen Schwankerzählung herbeizuführen.

XXXIV.

Die Novelle stammt unmittelbar aus der heimischen Tradition. Dasselbe Motiv in etwas anderer Einkleidung findet sich in dem Fabliau „*Du clerc qui fut repus derriere l'escrin*".[50]) Toldo glaubte nur eine entfernte Ähnlichkeit mit dem Fabliau entdecken zu können, während ihm die Ähnlichkeit der Novelle mit der fünften des Masuccio viel größer zu sein schien. Tatsächlich ist aber die Ähnlichkeit dieser beiden Novellen sehr gering.

Masuccio erzählt, wie ein Stelldichein der Massimilla und ihres Liebhabers, eines musikalischen Schneiders, von einem Priester, der auch die Massimilla liebt, überrascht wird, wie der Schneider sich schnell auf dem Boden versteckt, von dort aus im kritischen Augenblick durch einen witzigen Einfall den Priester verscheucht, auf diese Weise seinen früheren Platz wiedergewinnt und ausführen kann, was dem Priester mißlang. Der Gatte der Massimilla erscheint nicht auf dem Plan.

Die Handlung des Fabliaus und der Novelle dagegen ist diese: Während eines Stelldicheins einer Frau mit dem einen ihrer Liebhaber kommt der andere Galan dazu. Der erste versteckt sich, der zweite tritt an seine Stelle und tut dasselbe, was schon der erste getan hatte. Sein Tun muß der Versteckte (im Fablian hinter dem Eßschrank, in der Novelle auf dem Boden) mit ansehen. Der Gatte kommt zurück, auch der zweite Liebhaber verbirgt sich. Da der Gatte mit Schelten empfangen wird und überdies begründeten Verdacht betreffs der Treue seiner Gattin hat, so macht er eine von einer Geste begleitete Bemerkung, durch die der erste Liebhaber sich entdeckt glaubt. Er verrät sich und seinen Spießgesellen. Beide kommen aus ihren Verstecken heraus, ziehen friedlich miteinander ab und überlassen das Feld dem Ehepaare, das sich über den peinlichen Fall auseinandersetzen mag. Man sieht, daß in Fabliau und Novelle das Motiv ganz dasselbe ist, während Masuccio ein ganz anderes Thema behandelt. Bei ihm erobert sich der vertriebene Liebhaber seinen Sitz wieder. In den französischen Fassungen kommt die Wahrheit durch ein Mißverständnis zutage.

[49]) vers 7477 f.
[50]) M. R. t. IV p. 47.

Es war wohl nicht ganz überflüssig, bei dieser Feststellung zu verweilen, da es bei der Untersuchung über den Zusammenhang von Motiven darauf ankommt, das Grundmotiv möglichst rein aus dem Beiwerk der Details herauszuschälen. Diese Forderung wird aber hier und da übersehen.

Die Entdeckung der Untreue der Gattin wird in dem Fabliau dadurch herbeigeführt, daß der hungrige Gatte sich für das Schelten der Frau durch ein gutes Abendessen entschädigen will. Er zeigt dabei auf den Speiseschrank, hinter dem der Clerk versteckt ist, und sagt:

„*Honnis soit qui s'esmaiera*
Car chieus là trestout paiera."

Viel witziger stellt die Novelle diese Szene dar: „*Le pouvre mary .. remist le procès tout en Dieu, qui est juste et droiturier .. entre aultres parolles, il dist: Vous vous excusez beaucop de ce dont sçay tout le voir; au fort, il ne m'en chault pas tant qu'on pourroit bien dire; je n'en quier jamais faire noise; celuy qui est là hault paiera tout*".

Ich habe diese beiden Fassungen nebeneinander gestellt, um die Entwicklungsfähigkeit der Pointe des Motivs zu zeigen. Die Pointe des Fabliaus, dessen Verfasser übrigens Jean de Condé ist, erweist sich als recht ungeschickt. Bei einer häufigen Erzählung des Schwankes mußte sich mit Notwendigkeit eine neue wirksamere und komischere Pointe herausbilden. Die Berufung auf Gott und das so entstehende Mißverständnis ist so glücklich, daß man sich wundert, wie diese Pointe nicht von Anfang an in der Erzählung gewesen ist.

Sie findet sich auch in anderen volkstümlichen Schwänken, z. B. *Kruptadia* I, 202 und IV, 301 ff.

XXXVII.

Die älteste Fassung dieser Novelle findet sich wohl in dem Romane „*Eracle*" des Gautier d'Arras.[51]) Die Kaiserin Athanaïs liebt den Senatorsohn Paridès und wird von ihm geliebt. Vier Jahre gehen dahin, bis endlich durch Vermittlung einer Alten ihre Liebe Befriedigung findet. Die Kaiserin selbst ersinnt die List. Sie läßt sich vor dem Hause der Alten vom Pferde in eine Pfütze gleiten. Im Hause erwartet sie nach ihrer Anweisung Paridès, während die Alte Holz bereit halten muß, um ein Feuer zum Trocknen anzünden zu können. Die Liebenden können sich ungestört ihrer Liebe hingeben, bis die Kaiserin Abschied nehmen muß, da unterdeß die Dienerschaft ihr ein neues Kleid gebracht hat.

Eine weitere Fassung desselben Motivs enthält der Roman „*Du Châtelain de Coucy*".[52]) Die Frau von Fayel läßt sich bei

[51]) *Œuvres de Gautier d'Arras*, publiées par E. Löseth. t. I. Eracle (Paris 1890). Vers 4400 setzt die List der Kaiserin ein.
[52]) Die Episode beginnt Vers 6222 (Ausgabe Crapelet, Paris 1829).

einer Pilgerfahrt, als sie mit ihrem Gatten einen Fluß durchreitet, vom Pferde gleiten und wird in das Haus eines Müllers gebracht, wo in einem Zimmer ein Bett steht, in welchem der Geliebte sie erwartet. Der Gatte muß unterdessen den Weg in die nächste Unterkunft, der Pferde wegen, fortsetzen. Der treue Diener holt andere Kleider herbei.

Zeitlich an diese Fassung schließen sich Jacques de Vitry und Etienne de Bourbon an[53]). Die Darstellung des letzteren lautet so: „*Quidam tanto zelo uxorem suam custodiebat, quod semper cum ea ire volebat; que mandavit lecatori quod in domo quadam, antequam erat lutum et planca, expectaret eam die tali et hora. Cum autem illa die et hora iret ad ecclesiam, se dimisit cadere in lutum; que surgens dixit viro quod domum illam entrare volebat ad lavandum se, et quod servaret osticium, ne aliquis intraret antequam esset lota, quod fecit; et illa, cum diu fuisset cum lecatore suo, exivit magis inquinata quam intravit.*“

Bis zu unserem Erzähler hin hat sich dann das Motiv kaum noch verändert. Bei ihm ist es allerdings der Liebhaber, der die List erfindet, nicht die Gattin. Auch unterstreicht er stark die Eifersucht des Gatten und macht ihn außerdem zu einem gelehrten, lächerlichen Pedanten, der in allen möglichen Büchern die Listen der Frauen studiert hat, um ja vor einer Untreue seiner Frau sicher zu sein. Aber er wird dennoch betrogen. Seine Art zu studieren erinnert lebhaft an die Gewohnheit des „*joly clerc Jankin*“, des fünften und letzten Gatten des „*wif of Bathes*“ aus Chaucers *Canterbury Tales.*

XXXVIII.

Diese Novelle, welche zu der weitverbreiteten Gruppe von Erzählungen gehört, die ihren Mittelpunkt in dem Fabliau „*Des tresces*“[54]) haben, entspricht in ihrer Anlage ziemlich genau dem deutschen Schwank „*Der reiger*“.[55]) In diesem Gedichte fängt ein Mann mit Hilfe eines dressierten Hahnes einen Reiher, bringt ihn nach Hause und läßt ihn von dem Koch zubereiten, der den gebratenen Vogel seiner Herrin übergibt. Während der Mann wegreitet, um seinen Herrn einzuladen, ißt die Frau mit ihrer Gevatterin den Reiher auf.

Die Handlung der Novelle wird etwas anders eingeleitet. Ein Kaufmann aus Tours kauft eine schöne, große Lamprete, schickt sie nach Hause und läßt seiner Frau sagen, sie zum Mittagessen zu bereiten, er bringe Gäste mit. Die Frau aber richtet nur andere Fische her und läßt die Lamprete ihrem Geliebten, einem Franziskanermönch, zusenden mit der Botschaft, sie käme des Abends, um den Fisch gemeinsam mit ihm zu verzehren.

---

[53]) *The Exempla* (Crane) No. 230. *Anecdotes historiques* (Lecoy de la Marche) No. 457.

[54]) M. R. IV p. 67 ff. Cf. Bédier: *Les Fabliaux* (Paris 1893, 2. Aufl. 1895). Kap. VI p. 133.

[55]) v. d. Hagen: *Ges. Abent.* II, XXXI.

Unser Erzähler hat also das alte Motiv der nur naschhaften Frau, das sich z. B. in dem „*Dit des perdriz*“ [56]) schon mit Einführung des Geliebten, der aber nichts mitbekommt, findet, erweitert, indem er das gute Gericht von der Frau und ihrem Geliebten gemeinsam verzehren läßt. In dem deutschen Gedicht geht nun die Sache so weiter, daß nach dem Eintreffen des Gatten mit seinem Gast zuerst andere Gerichte aufgetragen werden. Dann kündet der Gastgeber feierlich seinen mit dem Hahn gefangenen Reiher an und fordert seine Frau auf ihn zu bringen. Die Frau aber antwortet: „*mir ist umb keinen reiger [niht] kunt*“ etc. Sie wendet sich an die Umstehenden mit den Worten:

„*nû hœret, lieben alle,*
wie in daz gevalle,
Daz mir hie unser man
wil ertwingen einen reiger an.“

Diese geben ihr recht und antworten wie aus einem Munde:

„*Zwâr, ich wœne, daz ez doch ie ergienge*
daz man mit hanen reiger vienge.“

In den *C. N. N.* ist die entsprechende Abteilung so: Der Gatte führt seine Gäste, einen Curé und andere angesehene Leute, in die Küche und ruft seine Frau, damit sie seinen Gästen die gekaufte Lamprete zeige. Aber die Frau will von keiner Lamprete wissen. Nach einigem Hin- und Herreden wendet sie sich an die Gäste, ganz wie in dem deutschen Schwank: „*Par Dieu, dist la femme, il se farse de vous, ou il a songé d'une lemproye, car seurement je ne viz de cest an lemproye.*“ Die Gäste unterstützen auch hier die Frau, halten den Gastgeber für zu geizig zu dieser Jahreszeit eine teuere Lamprete gekauft zu haben und tuen, als ob sie unzufrieden und enttäuscht wären.

In beiden Fassungen fürchten nun die Frauen den Zorn ihres Gatten und wissen eine Nachbarin zu bestimmen, ihren Platz im Ehebette für die Nacht einzunehmen. Die Begründung der Bitte ist in beiden Fällen (und soweit mir bekannt, nur in diesen beiden Fällen) dieselbe.

In dem deutschen Gedicht heißt es:

„*gevater, ich habe einen man,*
ich enweiz, waz den ist komen an:
Als ich mich in daz bette lege,
unde mich nirgen rege

---

[56]) Montgl. t. I, p. 188. Cf. Toldo: *Aus alten Novellen und Legenden* (*Ztschr. des Vereins für Volkskunde* 1906 p. 24 ff.: Zum Fablel von den gebratenen Rebhühnern). In einer Anm. p. 29 stellt Bolte die Erzählung der C. N. N. mit dem von uns herangezogenen deutschen Schwank zusammen.

Unde ê ich vollen werde warm,
sô nimt er mich an sînen arm,
Und daz dâ heizet bettespil
des kan er ûzer mâzen vil
Daz er mir keinen ruowe [niht] enlât."

In unserer Novelle erzählt die Frau: „*mon mary est si très-rude à ses besongnes de nuyt que c'est grand merveille; et de fait, la nuyt passée, il m'a tellement retournée que, par ma foy, je ne l'oseroye bonnement ennuyt attendre.*"

Die beiden Stellvertreterinnen müssen sich dann die bekannten Mißhandlungen gefallen lassen, anstatt die erwarteten Freuden zu genießen. Ihre Enttäuschung und ihr Unwillen machen sich in Verwünschungen Luft:

„*Jâ,*" *sprach si,* „*daz mich iuwers reigers hât gelust,*
des ertrenke iuch beide ein grôz wolkenbrust."

C. N. N.: „*Et la pouvre femme . . . s'en alla tantost après à sa maison, plaindre son mal et son martire, non pas sans menacer et sa voisine bien maudire.*" Diese Gegenüberstellung der einzelnen Situationen der beiden Schwänke, die zeitlich und räumlich so weit getrennt sind, die außerdem noch dadurch verschieden sind, daß der eine in Versen, der andere in Prosa abgefaßt ist, zeigt, welche überraschende Ähnlichkeit zwischen den beiden Fassungen herrscht.

Größte Entwicklungs- und Nuanzierungsfähigkeit in manchen Dingen, in anderen Dingen zähes Festhalten und Bewahren von Details ist ein interessantes Charakteristikum der internationalen Novelle.

Der einzige Unterschied zwischen unserer Erzählung und dem deutschen Gedicht besteht darin, daß das verhängnisvolle Gericht in dem einen Fall ein Reiher, in dem andern ein Fisch ist, und daß es die Frau hier mit ihrem Geliebten, dort mit ihrer Gevatterin verspeist. Durch wieviel hundertfache Wiederholungen mögen die beiden Erzählungen getrennt sein.

XXXVIII.

Eine Dame sendet ihre Kammerfrau zu dem auf sie wartenden Geliebten, um ihm die Zeit zu vertreiben, da sie selber durch Gesellschaft verhindert ist zu ihm zu kommen. Der Geliebte benutzt die ihm zweimal gebotene Gelegenheit sich mit der Kammerfrau aufs intimste zu vergnügen. Als dann später die Dame sich mit dem Liebhaber vereinigen will, läßt sie die getreue Dienerin bei dem Gatten zurück und wird, während sie selbst betrügt, auch von diesem Paar aufs neue betrogen.

Eine Vorlage für diesen Schwank ist nicht vorhanden. Das Motiv, daß die Gattin eines Ritters eine ihrer Frauen zu dem Gaste sendet, zu dem sie selber gehen möchte aber nicht kann, findet sich

auch in einem Fabliau.[57]) Allerdings erhält die Kammerfrau gleich den Auftrag dem Gast zur Nacht Gesellschaft zu leisten. Von einem Verrat an der Herrin ist also keine Rede, so daß kein Zusammenhang zwischen den beiden Situationen besteht. Es kam mir nur darauf an, die Nüanzierungsfähigkeit eines Motivs zu erweisen.

XLI.

Ein ganz merkwürdiges Motiv behandelt diese Erzählung. Ein Witwer heiratet wieder, aber er möchte sich seine neue Frau ganz nach seinem Willen erziehen. Damit er nicht so oft seine ehelichen Pflichten zu erfüllen hätte, erfindet er sich ein eigenartiges Mittel. Die Gattin muß sich jedesmal vor dem „*assault amoureux*" einen Harnisch anlegen und ihn für die Dauer des Liebesspieles anbehalten. Aber der vorsorgliche Ritter erreichte seinen Zweck nicht „*car si le jaserant à chacun assault luy eust cassé et doz et ventre, si n'eust elle pas refusé le vestir*". Der Gatte muß in den Krieg ziehen. Ein junger musikalischer Clerk im Hause verliebt sich in die Zurückgelassene und erhält die Erlaubnis sie aufzusuchen. Die Naive empfängt ihn im Harnisch, der Clerk fällt voller Schrecken die Treppe herunter. Aufklärung über den sonderbaren Anzug erfolgt bald, der Clerk behauptet, das sei die Sitte der Ritter, die Clerks hätten anderen Gebrauch. Er lehrt ihn ihr, und die Frau zieht die Sitte der Clerks den Gewohnheiten der Ritter vor. Der Gatte kehrt zurück. Nach dem Abendessen fordert er liebenswürdig die Gattin auf die Rüstung anzulegen. Da fährt es ihr unbedacht heraus: „*Ha! monseigneur, la coustume des clercs vault mieulx*". Ein schlimmer Verdacht steigt in dem Ritter auf, die Zornesader schwillt ihm. Die Gattin faßt sich schnell, und auf die Frage, welcher Art denn die Gewohnheit der Clerks sei, antwortet sie keck: „Nun ja, die Clerks trinken erst einmal nach dem Abendgebet".

Sercambi hat das gleiche Motiv in seiner Novelle „*De Transformatione Naturae*".[58]) Seine Erzählung ist nicht so gut erzählt wie die französische. Er braucht eine Person mehr, die Mutter des Liebhabers, der aus niedrigem Stande ist und vor Liebe gleich krank wird. Die Mutter wirbt in der Kirche für ihren Sohn und droht der Frau Höllenstrafen an, wenn sie ihn nicht erhöre. Zweimal wird der Sohn durch den Anblick der gepanzerten Frau in die Flucht gejagt, erst durch Vermittlung der Mutter kommt ein Beisammensein zu stande. Als der Gatte zurückkehrt, teilt ihm die Frau arglos die neue Gewohnheit mit. Die Geistesgegenwart der französischen Gattin fehlt also.

Auch der Grund, weswegen der Gatte seine Frau die Rüstung anlegen läßt, ist bei Sercambi ein anderer. Der Gatte möchte ver-

---

[57]) M. R. t. VI, 68 ff. cf. auch 176 ff.
[58]) *Novelle inedite* Appendice No. 1 p. 411 ff., cf. Toldo p. 20.

hindern, daß die Gattin ihn täusche und ihm heimzahle, was er früher an so vielen anderen Männern verbrochen hatte. Dieser Grund ist sinnlos; denn wie sollte die Rüstung, welche die Frau nach Belieben an- und ablegen kann, einen Betrug verhindern. Tatsächlich wird ja auch seine Hinfälligkeit in der Novelle klar. Der Grund, den der französische Autor angibt, ist, wenn auch sonderbar, so doch verständlicher. Diese Erwägung legt die Vermutung nahe, daß Sercambi nicht die primitive Form des Motivs bewahrt habe, sondern der spätere französische Erzähler, bei dem ja auch die Geschichte viel einfacher und wirksamer komponiert ist. Wahrscheinlich war auch die Pointe, welche die französische Erzählung aufweist, von Anfang an in dem Motiv vorhanden.

Das Motiv selbst, wie es in den beiden angeführten Erzählungen erscheint, sieht aus, als wäre es eine beabsichtigte Parodie oder — weil unverstanden — eine unbewußte Verzerrung eines älteren Motivs, das wir in den Lais der Marie de France finden. In „*Guigemar*“[59]) legt der Held seiner Geliebten einen Gürtel an, den nur er wieder zu lösen vermag, damit keiner ihr zu nahe treten könne. Und so bleibt sie ihm denn auch unberührt bewahrt. In den vergleichenden Anmerkungen bringt Reinhold Köhler einige Entsprechungen. So haben wir z. B. in einer armenischen Liebesgeschichte statt eines Gürtels ein undurchdringliches, nicht zu zerstörendes Zauberhemd.

Die alte bretonische Sage weiß das Motiv mit einem idealen Schimmer zu umgeben. Die volkstümliche Novellistik weiß mit Idealismus nichts anzufangen. So behandelt Sercambi das Motiv in einer zwar mit dem Tode des grausamen, eifersüchtigen Gatten endigenden, sonst aber banalen Novelle: „*De Magna Gelosia*“.[60]) Es war ihm wohl nicht bewußt, daß er dasselbe Motiv in lächerlicher Verzerrung in der bereits angeführten Novelle behandelte, ebenso wie der Franzose mit seiner Erzählung nichts mehr wußte von dem alten schönen bretonischen Lai.

XLII.

Die Erzählung verarbeitet kein Schwankmotiv, sondern eine Anekdote, welche in ähnlicher Form sich wohl einmal im Leben hatte ereignen können. Ein Mann, welcher glaubt, seine Frau sei

[59]) *Bibliotheca Normannica*, herausg. von H. Suchier, Bd. III. *Die Lais der Marie de France* (Halle 1885) p. 5 ff. Die Anmerkungen R. Köhlers, Einleitung p. LX. Hingewiesen sei auch auf die Boeve-Sage. Die Heidenprinzessin Josiane, die während der Gefangenschaft des von ihr geliebten Boeve einem Anderen vermählt wird, verfertigt einen Gürtel von starker Seide, der sie vor der Berührung eines bei ihr schlafenden Mannes schützte. Mit diesem Gürtel, aus dem sie eine Schlinge macht, tötet sie später einen Grafen, der sie mit Gewalt zu seinem Weibe machen will. Cf. Der anglonormannische *Boeve de Haumtone*, zum ersten Male herausg. von Albert Stimming. Bibliotheca Normannica Bd. VII (Halle 1899).

[60]) *Novelle inedite* No. 92 p. 323 ff.

gestorben, wird Priester und gerät so mit den Zölibatgesetzen in Konflikt. Durch pästliche Erlaubnis wird ihm gestattet seine Frau zu behalten.

Nachdem der Sturm des Widerstandes gegen die scharfe Zölibatsverordnung Gregors des Siebenten sich gelegt hatte, gefiel sich vielleicht die volkstümliche Erzählungslust darin, solche und ähnliche Fälle zu ersinnen und die mancherlei ernsten Verwicklungen, die sich doch immer wieder ergaben, auf komische Weise zu persiflieren.

Die Erzählung ist ein Beispiel für den geistigen Schlendrian des Verfassers. Die verhängnisvollen Folgen des priesterlichen Zölibats lagen auch zu seiner Zeit mit erschreckender Offenheit zu Tage. Aber er hat keinen Sinn für die Bedeutung und Schwere dieser großen Kultusfrage. Er nimmt das Motiv auf, weil er es irgendwo findet, holt nichts aus ihm heraus und legt nichts hinein. Er sah in ihm einen Schwank wie in anderen Schwänken.

XLIII.

Das Motiv, daß der Gatte aus Gewinnsucht die Untreue seiner Frau duldet, ist nicht neu. In unserer Novelle läßt sich der Gatte von dem Liebhaber, den er bei seiner Frau überrascht, mit einer größeren Menge Getreide bezahlen und schweigt still. In einer Novelle des Sercambi[61]) schwört der ebenso geizig geschilderte Bauer seiner Frau, er habe nichts gesehen, weil die Frau mit geistesgegenwärtiger List behauptet, wenn er sie tatsächlich mit einem Manne gesehen habe, so müsse sie nach einer Voraussagung ihrer von einem gleichen Schicksal betroffenen Mutter bald sterben. Sie will gleich ein Testament machen, das dem Gatten so gut wie nichts hinterläßt, weil er ihr einen so frühen Tod verschafft habe. Da beteuert der Gatte, daß er nichts gesehen.

Eine gleiche List weiß auch Matheolus zu erzählen.[62])

Von einer List der Gattin ist in der französischen Erzählung nichts vorhanden. Daher — weil das komische Element ausgeschaltet ist — wirkt die Gewinnsucht des skrupellosen Gatten um so brutaler.

XLIV.

Das Motiv der Erzählung stammt aus der volkstümlichen Tradition. Diese Herkunft beweist die in der Sammlung der *Kruptadia* abgedruckte Erzählung eines polnischen Tsiganen.[63]) Ich gebe die Hauptteile dieser Erzählung wieder, da die *Kruptadia* nur in verhältnismäßig wenig Exemplaren gedruckt und daher schwer zugänglich sind.

---

[61]) *Nov. ined.* N. 69 p. 243. „*De Subita Malitia in Muliere.*“

[62]) *Lamentationes*, livre I vers 843 ff. (*Les Lamentationes de Matheolus*, herausg. von A. G. van Hamel. *Bibliothèque de l'école des hautes études.* Bd. 95. 96.

[63]) t. IV p. 1 ff.

Il y avait un paysan veuf, qui avait une belle fille. — Un jour le père lui dit: «va, ma fille, laver le linge à la rivière.» — Mais cette fille était une sotte. — Elle alla laver le linge et qui est-ce qu'elle rencontra? Elle rencontra deux soldats qui allaient à l'exercice. — L'un d'eux ayant vu cette fille, dit à son camarade: «Oh! si je pouvais avoir une si belle fille pour la foutre au moins une fois, je me laisserais volontiers donner cent coups de bâton au cul.» Das Mädchen hat die Worte gehört, berichtet sie ihrem Vater und bittet: *«Eh bien! mon père, fous-moi toi-même.»* — Da sie nicht aufhört mit Bitten, ergreift der Vater zornig einen Stock *et après avoir bien rossé sa fille: «hein», lui dit-il, «t'ai-je bien foutu?» — «Très bien», lui répondit-elle.* — Nach fünf Jahren heiratet das Mädchen einen Mann, der ebenso dumm ist wie sie. *Quatre jours à peu près après leur noce, dans la cinquième nuit, il dit à sa femme: «couche-toi, je m'en vais te foutre!» — «Oh!» répondit-elle, «mon père m'a déjà foutue une fois, je ne veux plus être foutue par personne.»* — Der Ehemann verklagt den Vater bei dem Richter, und der Sachverhalt klärt sich auf. — *Ce jeune mari vint un jour chez son beau-père et lui dit: «mon petit père, apprends-moi comment je dois m'y prendre pour arriver à foutre ma femme?» — «Écoute», répondit le beau-père, «va en ville, achète-toi des brioches à deux centimes, cache-les sous ton oreiller, et, pendant la nuit, lève-toi et mets-toi à manger ces brioches. Elle te demandera: «qu'est-ce que tu manges?» Réponds-lui: «je mange une brioche.» Elle te priera de lui en donner. Donne-lui en une. Lors-qu'elle t'en demandera une autre, donne-la lui encore. Enfin, lorsqu'elle t'en demandera pour la troisième fois, alors réponds-lui: «très-bien, tu as là un poêlon, passe-le-moi, je m'en vais te cuire une brioche, et je te la donnerai.»* Alles geschieht, wie der Vater angegeben hat. Auf die Frage seiner Frau *«Qu'est-ce que tu as fait?»* antwortet der Gatte *«Ton poêlon s'est cassé!»*

Der dritte Teil der Erzählung bringt dann ein ähnliches Motiv wie die erste Hälfte von *C. N. N.* III.

Die Fassung, in der wir die Erzählung des Tsiganen haben, ist natürlich modern, jedoch sicher aus einer primitiveren verderbt. Es fehlt ihr das treibende Element, das in der Novelle der *C. N. N.* vorhanden ist, nämlich die Absicht des Gatten, einen Priester der sich die Frau zu Willen machen möchte, um die Frucht seiner Bemühungen zu bringen. Wäre der Ausgangspunkt der Erzählung die Novelle der französischen Sammlung, die Erzählung des Tsiganen also indirekt auf sie zurückzuführen, so sieht man nicht ein, warum dieses wirksame Moment der Düpierung des Priesters sich nicht erhalten haben sollte. Man wird daher die beiden Fassungen voneinander sondern und getrennte Entwickelung aus der mündlichen Überlieferung heraus annehmen dürfen.

VL.

Obwohl der Verfasser den Schauplatz seiner Begebenheiten grundsätzlich außerhalb Italiens nach Frankreich, Deutschland, England, Flandern und Brabant verlegt, so erzählt er dennoch „*à cause de la fresche advenue*“ dieses Mal einen Fall, der sich in Rom zugetragen hat. Handelte er nur aus einer Laune heraus, als er hier einmal diesen sonst so streng eingehaltenen Grundsatz durchbrach? Mir scheint, wir haben es hier mit einer Geschichte wirklich italienischen Ursprungs zu tun, sei es, daß sie aus einer unmittelbar vorliegenden schriftlichen Fassung hervorging, sei es, daß sie unserem Erzähler von einem Italiener mündlich berichtet wurde. Zwei Stellen, die direkte Übertragung aus dem Italienischen zu sein scheinen, stützen diese Vermutung. Es heißt nämlich, die angebliche Waschfrau habe sich „donne Margarite“ genannt, und später, daß ein römischer Bürger ausgerufen habe, als man den entlarvten Schotten durch die Stadt führte: „*Regardez quel galioffe*“ (*galioffe* = ital. *gaglioffo*).

Daß der Erzähler die beiden italienischen Formen eingeführt habe, um seiner Erzählung, die er nun einmal nach Rom verlegt hatte, ein sehr schwaches italienisches Kolorit zu geben, ist wohl kaum anzunehmen. Es scheint viel glaublicher, daß er einem italienischen Vorbilde folgte.

XLVI.

Ein weitverbreitetes, altes Motiv. Zwei Liebende werden von einem Dritten belauscht.[64]) Ist es erlaubt, die Tristansage in diesen Zusammenhang hineinzuziehen, König Marke auf dem Fichtenbaume, bereit den totbringenden Pfeil zu entsenden, Tristan wartend in Angst, die Rettung durch die Geistesgegenwart Isoldens, ihr Gespräch, das den lauschenden König beruhigt? Wie zitternde Erwartung verschieden ist von trunkener Lust, so verschieden ist diese schöne Szene von der unflätigen, welche diese Novelle uns darbietet und von den derbkomischen Situationen, wie sie volkstümliches Erzählen darstellt. Die Tristanepisode ist ein edles Reis, gepflanzt auf denselben knorrigen Stamm roher Volkstümlichkeit. Der Tristandichter kannte vielleicht ein brutales Vorbild seiner Szene und veredelte es. Vielleicht auch entstand einmal die komischderbe Gestaltung aus der Erinnerung an eine ernste Szene, wie sie Tristan und Isolde erlebten. Wer kann die Fäden, die verborgensten, die von der Schöpfung des Dichters zu den Erzeugnissen volkstümlicher Unterhaltungslust gehen, aufdecken?

XLVII.

Leroux de Lincy hatte in einem handschriftlichen Dictionnaire, betitelt „*Beautés et choses curieuses du Dauphiné*“ eine Erzählung

[64]) cf. *Kruptadia* t. I p. 202 „*Le Soldat Déserteur*“ (russisch); t. II p. 167 „*Le Curé et le Sacristain*“ (pikardisch); t. IV p. 301 „*Le Pommier*“ (flämisch).

aufgestöbert, die ihm die historische Grundlage der Novelle 47 unserer Sammlung wiederzugeben schien. Das Manuskript berichtet also: „*Dans la rue des Clercs, à Grenoble, on voyoit autrefois sur le portail de la maison de Nicolas Prunier . . . un écusson de pierre soutenu par un ange et portant pour armoiries: d'or à un lion de gueules. Ces armes étoient celles de la famille Carles, éteinte au XVIIe siècle: L'ange qui supportoit l'écusson tenoit l'index d'une de ses mains contre sa bouche d'un air mystérieux et comme indiquant qu'il faut savoir se taire. Geoffroy Carles, Président unique au Parlement de Grenoble en 1505, l'avoit fait mettre sur cette maison, qui lui appartenoit. Cet homme sut en effet dissimuler assez longtemps avant que de trouver l'occasion de se venger de l'infidélité de sa femme, en la faisant noyer par la mule qu'elle montoit, au passage d'un torrent; il avoit commandé à dessein qu'on laissât la mule plusieurs jours sans boire.*“ Diese vermeintliche Quellenangabe wiederholte Leroux de Lincy bei seinem Kommentar zu Novelle 36 des *Heptameron* der Margarete von Navarra, welche dieselbe Geschichte, nur mit einer anderen Form der Rache erzählt.

Montaiglon in seiner Neuausgabe des von Leroux de Lincy kommentierten *Heptameron* bringt durch Vermittlung seines Freundes Roman eine Biographie des Präsidenten Jeffroy Charles des Parlaments von Grenoble.[65]) Aus dieser Biographie geht hervor, daß sich die Erzählung der *C. N. N.* nicht auf das eheliche Unglück dieser historisch bekannten Persönlichkeit beziehen kann. Roman nimmt daher an, daß Margarete sowohl wie der Erzähler der *C. N. N.* verschiedene, von einander unabhängige Begebenheiten darstellen, indem er meint „*un magistrat trompé qui se venge, cela ne nous paraît pas constituer un événement assez rare dans les fastes de l'humanité pour qu'il n'y ait pu avoir dans le cours d'un siècle deux personnages de cet ordre ayant subi le même malheur et ayant eu recours à un expédient peu différent pour se débarrasser de leurs femmes.*“ Diese Annahme ist höchst unwahrscheinlich.

Die Erzählung der *C. N. N.*, so wie sie dasteht, trägt deutlich den Stempel der Erfindung. Die Rache ist so künstlich konstruiert, daß sie unmöglich wird. Der beabsichtigte Ausgang war zum mindesten sehr zweifelhaft; die Hoffnung auf ein durstiges Maultier zu setzen, das seine Last ins Wasser stürzen und so ertränken würde, wäre ein sehr unglücklicher Gedanke gewesen. Ein Maultier, das acht Tage lang keinen Tropfen Wasser getrunken hätte, wäre überhaupt wohl nicht mehr lebend aus seinem Stalle herausgekommen. Also, diese Novelle hat mit der Wirklichkeit nichts zu tun. Sie ist nichts anderes als eine novellistische Erfindung. Eine Vorlage für sie gibt es nicht. Dennoch scheinen in einem alten Schwank, der

---

[65]) Paris, Auguste Eudes, 1880. t. IV 293 ff.

oft erneuert worden ist und auch in den *C. N. N.* eine Stätte gefunden hat, einige Details vorhanden zu sein, die vielleicht ein Licht auf die Entwickelung dieses tragisch endenden Motivs werfen können. Mit aller gebührenden Vorsicht mache ich auf folgende zwei Stellen aufmerksam. In dem Roman „*Eracle*“ des Gautier d'Arras, in der uns bereits bekannten Anekdote heißt es, als die Kaiserin sich aufmacht zu dem Rendezvous, das sie ihrem Geliebten versprochen hat:

„*Li emperere ot un cheval,*
De lonc sejour mout envoisié;
En le tour n'ot nul tant proisié;
Sour cele beste mal dontee
Est li dame de gré montee.
Montent li baron de le tour;
N'i a celui n'ait riche atour.
Lour dame en mainent liëment
La dont il seront tuit doulent.“ [66])

Eine Frau, in der Absicht ihren Gatten zu betrügen, besteigt ein durch langes Stehen im Stalle aufgeregtes, schwer zu bändigendes Pferd, um sich ins Wasser werfen zu lassen und auf diese Weise zu ihrem Geliebten kommen zu können. Sie reitet in fröhlicher Gesellschaft davon.

Ganz ähnlich ist in unserer Novelle der Aufbruch der ehebrecherischen Frau, die ahnungslos in ihren Tod reitet „*Elle fut preste et vint en bas, et luy fut amenée la belle mule au montouer, qui n'avoit beu de VIII jours; et enrageoit de soif, tant avoit mengé de sel. Quand elle fut montée, les gorgias se misrent devant, qui faisoient fringuer leurs chevaulx, et estoit rage qu'ilz faisoient bien et hault.*“

Den alten Schwank fanden wir wieder im Roman des Chastelain de Coucy. Die Frau von Fayel hat die Absicht sich beim Überschreiten eines Flusses vom Pferde gleiten zu lassen, um zu ihrem Geliebten, der in einer nahen Mühle sie erwartet, getragen zu werden. Als ihr Gatte ihr seine Absicht, eine Pilgerreise zu unternehmen, mitgeteilt hat, antwortet sie ihm:

„*Vo volenté ferai, biau sire.*
N'ay pas talent de contredire;
Mès mes chars n'est mie atournés,
Et li jours est trop cours d'assés;
Et ma pucelle est deshaitie,
Ma chose est trop mal apointie.“

---

[66]) Vers 4545—4553.

Der Gatte antwortet darauf:

„Dame, n'en soiés en effroy.
Vous irés sus un pallefroy,
Si chevaucherons simplement,
N'i demorrons pas longuement.“[67])

In unserer Novelle will die Gattin zu einer Hochzeit gehen. Ihr Gatte ist's zufrieden. *„Je vous mercie, monseigneur, dit-elle, mais je ne sçay bonnement comment y aller; je n'y menasse point voluntiers mon chariot, pour le tant pou que ay à y estre; vostre hacquenée aussi est tant desfrayée que je n'oseroie pas bien emprendre le chemin sur elle. — Et bien! m'amie, si prenez ma mule; elle est trèsbelle etc.*“

Diese beiden Unterhaltungen sind einander merkwürdig ähnlich, nur daß das Gespräch der Novelle sehr gekünstelt erscheint, weil die Frau ohne jeden ersichtlichen Grund einen Vorschlag macht, der gerade im Interesse ihres Mannes liegt und sie ins Verderben führt. Im ersten Fall dagegen war der freiwillige Verzicht auf den Wagen durch die auszuführende List begründet. Es möchte wirklich erscheinen, als ob ein Gespräch aus einem solchen Frauenlist-Schwanke in die Novelle gedankenlos aufgenommen worden wäre.

Vielleicht beweisen die angeführten Ähnlichkeiten nichts. Aber es wäre ja auch möglich, daß einmal von einem, der den listigen Schwank kannte, mit den Requisiten dieses Schwankes eine tragisch auslaufende Erzählung zurecht gezimmert wurde. Wie dem auch sei, die Novelle arbeitet mit alten Novellenmotiven; aus der Frau, die sich gern ins Wasser fallen läßt, um mit ihrem Geliebten beisammen sein zu können, wird die bestrafte Ehebrecherin, die durch eine grausame List des betrogenen Gatten ins Wasser gestürzt wird und dabei ihren Tod findet. Es scheint sicher zu sein, daß unsere Novelle nicht eine wahre Begebenheit nacherzählt.

Was nun die Erzählung der Margarete von Navarra angeht, so ist sie wohl nichts anderes als eine verbesserte Erneuerung der Novelle der *C. N. N.* Das angebliche Eheunglück des Grenobler Präsidenten Jeffroy Charles ist eine Legende. Es kann durch kein beweiskräftiges Zeugnis erwiesen werden, daß Marguerite du Mottet, so hieß die Gattin Charles', ihren Gatten getäuscht hat und auf geheimnisvolle Weise von ihm aus dem Wege geräumt worden ist. Der Engel des Stillschweigens ist auf dem Wappen des Präsidenten erst seit dem Jahre 1506 zu sehen, zu einer Zeit als ihm seine Gattin bereits acht Kinder geschenkt hatte. Es ist eine psychologische Unmöglichkeit, daß der unglückliche Mann, nachdem er auf so furchtbare Weise die Ehre seines Hauses gewahrt hätte, nichts anderes zu tun haben sollte, als auf seinem Wappen das deutlich redende Symbol des

[67]) Vers 6232 ff.

Schweigens anzubringen, um damit aller Welt zu verkünden, wie fein er ein Geheimnis zu bewahren wisse.

Es ist wahr, Margarete erzählt die Geschichte eines Präsidenten von Grenoble, der nicht Franzose sei, und Charles war Italiener, aber diese Tatsache kann wohl auch beweisen, daß, wenn Margarete wirklich an Jeffroy Charles gedacht hat, die Legende sehr früh seine Persönlichkeit mit jener grausamen und stillen Rache in Verbindung gebracht habe. Der legendenhafte Charakter der Begebenheit wird auch durch den Umstand charakterisiert, daß das Manuskript der „*Beautés et choses curieuses du Dauphiné*" die vermeintliche Rache des Präsidenten nicht so wie Margarete erzählt, sondern sie auf die in den *C. N. N.* angegebene Weise durch das durstige Maultier ausführen läßt, also mit einer chronologischen Unmöglichkeit arbeitet. Es liegt keine Verwechselung vor, sondern wir haben es mit einem bei der Legendenbildung und -Fortpflanzung so häufigen Vorgang der Übertragung zu tun.

IL.

Toldo behauptet, daß diese Novelle sich aus Pecorone VII,₁ inspiriere: „*l'ispirazione vera di questo aneddoto deve essere . . . italiana.*" Ja, er möchte sogar annehmen, der französische Verfasser habe die italienische Novelle vor Augen gehabt.

Aber Toldo irrt. Zwar ist auf den ersten Blick die Ähnlichkeit der beiden Novellen auffallend, aber ihre gegenseitige Unabhängigkeit ist dennoch zu beweisen.

Das merkwürdige Motiv an sich ist alt und international. Daß der Körper einer Frau geteilt werden und zwei Besitzern zufallen kann (dem Gatten und dem Liebhaber), behandelt z. B. das deutsche Gedicht „*Diu heideninne*".[68]) Ein deutscher Ritter entbrennt in Liebe für eine Heidenkönigin. Er reist ins Heidenland und gewinnt nach mancherlei Taten und Leiden ihre Liebe. Aber sie will ihm nur eine Hälfte ihres Körpers gewähren, die er sich selber wählen kann. Ihr Gürtel scheidet ihren Körper in eine obere und eine untere Hälfte. Nach dreitägiger Bedenkzeit wählt der Graf den oberen Teil, der nun ihm gehört, während der untere Teil der Frau und ihrem Gatten verbleibt. Der Graf leidet allerdings so sehr unter dieser Teilung, daß „*von sô senlîcher nôt*
möhte ein rise liegen tôt.

Doch bewirkt er endlich durch eine List, daß ihm die Königin gerne auch die andere Hälfte gewährt.

Genau so findet sich das Motiv nicht wieder. Aber die zu besprechenden italienischen und französischen Erzählungen beruhen auf derselben Vorstellung einer Teilung des Körpers.

In der 48. Novelle der *C. N. N.* gestattet eine Frau ihrem Geliebten die intimste Vertraulichkeit, nur nicht den Kuß. Über den

[68]) v. d. Hagen: *Gesamtabenteuer* I, 383 ff.

Grund dieser sonderbaren Weigerung befragt, die dem Liebhaber nur als eine Laune erscheinen kann, gibt sie zur Antwort, daß ihr Mund dem Gatten gehöre; denn mit dem Munde habe sie ihm Treue gelobt, die anderen Teile des Körpers dagegen hätten nichts versprochen, diese überlasse sie daher ganz seinem Willen. Nach Beendignng seiner Geschichte betont der Erzähler nochmals „*le mary avoit la bouche seullement, et son amy le surplus; et si d'adventure le mary se servoit aucunes fois des aultres membres, ce n'estoit que par manière d'emprunt, car ilz estoient à son amy par le don de sa dicte femme*".

Gerade umgekehrt ist die Teilung in den anderen uns bekannten Fassungen des Motivs.

So heißt es in einer Szene des Fabliaus „*De Connebert*"[69])

La dame baisa en la boche.
Puis li a dit: «Amie doce,
Don n'estes vos trestote moie?»
Ele respont: «Se Deus me voie
Vostre est mes cuers, vostre est mes cors
Et par dedanz et par defors;
Mais li cus si est mon mari.»

Dieses Motiv erscheint in dem Fabliau gänzlich deplaziert. Es könnte völlig im Gang der Handlung fehlen, ohne daß sie auch nur im geringsten gestört würde. Der Schmied rächt sich für die Untreue seiner Gattin, indem er den Liebhaber, einen Priester, kastriert. Das beliebte, an Priestern vollzogene Strafmittel. Er würde sich auf dieselbe Weise gerächt haben auch ohne die Äußerung seiner Gattin, daß ihm nur der eine bewußte Körperteil gehöre.

Nun finden wir in allen anderen Fassungen dasselbe Motiv nur im Zusammenhang mit einer Rache des Gatten, die sich direkt von der Äußerung der Gattin ableitet. Der Gatte nämlich, der das Geständnis seiner Frau angehört hat, läßt für seine Gattin ein ganz einfaches Gewand anfertigen, den er nur an der Stelle, die den ihm gehörenden Körperteil bedeckt, mit einem kostbaren Stück Tuch besetzen läßt. Dann zwingt er bei irgend einer Gelegenheit seine Frau dieses Gewand öffentlich zu tragen und führt auf diese Weise eine die Schuld der Gattin aufdeckende Auseinandersetzung, resp. seine beabsichtigte Rache herbei.

Man kann nun wohl mit Sicherheit behaupten, daß von Anfang an in der Urform dieser Nuance des Motivs diese beiden Teile, die Äußerung der Frau und die auf sie bezügliche Rache des Gatten, zusammengehörten, daß der erste Teil nicht möglich war ohne den zweiten. Und der zweite Teil, das Reagieren des Gatten auf das eigenartige Geständnis der Frau, gehört ebenso

[69]) M. R. t. V. p. 160 ff.

notwendig zu dem ersten Teil, wie in der Novelle 48 die Verweigerung des Kusses der sonderbaren Erklärung vorangehen muß. Wenn aber das Fabliau „*De Connebert*" dennoch in seinem ersten Teile das Motiv ganz episodenhaft ohne die entsprechende Rache verwendet, so geht daraus hervor, daß der Verfasser des Fabliaus dieses einzelne Motiv ganz sinnlos aus seinem Zusammenhang herausgerissen hat und in seine Erzählung einfach hineinflickte. Damit er aber das Motiv überhaupt kennen konnte, mußte in Frankreich eine Erzählung existieren, die etwa der in den *C. N. N.* enthaltenen in ihrer einfachsten Grundverfassung entsprach.

So scheint, indirekt wenigstens, bewiesen zu sein, daß der Erzähler der *C. N. N.* in der heimischen Tradition eine Vorlage für seine Novelle finden konnte. Man kann aber auch dartun, daß er reiner als Ser Giovanni das alte Motiv behandelt und daß der Italiener, dessen Erzählung er kopiert haben soll, die Ursprünglichkeit des Motivs nicht so gut bewahrt hat.

In den *C. N. N.* veranstaltet der Gatte ein Mahl in Beisammensein der Verwandten und Freunde seiner Gattin. Er zwingt sie das Gewand aus grobem Tuch mit dem auffallenden Scharlachflecke anzuziehen, eine Kleidung, die natürlich das lebhafteste Erstaunen der Gäste erregt. Nach dem Essen gibt er dann seine Erklärung „ . . . *pource que je l'ay trouvée telle, je l'ay en ce point habillée: elle a dit que d'elle il n'ya rien mien que le derrière, si l'ay houssé comme il appartient à mon estat; le demourant ay-je houssé de vesture qui est deue à femme desloyale et deshonorée, car elle est telle; je la vous rends*".

Und damit übergibt er die ungetreue Gattin ihrer Sippschaft und nimmt sie nicht mehr zurück.

Bei Ser Giovanni veranstaltet der Gatte ebenfalls ein Mahl, zu dem er neben anderen Gästen aus dem Verwandtenkreise seiner Frau auch den Liebhaber einladet. Er zwingt ebenso seine Gattin ein ähnlich gefertigtes Gewand anzuziehen, aber sonderbarerweise gibt er nicht die Erklärung, warum er es tut. Er läßt vielmehr ohne jeden Grund nach dem Essen die ganze unschuldige Gesellschaft töten und vollzieht außerdem an der Gattin, die er leben läßt, eine langsame, unmenschliche Rache. Die Anfertigung des Gewandes ist ganz überflüssig; denn die Rache des Gatten hat mit diesem Gewande gar nichts zu tun. Ser Giovanni wollte eine Ehebruchsgeschichte mit einer grausamen Rache des Gatten erzählen. Der Ausgangspunkt war ihm wohl die unerhörte Art dieser Rache. Um die Geschichte ein wenig auszuschmücken, bediente er sich des ihm bekannten Motivs, ohne es aber in seiner Ganzheit zu bewahren. Er vergaß gewissermaßen die Pointe.

Arienti hat in Novelle 52 das Motiv wieder vollständig und unverkümmert mit einer neuen Nuance, die sehr gut in den Zusammenhang paßt. Da zwischen seiner Sammlung und den *C. N. N.* kein

Zusammenhang besteht, er auch unabhängig von Ser Giovannis Pecorone sein muß, da er das Motiv ganz bewahrt hat, so sieht man, wie sehr das Motiv im 15. Jahrhundert verbreitet war.

L.

Sacchetti und Poggio erzählen[70]), daß ein junger Mann seine Stiefmutter liebt und daß der Gatte und Vater die Schuldigen in flagranti ertappt. Den durch das Schimpfen angesammelten Nachbarn gegenüber entschuldigt sich der Sohn folgendermaßen (Poggios Text möge auch für die Fassung Sacchettis hier stehen): „*Hic pater meus admodum indiscretus, inquit, millies matrem meam futuit, me etiam tacente: nunc quia semel uxorem suam cognovi, ut rudis atque inconsultus, cælum clamoribus, veluti insanus, replet.*"

Sacchettis und Poggios Erzählungen sind gänzlich witzlos. Diese Entschuldigung kann auch nicht auf den kürzesten Augenblick irgend welche Wirkung ausüben. Die einzige Veränderung der Stiefmutter in die Großmutter, wie unsere Novelle sie bringt, erzielt eine außerordentlich wirkungsvolle, allerdings derbe Komik. Die Antwort des Sohnes in der französischen Erzählung überrascht, verblüfft durch ihre groteske Logik, die Antwort bei Poggio und Sacchetti schlägt mit flacher Klinge. Sollte der Verfasser wieder einmal instinktiv die einzig richtige und mögliche Pointe getroffen haben? Oder hat er nur die alte Fassung wiederhergestellt, die die Italiener verderbt wiedergaben? Mir scheint, eine witzlose Geschichte wird nicht erfunden. Sacchetti zerstörte den Witz einer Erzählung, die er nicht ganz verstand. Poggio folgte ihm. Unser Erzähler gibt uns die alte, originale, volkstümliche, groteske Erfindung wieder.

LI.

In dem Instruktionsbuche, das am Ende des 14. Jahrhunderts ein alternder Pariser Bürger seiner jungen Gattin schrieb, erzählt er auch von einer totkranken Frau, welche, um ihr Unrecht wieder gut zu machen, auf dem Sterbelager ihrem Gatten bekennt, daß eines von ihren drei Kindern nicht von ihm stamme. Sie will ihm sagen welches Kind das seinige nicht ist, aber der edelmütige Gatte will den Namen nicht wissen, er verzeiht ihr und will auch dieses Kind ebenso lieben wie seine eigenen[71]).

Unsere Novelle erzählt von einer Frau, die auch auf den Tod darniederliegt. Sie hat ihrem Gatten zwölf bis vierzehn Kinder geschenkt, aber andere Freunde haben dabei mitgeholfen. Nun, wo der Tod naht, fühlt sie Gewissensbisse und möchte dem Gatten nicht die Last der fremden Kinder zumuten. Sie läßt zwei ihrer ehemaligen

[70]) Sacchetti No. 14 (*Delle Novelle* di Franco S. Milano 1804. Classici Italiani 24–29). Poggio No. 143.

[71]) *Le Ménagier de Paris.* t. I p. 182 (*L. M. d. P. par un Bourgeois de Paris*, publié pour la première fois par la Société des Bibliophiles Français. 2 Bde. Paris 1846).

Freunde zu sich kommen und übergibt diesen die ihnen rechtmäßig zukommenden Kinder. Der gerade abwesende Gatte kehrt nach Hause zurück, ein kleiner Sohn von vier bis sechs Jahren läuft dem Vater entgegen und ruft ihm atemlos zu, er solle sich beeilen, die Mutter verteile die Kinder, und wenn er nicht bald komme, so bleibe keines mehr für ihn übrig. Der Gatte verzeiht seiner Frau, schickt nach ihrem Tode die fremden Kinder zu ihren Vätern, empfindet jedoch weniger Trauer über den Verlust seiner Frau als über den seiner vermeintlichen Kinder.

Die Situtation ist in beiden Erzählungen dieselbe: Reue einer schuldigen Frau auf ihrem Totenbette und Bekennung ihrer Schuld. Der Fall ist das erste Mal in edlem Sinne, das andere Mal in komischer Verzerrung dargestellt.

Die Novelle ist wieder einmal ein Beispiel für die Entwicklungsfähigkeit eines Motives. Ob unser Erzähler diese Geschichte schon in ihrer komischen Gestalt vorgefunden hat oder ob sie ihm etwa so bekannt war, wie der gute Bürgersmann aus Paris sie aufgeschrieben hatte und daß er die komische Würze selbst hinzutat, können wir wieder nicht entscheiden. Es muß uns genügen, einen Blick mehr in das Leben und Wandern eines unscheinbaren, volkstümlichen Erzählungsstoffes getan zu haben.

LII.

Diese Novelle stimmt ziemlich genau überein mit der 16. Erzählung des Sacchetti. Sie handelt von drei Regeln, die ein Vater auf dem Totenbett seinem Sohne gibt und deren Wert der Sohn erst durch seinen Schaden erkennt.

Die drei Regeln des Sacchetti sind folgende: „*Il primo, che non usasse mai tanto con uno che gli rincrescesse: il secondo, che quando elli avesse comprato una mercanzia, o altra cosa, ed elli ne potesse guadagnare, che egli pigliasse quel guadagno, e lasciasse guadagnare ad un altro: il terzo, che quando venisse a tor moglie, togliesse delle più vicine, e se non potesse delle più vicine, più tosto di quelle della sua terra che dell'altre da lunge.*“ Die drei Ermahnungen der Novelle der C. N. N. heißen so: „*Mon trèscher filz, je vous advise tout premier que jamais vous ne hantez tant en l'ostel de vostre voisin que l'on vous y serve de pain bis. Secundement, je vous engoinctz que vous gardes trèsbien de jamais courre vostre cheval en la valée. Tiercement, que vous ne prenez jamais femme d'estrange nacion.*“

Merkwürdig und ungeschickt bei unserem Erzähler ist, daß in der ersten Regel der Vater genau die Art angibt, mit deren Hülfe sich der Nachbar des lästigen Kameraden entledigt. Der Grund, warum er es tut, ist bei Sacchetti und unserem Autor verschieden.

Ganz von Sacchetti weicht ab die zweite Regel. Sie ist bei unserem Erzähler recht ungeschickt und kaum verständlich. Da es sich in

beiden Fällen um ein Pferd handelt, das dem Besitzer stirbt, so haben wir in der französischen Novelle zweifellos eine auf ungenauer Kenntnis dieser Ermahnung beruhende Verderbtheit. Hätte der Erzähler seine Novelle direkt aus Sacchetti gezogen, so würde er doch entweder die Art der Regeln beibehalten oder sie zum mindesten nicht auf eine so ungeschickte Art verändert haben. Wenn er nach Vorlagen arbeitet, so verbessert und erweitert er stets mit gutem Erfolge.

Auch die Art und Weise, wie die dritte Regel sich bewahrheitet, entspricht in den Einzelheiten nicht der Fassung Sacchettis.

So sind trotz der großen Ähnlichkeit in Stoff und Anlage doch sämtliche Details in den beiden Erzählungen verschieden. An eine unmittelbare Entlehnung aus der italienischen Erzählung ist daher nicht zu denken, der Stoff ist auf dem Wege der mündlichen Überlieferung zur Kenntnis des französischen Autors gelangt.

LIV.

Die Novelle verbindet zwei Motive. Nämlich das Motiv der Frau, die durch ihr neckisches Spiel den Mann reizt, so daß er ihr antut, was sie von ihm wollte (schon in Novelle 23 verwendet), mit dem Motiv der vornehmen Dame, die sich dem Geringen, einem der Allergeringsten hier, hingibt, während sie sich dem ebenbürtigen Edelmanne versagt Das Motiv ist häufig in der internationalen Novellenliteratur zu finden, die Verknüpfung ist nirgends vorhanden.

Diese Novelle enthält etwas Eigenes, das nach vorwärts weist, eine Andeutung, die einen psychologischen Keim in sich birgt.

Sie bringt nicht nur eine Darstellung brutaler Sinnlichkeit, sondern sie erklärt das sinnliche Verlangen durch eine Art seelischer Stimmung. Oder, wenn das Wort noch zu fein ist, sie schildert, wie plötzlich eine launenhafte, unerklärliche Lust die Frau überkommt, so daß sie ganz ihrer Ehre vergißt und nur an die sinnliche Befriedigung denkt. Ausgedrückt ist diese Gewalt des Augenblickes, die sie fortgerissen hat, in der Entschuldigung oder besser in der Erklärung, die sie später dem Edelmann gibt: „*Je vous requier, monseigneur, ne m'en parlez plus; ce qui est fait ne peut aultrement estre; mais je vous dy bien que si vous fussez venu à l'heure du charreton, que autant eussé-je fait pour vous que je feiz pour luy.*“

LV.

Einen psychologischen Keim, der nicht so gar verschieden ist von dem kurzen, kaum deutlich werdenden, aber nichtsdestoweniger vorhandenen seelischen Motiv der vorhergehenden Erzählung bringt auch die 55. Novelle. Auch sie weist nach vorwärts. Sie ist kein gewöhnlicher Liebesschwank, sie enthält nichts von List und Betrug. Ihr Inhalt ist furchtbar-grausam, wenn man ihn recht bedenkt. Ein schönes, keusches Mädchen ist von der Pest ergriffen. Sie fühlt, sie muß sterben. Da denkt sie daran, daß ihr junger Körper noch nie

die Liebe genossen hat, und es überkommt sie ein unbezwingliches Verlangen. Zugleich sagt ihr eine Stimme, daß die Liebe ihr vielleicht Heilung bringen könnte. Sie geht zu einer Nachbarsfrau und vertraut sich ihr an: „*Hélas! ma bonne voisine, jay grand regret que force m'est aujourd'huy habandonner ce monde et les beauls et bons passetemps que j'ay euz longtemps; mais . . . mon plus grant regret si est qu'il faut que je meure avant que savoir et sentir des biens de ce monde; telz et telz m'ont maintes foiz priée, et si les ay refusez tout plainement, dont me desplaist; et creez que si j'en peusse finer d'un à ceste heure, il ne m'eschapperoit jamais devant qu'il m'eust monstré comment je fuz gaignée . . . je plains . . mon gent et jeune corps qu'il faut pourrir sans avoir eu ce desiré plaisir.*" Ein Jüngling hat sie seit langer Zeit geliebt, ihm gewährt sie jetzt die ersehnte Stunde, und in ihrer plötzlichen Liebeswut treibt sie ihn bis zur Ermattung, bis zum Tode; denn sie überträgt auf ihn ihre tötliche Krankheit. Ebenso geht es einem Zweiten, er genießt sie und stirbt. Ein Dritter entgeht dem Tode. Er berichtet den Eltern die Raserei ihrer Tochter, sie wird ins Haus zurückgebracht und ins Bett gelegt. Aber sie weiß sich noch einen Nachbarssohn willig zu machen, der seine Lust mit dem Tode büßt. Sie selber wird gesund und entgeht dem Tode. Was ist aus ihr geworden? Heute könnte man sie finden unter den Dirnen in Avignon, in Vienne, in Valence oder sonst irgendwo in der Dauphiné, so versichert der Erzähler und schließt seine furchtbare Geschichte mit einem frivolen Witzworte und weiß vielleicht gar nicht, an welchen Tiefen für dichterische Darstellung er achtlos vorübergegangen ist, als er mitten zwischen seinen possenhaften Liebesabenteuern die Geschichte von dieser „*ouvrière de tuer gens*" erzählte.

LVII.

In der Pastourelle erlangt der Ritter, wenn er Glück hat, die Gunst der schönen Schäferin; in dieser Novelle erwirbt sich der arme Hirte die Liebe des Edelfräuleins und wird sogar ihr Ehegemahl. Das könnte ja fast ein modernes Motiv sein. Der Niedriggeborene wagt es, die Augen zu der Schwester des adeligen Ritters zu erheben und wird nicht zurückgestoßen. Aber die Geschichte ist nur „*par farce et esbatement*" erzählt. Nicht edle Liebe führt die beiden zusammen, sondern gemeine Sinnlichkeit. Das Edelfräulein bietet sich an, aus demselben Grunde, der in einer Novelle des Sercambi (Appendice No. 11) die Edelfrau zu ihrem Unheil verführt, die Kraft eines gewöhnlichen Müllers zu erproben.

Um zu seiner Geliebten zu gelangen, muß der Hirt jedesmal die breite Rhone durchschwimmen und ebenso wieder am Morgen. So erscheint selbst das Hero- und Leandermotiv in karikaturartiger Verzerrung in unseren Novellen. Um zu seiner Geliebten, der

Gattin des Sachsenfürsten Guiteclin, Sebile, zu gelangen, muß auch der Neffe Karls, Baudoins, den Rhein durchschwimmen wie Jean Bodel in seinem *Chanson des Saxons* erzählt. Möglicherweise, daß eine Erinnerung an ein solches Motiv den Erzähler leitete, als es ihm einfiel, auch seinen Schäfer durch das Wasser zu schicken.

LIX.

Die Novelle variiert das alte Thema, daß der Mann der „chambrière“ seiner Gattin nachstellt. Die Absicht gelingt ihm, der Frevel wird von der Gattin entdeckt, die ihren Gemahl dann öffentlich vor seiner Familie und seinen Freunden beschämt.

Um des Kontrastes willen mache ich auf ein altes Lied eines Trouvère aufmerksam, auf das Lied „*Belle Argentine*“ von Audefroy-Le-Batard, welches berichtet, wie der Graf Guis, nachdem ihm seine Gattin Argentine bereits sechs schöne Söhne geschenkt hat, sich in die „pucèle“ seiner Gattin, Sabine, verliebt und sie auch nach längerer Werbung gewinnt. Aber dieser Treubruch hat ernstere Folgen. Als die Gattin ihn merkt: „*A pou que ne li part li cuers soz la mamèle*“. Sie muß aus dem Lande fliehen und lebt lange am Hof der Kaiserin von Deutschland. Erst nach dem Tode ihres ungetreuen Gemahls kann sie mit Hilfe ihrer Söhne wieder in ihr Land, aus dem die Sabine verjagt wird, zurückkehren.[72])

In der Novelle des XV. Jahrhunderts ist die Frau die Stärkere; ihr Mann muß sich manche bittere Rede gefallen lassen, wenn auch die ganze, lächerliche Art, mit der die getäuschte Frau ihre Rache inszeniert, nicht auf eine allzu tiefe Empörung schließen läßt.

In der Novelle findet sich ein Ausspruch, der wörtlich mit einigen Versen aus Villons *Grand Testament* übereinstimmt. Es heißt in der Novelle: *à ce propos peut on dire de chiens, d'oiseaux, d'armes, d'amours: Pour ung plaisir mille douleurs.*“ Villons Verse sind:

„*De chiens, d'oyseaulx, d'armes, d'amours*
Chascun le dit à la vollée
Pour ung plaisir mille doulours.“[73])

Stern hält den Satz der *C. N. N.* für ein Zitat aus Villon. Villons Gedicht stammt erst aus dem Jahre 1461, so daß eine Entlehnung ziemlich zweifelhaft erscheint. Wir haben es wohl mit einer sprichwörtlichen Redensart zu tun.

LX.

Drei Ehefrauen haben ein Verhältnis mit drei Franziskanermönchen. Um unentdeckt zu bleiben, kleiden sie sich bei ihren

[72]) Le Roux de Lincy: *Recueil de Chants historiques.* Paris 1841/42. t. I p. 19 ff.

[73]) *Die Werke Maistre François Villons.* Herausgeg. von Wolfgang von Wurzbach. Erlangen 1903. p. 84. Le Grant Testament LIV.

nächtlichen Gängen ins Kloster in Mönchsgewänder und lassen sich der größeren Sicherheit wegen Tonsuren machen. Einer der Gatten entdeckt den Betrug, veranlaßt seine Gattin zu einem umfassenden Geständnis, ladet die beiden anderen Ehepaare und die drei Mönche zum Essen ein und enthüllt dabei in scherzhafter Weise die Tonsur der drei Frauen und ihr Verbrechen. Die drei Mönche werden von fünf handfesten Gesellen, die im Nebenzimmer verborgen waren, tüchtig verprügelt und dann entlassen. Über die Auseinandersetzung zwischen den Ehepaaren schweigt die Erzählung.

Wright in seiner Ausgabe der *C. N. N.* behauptet ungerechtfertigter Weise, daß Rutebeufs *„Li diz de frère Denise, cordelier“* einen ähnlichen Gegenstand behandele. Aber nur das Detail der Tonsur findet sich in ganz anderem Zusammenhange in diesem Gedicht. Dagegen haben wir, was unbeachtet geblieben ist, dieselbe Geschichte, d. h. nur den Betrug ohne das in den *C. N. N.* angehängte Schwankmotiv der Enthüllung und der Bestrafung der Mönche in der Chronik George Chastellains und zwar im 48. Kapitel des zweiten Buches.[74])

Chastellain erzählt seine Geschichte im Anschluß an den Prozeß des Jeanne d'Arc als eine wahre Begebenheit aus Prag, welche die Sittenverderbnis des dortigen Klerus enthüllt und dem Kaiser Sigismund Gelegenheit gegeben habe mit bewaffneter Hand deren Verbreitung entgegen zu treten. Also nichts geringeres als den Ausbruch des Hussittenkrieges erklärt der Chronist aus dieser Begebenheit.[75])

Die Erzählung Chastellains ist wahrscheinlich im Jahre 1462, also erst nach Beendigung oder zur Zeit der Beendigung der *C. N. N.* geschrieben worden. Beide Erzähler griffen einen Stoff auf, der um sie herum kolportiert wurde. Chastellain, der Historiograph, gibt ihn wieder mit breiten, moralischen Betrachtungen, mit politischen und religiösen Folgerungen, ernst, überzeugt von der Wirklichkeit

---

[74]) George Chastellain: *Œuvres*, publiées par le Baron Kervyn de Lettenhove. 8 Bde. Bruxelles 1863—66.

[75]) Die Hauptstellen aus Chastellains Erzählung sind folgende: *„Il est vray qu'en Pragues, qui est moult belle cité et riche, avoit une très-fameuse et très magnifique abbaye de moynes, l'outrepasse de toutes les autres du royaume, et en avoit-on réputé de tous temps les religieux, gens moult bien réglés et dévots et pleins de toute honneste conversation et de bonnes mœurs . . . Or advint que sous l'ombre de ceste grande et louable fame . . . les femmes nobles et bourgeoises de la cité . . . une grande quantité d'elles commencèrent à fréquenter leurs services, et entre les autres, par semblant de dévotion, aller ordinairement aux matines de ces religieux, là où, pour faire brief compte, le dyable . . . commença a embraser tantost et à faire esprendre le tyson de concupiscence entre ces femmes et ces religieux, et tellement forgier et pratiquer l'œuvre entre eux secrètement que l'habitude et cognoissance s'y trouva en commun accord: c'estoit que chascun de ceux de ceste bande auroit sa chascune, et chascune auroit son chascun infalliblement à leurs jours et heures establies, par venir ainsi à matines tous les jours. Or est vray que pour conduyre ceste œuvre plus subtilement et afin de pouvoir décepvoir et abuser les pères . . . ces moynes-ici jeusnes et raddes*

des Vorfalles. Der Novellist drückt das Tatsächliche stark zusammen und benutzt es fast nur als Einleitung zu seinem Schwankmotiv, der gelungenen Rache des einen Gatten. Nicht das Liebesverhältnis, dessen Sündhaftigkeit Chastellain nicht stark genug ausmalen kann, betont er so sehr, als die lustige Situation beim Mahle und die an den Mönchen vollzogene Prügelstrafe.

Dieses Zusammentreffen der beiden Erzählungen gibt uns ein gutes Mittel die Genesis einer Novelle zu erkennen, welche entstand durch Verbindung eines im Umlauf befindlichen Gerüchtes mit einem alten Schwankmotiv.[76])

LXI.

Die Fassung dieser Novelle, daß der Gatte den Liebhaber der Frau in eine Kammer einsperrt, daß die Gattin ihren Geliebten befreit und einen Esel an seine Stelle setzt, den dann der Gatte und die herbeigerufenen Verwandten der Frau finden, ist nirgends nachzuweisen. Die Novelle stellt eine Sonderentwicklung eines aus dem „***Fabliau des tresces***“ bekannten Motivs dar. Daß solche Sonderentwicklungen eines Details als selbständige Erzählungen im Umlauf waren, beweist uns Matheolus, der in seinen „*Lamentationes*“[77]) erzählt, daß ein Gatte in dunkler Nacht den Liebhaber seiner Frau am Bette trifft. Er ergreift ihn bei den Haaren und übergibt ihn seiner Frau, um Licht zu machen. Die Frau bringt schnell einen Esel an die Stelle. Diesen tötet der Gatte und beklagt dann weinend den Verlust seines toten „*Brunel*“.

In unserer Novelle ist das Motiv des an die Stelle des Esels gesetzten Liebhabers noch viel konsequenter zu einer komischen Wirkung verarbeitet durch die Hinzuziehung eines anderen Motivs,

---

perrertis . . . s'avisèrent tous d'un commun accord qu'à toutes leurs amyes venantes ainsy sous semblant de dévotion à leurs matines, ils reroient (= raseroient) la teste et leur feroient la couronne toute et à telle manière et mesure comme eux-meismes la portoient, et par ainsy, elles venues à matines, en la noire nuit, tandis qu'on chanteroit, elles pourroient venir chascune en la chambre de son amy prendre une heure ou deux de repos aveq luy. Dont s'il advenoit que prieur ou abbé ou autre venist faire visitation et demandast à tel ou à tel: „Qui couche la avec toy?“ l'autre pourroit respondre (et ne le verroit que par derrière à la couronne toute nue). „C'est un tel ou un tel novice qui couche avecques moy.“ Et par ainsy le visiteur ignorant une telle malice, s'en iroit abusé à nuit d'un demain à un autre. Brief, comme il fut advisé, il fut faict; et les femmes toutes, dont il en y avoit nombre très-grant, et les plus respectables de la cité et toutes les plus eslites, furent rèses à couronne en teste, et portèrent testes de moynes soubs couvre-chiefs de femme. Et en ceste fausse dérisoire simulation, par très-longue espace de temps continuèrent leurs ribauderies avecques leurs moynes qui les apprenoient à chanter versets et matines à neuf leçons et à trois, tels fois à plus, tels fois à moins, selon que le Kalendrier demandoit beaucoup de suffrages et qu'on prenoit dévotion au saint. (G. Ch. *Œuvres* t. II. p. 210 ff.)

[76]) Die Bestrafung der Mönche durch 5 bereitgehaltene handfeste Gesellen im Nebenzimmer erinnert an die bereits besprochene Novelle *Pecorone* VII, 1 in der die Gäste durch 8 wartende Diener des Gatten mit Stöcken zusammengehauen werden.

[77]) *Lamentationes* t. I vers 967 ff.

nämlich durch das Herbeiholen der Verwandten der Frau zwecks Entlarvung der Ehebrecherin und Bestrafung der Schuldigen.

Dieses Eingreifen der Verwandten ist auch in Decamerone VII, 8, einer anderen Sonderentwicklung aus derselben Gruppe von Erzählungen, vorhanden. Doch hatte unser Erzähler Boccaccio nicht nötig, das Motiv war ihm sicherlich aus der Überlieferung bekannt. Auch Ser Giovanni kennt es. In Pecorone I_2 sucht der getäuschte Gatte den Liebhaber seiner Frau, der nach seiner Meinung sicher im Hause verborgen sein muß. Während er mit gezücktem Degen das Haus durchforscht, kommen die Brüder seiner Frau an, die sich erst unter Verwünschungen gegen die Schwester am Suchen beteiligen, dann aber, da kein Übeltäter zu entdecken ist, ihren Schwager mit Stockschlägen übel zurichten.

LXII.

Für diese Novelle, eine von den wenigen der Sammlung, deren Personen Namen tragen und deren Gegenstand in ein bestimmtes Milieu verlegt und mit einem historischen Akt verknüpft ist, läßt sich keine Vorlage, überhaupt kein ähnliches Motiv in der Novellenliteratur nachweisen. Doch möchte ich auf eine leichte Berührung des Stoffes mit dem achten von des Martial d'Auvergne „*Arrests d'Amours*" aufmerksam machen. Dieser Prozeß ist betitelt: „*Arrest sus le different d'un cordon donné par l'amye à l'amoureux, puis perdu, et trouvé és mains d'un autre amoureux, et mis en sequestre.*" In unserer Novelle verliert von zwei Freunden, die eine Dame lieben, der erste gelegentlich eines intimen Beisammenseins mit dieser Dame seinen Ring, den der zweite, der kurz darauf mit der Dame an demselben Orte vereinigt ist, findet. Über die Eigentümerschaft dieses Ringes erhebt sich dann ein Streit, den der betrogene Gatte selber schlichtet. Die stoffliche Ähnlichkeit der beiden Erzeugnisse ist nicht zu verkennen. Auch ist die Behandlung im Ton dieselbe. Die „*Arrests d'amours*" sind in einem juristisch-geistreichen Ton abgefaßt, und unsere Novelle liest sich fast wie eine fein stilisierte gerichtliche Urkunde besonders wegen der konsequent angewendeten „*ledit*,, *ladite*, *lesdites*". Novelle und Liebesprozeß sind nicht weit voneinander gewachsen, doch sind sie durch eine Kluft voneinander getrennt.

LXIII.

Diese Novelle ist eine von den wenigen, die mit Namen arbeiten. Diese Namen sind historisch. Den Namen des einen der drei Herren, die den Gauner Montbleru zu ihrem Schaden in ihre Gesellschaft aufnehmen, hat Nève belegt. *Maître Ymbert de Plaine* „*occupait en 1446 les fonctions de Conseiller général des monnaies de Philippe le Bon*".[78]) In Chastellains Chronik finde ich den zweiten, Rolland Pipe, erwähnt als „*trésorier de Flandres et receveur général*

[78]) Nève: *A. de la Salle* p. 91_1.

des finances" des jungen Herzogs Karl von Burgund. Rolland Pipe endete durch Selbstmord. Nach mehreren vergeblichen Versuchen sich durch Springen in Brunnen das Leben zu nehmen, gelang es ihm zuletzt in Brüssel.[79]) Sein Tod fällt in den Anfang des Jahres 1462.

LXV.

Es ist möglich, daß Poggios Facecie 175 die Anregung zu dieser Novelle gegeben hat. Der Stoff selbst war aber schon in der heimischen Tradition vorhanden. Poggio berichtet nur ganz kurz, daß eine Frau, die durch ihren Mann von der erstaunlichen Größe eines gewissen Gliedes ihres Geistlichen Kunde erhalten hatte, nicht eher ruhte, bis sie die Wahrheit erprobt hatte. Das Fabliau „*Du Fevre de Creeil*" [80]) und unsere Novelle dagegen erzählen, wie das Verlangen der Frau durch eine List ihres Gatten durchkreuzt wurde. Die Handlung der Novelle ist von der des Fabliaus verschieden. Es ist nicht unmöglich, daß der Erzähler sie sich eigens für seinen Fall zurechtgemacht hatte. Sie setzt sich aus zwei traditionellen Motiven zusammen: aus der von der Frau geheuchelten Pilgerfahrt und aus dem Unterschiebungsmotiv, indem der eigene Gatte nächtlich die Stelle des von der Gattin begehrten, so wunderbar ausgerüsteten Fremden einnimmt.

Infolge der Vereitelung des Wunsches der Frau kann die Pilgerfahrt ohne schlimmen Abschluß enden. Eine ähnliche Novelle des Sercambi dagegen, die auf demselben Motiv aufgebaut ist, hat ein tragisches Ende. [81])

LXIX.

Die Novelle enthält keine Derbheiten und geht tragisch aus, durch diese Eigenschaften erhebt sie sich über die große Masse der allermeisten anderen Erzählungen. Sie handelt von der Gattin des flandrischen Ritters Clays Utenhoven, die nach neunjähriger Abwesenheit ihres in den Orient gezogenen Gatten sich auf Drängen ihrer Freunde wieder verheiratet hatte. Als dann der tot geglaubte Gatte aus seiner Gefangenschaft wieder zurückkehrte und die Nachricht von seiner nahe bevorstehenden Ankunft sie erreichte, da starb sie aus Schmerz über ihre Untreue.

Name und Gefangenschaft des Clayz Utenhoven sind historisch. Aus der Inschrift auf dem Grabmale des Ritters Nicolas Uutenhove in Brügge geht hervor, daß er nach siebenjähriger Gefangenschaft nach Flandern zurückgekehrt und hochbetagt am 18. Februar 1457 gestorben ist. [82])

---

[79]) Chastellain: *Œuvres* t. IV p. 191, 203.
[80]) Montgl. t. I p. 231 ff.
[81]) Appendice No. 2. „*De muliere volunterosa in libidine*".
[82]) Anmerkung des Herausgebers von Chastellains Werken. *Œuvres* t. III p. 328.

Die Erzählung, deren historische Wahrheit wohl kaum angezweifelt werden kann, bildet das ernste Gegenstück zu dem Kapitel XIII der „*Quinze joies de mariage*", in dem mit beweglichen Worten erzählt wird, wie bald sich die Gattin über den in den Kreuzzug gezogenen Gatten zu trösten weiß, und welch schlimme Konflikte für den armen Gatten entstehen können, wenn er unvermutet wieder zurückkehrt.

LXXV.

Die Novelle erzählt angeblich eine Episode aus dem Kriege der Bourguignons und Armignacs. Ein halbnärrischer Spielmann aus Troies, das sich von der Partei der Bourguignons den Armignacs zugeschlagen hatte, befindet sich auf Seiten der Bourguignons und will diesen durch eine List kriegerischen Erfolg und Beute zuwenden. Er will sich vor Troies von den Bürgern der Stadt ergreifen lassen in der Absicht, diese zu veranlassen, ihn zu hängen. Während man draußen vor der Stadt die Hinrichtung vorbereite, sollen dann seine Freunde aus einem Hinterhalte hervorbrechen, ihn befreien und die Gegner niedermachen oder gefangen nehmen. Der Plan wird ausgeführt. Der Spielmann wird ergriffen, ins Gefängnis gesteckt und am nächsten Morgen, begleitet von einer großen Menge Volkes in einem Karren gebunden auf den Richtplatz geführt. Seine Flöte hält er in der Hand. In der Nacht haben sich die Bourguignons in einem nahen Wald verborgen. Sie haben eine Wache auf einem nahen Baum aufgestellt, die sie im gegebenen Augenblick benachrichtigen soll.

Die Hinrichtung wird in Eile vorbereitet. Unruhig schaut der Spielmann hin und her, keine Bourguignons erscheinen. Die Wache auf dem Baume ist eingeschlafen. Schon ist er die Leiter hinaufgestiegen, schon legt ihm der Henker die Schlinge um den Hals, da verfällt er auf einen glücklichen Gedanken. Er bittet, noch einmal auf seiner Flöte spielen zu dürfen. Die Bitte wird ihm gewährt. Beim Klang der Flöte erwacht der Eingeschlafene auf dem Baum, er alarmiert die Schar im Hinterhalt, die mit Trompetenstoß hervorbricht, den Spielmann befreit, ein großes Gemetzel anrichtet und viele Gefangene macht.

Die Episode ist kein wirkliches Ereignis aus dem unglückseligen Kriege, wie sie vorgibt. Sie ist nichts anderes als ein Ausläufer einer langen literarischen und wohl auch mündlichen Tradition. Galgenszenen sind nicht selten in der altfranzösischen Epik, und zwar solche Szenen, die in ihrer Anlage unserer Erzählung ganz ähnlich sind, d. h. die Befreiung im letzten Augenblick eines schon dem Tode Geweihten enthalten.[83])

[83]) Zu den Galgenszenen im altfr. Epos vgl. Voretzsch: *Epische Studien* p. 173f. 177. 198.

Im „*Huon von Bordeaux*“ ist der zu Hängende auch ein Spielmann. Die Episode beginnt bei Vers 8283. Der Sultan Yvorin will den Menestrel, mit dem Huon an seinen Hof gekommen ist, hängen lassen, um sich an Huon für den Tod seines Bruders zu rächen:

XXX paiens a fait errant armer,
Et si fait prendre[84]) *le caitif menestrel.*
La boine harpe li fait au col torser,
Si le commande à fourques amener;
Et chil si fisent qui ne l'osent véer.
Et li jougleres prent grant duel à mener.
I grant loien li ont ou col noé,
A fourques vienent, sans point de l'arester
Le jongléour font l'eskiele monter.
Il se regarde vers la bonne cité
Et voit Huon, se li a escrié: etc.

Huon, der den Spielmann hört, bricht mit seinen Getreuen aus der Stadt heraus und befreit den Spielmann. Während dieser sich auf einem Pferde rettet, kämpft Huon mit den Seinen weiter gegen das schnell sich sammelnde Heer der Sarazenen.

Eine Galgenszene, deren Szenerie und Anlage sich besonders der unserer Novelle nähert, ist die aus dem Roman der vier Haimonskinder.[85])

Richard, einer der vier Brüder, soll von Karl gehängt werden. Die Brüder erhalten von diesem Vorhaben durch Maugis Kunde. Sie legen sich in einem Wäldchen in den Hinterhalt, aber sie schlafen ein. Richard beichtet. Dann besteigt er die Leiter. Er schaut nach allen Seiten um Hilfe aus. Aber niemand erscheint: „*Et Richard escouta entor e environ.*

Er bittet in seiner Not ein letztes Gebet sagen zu dürfen. Dieses Gebet hört das treue Gaskogner Roß Baiart, als ob es ein Mensch wäre. Es trabt zu der Stelle, wo der müde Renaut schlafend liegt. Der erwacht, springt auf, sieht den Bruder auf der Leiter. Dann erwachen auch die andern, brechen hervor und befreien den Bruder.

Wenn man diesen Galgenszenen die Erzählung der *C. N. N.* gegenüberhält, so sieht man, dass neu in ihr nur die Charakterisierung des Spielmanns als halbnärrisch ist und seine List sich gefangen nehmen und zum Galgen verurteilen zu lassen, um den Seinen einen Erfolg zu verschaffen. Das Hauptmotiv ist der Tradition entnommen. Und es ist jedenfalls interessant zu sehen und nicht

---

[84]) Die Ausgabe des Huon (*Anciens poëtes français*) hat *pendre*, es mufs aber dem Sinne nach *prendre* heifsen.

[85]) *Renaus de Montauban oder die vier Haimonskinder*, herausg. von Dr. Heinrich Michelant. Stuttg. 1862.

unwichtig für die Frage der Stoffentlehnung festzustellen, daß sich eine selbständige Novelle aus solchen alten, sicher weitverbreiteten Episoden der Heldensage bilden konnte. Um ihr aber ein selbständiges Interesse zu verleihen, war es nötig, ihr eine Einleitung etwa von der Art zu schaffen, wie unsere Novelle sie enthält. Was also neu an Charakter und Situation ist, das ist ein notwendiges Erfordernis der Komposition. Ob diese Hinzutat Verdienst unseres Novellisten ist oder ob die Geschichte etwa so wie sie hier berichtet ist, im Soldatenmunde umlief und ihm erzählt wurde, kann natürlich nicht festgestellt werden. So etwas ganz neues ist diese List übrigens auch nicht; denn im Fierabrasroman, dessen Galgenszene sich als eine Weiterführung des ursprünglich einfacheren Motivs darstellt,[86]) soll die Hinrichtung des Gui de Bourgogne durch die Sarazenen auch den Zweck haben, die Christen auf diese Weise aus ihrem festen Kastell herauszulocken.

Bedeutsam für die Behandlung eines gleichen Stoffes in verschiedenen Zeiten und Literaturgattungen ist die mehr humoristische Form, in der unsere Novelle erzählt wird. Die Galgenszene in den Haimonskindern ist ernst, kein komisches Element dringt in die Stimmung der Situtation und entlastet die Spannung. Ebenso ernst ist sie im Huon von Bordeaux. Dagegen ist auch in der späteren Prosafassung des Huonromanes ein Hineintragen von Komik in die Situtation, allerdings nach ihrem glücklichen Ausgang erst, unverkennbar. Ebenso findet sich dort, wie in der Erzählung der *C. N. N.* eine stärkere realistische Ausmalung von Details.

LXXVII.

Merkwürdig unter all den anderen Novellen ist diese. Wie kommt sie in die Sammlung hinein? Was mag sich der Verfasser gedacht haben, als er sie schrieb? Woher nahm er den Stoff? Es ist nicht müßig sich solche Fragen zu stellen. Jede Physiognomie hat überraschende Einzelzüge, die betrachtet und erwogen sein wollen.

Eine alte Frau kann nicht sterben. Sie schleppt sich hin, krank und hinfällig. Jeden Augenblick glaubt sie ihr Ende nahe. Ein Sohn wohnt fern von ihr, kommt aber oft sie zu besuchen. Aber es langweilt ihn und macht ihn ungeduldig, daß sie immer von ihrem bevorstehenden Tode spricht und sich doch noch immer aufrecht hält. Die Mutter hat für all seine harte Ungeduld nur ein gütiges Lächeln. So ist er auch einmal wieder in ihrem Hause, da ruft man ihn herbei; denn jetzt sterbe sie sicher. Er aber hat nur ein rohes Scherzwort als Antwort auf die eilige Botschaft. Nichtsdestoweniger eilt er an das Bett der kranken Mutter. Aber auch diesmal ist es nichts mit dem Tode. Der Sohn nimmt Abschied und reist davon. Nach drei Jahren besucht er die Mutter wieder. Und gerade als er dabei ist, ein neues Kleid anzulegen, an dem nur noch die Ärmel

[86]) Cf. Voretzsch: *a. a. o.* p. 198.

fehlen, ruft man ihn. Jetzt geht es wirklich zu Ende. Er will nicht gehen, ob auch Botschaft auf Botschaft kommt. Er antwortet nur: „*Je sçay bien qu'elle n'a point de haste, qu'elle attendra bien que ma robe soit mise à point*". Endlich geht er aber doch in seinem neuen Gewand ohne Ärmel. Als die Mutter ihn fragt, wo die Ärmel seien, antwortet er: „Da, im anderen Zimmer sind sie, sie werden erst fertig sein, wenn Du uns Platz geschafft hast." Und die Mutter: „Dann sind sie also bald fertig; denn ich gehe jetzt zum lieben Gott, der meiner armen Seele gnädig sei. Bete für mich, mein Sohn." Dann stirbt sie. Der Sohn aber hebt ein Weinen und Jammern ohnegleichen an. Niemand konnte ihn trösten. Und so sehr nahm er sich den Tod der Mutter, an dem ihm vorher so wenig gelegen zu sein schien, zu Herzen, daß er nach vierzehn Tagen vor Kummer starb.

Wollte der Erzähler ein Charakterbild geben? Von einem Sohne, der verschlossen, ohne es zu äußern, die Mutter aufs zärtlichste liebte, der aber unter rauher, zynischer Hülle seine tiefe, wahre Empfindung verbarg? Das wäre schon ein Zug von großer, psychologischer Feinheit, der schon den Versuch des Eindringens in ein Charakterproblem darstellen würde. Möglich ist diese bewußte Absicht wohl, als ein einzelner Fund. Möglich ist auch, daß er seine Erzählung geschrieben hat in Erinnerung etwa an eine landläufige Moral, die er einmal in einer Predigt hätte hören können, daß die Kinder nicht nachsichtig genug gegen die alten Eltern sind, ungeduldig werden, daß sie nicht sterben wollen, und dann wenn es zu spät ist, vergebliche Reue empfinden. Wenn dem so ist, so hat der Verfasser sehr gut jedes Moralisiren vermieden und eine Erzählung von eigenartiger psychologischer Bedeutung geschaffen.

Diese Erzählung ist vielleicht die, welche am weitesten abseits von den übrigen Novellen der Sammlung steht. Es fehlt ihr jedes Handlungsmässige, sie bringt keine überraschenden Situationen und keine komischen Verwicklungen. Man kann sie sich kaum als ein Mittel gesellschaftlicher Unterhaltung vorstellen, nicht so leicht wie die unzähligen von Mund zu Mund hin und hergeworfenen schlüpfrigen Anekdoten. Sie stammt aus ganz anderen Voraussetzungen. Mir scheint, sie ist ein individuelles Produkt aus Beobachtung und Reflexion. So wäre sie das einzige moderne Stück der *Cent Nouvelles Nouvelles.*

LXXVIII.

Für diese Novelle, die das Thema von dem eifersüchtigen Gatten, der den Beichtvater seiner Frau spielt, behandelt, glaubte Toldo *Decamerone* VII, 5 als Quelle in Anspruch nehmen zu sollen. G. Paris hat diese Annahme bereits widerlegt.

Das Motiv ist in der heimischen Tradition bereits verarbeitet in dem Fabliau „*Le Chevalier qui fist sa fame confesse.*"[87]) Das

[87]) Montgl. t. I p. 178 ff.

Fabliau ist sehr ungeschickt aufgebaut. Eine kranke Frau will beichten. Der Gatte, anstatt den Priester herbeizuholen, hört zu seiner eigenen Schande in den Kleidern des Priesters die Beichte an. Die Frau wird wieder gesund und wundert sich über die Kälte ihres sonst so zärtlichen Gatten. Nach einiger Zeit, als sie sich einmal hochfahrend geberdet, bricht des Mannes Zorn in harten Schimpfreden sich Luft. Die Gattin kommt gleich auf den Gedanken, er müsse ihre Beichte angehört haben. Sie gesteht ihm in verstellter Empörung, daß sie ihn damals gleich erkannt und sein verräterisches Gebaren wohl durchschaut habe. Der Gatte glaubt ihr.

Der Inhalt von Boccaccios Novelle ist folgender: Eine eifersüchtig bewachte Frau kann nicht mit ihrem Geliebten zusammenkommen. Eines Tages, gelegentlich des Osterfestes, will sie beichten. Da der eifersüchtige Gatte sich einbildet, sie müsse wohl eine bestimmte Schuld zu gestehen haben, so nimmt er die Stelle des Priesters ein. Aber die Gattin erkennt ihn sofort — sie hatte schon vorher, durch eine unvorsichtige Äußerung ihres Gatten veranlaßt, sein Vorhaben halb und halb durchschaut — und gestaltet nun ihr scheinbares Schuldgeständnis zu einer List, die ihr ermöglicht mit dem Liebhaber ungestört beisammen zu sein, während der auf eine falsche Fährte gelockte Gatte allnächtlich an dem Eingang des Hauses wacht.

Endlich, als er durch das lange, vergebliche Warten ungeduldig geworden ist, erklärt sie ihm, daß sie ihn bei ihrer Beichte gleich erkannt habe und daß er selber der Priester sei, der, wie sie ihm gebeichtet, jede Nacht bei ihr schlafe.

Wenn man in bezug auf das alte Motiv des *mari confesseur* die Novelle des Boccaccio betrachtet, so sieht man, daß sie recht künstlich konstruiert ist.

Bis zu ihrer Beichte ist die Frau ganz unschuldig. Warum beichtet sie überhaupt? In der Handlung bis dahin liegt kein Grund vor. Sie beichtet, weil es Ostern ist oder vielmehr, weil Boccaccio das ihm bekannte Motiv in seine Erzählung hineinbringen will. Eine Schuld kann die Frau nicht beichten. Sie erfindet sich eine Schuld und macht sie zu einer geschickt kombinirten List. Die Erzählung geht dann weiter und bringt uns ausführlich die praktische Anwendung dieser List; d. h. das im Anfange der Geschichte angeschlagene Thema, wie können die beiden Liebenden zusammen kommen? wird wieder aufgenommen. Die Beichte ist also nur ein Mittel die Handlung fortzuführen. Sie ist nicht um ihrer selbst willen da, sondern leitet einen erst zu vollziehenden Betrug ein. Das Motiv ist aber seinem Wesen nach auf die Pointe hin angelegt. Diese Pointe aber hat die Erzählung der *C. N. N.*:

Der Gatte hat begründeten Verdacht in die Untreue seiner Frau. Er faßt den Gedanken ihre Schuld im Beichtstuhl zu hören. Ahnungslos, ohne den Gatten zu erkennen, beichtet die Gattin ihre Schuld. Er enthüllt sich. Mit überraschender Geistesgegenwart entwaffnet sie ihn

Er ist geschlagen. Die Geschichte ist zu Ende. Unwahrscheinlichkeiten gibt es da auch. Aber die Pointe, die gelungene Pointe, verschlingt sie. Ohne Unwahrscheinlichkeiten kommt die mittelalterliche Erzählung überhaupt nicht aus. Aber wir haben keinen Fehler der Komposition.

Der Fabliaudichter hatte das Motiv schlecht komponirt. Boccaccio hatte es in eine Geschichte, welche die Frage behandelte, wie kann eine eifersüchtig bewachte Frau mit ihrem Geliebten ungestört zusammenkommen? künstlich hineingesperrt. Von ihm kann es unser Erzähler daher unmöglich nehmen; denn er behandelt es in seiner ganzen primitiven Einheit und Konsequenz.

LXXXI.

Ein Ritter liebt eine Dame, die ihn aber beständig abweist. Vergebens erschöpft er sich für sie in Beweisen aller ritterlichen Tugenden. Eines Abends, in Abwesenheit ihres Gatten, versucht er in Begleitung von Kameraden ihr einen Besuch zu machen, wird aber nicht in die Burg eingelassen. Da reitet er schnell entschlossen zu einer anderen Dame, die ihn seit langer Zeit liebt. Freudig wird er aufgenommen, und Liebeslohn für die Nacht wird ihm in Aussicht gestellt. Die erste, strenge Dame wird von plötzlicher Eifersucht erfaßt, als sie hört, wohin sich der abgewiesene Ritter begeben habe. Sie schickt unverzüglich einen Brief an ihn mit der Bitte zu ihr zurück zu kommen. Unter einem Vorwande verläßt der Ritter seine gastliche Wirtin und reitet, müde wie er ist, zurück. Aber am Tore angekommen, muß er erfahren, daß der Gatte soeben zurückgekehrt und er daher um das erhoffte Beisammensein betrogen ist. Eine Vorlage für diese Novelle vermochte ich nicht aufzufinden. Aber es läßt sich erkennen, daß in ihr eine Reihe von Details, die eine gewisse Ähnlichkeit mit Motiven aus dem Roman des Châtelain de Coucy aufweisen, enthalten ist.

1. Die Hauptpersonen und ihr Verhältnis zu einander sind im Roman und in der Novelle ziemlich ähnlich. Der Chevalier de Coucy liebt lange Zeit die Gattin des Herrn von Fayel. Ihn selbst lernt eine andere Dame lieben, die er jedoch verschmäht. Um die Liebe der Frau von Fayel zu gewinnen, gibt er sich ihr zu Ehren allerlei ritterlichen Übungen hin:

„*D'armes, d'amours, d'onour, de pris,*
En tous lieux emprent à aler
A tournoy, à guerre, à jouster".

Von dem Ritter der Novelle heißt es: „Et n'est pas à oblier que autant faisoit pour elle qu'oncques serviteur fist pour sa Dame, comme de joustes, d'habillemens.

2. Der verliebte Ritter, welcher weiß, dass der Gatte seiner Dame nicht anwesend ist, langt vor dem Schlosse an:

„*A cel jour i vint moult matin,*
Un bergier trouva el chemin
Qui par dehors Faiel venoit.
Li chastelains, quant il le voit,
Li demanda, ne fu pas lens,
Se li sires estoit léens.
Sire, dist-il, il n'est mie,
Mès ma dame et sa compagnie
Laissay maintenant sur cest pont."

Der Châtelain wird eingelassen und erhält auch Zusicherung aller seiner Wünsche. Als er sich jedoch zum ersten Male heimlich zu seiner Dame begeben will, wird ihm das versteckte Pförtchen nicht geöffnet, und er muß unverrichteter Dinge wieder abziehen. In dieser Nacht fällt ein starker Regen.

In der Novelle der *C. N. N.* ist die entsprechende Situation so: „*On hurta à la porte du chasteau, et varletz assez tost vindrent avant, qui demandoient qu'on vouloit. Et celuy à qui le fait touchoit print la parolle et leur dist:* „*Messeigneurs, monseigneur et madame sont ilz céans? — En verité, respondit l'un pour tous, monseigneur n'y est pas, mais madame y est.*" Die Ritter werden nicht eingelassen, müssen wieder abziehen und werden unterwegs anderthalb Stunden lang von einem starken Regenguß durchnäßt.

3. Der Châtelain de Coucy begibt sich zu der Dame, die er nicht liebt, und bittet um Unterkunft für die Nacht. Auf das freundlichste wird er aufgenommen:

„*Et la dame a huchié errant*
Sa mesnie, si lor commande
C'on apareille la viande,
Et fait-on grans mès atourner,
Car festoier et honnourer
Vorra le chastelain cel soir.
Atant est entrés el manoir;
La dame est encontre venue
Qui moult hautement le salue."

Ausführlicher und anschaulicher heißt es in der Novelle, als mit der sinkenden Nacht die durchnäßten Ritter die andere Dame um Einlaß bitten:

„*Ilz soient les trèsbien venuz, dist elle: avant, avant, vous telz et telz, allez tuer chappons et poullailles, et ce que nous avons de bon, et mectez en haste.*" *Bref, elle disposa comme femme de bien et de grant façon, comme elle estoit et encores est . . . Et print bien à haste sa robe de nuyt, et ainsi attournée qu'elle estoit, le plus gentement qu'elle peut vint au devant des*

seigneurs dessusdis, deux torches devant elle et une seulle femme avecques elle . . etc. etc.

4. Die plötzliche Rückkehr des Gatten am Schluß der Novelle, welche dem Ritter das Beisammensein mit seiner Dame vereitelt, findet eine gewisse Entsprechung in der Tatsache, daß auch einmal im Roman der Gatte unvermutet heimkehrt und den Châtelain, der gerade auf dem Wege zu seiner Gattin ist, unterwegs trifft und ihm so seine Absicht zu nichte macht.

5. Wie die Dame unserer Novelle einen Brief mit Liebesgeständnis und Einladung schickt, so sendet auch die Frau von Fayel dem Châtelain einen Brief; auch empfindet sie, allerdings unbegründeter Weise, über ihre vermeintliche Nebenbuhlerin Eifersucht, gerade wie die spröde Dame in der Novelle.

Jede einzelne Ähnlichkeit für sich betrachtet, ist ziemlich unbedeutend und will nicht viel besagen. Nur die Tatsache, daß eben mehrere Übereinstimmungen vorhanden sind, verdient eine gewisse Beachtung. Sie zeigt, daß der Verfasser in dieser Novelle mit allerlei literarischen Reminiszenzen arbeitet. Weiter beweist sie aber auch nichts. Eine direkte Erinnerung an den schönen Roman des Châtelain de Coucy, der übrigens reich an Motiven novellistischer Art ist, anzunehmen liegt kein Grund vor.

Ich bin dieser Erzählung etwas nachgegangen, weil sie aus der Masse herausfällt. Sie behandelt kein altes, traditionelles Schwankmotiv, und gerade die wenigen von den hundert Novellen, die das nicht tun, sind die interessantesten. Gerade bei ihnen wäre es am wichtigsten zu wissen, woher der Verfasser sie nimmt. Die Quellen der neuen Zuflüsse in den Strom der Unterhaltungsliteratur zu finden, das ist das wünschenswerteste.

Vielleicht enthält die Erzählung einen Kern Wahrheit; eine ähnliche Begebenheit mag man sich in Hofkreisen, denen der Verfasser nahe stand, als einen willkommenen Klatsch mit schadenfrohem Lächeln erzählt haben. Dieses Gerede hat dann der Autor unserer Sammlung mit allerlei Erinnerungen zusammen zu seiner Novelle komponiert.

LXXXII.

Die Novelle erscheint wie eine Parodie auf die Pastourelle, die in der ewig gleichen konventionellen Art die Liebe zwischen Hirt und Hirtin singt. Es ist ein sehr rohes Schäferstück, dessen scheinbar naiver Zug es um so abstoßender macht. Im Ton erinnert es an eine Novelle Sercambis: „*De mala corretione*“, welche auch ein junges Hirtenpaar, Passarino und Bellocora, einführt[88]). Die französische Novelle jedoch bewahrt in ihrer ganzen Anlage mehr den Charakter der lyrischen Pastourelle. Es fehlt sogar nicht „*ung chapelet de florettes,*“ von der Schäferin gewunden und das vergebliche Werben der Schäferin nach dem ersten Genuß um eine Wiederholung.

[88]) *Novelle inedite* Nr. 70. p. 246.

LXXXVI.

Die Novelle ist ein „*arrest d'amours*“, allerdings recht grober Art, der sich dem Liebesprozeß in Novelle XXV würdig anschließt. Eine ältere Vorlage für diesen Schwank gibt es nicht. Er sieht ganz danach aus, als ob er frisch erfunden wäre. Er setzt sich nämlich aus lauter bekannten Motiven zusammen, die sich schon in anderen Novellen der Sammlung finden. Der Verfasser brauchte nur eine Handvoll von Details zu ergreifen, hier eins auf den Kopf zu stellen, dort ein anderes ein wenig zu verändern, und eine neue Novelle war fertig. Tatsächlich hat er das Motiv der Novelle LXXX umgedreht und aus dem ärztlichen Rat von Novelle XX, aus der er auch das tätige Eingreifen der Mutter nimmt, ein gerichtliches Urteil gemacht. In diesen Umwandlungen und Kombinationen beruht das Neue der Novelle. Bemerkenswert ist in der Novelle, wie nach dem Hochzeitsfeste die jungvermählte Frau von Mutter, Base, Nachbarinnen und anderen Frauen in die Brautkammer geführt und dort mit allerlei guten Ermahnungen gestärkt wird. Dieses Detail ist ohne Grund sehr ausführlich dargestellt, wohl in Erinnerung an ähnliche Situationen in älteren Romanen.

LXXXVII.

In dem Fabliau „*Du villain de Bailluel*“ [89]) gelingt es den vereinten Bemühungen der Frau und ihres Liebhabers, des Priesters, den Bauern zu überzeugen, er sei tot. Während er mit geschlossenen Augen, von einem Tuch bedeckt, auf seinem Lager liegt, vergnügt sich der Priester, der ihn einsegnen soll, mit seiner Gattin. Der Bauer bemerkt ihr Treiben und erklärt, wenn er nicht tot wäre, würde er den Priester schlagen, wie noch nie ein Mensch geschlagen worden sei. Der Priester aber beruhigt ihn, er sei ja tot, und so schließt er wieder die Augen. Die beiden setzen ihr Geschäft fort.

Die Novelle der *C. N. N.* berichtet von einem Ritter, der ein Kammermädchen liebt. Er erkrankt an einem Auge. Der Arzt, der ihn behandelt, verliebt sich in dasselbe Mädchen, und sie ist ihm auch gewogen. Der Arzt, der anscheinend nur im Zimmer des Ritters mit dem Mädchen zusammen kommen kann, behauptet, das kranke Auge könne nur dann geheilt werden, wenn beide Augen bedeckt seien. Und während nun der Ritter mit verbundenen Augen daliegt, geben sich die beiden ihrem Vergnügen hin. Dem Ritter bleibt ihr Tun nicht verborgen, er reißt sich den Verband von den Augen und hält mit seiner Entrüstung über den schändlichen Betrug nicht zurück.

Ich füge noch die 71. Novelle aus dem *Heptameron* der Margarethe von Navarra an: Eine Frau liegt totkrank zu Bett. Ihr Gatte jammert und ist untröstlich. Nichtsdestoweniger benutzt er die Gelegenheit sich dem jungen Kammermädchen zu nähern und ein

---

[89]) M. R. t. IV p. 212 ff.

unsittliches Attentat auf sie zu versuchen. Die kranke Gattin merkt seine Absicht, und die maßlose Empörung verschafft ihr Stimme, Kraft und Gesundheit wieder.

Die drei Novellen zeigen die Dehnbarkeit und Entwicklungsfähigkeit eines Motivs. Die Situation ist in allen drei Novellen dieselbe: In Gegenwart eines Dritten, den man wegen Krankheit (oder wegen vermeintlichen Todes) unschädlich glaubt, geben sich zwei auf Kosten dieses Dritten (Gatte, Liebhaber, Gattin) unerlaubter Liebe hin. Einkleidung und Behandlung in den drei angeführten Novellen ist so verschieden, daß man die gemeinsame Situation kaum wiedererkennt. Was die drei Bearbeiter aus dieser Situation gemacht haben, wie sie sie zu ganz verschiedenen Wirkungen gestalten konnten, geht uns hier nicht an. Ich wollte nur zeigen, wie auch in dieser Novelle der Erzähler seinen Stoff aus der allgemeinen, hin und her schwankenden Masse der Tradition entlehnt.

XC.

Toldo behauptet: „*È la facezia del Poggio Venia rite negata. Nelle C. N. N. il racconto è diluito, con soverchia prolissità*“ [90]). Das ist wohl nicht ganz richtig. Die französische Erzählung hat allerdings nicht die Kürze der lateinischen, dafür aber auch nichts von ihrer Nüchternheit bewahrt. Außerdem fügt sie einen neuen Zug hinzu, der bei Poggio fehlt, nämlich die Heilung der kranken Frau durch eben das Mittel, über dessen wenig häufige Anwendung in der Zeit ihres Lebens die Frau ihrem Mann so heftige Vorwürfe machte. Dem Verfasser konnte für diese Weiterführung eine andere Facecie Poggios, „*De viro qui uxorem ægrotam cognovit et postea convaluit*“ als Anregung dienen. Dann wäre also die französische Novelle aus der Verschmelzung zweier Facecien entstanden.

XCI.

Diese kurze Novelle stammt aus Poggio. Aber wenn irgend eine der aus den Facecien entlehnten Novellen verbessert und vertieft worden ist, so ist es diese. Das Thema Poggios war „*quae poena esset statuenda in uxores impudicas*“. Der Gewährsmann Poggios, Bonifacius Salutatus, berichtet, daß ein Bologneser „*habuit uxorem satis liberalem, et mihi quandoque obsequentem*“. Der Gatte habe einmal der Gattin scheltend ihren schlechten Lebenswandel vorgeworfen. Diese habe nach der Art solcher Frauen sich durch Leugnen verteidigt. Da habe der Mann ihr zugerufen: „*Joanna, Joanna, ego te neque verberabo, neque percutiam, sed in tantum refutuam, quoad plenam domum filiis reddam, atque ita solam te cum natis relinquam postmodum, et abibo*“. Diese furchtbare Strafandrohung erregt einmütiges Gelächter des „*Bugiale*“.

Aus dieser lächerlichen Anekdote hat der Verfasser der *C. N. N.*, indem er allerdings mit den stärksten und derbsten Mitteln

[90]) *Contributo* etc. p. 26.

arbeitet, ein psychologisches Gemälde von grauenhafter Wirkung geschaffen. Bewußt oder unbewußt greift er in dunkelste Tiefen der Menschlichkeit und deckt unter schrillem Gelächter widerlichste Verderbtheit auf.

Aus der mit ihrer Gunst recht freigebigen Frau, die er bei Poggio fand, macht er ein von der unersättlichsten Begierde nach dem Manne, von rasendster Liebeswut gequältes Weib, ein unglückliches Geschöpf, das sich an allen Straßenecken anbietet, eine Elende, bei der Drohungen und Strafen so viel helfen wie bei einem tollen Hunde. „*Il y avoit peu d'hommes en toute la contrée où elle repairoit pour estaindre une petite estincelle de son grand feu; et quiconques la barguignoit, il l'avoit aussi bien à creance que à argent sec, fust l'homme vieil, layt, bossu, contrefait ou d'aultre quelque deffigurance; bref, nul ne s'en alloit sans denrée reporter.*“ Sie kann nichts für ihr schmachvolles Dasein, es lastet ein Verhängnis auf ihr. Darum verteidigt sie sich nicht, leugnet sie nichts, wenn der Gatte sie schilt. „*Hélas! mon mary, dit elle, en vérité, j'en suis plus courroussée que vous n'estes, et trop plus me desplaist; mais je n'y puis remède mettre; car je suis tellement née soubz telle estoille pour estre preste et servant aux hommes.*“ Kein anderes Mittel gibt es mich zu heilen als den Tod. Die Drohung ihres Gatten verfehlt jede Wirkung: „*telles menasses m'espantent pou, je ne vous crain. Touchez cela; si j'en desmarche, je veil qu'on me tonde en croix; et s'il vous semble que vous ayez puissance, avancez vous et commencez tout maintenant; je suis preste pour livrer le moulle*“.

Ihr kann nicht geholfen werden, sie kann nicht ihrem Schicksal entrissen werden, der Gatte muß sie laufen lassen „wie eine Hündin zwischen zwei Dutzend Hunden, hingegeben all ihren unbezähmbaren Wünschen und Begierden“.

Ein Bon-Mot, das zum Lachen reizen konnte, war die Facecie Poggios; in der französischen Erzählung ist das Witzige ganz verschwunden und ernste Nachdenklichkeit tritt an seine Stelle. Mit den groben Mitteln einer brutalen Darstellungsweise ist die entsetzensvolle Zerrüttung gezeigt, die maßlose Sinnlichkeit im Menschen erzeugen kann. Die frauenfeindliche Tendenz verschwindet sogar, nur das Bild des elenden, von tierischen Leidenschaften gequälten Menschen bleibt. Dieses Ergebnis ist tiefer als die Verachtung des Pantschatantra: „Keinen gibt's, den sie verschmähen, selbst das Alter hält sie nicht ab; einerlei ob schön oder häßlich, es ist ein Mann! sie lieben ihn“.

Der starke Eindruck dieser Erzählung ist zwingend für jeden, der nicht über die Buchstaben hinweg liest. War er vom Verfasser gewollt oder gelang ihm ein Wurf, ohne daß er es ahnte? Es scheint, als habe nur das Bedürfnis nach Erweiterung, nicht nach Vertiefung der Poggioschen Facecie dem Erzähler die Feder geführt. Er wollte wohl nur einen „*joyeux compte*“ berichten, und die unglückliche

Veranlagung des armen Weibes war ihm wohl nichts anderes als der so oft schon von ihm behandelte leichtsinnige, tändelnde Hang zu dem „*joly mestier*" käuflicher Liebe. Aber wenn er auch so oberflächlich und gedankenlos an seine Erzählung herangegangen ist, so ist sie ihm doch unter der Hand zu einer persönlichen und neuen Schöpfung geworden.

XCIV.

Diese Novelle ist deshalb interessant, weil sie, wenn ich nicht irre, das erste Beispiel einer französischen Eulenspiegelgeschichte ist. Der Held ist ein Curé „*qui faisoit du gorgias tout oultre. Il portoit la robe courte, chausses tirées, à la fasson de court; tant gaillard estoit que l'on ne povoit plus.*" Das Eulenspiegelhafte seines Wesens beruht darin, daß er alle die von seinen Vorgesetzten kommenden Befehle seine Kleidung und sein Aussehen betreffend, wörtlich nimmt und auf diese Weise natürlich die Absicht der Oberen nicht erfüllt. Sein ganzes Gebaren ist übrigens ziemlich witzlos, so daß man seine Streiche nicht als sehr gelungen bezeichnen kann. Er selber zieht auch den Kürzeren und wird schließlich klug, nachdem er die Nutzlosigkeit seines Eigensinnes erkannt hat „*à la sueur de sa bourse*".

XCVIII.

Von dieser Novelle existieren drei Fassungen: die lateinische des Nicolas de Clamangis[91]), die französische Übertragung von Rasse de Brinchamel und die nach dieser Vorlage verfaßte Bearbeitung des Autors der *C. N. N.* Rasse de Brinchamel hat sein Opus dem von ihm hoch verehrten Antoine de la Sale gewidmet, Antoine de la Sale hat diese Widmung seinem Roman „*Petit Jehan de Saintré*" angehängt. Die 98. Novelle der *C. N. N.* schreibt sich der acteur selber zu; es lag vielleicht nahe in Antoine de la Sale und dem acteur dieselbe Persönlichkeit zu sehen. Notwendig aber ist diese Schlußfolgerung nicht.

Es ist auffallend, daß der Text Rasse de Brinchamels nicht mit dem der *C. N. N.* übereinstimmt. Antoine de la Sale, der die Fassung Brinchamels dem Manuskripte des *Petit Jehan de Saintré* unangetastet anfügte, hätte das Bedürfnis empfunden, sie für die *C. N. N.* zu ändern? Er hätte sich gerade bei dieser Geschichte die Autorschaft angemaßt, wo in seinem eben fertig gestellten Romane deutlich zu lesen war, daß er sie erst als Dritter durch Vermittlung eines ihm begeistert ergebenen Freundes erhalten hatte? Er hätte sicher, wenn er der Compilator der *C. N. N.* gewesen wäre, den Namen Rasse de Brinchamel über die Novelle gesetzt. Man könnte eigentlich mit demselben Rechte Rasse de Brinchamel als den Redaktor der *C. N. N.* ansehen und annehmen, er habe seine Übersetzung noch einmal durchgesehen, gefeilt und dem Charakter der anderen

[91]) gedruckt in Hommey: *Supplementum Patrum* (1686) p. 508 ff.

Novellen ein wenig mehr angepaßt, indem er alle allgemeinen Erwägungen vor und nach der Erzählung wegfallen ließ.

In Wirklichkeit kann die Novelle für die Frage der Autorschaft der *C. N. N.* nichts beweisen. Der Verfasser der Sammlung hat das Manuskript des *Petit Jehan de Saintré* in Händen gehabt, darin die Geschichte gelesen und sie als willkommene Beute für seine Sammlung sich angeeignet. Er hat kein Bedenken getragen, sie dadurch, daß er sie dem acteur zuschrieb, für sich in Anspruch zu nehmen. Zartfühlend war er sicher nicht. Er glaubte vielleicht ein Recht dazu zu haben; denn er ließ keinen Satz seiner Vorlage unverändert. Er schrieb die Geschichte nach seinem Temperamente um. An einzelnen Stellen dehnte er sie geschwätzig aus, an anderen ließ er weg, was ihm allzu sentimental und rührend erschien, hier fügte er kleine realistische, beobachtete Details hinzu, dort gebrauchte er ein par stärkere Ausdrücke, die sich gut in die Situation einfügten.

C.

Die hundertste Erzählung ist die Vorlage von Goethes Procuratornovelle in den „Unterhaltungen deutscher Ausgewanderter“ geworden. Sie selber ist einer lateinischen Novelle ziemlich genau nachgebildet.

Die lateinische Fassung hat uns der deutsche Humanist Albrecht von Eyb bewahrt. Er hat sie nach einer unbekannten Vorlage zwischen 1453 und 1459 niedergeschrieben und dann nach dieser lateinischen Fassung seine Erzählung „Wie sich ein fraw halten solle in abwesen irs mannes“ abgefaßt[92]).

Auf demselben lateinischen Text beruht auch eine andere, ziemlich getreue, durch einen Anonymus verfertigte Übertragung, die man mit Unrecht für eine Arbeit des Niclaus von Wyle gehalten hat[93]).

Wer die lateinische Erzählung verfaßt hat, ist unbekannt. Jedenfalls hat sie ein Italiener geschrieben. Für diese Annahme spricht die Verlegung des Schauplatzes der Geschichte nach Genua, sprechen vor allen Dingen die italienischen Namen Zani und Galiotto. Die anderen in der Erzählung enthaltenen Namen Aronus, Marina, Dagmanus, Antonia sind latinisiert. Es ist wohl möglich, daß die Erzählung ursprünglisch italienisch verfaßt war und dann erst ins Lateinische von einem gelehrten Humanisten übertragen wurde. Doch deutet der verfeinerte Charakter der Erzählung nicht gerade auf volkstümliche Entstehung oder gar Tradition hin.

Welcher Art aber auch der Ursprung der Novelle sein mag, unser französischer Bearbeiter hat sie sicher aus einer lateinischen

---

[92]) Die lat. Fassung ist abgedruckt von Max Herrmann in der *Vierteljahrschrift für Litteraturgchichte.* III. Band p. 1 ff. „*Die lateinische „Marina*“ Das „*Ehebüchlein*“ Albrechts von Eyb, in dem sich die Erzählung befindet, ist ebenfalls von H. neu herausgegeben in „*Schriften zur german. Philologie*“ IV. Heft. Berlin 1890. *Deutsche Schriften* des „Albrecht von Eyb, I. Band.

[93]) Herausgeg. von Strauch in: *Zeitschrift f. deutsches Altertum* Bd. 29. p. 325 ff.

Vorlage übertragen, wie aus einer genauen Vergleichung des uns von Albrecht von Eyb erhaltenen lateinischen Textes mit dem französischen deutlich hervorgeht.

Da Herrmann trotz mancher Stellen, die ihm wie eine wortgetreue Übersetzung aus dem Lateinischen vorkamen, eine Entlehnung aus einer italienischen Vorlage als nicht ganz unmöglich ansah, so führe ich im folgenden einige Stellen an, die sich nur als direkte Übersetzung aus einem lateinischen Texte erklären lassen.

Die beweiskräftigsten Anzeichen für eine Übersetzung aus dem Lateinischen, scheinen mir zwei falsche Übertragungen des Franzosen zu sein. Er übersetzt nämlich:

„*O beatos patres, qui prudentes filios heredes linquunt*"[94]) mit „*O bien heureux sont les pères qui laissent à leurs successeurs bons et sages enfans!*"

„*Nec equidem patitur etas mea, forma et dulces animi inane hoc et vacuum mihi sic labi tempus*[95]) übersetzt er, indem er statt „*animi*" „*anni*" liest, mit: „*car mon jeune eage, ma beaulté, mes tendres ans, ne pevent souffrir que le temps despende et consume ainsi mes jours en vain*[96])."

Von einzelnen Wendungen, die direkt aus dem Lateinischen übersetzt zu sein scheinen, führe ich als besonders beweiskräftig an:

„*Verum autem cum cognosco, quid etas tua, quid forma et inclusus appetit calor, tibi impossibile futurum scio, ut medio tempore, quo extra mansurus sum, cum alio viro coniungi necesse habeas*"[97]), wird übersetzt mit: „*toutesfoiz quand je cognois quelz sont vostre eage et l'inclinacion de la secrète et musée chaleur en quoi vous abundez, il ne me semble pas possible qu'il ne vous faille, par pure necessité et contraincte, ou temps de mon abscence avoir compaignie d'homme.*"

„*Est igitur istud, quod maximis rogationibus obsecro*"[98]) wird übersetzt durch „*Veezcy doncques le point où je vous veil tresaffectueusement prier*". Ton, Stellung, Nachdruck sind aufs deutlichste im engsten Anschluß an den vorliegenden Text wiedergegeben.

. . . *cara deprecor coniunx: in agendo astuta et cauta sis, ne, quid feceris, publicetur in vulgo* . . .[99]) = *je vous prie, ma chère espouze, que à l'execution de vostre desir vous vous conduisiez prudentement et subtillement, et tellement qu'il n'en puist estre publicque renommée.*

[94]) Hermann 3_{2}
[95]) Hermann 10_{17}
[96]) Malespini, der die Novelle in seine Sammlung aufgenommen hat (*Ducento Novelle* II_{12}), stellt im ersten Falle den richtigen Sinn wieder her, im zweiten Fall lässt er die durch „mes tendres ans" geschaffene Wiederholung einfach aus.
[97]) 6_{2} [98]) 6_{8} [99]) 6_{13}

„*Et si (quod absit et semper avertat deus!) quodcunque contrarium acciderit menti* . . .[100]) heißt: „*et si que Dieu ne veille il advient le contraire*“ . . .

„*Quenam facies et quis gressus? video profecto te tenuisse ieiunium. O amata dulcis! Hodie medium evasimus tempus.*“[101]) wird:

„*Quel viaire est ce là et comment marchez vous? Maintenant j'aperçoy que avez besoigné l'abstinence et comment. Ma très doulce et seule amye, aiez ferme et constant courage; nous avons aujourd'huy achevé la moitié de nostre jeusne.*“

Durch diese wenigen Beispiele, die sich leicht vermehren ließen, wird die Benutzung einer lateinischen Vorlage, nach der unser Verfasser gearbeitet hat, ersichtlich. Wie er zu seiner Vorlage gekommen ist, wissen wir nicht.

Ehe mir die lateinische Marina bekannt wurde, war mir eine Ähnlichkeit des Motivs unserer Novelle mit der Rahmenerzählung der türkischen Bearbeitung des sanskritischen „Çukasaptati“, des sogenannten Papageienbuches, aufgefallen.

Der junge Kaufmann Sâïd tritt eine überseeische Handelsreise an. Seiner trostlos jammernden Gattin Mâhi-Scheker vertraut er seinen klugen Papagei und ein Papageienweibchen an und gibt ihr für die Zeit seiner Abwesenheit verschiedene Verhaltungsmaßregeln. Sein zweiter Ratschlag hat große Ähnlichkeit mit einer Ermahnung unseres Kaufmannes an seine Frau. Er heißt[102]): „Zweitens sollst du bis zu meiner Heimkehr dich keinen Schritt vom Wege der Enthaltsamkeit entfernen, und, falls ich ein ganzes Jahr lang ausbleiben sollte und dann deine Leidenschaften und Lüste auf dich einstürmen, dir mit elenden, gemeinen Leuten nichts zu schaffen machen, sondern lieber mit einem dir gemäßen, schönen, anständigen Manne von gutem Herkommen in Liebschaft treten. Dem stände nichts im Wege; doch bitte ich dich, auch dann mit dem Papagei zu Rate zu gehen.“ Da aber die Gattin nur um so heftiger nach diesen Worten weint, so beruhigt sie der Gatte, indem er ihr sagt, er habe nur gescherzt. In unserer Novelle ist der Rat des Gatten durchaus ernsthaft gemeint.

Nach einjähriger Trauer gewinnt die Gattin die Liebe eines Jünglings, aber eingedenk des Rates, den der scheidende Gatte ihr gab, fragt sie erst das Papageienweibchen, dann den Papagei um ihre Meinung. Das Weibchen ist unklug und wird darum von ihr getötet. Der Papagei weiß sie dreißig Nächte lang, indem er sie eigentlich immer ermutigt ihren Liebsten zu besuchen, durch Erzählungen hinzuhalten, bis in der dreißigsten Nacht der Gatte zurückkehrt und ihm so die Treue der Gattin (äußerlich wenigstens) bewahrt geblieben ist.

---

100) 7_{21} 101) 12_{17}

102) In der Übersetzung von Georg Rosen: *Tuti-Nameh, Das Papageienbuch.* Leipzig 1858. p. 14.

In der alten Erzählung ist also der Papagei, nicht der keusche Liebhaber selbst der Retter der nach Liebeslust verlangenden Frau und nicht durch Fasten und Enthaltsamkeit dämpft er ihre Glut, sondern er beschäftigt sie mit klugen und schönen Reden, ohne ihre Begierde zu töten, die noch da ist im Augenblicke, da sie dem unvermutet zurückkehrenden Gatten die Türe öffnet, durch die sie gerade unter dem Schutze der Nacht zu ihrem Geliebten schlüpfen wollte. Was Schiller mit Unrecht der vermeintlichen Boccaccionovelle vorwarf, daß nämlich die Treue der Gattin nur durch die rechtzeitige Rückkehr gewahrt bleibe,[103]) trifft im Papageienbuch zu.

Es fehlt dort natürlich auch die List des vermeintlichen Gelübdes der Enthaltsamkeit und Keuschheit[104]). Der Geist dieser Rahmenerzählung ist ganz verschieden von der Novelle des 15. Jahrhunderts, die auf dem christlichen Prinzip von der Abtötung des Fleisches beruht.

Ganz verschieden von dem Prinzip der Fleischesabtötung ist ein Motiv, das man mit ihm in Verbindung hat bringen wollen, das Motiv nämlich, das sich z. B. in der vierten Meistererzählung im Buche der sieben Meister befindet[105]). Dort läßt nämlich der Gatte seine Frau, die ihn betrügen möchte, zur Ader und macht sie durch den starken Blutverlust so schwach und krank, daß ihr alle Liebesgelüste vergehen. Aber der Grund, weswegen der Gatte seiner Frau so viel But abzapft, ist nicht, weil er ihre Liebesglut dämpfen will, die er gar nicht ahnt, sondern weil er durch diese Radikalkur das schlechte Blut in ihr, das sie zu allerlei schlimmen und ihm sehr unangenehmen Taten trieb, entfernen wollte. Die Heilung der Frau von unkeuschen Begierden wird durch diesen Aderlaß wohl erzielt, war aber nicht beabsichtigt.

Auch der Hinweis Herrmanns auf Poggios Facecie „*De muliere phrenetica*“ will mir verfehlt erscheinen[106]); denn nicht ein unfreiwilliges Bad tut die erwünschte Wirkung, sondern bei Gelegenheit dieses Bades erkennen die Begleiter, was der Frau not tut, nämlich alles andere als Enthaltsamkeit.

---

[103]) Schiller an Goethe, 20. März 1795.

[104]) Ein fingiertes Keuschheitsgelübde seitens der bedrängten Frau, um ihre Ehre vor dem Verfolger zu retten, findet sich in dem griechischen Roman des Xenophon von Ephesus: „*Ephebische Geschichten von Antheia und Habrokomes.*“ Cf. Rohde. *Der griechische Roman* p. 411/112. 2. Aufl. Lpzg. 1900. Ein Fastengelübde der Frau findet sich in dem persischen Roman „*Bahar-Danush.*“ Die ihrem Gatten entführte Gattin erklärt auf die Liebesbeteurung ihres Entführers, dass auch sie ihn seit langer Zeit liebe. Nur habe sie gelobt, dass wenn sie mit ihm vereinigt werden sollte, sie vier Monate lang in stiller Zurückgezogenheit beten und fasten wollte. Er solle sie durch geduldiges Warten in diesem frommen Gelübde unterstützen. Durch diese List gewinnt sie Zeit, und der Gatte kann sie aus den Händen des Verführers befreien. (Innajatullah: *Bahar-Danush or the Garden of Knowledge* 3 vols. Shrewsbury 1799. Kap. 32 vol. III. p. 35 ff.)

[105]) M. Landau: *Beilage zur Allgemeinen Zeitung.* 24 Nov. 1882. In einem Aufsatze, in dem er auch auf die Ähnlichkeit von *C. N. N.* 100 mit *Çukasaptati* und *Papageienbuch* hinweist.

[106]) *Vierteljahrschrift für Litteraturgeschichte.* III p. 27. (Anm.)

Es gibt keine wirklichen Parallelen zu unserer Novelle, schon deswegen nicht, weil in keiner älteren Geschichte irgend welcher Art auch eine innere Heilung der Frau, ein Verstehen der feinen List ihres „vollkommenen" Liebhabers zu finden wäre.

In der vorangegangenen Untersuchung sind nur solche Erzählungen behandelt worden, zu denen ich aus eigenen Forschungen Neues hinzufügen oder an die ich besondere Erwägungen, die mir für die stoffliche Entlehnung von Belang zu sein schienen, anknüpfen konnte. Es kam mir in dieser Betrachtung darauf an, Übereinstimmungen und Ähnlichkeiten in Motiven und Einzelheiten mit älteren, gelegentlich auch jüngeren Aufzeichnungen zu finden, welche irgendwie dazu beitragen konnten, Herleitung und Entstehung der Novellen zu erklären. Grundsätzlich habe ich darauf verzichtet, Nachahmungen und Entlehnungen aus den C. N. N. durch spätere Autoren anzugeben.

Welcher Art sind die Resultate, die wir erlangen konnten? Zwei Novellen stammen aus einer lateinischen Vorlage, No. 98 und 100. Sie fallen aus dem Rahmen heraus und tragen keinen schwankartigen Charakter. Eine Novelle, No. 69, scheint einen wirklichen Vorfall aus dem Leben wiederzugeben. Eine Novelle, No. 70, nicht besonders behandelt, zieht ihren Stoff aus der frommen Legende. Die große Masse der Novellen besteht aus Erzählungen schwankartigen Charakters, welche stofflich nicht von der Art der altfranzösischen Fabliaux verschieden sind.

Eine Novelle nur, No. 45, schien uns direkt aus dem Italienischen entlehnt zu sein. Es besteht sonst keine Entlehnung aus italienischen Novellen. Wir haben in allen Fällen, wo Ähnlichkeiten vorhanden waren, Unabhängigkeit des französischen Autors feststellen können.

Eine Reihe von Novellen stammt aus Poggio, 21 Novellen. Neun von den lateinischen Facecien erweitert der Verfasser dadurch, daß er sie mit alt-heimischen Schwankmotiven verbindet. Keine Facecie bringt prinzipiell Neues in das Stoffgebiet der *C. N. N.* hinein. Poggio schöpft in allen den Facecien, die der Franzose nachahmt, aus der gleichen Tradition wie dieser. Der Einfluß Poggios in stofflicher Hinsicht, gemessen an der Neuheit des mitgeteilten Materials, ist daher gleich Null. Hätte zufällig unser Autor Poggio nicht gekannt, so würde der Charakter der Sammlung nicht im geringsten geändert sein. Als ein Zeuge italienischen Einflusses kann der lateinisch schreibende Poggio mit seinem internationalen Schwankstoff nicht gelten. Gerade was spezifisch italienisch in Poggio ist, hat der Franzose nicht herübergenommen.

Die These des italienischen Einflusses, die Toldo in seinen Untersuchungen verfocht und die Gaston Paris in der Hauptsache bereits zurückwies, wird also auch in dieser Arbeit, und zwar noch entschiedener, abgelehnt.

Eine ziemlich geringe Zahl von Novellen nur trägt nicht traditionellen Charakter. Es sind heitere Anekdoten, die dem Leben und der Erfahrung des Tages näher stehen, ohne doch der Wirklichkeit entnommen zu sein; denn dazu ist ihr Inhalt meist zu unwahrscheinlich. Sie sind z. T. nicht behandelt worden. Sie treten ganz anspruchslos auf und tragen zum Teil skizzenhaften, fragmentarischen Charakter.

Ganz wenige von den Novellen gehen etwas tiefer. Besonders die Novellen 54, 55, 77 schienen uns Anfänge von psychologischer Anlage zu enthalten. Doch ist nicht zu entscheiden, ob sich der Erzähler der Besonderheit solcher Fälle bewußt war.

Die ritterliche Liebesdichtung vergangener Zeit ist rein nie vertreten. Nur eine Novelle, für die aber eine Vorlage nicht zu finden war, schließt sich enger an sie an.

Poetische Stoffe, die in das Reich der Dichtung wiesen, sind nicht vorhanden, Die Sammlung bleibt, die gekennzeichneten geringfügigen Ausnahmen abgerechnet, im niedrigen, geschlechtlich-derbkomischen Genre, wie es schon die Fabliaux darstellten, stecken.

Ein wirklicher Vorstoß in neue, höhere, im eigentlichen Sinne moderne Stoffgebiete, wird von dem unbekannten Verfasser mit Bewußtsein nicht unternommen.

Diese Untersuchung des stofflichen Materials der *C. N. N.* lehrt, mit welcher Zähigkeit die mittelalterliche Novelle — ihres Inhaltes wegen müssen wir die Sammlung in das Mittelalter versetzen — am alten Gut festhält.

Man wird die konservativen Kräfte, die in der mittelalterlichen Novelle wirksam sind, dann ganz begreifen, wenn man daran denkt, daß diese Novellen nicht die spontanen Schöpfungen bedeutender Persönlichkeiten sind. Die großen Kunstwerke enthüllen den Geist ihrer Schöpfer, die mittelalterliche Novelle ist der Ausdruck des Massenbewußtseins. Die Novellisten sind bis zu einem gewissen Grade Chronisten des Massenbewußtseins ihrer Zeit. Sie haben keine neuen, persönlichen Gedanken in die Masse hineingeworfen, sie haben genommen und von neuem gestaltet, was eine seit Jahrhunderten in dieser Masse sich fortwälzende Tradition an Gestaltungsfähigem für sie barg.

Das Wort Novelle bedeutet zwar die Erzählung von etwas Neuem, der Novellenerzähler versichert zwar häufig eine neue Begebenheit vortragen zu wollen, aber in den meisten Fällen ist das Neue, welches er vorbringt, nur eine geschickte Nuancierung und Verschleierung des Alten und längst Wohlbekannten.

Die moderne Novelle, soweit das Stoffliche in Betracht kommt, beginnt erst, wenn der Novellist seine Stoffe selbst erfindet, bewußt darauf ausgeht, sie zu erfinden. In diesem Sinne ist Cervantes der erste moderne Novellist.

Giessen. Walther Küchler.

Einige Beziehungen der englischen Dichterin E. Barrett-Browning zu Frankreich, insbesondere zur französischen Literatur.

Bekanntlich hat Elizabeth Barrett-Browning von Jugend auf eine große Vorliebe für die französische Nation bekundet. Diese ausgesprochene Sympathie spiegelt sich in vertraulichen brieflichen Mitteilungen, in charakteristischen Äußerungen, die ihren Dichtungen eingeflochten sind und in beachtenswerten Stellen ihrer Werke, die, vielleicht spontan-unbewußt, Anklänge an französische Vorbilder enthalten. Zeitgenössische französische Romanschriftsteller, insbesondere Balzac und George Sand, beeinflußten die Lebensansichten der Dichterin nicht wenig. Sie besaß ein großes Verständnis für französische Charaktereigenschaften und das nicht bloß in England landesübliche Vorurteil gegen die angebliche Frivolität der französischen Seele entlockte ihr einen feierlichen und zugleich höchst sarkastisch klingenden Protest:

The English have a scornful insular way
Of calling the French light. The levity
Is in the judgment only which yet stands,
For say a foolish thing but oft enough
(And here's the secret of a hundred creeds,
Men get opinions as boys learn to spell,
By re-iteration chiefly) the same thing
Shall pass at last for absolutely wise,
And not with fools exclusively. And so
We say the French are light, as if we said
The cat mews or the milch-cow gives us milk . . .[1])

E. Browning hat freilich auch wiederholt Gelegenheit gefunden der von ihr so lebhaft bewunderten Nation durch mehrfachen längeren

[1]) Cf. *Aurora Leigh*, Eingang des 6. Buches. (*The poetical works in six volumes*, vol. VI, p. 215).

Aufenthalt in Frankreich persönlich näher zu treten. Ihre viermalige Anwesenheit auf französischem Boden fällt in die Jahre 1846, 1851—1852, 1855—1856 und 1858.

Schon der erste Aufenthalt in Frankreich stimmte sie enthusiastisch. Er war freilich in anbetracht der obwaltenden Verhältnisse nur kurz. Denn acht Tage nach der am 12. Sept. 1846 erfolgten heimlichen Eheschließung, befand sich das neuvermählte Dichterpaar nur auf der Durchreise nach Italien. Ihr Weg führte über Paris, Orléans, Moulins, Avignon (mit einem Abstecher nach Vaucluse, natürlich zu Ehren Petrarca's), Marseille nach Pisa. Paris hinterließ den Reisenden einen fesselnden Eindruck. Leider machte die zarte Gesundheit der Dichterin einen dauernden Aufenthalt in der Metropole zur Unmöglichkeit. Aber sie war wie fasciniert. Schon auf der Weiterreise begriffen, schrieb Frau Browning am 2. Okt. 1846 an eine Freundin: *The week at Paris! Such a strange week it was, altogether like a vision. Whether in the body or out of the body I cannot tell scarcely. Our Balzac should be flattered beyond measure by my thinking of him at all. Which I did . . . Once we were at the Louvre, but we kept very still of course and were satisfied with the idea of Paris. I could have borne to live on there, it was all so strange and full of contrast.*[2])

Wichtig ist der zweite längere Aufenthalt in Paris, der sich über den Winter 1851—1852 und zwar über die Monate Oktober bis Ende Juni erstreckte. Während dieses Zeitraumes arbeitete der Geist der Dichterin in mehr als einer Beziehung stark rezeptiv. Briefliche Äußerungen zeigen, wie energisch Frau Browning an allen geistigen Interessen Frankreichs, auch in politischer Beziehung, an jenem denkwürdigen historischen Wendepunkte der Nation (le Coup d'Etat) Anteil nahm. Soweit ihre schwächliche Konstitution es gestattete, knüpfte sie sogar direkte Beziehungen zu Pariser Gesellschaftskreisen an. Mit ungewohnter Hartnäckigkeit setzte sie insbesondere die Erfüllung eines Herzenswunsches durch, der stets an neuen Hindernissen zu scheitern drohte. Sie hegte ein starkes Verlangen, ihre Lieblingsschriftstellerin George Sand persönlich kennen zu lernen. Der erste Versuch (um die Weihnachtszeit) mißlang. Das Ehepaar Browning besaß ein Empfehlungsschreiben Mazzini's, das es nicht in unbefugte Hände legen wollte. Von französischer Seite fehlte es ebenfalls an geschicktem Entgegenkommen: *There was a M. François who pretended to be her very particular friend, and who managed the business so particularly ill, from some motive or some incapacity, that he did not give us an opportunity of presenting our letter. He did not d a r e to present it for us, he said. She is shy, she distrusts book-making strangers, and she intended to*

---

[2]) Cf. *The Letters of Elizabeth Barrett-Browning*, London, Smith Elder & Co, vol. 1, p. 299.

be incognito while in Paris . . . She is said to have appeared in Paris in a bloom of recovered beauty and brilliancy of eyes, and the success of her play: Le Mariage de Victorine *was complete. A strange wild, wonderful woman, certainly. While she was here, she used a bedroom which belongs to her son, a mere chambre de garçon — and for the rest, saw whatever friends she chose to see only at the café where she breakfasted and dined. She has just finished a romance, we hear, and took fifty-two nights to write it. She writes only at night*[3]).

Erst im Februar des folgenden Jahres glückte eine zweimalige Zusammenkunft, ohne daß sich die beiden grundverschiedenen Frauen in der Folge irgendwie näher getreten wären. Die Kluft zwischen dem Naturell der beiden Dichterinnen war zu weit. Frau Brownings ehrlicher Enthusiasmus war bemüht, diese Kluft zu überbrücken, die geniale Französin, die in jenen stürmischen Tagen viel zu viel aktiven Anteil an allen möglichen Formen des Lebenskampfes nahm, war zu zerstreut um die Sympathie voll zu würdigen, die ihr von einer genialen Geschlechtsgenossin makellosen Rufes, so frei von kleinlichem Bedenken, entgegengebracht wurde. Die englische Dichterin hat mit gewohnter Großmut gleichwohl ein gerechtes Urteil über die schwierige Lebenslage, in der sich G. Sand zu jener Zeit befand, in die englische Heimat gemeldet. An dem Äußeren der „Romancière" fand sie Einiges auszusetzen[4]), die wunderliche Umgebung, in der sie dieselbe antraf, schildert sie getreulich, aber nicht gehässig; im April sogar (als nachträglichen Eindruck) mit verständnisvoller Wehmut: *She seems to live in the abomination of desolation, as far as regards society — crowds of ill-bred men who adore her à genoux bas, betwixt a puff of smoke and an ejection of salive. Society of the ragged Red diluted with the lower theatrical. She herself so different, so apart, so alone in her melancholy disdain! I was deeply interested in that poor woman, I felt a profound compassion for her. I did not mind much the Greek in Greek costume who tutoyéd her, and kissed her, I believe, so Robert said; or the other vulgar man of the theatre who went down on his knees and called her „sublime". Caprice d'amitié! said she, with her quiet gentle scorn. A noble woman under the mud, be certain. I would kneel down to her, too, if she would leave it all, throw it off, and be herself as God made here*[5]). Der Schriftstellerin George Sand ist Frau Browning, wie wir sehen werden, zu großem Dank verpflichtet, die Erkenntlichkeit veranlaßte sie auch in der Beurteilung der starken Schwächen moralischer Art sich von aller übertriebenen englischen Prüderie frei zu halten.

---

[3]) *Briefwechsel*, t. II p. 39.
[4]) *Cf. Grenzboten*, 1902, *Elizabeth Barrett-Browning und George Sand*, S. 368 ff.
[5]) *Briefwechsel*, t. II p. 63, 70.

Krankheit hinderte die Dichterin der Aufführung von *Les Vacances de Pandolphe* beizuwohnen. *George Sand had the goodness to send us tickets for the first night. She failed in it, I am sorry to say — it did not draw as the phrase is. Now she has left Paris*[6]) . . . Im April ließ sie sich jedoch durch die milde Witterung verlocken ein erstes und einziges Mal das Theater zu besuchen, um sich die *Dame aux Camélias* anzusehen. Die Vorstellung weckte sehr gemischte Gefühle in ihr. Das Stück an und für sich, insbesondere die Tendenz erschien ihr lobenswert, aber das tragische Leben der Bühne überreizte ihre solcher unmittelbaren Eindrücke ungewohnten Nerven: *I disagree with the common outcry about its immorality. According to my view, it is moral and human. But I never will go to see it again, for it almost broke my heart and split my head. I had a headache afterwards for twenty-four hours. Even Robert, who gives himself out for blasé on dramatic matters, couldn't keep the tears from rolling down his cheeks. The exquisite acting, the too literal truth to nature every where, was exasperating — there was something profane in such familiar handling of life and death. Art has no business with real grave clothes when she wants tragic drapery — has she? It was too much altogether like a bull fight. There's a caricature at the shop windows of the effect produced, the pit protecting itself with multitudinous umbrellas from the tears of the boxes. This play is by Alexandre Dumas fils — and is worthy by its talent of Alexandre Dumas père*[7]).

Die politisch bewegten Zeiten hinderten die Anknüpfung einer persönlichen Bekanntschaft mit Lamartine und Béranger[8]). Anderen literarischen Größen begegnete das Dichterpaar nur flüchtig, war aber vielseitig unterrichtet über pikante in Umlauf gesetzte Gerüchte und allerhand Anekdoten. Über Alexander Dumas meldet Frau Browning: *A. Dumas does write his own books, that's a fact. You know I always maintained it, through the odour of Dumas in the books, but people swore the contrary with great foolish oaths worth nothing. Maquet prepares historical materials, gathers together notes and so on, but Dumas writes every word of his books with his own hand, and with a facility amounting to inspiration, said my informant. He called him a great savage negro child. If he has twenty sous and wants bread, he buys a pretty cane instead. For the rest, bon enfant, kind and amiable. An inspired negro*

[6]) *A. a. O.* t. II, p. 66.

[7]) *A. a. O.* t. II, p. 66.

[8]) *A. a. O.* t. II, p. 49: *Béranger lives close to us, and Robert has seen him in his white hat wandering along the asphalte. I had a notion somehow that he was very old, but he is only elderly, not much indeed above sixty (which is the prime of life now-a-days), and he lives quietly and keeps out of scrapes poetical and political . . .*

child! In debt at this moment, after all the sums he has made . . .[9]) Alfred Musset blieb leider unsichtbar, obwohl er eines Abends bei Buloz mit Bestimmtheit als Gast eintreffen sollte. Das Urteil über den Dichter, das Frau Browning an dieses unmotivierte Ausbleiben knüpft, klingt indessen so verständnislos, daß man fast auf die Vermutung kommen könnte, sie habe seine poetischen Verdienste, vielleicht aus Parteinahme für George Sand völlig unterschätzt: *Do you know his poems? He is not capable of large grasps, but he has poet's life and blood in him, I assure you. He is said to be at the feet of Rachel just now, and a man may nearly as well be with a tigress in a cage. He began with the Princess Belgiojoso*[10]) *— followed George-Sand — Rachel finishes, is likely to „finish" in every sense. In the intervals, he plays at chess. There's the anatomy of a man!*[11])

Auch an den Gerüchten, die über den toten[12]) Balzac im Umlauf waren, nahm E. Browning lebhaften Anteil. Sie berichtet ganz launig nach England, daß der große Romancier sich kurz vor seinem Tod auf dem Lande angekauft haben solle . . . *a country place and there was a fruit tree in the garden — I think a walnut tree — about which he delighted himself in making various financial calculations after the manner of Cesar Birotteau.* Der von Balzac persönlich unternommene Hausbau habe dann nur einen einzigen Mangel aufgewiesen: *They had to put in the staircase afterwards.* Aber eine Bildergallerie war bereits vorgesehen *and the great writer chalked on the walls 'Mon Raffaelle', Mon Corrège, Mon Titien, Mon Léonard de Vinci, the pictures being yet unattained.* Auch Balzac's zur Manie ausartender Wunsch, Reichtümer anzuhäufen wird von E. Browning in nicht gehässige Beleuchtung gerückt: *The idée fixe of the man was to be rich one day, and he threw his subtle imagination and vital poetry into pounds, shillings and pence*

---

9) *A. a. O.* t. II p. 40.

10) Cf. Raffaello Barbiera, *La Principessa Belgiojosa*, Milano, 1902.

11) *Briefwechsel*, t. II p. 64. — In Florenz kam ihr (erst 1853) eine bessere Erkenntnis der Bedeutung des Dichters: *Alfred de Mussets poems I read . . . The French value him extremely for his music; and there is much in him otherwise to appreciate, I think; very beautiful things indeed. He is best to my mind when he is most lyrical, and when he says things in a breath. His elaborate poems are defective. One or two Spanish ballads of his seem to me perfect, really. He has great power in the introduction of familiar and conventional images without disturbing the ideal — a good power for these days. The worst is that the moral atmosphere is bad, and that, though I am not, as you know, the very least bit of a prude (not enough perhaps), some of his poems must be admitted to be most offensive.* (a. a. O. t. II p. 100).

12) Seinen Tod hat die Dichterin tief betrauert: *Oh — Balzac — what a loss! One of the greatest and most original writers of the age gone from us! . . .* (a. a. O. p. 462).

with such force that he worked the base element into spiritual splendours . . .[13]).

Über Eugène Sue's *Mystères de Paris* fällte die Dichterin schriftlich ein sehr scharfes Urteil: *fancy the wickedness and stupidity of trying to revive the distinctions and hatreds of race between the Gauls and Franks. The Gauls, please to understand, are the prolétaires and the capitalists are the Frank invaders (call them Cosaques, says Sue) out of the forests of Germany!*

Geistig vielseitig angeregt und von französischer Seite hoch geehrt[14]), kehrte das Dichterpaar nach dem stillen Florenz zurück. Kein späterer Aufenthalt in Paris fand Frau Browning wieder in so regem Verkehr mit der Außenwelt. Im Winter 1855—1856 arbeitete sie angestrengt an ihrer umfangreichen Novelle in Versen Aurora Leigh, die stark französische Beeinflußung bekundet. Das Jahr 1856 fand sie matt und in getrübter Stimmung über Todesfälle. Das Jahr 1858 erheischte aus gesundheitlichen Gründen eine gewisse Zurückgezogenheit und eine Badekur in Havre. Nur in die Zwischenzeit, den Monat April 1857, fällt ein Aufflammen lebhaften Interesses für französische Lektüre, angefacht durch die *Contemplations* von Victor Hugo: *Some of the personal poems are overcoming in their pathos; and nothing more exquisite in poetry can express deeper pain . . .*[15]). Diese Begeisterung verstieg sich sogar zur Abfassung eines eigentümlichen brieflichen Bittgesuches[16]) an Napoleon III, den Verbannten großmütig nach Frankreich zurückzurufen: *Let no tear of an admirer of his poetry drop upon your purple . . .*

Die Lektüre französischer Schriftsteller hat E. Browning nicht nur lebenslänglich angeregt, sondern sogar während wichtiger Lebensabschnitte in gewissem Sinne zur Produktivität geführt. Den stärksten Einfluß übte in erster Linie George Sand, in zweiter wohl Balzac auf sie aus. George Sand verdankt sie, namentlich in den traurigen Jahren, die ihrer Verheiratung vorausgingen, einen doppelt lehrreichen Überblick der Außenwelt. Sie lernte einerseits nachdenken über Schattenseiten der sozialen Verhältnisse, vor allem auch über sittliche Mißstände, andrerseits die überängstliche Prüderie der sie umgebenden

[13]) *A. a. O.*, t. II. p. 71. Cf. auch t. I., p. 442: . . . *We have been making ourselves uncomfortable over Balzac's „Cousin Pons“. But what a wonderful writer he is! Who else could have taken such a subject, out of the lowest mud of humanity, and glorified and consecrated it? He is wonderful — there is not another word for him — profound as Nature is . . .*

[14]) Die Augustnummer der *Revue des Deux Mondes* enthielt einen ausführlichen Artikel über Robert Browning von Joseph Milsand; im Collège de France wurde die Dichterin durch Philaret Chasles in seinen Vorlesungen über englische Literatur gefeiert.

[15]) *Briefwechsel*, t. II., p. 260

[16]) Das ausführliche Schreiben, das schliefslich nicht abgeschickt wurde, sich aber unter den hinterlassenen Papieren vorfand, ist S. 261 (t. II.) des Briefwechsels abgedruckt.

englischen Kreise abstreifen und Probleme tapfer in Angriff nehmen, deren Lösung nicht einzig und allein von männlicher Kraft und Intelligenz abhängt. Balzac's Einfluß setzte an denjenigen Stellen ein, wo George Sand's oft so klarer Verstand zu Phantastereien abirrt. In *Aurora Leigh* zeugt entschieden die Gestalt Mariannens bis zu einem gewissen Grade von französischer Seelenverwandtschaft; manche Äußerungen über ihre Kinderzeit klingt wie ein Nachhall des Berichts, der von Balzac seinem *Médecin de Campagne* mit der Beschreibung der Fosseuse[17]) eingeschaltet ist, Lady Waldemar bildet ein würdiges englisches Pendant zu der Vicomtesse in *Horace.* Nur leidet die Lebenswahrheit des Schicksals einer Marianne Schiffbruch an dem vergeblichen Bestreben, höhere Lebensreinheit in Verhältnisse einzuführen, die nur verständlich wirken, wenn die Leidenschaft der Sinne verknüpft mit jugendlicher Unerfahrenheit einen von ernsten Folgen begleiteten Fehltritt eines bisher unbescholtenen Mädchens herbeigeführt hat. Marianne soll durchaus zur unantastbaren Märtyrerin gestempelt werden, und die erkünstelten Momente, die eine Katastrophe herbeiführen, kranken an völliger Unwahrscheinlichkeit. Wo E. Browning, jedenfalls unbewußt, an die Charakteristik und Lebensanschauungen der Heldinnen George Sands anstreift, wird sie unwillkürlich bitterer, ja fast gehässig. Mit der Vicomtesse in *Horace* geißelt die geniale Französin die Gedankenlosigkeit und Perversität gewisser hocharistokratischer Kreise Frankreichs; sie erreicht ihren Zweck vollkommen. Die Schilderung wirkt eher objektiv. Der Kontrast mit der schlichten *Eugénie* wirkt packend. Lady Waldemar dagegen mutet an wie eine bissige Karikatur, als wenn eine der Dichterin in höchstem Grade unsympathische Persönlichkeit zu diesem Portrait vornehmer Verlogenheit und Gewissenlosigkeit in ungünstigster Beleuchtung-Modell gestanden hätte. George Sand, selbst im vollen Leben stehend, vermag echte Wirkungen zu erzielen, Elizabeth-Browning blieb infolge ihrer Kränklichkeit zu sehr ans Haus gefesselt, um weittragende Menschenkenntnis erwerben zu können. Sie ist wahrhaft groß in der subjektiven Schilderung von Gefühlsausbrüchen, aber mit ihrer „*Novelle in Versen*" steht sie immer um eine Stufe hinter G. Sand zurück. Ein paar Einzelheiten sind am besten geeignet, ihr Verhältnis zur französischen Ideenwelt in klare Beleuchtung zu rücken. George Sand hat bekanntlich in ihren ersten Romanen Klage geführt über die

[17]) Cf. *Le Médecin de Campagne*, p. 132 ss. (Ed. Calmann Léoy, Paris) *Quelquefois, j'ai surpris la pauvre fille pleurant à l'aspect de certains tableaux qui se essinent dans nos montagnes au coucher du soleil . . . Pourquoi pleurez-vous, ma petite, lui disais-je. — Je ne sais pas, monsieur, me répondait-elle, je suis là comme une hébétée à regarder là-haut, et j'ignore où je suis, à force de voir . . . — Aurora Leigh:* (*a. a. O.* t. VI., p. 117) . . . *Would find some keyhole toward the secresy — of Heaven's high blue, and, nestling down, peer out — . . . but to gaze — She knew not why, to see she knew not what, — A — hungering outward from the barren earth — For something like a joy. She liked, she said — to dazzle black her sight against the sky . . .*

Mängel der weiblichen Erziehung. Diese Klage ist ein Echo ihrer eigenen bitter empfundenen anfänglichen Hilflosigkeit. Ihre Indiana mitsamt der treuen Dienerin Noun krankt an dem Mangel einer vernünftigen Erziehung, ihre Valentine tut (als getreues Abbild der eigenen Entwickelung der Dichterin) schon einen ganz energischen Schritt zur Selbsthilfe. Sie verschmäht, durch das Schicksal ihrer Großmutter und ihrer Mutter gewitzigt, das Halbwissen, an dem die moderne Mädchenerziehung krankt: . . . *Que ferions-nous, nous autres qui savons imparfaitement l'anglais, le dessin et la musique, nous qui faisons des peintures en laque, des ecrans à l'aquarelle, des fleurs en velours, et vingt autres futilités ruineuses que les moeurs somptuaires d'une réqublique repousseraient de la consommation? Laquelle de nous s'abaissera sans douleur à une profession mécanique?* . . . In *Aurora Leigh* findet sich die Parallelstelle: *I learnt the collects and the catechism, the creeds, from Athanasius back to Nice . . . I learnt my complement of classic French (kept pure of Balzac and neologism) and German also . . . tongues not books. I learnt a little algebra, a little of the mathematics* . . . u. s. w. u. s. w.[18]). Wie ersichtlich, ertönt auch von englischer Seite die Beschwerde über verkehrte Mädchenerziehung. Aber der vorgeführte Fall wirkt nicht typisch, er ist zurechtgelegt, um Unzufriedenheit zu äußern, der es an dem kulturhistorischen Untergrund fehlt, auf dem Valentine ihre berechtigten Forderungen aufbaut: *On nous élève toujours pour être riches, jamais pour être pauvres. L'éducation si bornée de nos aïeules valait beaucoup mieux, du moins elles savaient tricoter.* G. Sand rechnet mit den bitteren Erfahrungen, die von der französischen Frauenwelt während der Revolution gesammelt worden waren, E. Browning arbeitet den gleichen Gedanken zur abstrahierenden Tendenz aus.

Eine zweite wichtige Frage berührt den Altersunterschied zwischen Mann und Frau. George Sand hat dies Thema 1834 in einem ausführlichen Briefe *(Lettre de Clémence à Fernande)* in ihrem Romane *Jacques* behandelt: *On prétend que les hommes commencent la vie sociale plus tard que les femmes, et qu'ils sont plus jeunes de raisonnement et d'expérience à trente ans que les femmes à vingt; je crois que cela est faux. Un homme est obligé de se faire un état ou de se chercher une position sociale au sortir du collège; une jeune personne, au sortir du couvent, trouve sa position toute faite, soit qu'on la marie, soit que ses parents la tiennent pour quelques années encore auprès d'eux. Travailler à l'aiguille, s'occuper des petits soins de l'intérieur, cultiver la superficie de quelques talents, devenir épouse et mère, s'habituer à allaiter et à laver des enfants, voilà ce qu'on appelle être une femme faite. Moi, je pense qu'en dépit de tout cela une femme de 25 ans, si elle*

[18]) *a. a. O.* t. VI. p. 18 ss.

n'a pas vu le monde depuis son mariage, est encore un enfant. Je pense que le monde qu'elle a vu étant demoiselle, dansant au bal sous l'œil de ses parents, ne lui a rien appris du tout, si ce n'est la manière de s'habiller, de marcher, de s'asseoir et de faire la révérence. Il y a autre chose à apprendre dans la vie, et les femmes l'apprennent tard et à leurs dépens. Il ne suffit pas d'avoir de la grâce, de la décence, une sorte d'esprit, il ne suffit pas d'avoir allaité proprement ses enfants et tenu sa maison en ordre pendant quelques années pour être à l'abri de tous les dangers qui peuvent porter de mortelles atteintes au bonheur. Que de choses apprend un homme, au contraire, dans l'exercice de cette liberté illimitée qui lui est accordée à peine au sortir de l'adolescence! que d'expériences rudes, que de sévères leçons, que de déceptions mûrissantes il peut mettre à profit seulement dans le cours de la première année! que d'hommes et de femmes il a pu étudier à l'âge où la femme n'a encore connu que son père et sa mère!

Il est donc faux qu'un homme de vingt-cinq ans soit du même âge qu'une fille de quinze et que pour faire une union raisonnablement assortie, il faille établir dix ans de différence entre le mari et la femme. Il est bien vrai que le mari doit être le protecteur et le guide; puis qu'il doit être le maître, il est à désirer qu'il soit un maître prudent et éclairé. Mais à âge presque égal, il a bien assez de cette espèce de supériorité sur sa femme; s'il en a beaucoup plus, il en abuse; il devient grondeur, pédant ou despote.

Man wird mit der Annahme nicht fehl gehen, daß der innerhalb eines so breiten, so wortreichen Rahmens entwickelten Anschauung persönlich Erlebtes zu Grunde liegt: ein Nachhall der eigenen disharmonischen Ehe der Dichterin. Im Jahre 1855 hat auch Musset (*La Confession d'un Enfant du Siècle*, III° partie, chap. IV) den gleichen Gedanken in knapper Form vom männlichen Gesichtspunkt aus behandelt. In längerem Zwiegespräch spielt Brigitte auf die Jugend Octaves an: . . . *Vous me paraissez bien jeune. — Il arrive quelquefois, lui dis-je, qu'on soit plus vieux que son visage. — Oui, répondit-elle en riant, et il arrive aussi qu'on soit plus jeune que ses paroles. — Ne croyez-vous pas à l'expérience? — Je sais que c'est le nom que la plupart des hommes donnent à leurs folies et à leurs chagrins; que peut-on savoir à votre âge? — Madame, un homme de vingt ans peut avoir plus vécu qu'une femme de trente. — La liberté dont les hommes jouissent les mène bien plus vite au fond de toutes choses; ils courent sans entraves vers tout ce qui les attire: ils essayent de tout. Dès qu'ils espèrent, ils se mettent en marche, ils vont, ils s'empressent. Arrivés au but, ils se retournent; l'espérance est restée en route, et le bonheur a manqué de parole.*" Auch in diesen Worten ist ein Selbstbekenntnis bezeichnender Art von Dichterseite abgelegt. George Sand besaß bis

ins hohe Alter eine Frische der Empfindung, die Musset leider schon in früher Jugend eingebüßt hatte. Es gab eine Zeit, in der der Dichter ehrlich genug war, ihr diese beneidenswerte Frische, wenn auch grollend, zuzuerkennen. Der gleiche Gedanke wurzelt bei dem berühmten Liebespaare in echt subjektiver, von der Lebenserfahrung diktierter Stimmung; er drängt förmlich zur Aussprache. In *Aurora Leigh* (1856) kehrt das gleiche Thema wieder:

I have not stood long on the strand of life,
And these salt waters have had scarcely time
To creep so high up as to wet my feet:
I cannot judge these tides — I shall, perhaps.
A woman's always younger than a man
At equal years, because she is disallowed
Maturing by the outdoor sun and air,
And kept in long-clothes past the age to walk
Ah well, I know you men judge otherwise!
You think a woman ripens as a peach,
In the cheeks chiefly. Pass it to me now;
I'm young in age, and younger still, I think,
As a woman.

Diese Worte spricht die Heldin, ein junges Mädchen, das einen Heiratsantrag eines um wenige Jahre älteren Vetters abweist. Im Rahmen dieser Situation erscheint der schroffe, ironische Ton fast unverständlich. Es ist ein fremd angeflogener Gedanke, den die Dichterin als (vielleicht unbewußte) Reminiscenz ihrer französischen Lektüre, an einer Stelle der Handlung einfließen läßt, die jedenfalls nicht glücklich gewählt ist. Der französische Ideenzustrom hat, wie ersichtlich, nicht immer fördernd auf die Lebenswahrheit eingewirkt. Dem eigenen Seelenleben der Dichterin ist die zitierte kriegerische Erklärung wohl schwerlich entströmt. Ihre Biographie belehrt uns im Gegenteil von der erstaunlichen Tatsache, daß sie, die stets Kränkelnde, in glücklichster Ehe mit dem sechs Jahre jüngeren, durchaus gesunden Gatten lebte. Aber der sowohl in England als in Frankreich entfachte Geschlechterstreit weckte ihre Teilnahme, und George Sands kühnes Vorgehen stimmte auch ihr sonst so sanftes Gemüt zur Offensive.

Es ist ungemein schwierig, die gesamten Werke E. Brownings nach allen Richtungen hin auf die französische Befruchtung psychologisch zutreffend zu durchforschen. Der gallische Einfluß beruht bei ihr vornehmlich auf Intuition und Seelenverwandschaft. In ganz deutlich zu verfolgenden Linien ist auch Chateaubriands Einfluß nicht zu bestimmen. Dennoch währt er lebenslänglich, Die Lektüre von: *Le Génie du Christianisme* hat bei der englischen Dichterin die schönsten Früchte gezeitigt. Ein Brief vom 25. März 1843 enthält die denkwürdige Stelle: *My conviction is that the poetry*

of Christianity will one day be developed greatly and nobly, and that in the meantime we are wrong, poetically as morally, in desiring to restrain it. No, I never felt repelled by any Christian phraseology in Cowper although he is not a favorite poet of mine from other causes — nor in Southey, nor even in James Montgomery, nor in Wordsworth where he writes: ecclesiastically, nor in Christopher North, nor in Chateaubriand nor in Lamartine[19]).

Die Forderung Chateaubriands, daß die Verteidiger der Religion den Gegnern zum Trotz nachweisen sollten, daß die Lehre des Evangeliums die poesievollste sei, ist von E. Browning glänzend erfüllt worden: sie interpretiert gelegentlich Bibelstellen[20]) und Gleichnisse mit beneidenswerter Tiefe und Schönheit dichterischen Empfindens!

---

[19]) *A. a. O.* t. I., p. 129.
[20]) Cf. *Grenzboten*, 1906, *Elizabeth Barrett-Browning*, S. 656, 658.

MÜNCHEN. M. J. MINCKWITZ.

Kleine Beiträge zur Geschichte von Friedrich Diez' Jugendjahren.

Während Friedrich Diez an der Ludoviciana studierte, hat dort der radikal gestimmte Kreis der Giessener „Schwarzen" viel von sich reden gemacht. Man hat bisher angenommen, daß der Begründer der romanischen Philologie dem Bunde der Schwarzen angehörte oder doch wenigstens nahegestanden habe[1]). Am zurückhaltendsten urteilt nach dieser Richtung Treitschke über Friedrich Diez, der zwar „mit Follen und den wildesten Hitzköpfen des Teutonentums an lauter Tafelrunde gesessen, aber im Geiste doch so frei geblieben, daß er wie ein geborener Provenzale der schönen Sprache der Troubadours bis in die Tiefen des Herzens blicken konnte"[2]).

Bei Gelegenheit von Studien zur Geschichte des studentischen Lebens an der Giessener Universität konnte ich auch einige bisher unbeachtet gebliebene Nachrichten sammeln, die für die Geschichte der Jugendjahre des großen Romanisten in Betracht kommen. Da jene Nachrichten es namentlich gestatten, über das Verhältnis von Friedrich Diez zu den Giessener Schwarzen ein sichereres Urteil zu fällen, als das bisher möglich war, so glaubte ich dem Wunsche des Herrn Herausgebers nach Mitteilung der anspruchslosen Beiträge an dieser Stelle entsprechen zu sollen.

Als Friedrich Diez im Jahre 1811 die Universität zu Giessen bezog, fand er ein rege entwickeltes landsmannschaftliches Verbindungsleben an der Ludoviciana vor[3]). Wie sein Lehrer Gottlieb Welcker als Student der Landsmannschaft der Lahnländer, dessen Bruder Karl

---

[1]) Vgl. Behrens, *F. Diez.* Festrede S. 5 f. und W. Fœrster, *F. Diez*, Festrede S. 7.

[2]) *Deutsche Geschichte* Tl. II² S. 71.

[3]) Den strengen obrigkeitlichen Verboten zum Trotze bestand damals eine Franconia und Rhenania, vielleicht auch noch eine dritte Landsmannschaft Guestphalia. Vgl. W. Flegler, *Die Anfänge des Giessener S. C.*, in den *Akademischen Monatsheften* Jahrg. VI S. 382 ff.; Derselbe, *Die Hassia zu Giessen* S. 11; W. Fabricius, *Die Deutschen Corps* (Berlin 1898) S. 252.

der der Franken angehört hatte[4]), so zählten auch Diezens nächste Bekannte, wie J. F. Lotheissen, Ludwig Weidig aus Darmstadt, F. L. Weidig aus Butzbach, J. W. Zurbuch, C. L. Zuehl zu den Landsmannschaftern[5]). Da auch der mit Diez besonders eng verbundene Konrad Schwenck, der noch als Student gemeinsam mit Diez die Herausgabe einer Sammlung „Dichtungen aus dem Süden“ plante, einer Landsmannschaft angehörte[6]), so liegt die Annahme nahe genug, daß Diez dem landsmannschaftlichen Verbindungsleben damals gleichfalls nicht fern gestanden hat.

Wesentlich dem Einflusse des glühenden Patrioten Gottlieb Welcker ist es zu danken, daß noch in der düstersten Zeit der Fremdherrschaft an der Giessener Universität ein Kreis von jungen Männern sich zusammenschloß, der ganz und gar mit deutsch-vaterländischen Gedanken und mit grimmigem Hasse gegen die französischen Unterdrücker sich erfüllt hatte. Als endlich die Stunde der Befreiung schlug, da war es in erster Linie Welcker mit seinen Schülern, der die Bildung eines hessischen freiwilligen Jägerkorps durchsetzte, dem auch Friedrich Diez sich anschloß. Zu dem erhofften Dreinschlagen gegen die verhaßten Franzmänner ist es freilich für die hessische Freischar nicht gekommen. Für die Ungeduldigen war es eine harte Prüfung, daß sie durch das Exerzieren volle zwei Monate in Darmstadt zurück gehalten wurden. Auf dem Marsch durch die Schweiz erfuhr man von dem Abschlusse des Waffenstillstandes; nach einem einmonatlichen Aufenthalte in Lyon trat das Korps zu Anfang Juni den Rückmarsch an und traf am 10. Juli 1814 wieder in der Umgebung von Darmstadt ein[7]).

Diezens Marsch durch die französische Schweiz, Savoyen, und Burgund nach Lyon und rückwärts durch die Franche-Comté ist der Vertiefung seiner Bekanntschaft mit dem französischen Volkstum zweifellos in nicht geringem Grade zugutegekommen. Aus den über den Feldzug des Jäger-Korps vorliegenden Quellen, namentlich den von mir eingesehenen ungedruckten Tagebüchern von Diezens Kameraden

---

4) R. Kekulé, *Das Leben F. G. Welckers'* (Lpz. 1880) S. 30; C. Th. Welcker, *Öffentliche aktenmäfsige Verteidigung* I (Stuttg. 1823) S. 282.

5) Über das Freundschaftsverhältnis der Genannten zu Diez vgl. Behrens, *Mitteilungen aus Carl Ebenaus Tagebuch*, in dieser *Zeitschrift* Bd. XVII S. 135 — 137. Lotheissen hat sich auf einem mir vorliegenden Stammbuchblatt von November 1813, Ludwig Weidig wohl um dieselbe Zeit auf einem Blatte des Diezschen Stammbuches mit dem Rheinländer-Zirkel eingetragen; Zuehl, früherer Franke, und Zurbuch werden mit Lotheissen und mit dem Diez gleichfalls befreundeten Fohr als Stifter der Hassia von 1815 genannt (Flegler, *Hassia* S. 13 und 15). Zurbuchs Name begegnet schon im Sommer 1813 in einem aus dem Kreise der Rhenania herrührenden Stammbuche.

6) A. Eberz, *Conrad Schwenck*, in den *Neuen Jahrbüchern für Philologie und Pädagogik*, Jahrg. 34, Band. 90 (1864) S 611 f.

7) Vgl. jetzt darüber Karl Bader, *Zur Geschichte des Grofsh. Hessischen freiwilligen Jägercorps 1813—1814*, im *Archiv für hessische Geschichte und Altertumskunde*, Neue Folge, Bd. II S. 485 ff.

von Buri[8]) und G. W. J. Wagner[9]) läßt sich ersehen, daß die jungen Freiwilligen vielfach in recht enge und freundliche Beziehungen zu der Bevölkerung jener Landschaften traten. Ein hübsches Miniaturbildchen zeichnet uns Wagner von seinem Aufenthalt in Morges am Genfersee, wo er von seinen anmutigen Quartiergeberinen wie ein Kind des Hauses gehalten wird und ihnen, während sie arbeiten, Racine's Tragödien vorliest. Auch in Lyon entzückt ihn der Umgang mit gebildeten Französinnen, die ihm die Stunden wie Minuten entschwinden lassen. Reiche Unterhaltung bieten in Lyon auch die beiden dortigen Theater, Bälle und Gesellschaften besonders in den Häusern des alten Adels. Das Tagebuch von Buri's gewährt uns Einblick in das herzliche Einvernehmen der Freiwilligen mit der Landbevölkerung in der Nähe von Lyon. Und auch in Lyon selbst gestaltet sich das Verhältnis von Buri's zu seinen Quartiergebern und deren Bekanntenkreis zu warmer Freundschaft. An einer Stelle seines Kriegstagebuchs tut von Buri, der als Gymnasiast den Jägerrock angezogen, auch seines Kriegskameraden Diez Erwähnung: Auf dem Marsche von Nantua nach Cerdon (Dep. Ain) wurden die Jäger durch die an Naturschönheiten überreiche romantische Gebirgslandschaft des Ain-Tales in hohem Grade überrascht. Unweit von Cerdon „ragte ein schroffer Berg von starken Säulen unterstütz rechts über dem Kopfe; ein dunkles Tal, von Bächen durchschäumt, gähnte unter den Füßen, zur linken Seite hohe Felsen mit Ruinen besäet, ... im Angesicht eine schöne, heitere offene Aussicht zwischen den Felsen hin, worin Cerdon sehr launig lag .... Bald zeigte sich an steiler Felswand ein schöner Wasserfall, hundert Schritt hoch, bald, im Grunde des schwarzen Tales, ein in Felsen gehauenes Häuschen, Shakespearisch angebracht... So kamen wir nach Cerdon, wo uns ein Rasttag bekrönte. Dietz und ich bestiegen am Rasttage die hohen Bergrücken, besahen die altergrauen Ruinen (dem Murat gehörig) und stiegen in eine tiefe, geräumige Höhle, deren Decke mit sonderbaren Salpetergestalten versehen war ... aus allen Felsritzen tropften Gewässer, im Hintergrund floß ein klares Wasser, das rings mit Eis umgeben war. Der Eingang lag verschüttet .... Auf den Bergen, die auf ihrem Rücken eine fruchtbare Ebene bilden, sieht man hinab in das französische Reich, sieht hin nach den Bergen in Savoyen, sieht hin nach der glücklichen Schweiz und auf den Bergen selber friedliche Dörfer und Hütten. Im Heruntersteigen besichtigten wir den Wasserfall und die Shakespearische Hütte."

Die im August 1814 nach Giessen zurückgekehrten studentischen Freiwilligen blieben auch auf der Hochschule für die nächste Zeit

---

[8]) Ch. von Buri, geboren 1796, war 1825—1847 Hofgerichtsadvokat in Gießen und starb 1850 als Freiherrlich von Riedesel'scher Kameral-Direktor zu Lauterbach. Die Kenntnis seines Kriegstagebuchs danke ich der Güte des Herrn Geheimen Regierungsraths von Buri zu Darmstadt.

[9]) Handschrift No. 3451 der Gr. Hofbibliothek zu Darmstadt.

noch eng verbunden. In Ausführung eines von Christian Gottfried Körner und E. M. Arndt ausgesprochenen Gedankens hatten sich seit dem Sommer 1814 enge Beziehungen zwischen einer Anzahl von vaterländisch und freiheitlich gesinnten Männern in den Landschaften am Mittelrhein behufs Gründung von „Deutschen Gesellschaften“ hergestellt. Diese Gesellschaften sollen es sich als Ziel setzen, deutsche Art, Frömmigkeit und Zucht zu erhalten und der noch fortbestehenden Knechtung durch französische Geistesart und Sprache entgegenzuarbeiten[10]). Besonderes Gewicht wurde von den Anhängern des Arndtschen Gedankens auf die Annahme der sogenannten altdeutschen Tracht gelegt; das Kreuzeszeichen, unter dem die Tiroler und Spanier, aber auch die Preußen und Russen gegen den korsischen Unterdrücker gekämpft hatten, daneben wohl auch ein Eichenblatt, sollte den vornehmsten Schmuck des deutschen Mannes bilden[11]). Auch Friedrich Gottlieb Welcker und sein im Herbste 1814 als juristischer Professor nach Kiel berufener Bruder Karl gehörte dem patriotischen Kreise an, der, zunächst ohne festere Formen, im Sinne von Arndts Deutschen Gesellschaften namentlich in Hessen und Nassau sich zusammengeschlossen hatte. Wir werden mit der Annahme nicht fehlgehen, daß die beiden Welcker auch bei der Begründung der studentischen Giessener „Deutschen Gesellschaft“ in bedeutsamer Weise mitgewirkt haben. Am 17. November 1814 wurde dem Rektor die Errichtung einer aus 70 Teilnehmern bestehenden „Deutschen Lesegesellschaft zur Erreichung vaterländisch-wissenschaftlicher Zwecke“ angezeigt[12]). An ihrer Spitze stand August Follenius, der älteste der drei Brüder, unter

---

[10]) Vgl. namentlich F. Meinecke, *Die Deutschen Gesellschaften und der Hoffmannsche Bund* (Stuttg. 1891).

[11]) E. M. Arndt, *Entwurf einer deutschen Gesellschaft* (Frankf. 1814) S. 37; *Über die Bildung deutscher Gesellschaften* (Deutschland 1814) S. 8, 10. In dem Görresschen *Rheinischen Merkur* (z. B. Jahrg. 1815 No. 261) wird das Tragen der „Teutschen Kleidung“, des Schwertes und einer mit dem Kreuz geschmückten Kopfbedeckung warm empfohlen; die bayrische Regierung erliefs dagegen schon im Mai 1815 ein Verbot „Kleider von ungewöhnlichem Schnitte oder besondere Abzeichen z. B. Kreuze auf Mützen“ zu tragen (*Rhein. Merkur*, 1815 No. 237).

[12]) Über die deutsche Lesegesellschaft vgl. namentlich *Geschichte der geheimen Verbindungen der neuesten Zeit*, Heft 2 (Rocholz, *Die Ergebnisse der Untersuchung in Bezug auf den Bund der Unbedingten oder der Schwarzen*) Lpz. 1831 S. 2 ff.; F. Marx, *Die Giefsener sog. „Schwarzen“* als Verbreiter des Turnwesens (aus den *Jahrb. d. deutschen Turnkunst* 1881); F. Thudichum, *Geschichte des Geschlechtes Thudichum* I (1893) S. 47; ferner *Akten der Mainzer Zentral-Untersuchungskommission* im Geh. Staatsarchiv zu Berlin (R. 77. xx, Vol. 1 und 2). Wichtige Mitteilungen über die Vorgeschichte dieser Gesellschaft bringen die beiden von Behrens aus dem Besitze der Familie Thudichum mitgeteilten Briefe des Studenten Pauli an G. Thudichum in dieser *Zs.* Bd. 18 (1896) S. 237 ff. Wir erfahren hier, dafs die Aufnahme des von den Gesellschaftsmitgliedern gewählten Vereinsabzeichens (ein blaues Band, an dem wohl nach der Sitte der früheren Studentenorden auch ein Kreuz getragen wurde) auf einen zuerst in Freundeskreisen G. Thudichums ausgesprochenen Gedanken zurückgeht,

ihren Begründern werden unter anderen Georg Thudichum und Carl Follenius, aber auch Mitglieder der aufgelösten Landsmannschaften, unter ihnen Conrad Schwenck, genannt. In den Versammlungen der Gesellschaft wurden die Schriften Arndts und Körners, aber auch die Nibelungen gelesen; in ihrem Lesezimmer lagen politische Zeitungen und Broschüren aus. Auch wurden Turnübungen, wenn auch vorerst noch ohne Geräte, auf Wiesen und an Gräben unternommen.

Diese „Teutsche Lesegesellschaft," der zweifellos auch Friedrich Diez sich angeschlossen hatte, hatte nur einen kurzen Bestand. Im Februar 1815 finden wir sie bereits in zwei sich aufs feindseligste befehdende Parteien geteilt, die beide den Namen der „Teutschen Gesellschaft" für sich in Anspruch nehmen. Der tiefere Grund lag wohl darin, daß August Follenius und seine Anhänger die Aufhebung des landsmannschaftlichen Komments und eine Einschränkung der Duelle anstrebten, während die Mehrheit des Vereins an den alten studentischen Traditionen festhielt. Den direkten Anlaß zur Spaltung gab ein Zusammenstoß des älteren Follenius mit Offizieren, wobei ersterer angeblich eine Pistolenforderung zurückgewiesen haben sollte. Im Februar 1815 beschäftigte sich das Giessener Disziplinargericht sehr eingehend mit den Duellen, die infolge der Spaltung stattgefunden hatten, hob beide Gesellschaften auf und stellte das Tragen des als Vereinsabzeichen dienenden blauen Bandes unter Strafe[13]). Während aus der „alten teutschen Gesellschaft" sich in der Folge der Bund der sogenannten „Schwarzen" entwickelte, wurde die „neue Teutsche Gesellschaft", die wohl auch den Namen „Teutonia" führte, der Sammelpunkt der landsmannschaftlichen Partei. Aus den Akten der Mainzer Zentral-Untersuchungs-Kommision erfahren wir, daß Diez in diesem Kreise zeitweilig eine führende Rolle spielte. Im Frühjahre 1815 reichten die Studenten Fohr, Eyring und Diez als Vorsteher der neuen Teutschen Gesellschaft ein Gesuch mit der Angabe ein, daß die Bundesglieder blaue Bänder auf der Brust und Kreuze auf den Kappen zu tragen wünschten[14]). Die in den regierenden Kreisen von Alters her bestehende Abneigung gegen alles studentische Verbindungswesen hatte jedoch sich inzwischen wieder so verstärkt, daß am 22. April 1815 die

[13]) *Sitzungsprotokolle des Disziplinargerichts* im Giessener Universitätsarchiv.

[14]) Darauf bezieht sich die von Behrens (in dieser *Zs.* Bd. 17 S. 136) mitgeteilte Bemerkung eines von P. Fohr gewidmeten Stammbuchblattes im Diez'schen Album: „Supplic an den Grofsherzog". Auch von E. P. E. Eyring findet sich ein Eintrag in Diezens Stammbuch (Behrens in dieser *Zs.* Bd. 17 S. 135 und in seiner *Festrede* S. 31). Wie man im Kreise der Schwarzen über die „neue deutsche Gesellschaft" dachte, zeigt die Bemerkung in einem Briefe des Studenten Ernst Welcker an seinen Bruder Karl, den Kieler Professor, vom Februar 1815: „Selbst die deutsche Gesellschaft, von der ich mir so viel versprach, hat sich entzweit und ist zu einer ganz gemeinen Landsmannschaft herabgekommen" (Vgl. F. Meinecke, *Zur Gründungsgeschichte der Gießener Burschenschaft* in den *Burschenschaftl. Blättern* Jahrg. 7, Sommer 1893 S. 57).

Bestätigung dieses allem politischen Treiben sicher fernstehenden Vereins versagt wurde. Aus der neuen Teutschen Gesellschaft heraus haben sich alsdann im Laufe des Juli und August 1815 drei neue Landsmannschaften, die Nassovia, Constantia und Hassia gebildet.[15]) Eine Reihe von Freunden und näheren Bekannten unseres Diez finden wir unter den ersten Mitgliedern der Hassia wieder,[16]) der wohl auch Diez nahegestanden hat, wenn er ihr auch nicht als Mitglied beigetreten ist. So entschieden diese Landsmannschaften sich auch von den Reformgedanken Arndts und Jahns abwandten, so hat die schwärmerische teutonische Stimmung des Jahres 1814 doch auch in diesem Kreise noch eine geraume Weile ihre Macht über die jugendlichen Gemüter behauptet. Als der Gießener Staatwissenschaftslehrer Crome, der im Sommer 1813 nach der Schlacht bei Lützen ein Manifest zu Gunsten der französischen Vorherrschaft verbreitet hatte, im Sommersemester 1815 mit eiserner Stirn seine Vorlesungen wieder aufnahm, wurde gerade aus den Reihen der landsmannschaftlichen Partei heraus ein überaus heftiger Kampf gegen ihn eröffnet. Bei einer Studentenversammlung, die am 17. Juni 1815 nach der Heuchelheimer Mühle in Cromes Sache berufen worden war, und bei der leidenschaftliche Pereats gegen den verhaßten Franzosenfreund ausgebracht wurden, finden wir auch unsern Diez anwesend[17]). Auch auf die französische Sprache erstreckte sich der Grimm der Deutschtümler und führte im Herbste 1815 zu einem heftigen Streit zwischen Diez und seinem Freunde Ebenau[18]). Mit diesem zusammen hat dann Diez bekanntlich im Oktober 1815 eine Wanderung durch das Lahn-Rheintal unternommen, beide noch angetan mit „teutschem Rock, Hirschfänger und Barett“[19]). Diezens wundervolle Schilderung dieser Reise läßt deutlich erkennen, welche feurige vaterländische Begeisterung die beiden Reisenden erfüllte. Angesichts der Burgen des Rheinstroms, den Diez einem „altersgrauen, ruhmherrlichen teutschen Heldensange“[20]) vergleicht, und im Anblick der Stätten „wo

---

[15]) Vgl. Flegler, Fabricius, Marx *a. a. O.* Die Nassovia hatte nur ganz kurzen Bestand (Berliner Geh. Staatsarchiv).

[16]) Vgl. oben Anm. 5.

[17]) *Akten des Gießener Disziplinargerichts.* Der als Zeuge vernommene Student Ellenberger, späterer Hesse, bekundete, er sei mit „Dietz und Busch“ dorthin gekommen.

[18]) Behrens in dieser *Zs.* 17 S. 131. Nach dem von dem Rödelheimer Justizrat Carl Hoffmann ausgearbeiteten Verfassungsentwurf für die Deutschen Gesellschaften vom Jahre 1815 sollte „die Anhänglichkeit an Sprache, Sitten und Grundsätze der ewigen Feinde des Vaterlandes“ den Ausschlufs von der Gesellschaft nach sich ziehen (L. F. Ilse, *Geschichte der politischen Untersuchungen*, Frankf. 1860 S. 76).

[19]) W. Foerster, *Freundesbriefe von Friedrich Diez* (Bonn 1894) S. 26.

[20]) In die Zeit dieser Rheinreise fällt wohl die Abfassung des in einem späteren Briefe (diese *Zs.* Bd. 18 S. 242.) erwähnten Gedichtes:

„Was bist du anders, du erhabener Rhein
„Als ein uralter deutscher Heldensang u. s. w.

die kühnen Nibelungen den Thron ihrer Herrlichkeit hatten, wo der adelige Siegfried und der wackere Dietrich ihre Kämpfe durchfochten, wo die Alten über den listigen Drachen unserer Freiheit siegprangend ihre Ehrenberge schwangen", geht den Schwärmern erst so recht die Erkenntnis der Herrlichkeit deutscher Geschichte und deutschen Wesens auf: „O du edle Pflanze des Teutschen Ruhmes, wie hast du wieder glorreich dein adlig stolzes Haupt in den reinen Ätherhimmel erhoben; wie strahlst du prächtig in den Diamanten der auf dich geweinten Tränen, wie purpurn aber auch in den Rubinen des dir geopferten Blutes, dein Haupt mit einer stolzen, über den Blitz erhabenen Sternbinde geziert, deine Knospen Kronen, deine Blätter Tafeln des Ruhmes, deine Zweige Sprossen, die den Himmel stürmen," und so weiter fort. Ängstlich harren sie auf den Abschluß des Friedens, der hoffentlich „kein schlechter wird, so sehr auch jetzt der böse Feind darauf arbeitet". Begeistert nehmen Diez und Ebenau in Mainz Anteil an der Feier des Gedenktags der Leipziger Völkerschlacht, werden aber schließlich zu tiefer Wehmut gestimmt, als sie von der Rheinbrücke aus nach dem Kranz der erwarteten Bergfeuer — deren Abbrennen der Argwohn der reaktionären Regierungen verboten hatte — vergeblich ausschauen[21]). Ebenau begegnen wir auch noch im Sommer 1816 an der Ludoviciana im schwarzen Leibrock und mit der Kreuzkappe, freilich auch mit der Empfindung, daß ihm die Giessener Verhältnisse fremd geworden: „ich paßte nicht in die alten Umgebungen . . . alles war mir fremd und widerlich, nichts, an das ich meine Phantasie und Erinnerung der letzten Zeit knüpfen konnte[22])". Von dem Kreuz-Symbol der Deutschen Gesellschaft machen Diez und Ebenau noch bis ins Jahr 1818 in ihrem Briefwechsel Gebrauch[23]), wie denn auch Ebenau im Jahre 1818 dies „Zeichen ihres Bundes" noch auf der Brust trug[24]); im Oktober 1816 ritzen sie ein Kreuz in die Münzenberger Burgmauer ein, und mit Wehmut nimmt Ebenau zur selben Zeit beim Verlassen der Hochschule Abschied von den Kreuzen, die er und Diez als Freundschaftszeichen in einen Baum im Giessener Philosophenwald eingeschnitten hatten[25]). — Daß Diez und Ebenau an dem im Sommer 1816 unter Beteiligung der Landsmannschaften unternommenen Versuche, eine allgemeine Burschenschaft in Giessen zu begründen, teilgenommen hätten, dafür liegen keinerlei Anzeichen vor. Im Herbste 1816 siedelte Diez nach Göttingen über, wo er in engster Gemeinschaft mit seinem Lehrer Welcker stand

---

[21]) Behrens in dieser *Zeitschr.* 17 S. 181, 183, 185.

[22]) Behrens in dieser *Zeitschrift* Bd. 17 S. 138.

[23]) *Ebenda* S. 141; Fœrster, *Freundesbriefe* S. 33.

[24]) Im Januar 1818 bittet Ebenau unseren Diez, anstelle des von ihm verlorenen, Jahre lang auf der Brust bewahrten Kreuzes, „das wir auf Gleiberg geweiht hatten", ihm ein neues Kreuz zu senden (Fœrster S. 7).

[25]) Behrens in dieser *Zs.* 17 S. 151, 137, 150, 170, 174.

und ausschließlich seinen Studien lebte[26]). Daß zu seinen dortigen näheren Bekannten auch einzelne burschenschaftlich Gesinnte zählten, wie Hoffmann von Fallersleben sowie der gleich ihm von Giessen nach Göttingen übergesiedelte Friedrich Schulz, und daß Diez wohl auch noch in Göttingen den deutschen Rock und das Barett mit dem Kreuze trug, berechtigt umsoweniger zu der Annahme, daß Diez den „Göttinger Schwarzen" angehörte[27]), als es einen solchen Bund in Göttingen niemals gegeben hat.

Während Diez in Göttingen studierte — Oktober 1816 bis Juni 1817 — hatten sich in Giessen außerordentlich heftige Kämpfe zwischen Diezens landsmannschaftlichen Freunden einerseits und dem um Carl Follen gescharten Kreise der Giessener „Schwarzen" abgespielt. Als die Landsmannschaften sich der Mitwirkung zur Stiftung einer allgemeinen Burschenschaft versagten, gründeten die Schwarzen unter Hinzutritt anderer Elemente zu Ende des Jahres 1816 auf Grundlage der Verfassung des „Ehrenspiegels" die „christlich-deutsche Giessener Burschenschaft", die jedoch infolge von feindlichen Zusammenstößen mit der landsmannschaftlichen Partei nach kurzem Bestehen wieder aufgelöst wurde. Erst im Winter 1818/19 haben sich die Landsmannschafter, die im August 1818 ihre Verbindungen auflösten, mit dem Kreise der Schwarzen zu einer allgemeinen Giessener Burschenschaft zusammengeschlossen. — Auch nach seiner Rückkehr aus Göttingen hat Diez an diesen Vorgängen keinerlei direkten Anteil genommen[28]).

---

[26]) Über Diezens Göttinger Aufenthalt vgl. Behrens in dieser *Zs.* Bd. 17 S. 148 und die dort genannten Quellen, ferner W. Fœrster *ebenda* S. 244 und R. A. Fritzsche, *ebenda* Bd. 19 S. 127 f.

[27]) Vgl. K. Sachs, *F. Diez und die roman. Philologie* (Berlin 1878) S. 4, wonach Diez in Göttingen „wahrscheinlich der burschenschaftlichen Verbindung der Schwarzen angehörte, welche einen deutschen Rock mit Kragen und ein Barett trugen". Wohl im Zusammenhang mit dieser Vermutung steht die Angabe bei E Stengel, *Erinnerungsworte an F. Diez* (Marb. 1883) S. 103: „Dafs D. in Göttingen dem burschenschaftlichen Bund der Schwarzen angehörte und den deutschen Rock mit Kragen und das sie kennzeichnende Barett getragen habe, dessen wollte sich auch Diez' Schwester noch erinnern". Über F. Schulz vgl. Behrens, *F. Diez* S. 31, diese *Zs.* 18, 246 und H E. Scriba, *Biograph.-liter. Lexikon der Schriftsteller des Grofsherzogt. Hessen*, Abt. 2 (1843) S. 663, über die ersten Anfänge der burschenschaftlichen Bewegung in Göttingen im Sommer 1818 vgl. Jul. Meyer, Zur Geschichte der ältesten Göttinger Burschenschaft, in den Burschenschaftl. Blättern Jahrg. 20, Sommer 1906 S. 153 ff.

[28]) Wie ferne Diez im Herbst 1817 dem damals noch fortdauernden Kampfe zwischen den Giefsener Schwarzen und Landsmannschaften stand, zeigt sein Brief vom 15. August 1817 aus Giefsen an Welcker. Er berichtet dort: „Professor Balser hat wieder neue Untersuchungen in Studentensachen, so viel ich weifs, den Verruf [zwischen Schwarzen und Landsmannschaftern] betreffend, wobei gegen 20 weggewiesen werden möchten" (Behrens, in dieser *Zeitschrift*, Bd. 18 S. 242). Den Führer der landsmannschaftlichen Partei im Kampfe mit den Schwarzen, Goerz, finden wir im Herbste 1816 in freundschaftlichen Beziehungen zu Ebenau und Diez (Behrens in dieser *Zs.* Bd. 17 S. 142).

Zwar hat er auf ausdrückliche Veranlassung seines Lehrers Welcker mit August Follenius, mit dem er wohl bei der Katastrophe der Deutschen Gesellschaft gebrochen hatte, im Herbste 1817 wieder Beziehungen angeknüpft, die aber doch wesentlich auf den gemeinsamen literarischen Studien beruhten[29]). Dagegen meldet er am 15. August 1817 an Welcker geflissentlich: „Mit Karl Follenius steh' ich in keiner Berührung"[30]).

So bestimmt nach dem allem in Abrede gestellt werden muß, daß Diez in seinen Studentenjahren dem Kreise der Gießener Schwarzen angehörte oder auch nur nahestand, so darf doch nicht übersehen werden, daß gerade seit seinem Göttinger Aufenthalt und seit seinem dortigen engen Zusammensein mit dem feurigen Patrioten Welcker der von Diez an dem politischen Leben jener gewitterschwülen Periode genommene innerliche Anteil ein äußerst reger geworden ist. Mit August Follen, dem radikalen Politiker, verbinden Diez doch nicht ausschließlich die gemeinsamen literarischen Interessen; auch „seine staats- und weltweisen Ansichten", so schreibt Diez im Herbst 1817 an Welcker, „sind mir recht lieb und erhebend". Im gleichen Briefe berichtet Diez über den trefflichen Zustand der Turnschule zu Darmstadt, für die alle Stände die lebhafteste Teilnahme zeigten, „wie denn überhaupt dort noch viel guter Sinn herrscht"[31]). Als ihn aber zu Anfang des Jahres 1818 ein schweres Augenleiden wochenlang peinigte und an der Fortsetzung seiner Arbeiten hinderte, da ist es der Gedanke an die Pflichten gegenüber dem Vaterlande, der Diez wieder aufrichtet. Tue es doch not, „in aller Zeit und zumal in dieser, wo das Elend unser Vaterland mit Scorpionsarmen umschlingt, wo die Sphinx auf der Schädeldecke der Freiheit ruhend fragt, ob die Form den innewohnenden Gehalt denn so ganz ersticken werde, — sich mit hohem Ernst und Mäßigkeit zu gürten und die letzte Hülle der Gemeinheit zu begraben . . . auf daß alle Selbstliebe in Betrachtung des großen Ganzen untergehe"[32]). Und zu Ende des Jahres 1818 berichtet Diez dem geliebten Lehrer von seiner Reise nach Weimar und Jena, wo der „warme, sinnige Luden Welcker als den einzigen Wohlgesinnten in Göttingen" bezeichnet, sowie von seinem Aufenthalt in Darmstadt, wo Diez vergeblich eine Anstellung

---

[29]) Diez an Welcker am 15. August 1817: „Mit Aug. Follenius hab ich mich schnell und ohne Umstände durch Ihre gütige Vermittelung vereinigt" (diese *Zs.* Bd. 18, 241). August Folleinus wollte damals neben Tasso und Schiller nur allenfalls noch Tieck und Jean Paul, nicht aber Goethe, Shakespeare und andere Lieblingsdichter Diezens gelten lassen: „Doch hadern wir nie deshalb; vielmehr beschränken wir uns sehr fein auf Übersetzen, deutsche Sprache und ein wenig volkstümliches Wesen." Aus dieser Zeit stammt auch der von Behrens (*F. Diez* S. 5) mitgeteilte Eintrag A. Follens in das Diez'sche Stammbuch.

[30]) Diese *Zs.* Bd. 18 S. 242.

[31]) *Ebenda* S. 241 f.

[32]) *Ebenda* Bd. 18 S. 243.

an der Hofbibliothek angestrebt hatte. „Der einzige Gewinn dieses Aufenthaltes war, daß ich mehrere sehr tüchtige junge Leute kennen lernte, als den ganz unbedingten Hofmann, der nächstens eine Geschichte der Cimbern mit Holzschnitten für das Volk und im Sinn der Volkswürde und des Volksrechts herausgeben und sogar den Fürstenkindern übersenden wird“ [33]. Zum Glück für Diez sind diese Briefe bei der Beschlagnahme von Welckers Papieren im Jahre 1819 dem Auge des Untersuchungsrichters entgangen; sonst wäre es wohl um Diezens Eintritt in die akademische Laufbahn geschehen gewesen. Ist doch auch ein in politischer Beziehung durchaus unverdächtiger Brief, den Diez am 13. Mai 1819 an Welcker schrieb, und der der preußischen Polizei in die Hände fiel, als ein Beleg für Welckers angebliche hochverräterische Verbindungen den Akten der Mainzer Zentraluntersuchungskommission einverleibt worden [34]. Als im Jahre 1821 Diezens Berufung nach Bonn in Frage stand und der damalige Gießener Kanzler Professor Arens von dem Kurator der Bonner Universität um Aufschlüsse über die politische Haltung des jungen Gelehrten angegangen wurde, da konnte Arens darauf hinweisen, daß die bisher geführten Untersuchungen keinerlei Anzeige ergeben hätten, daß Diez je Mitglied einer politischen Verbindung oder für einen politischen Zweck tätig gewesen sei. Im Jahre 1814 habe seine Kleidung zwar etwas Deutschtümliches gehabt, wobei jedoch die Zeit und Mode in Anschlag gebracht werden müsse [35]. So hat der leidenschaftliche Verfolger der Gießener Schwarzen unserem Diez die Wege zu seinem Eintritt in sein erstes akademisches Amt ebnen dürfen.

Noch ein zweites Mal ist Diez in eine politische Untersuchung verstrickt worden. Sein jüngerer Bruder Eduard war der Gießener

---

[33]) *Ebenda* S. 245. Der freisinnige Volksmann Heinrich Carl Hoffmann, Hofgerichtsadvokat in Darmstadt, geboren 1795, stand in enger Beziehung zu dem Kreise der Giefsener Schwarzen. Im Jahre 1821 gab er *„Teutsche Volksgeschichten aus dem Jahrhundert vor und nach Christi Geburt“* heraus. Vgl. über ihn H. E. Scriba, *Biograph.-liter. Lexikon der Schriftsteller des Grofsherzogtums Hessen* Abt. 1 (1831) S. 143 und Abt. 2 (1843) S. 331.

[34]) Über die Beschlagnahme von Welckers Papieren vgl. R. Kekulé, *Das Leben F. G. Welckers* Bd. I S. 160. Über Diezens Verflechtung in die gegen Welcker eingeleitete Untersuchung vgl. die bei Behrens *F. Diez* S. 31 f. mitgeteilten Aktenauszüge. Als besonders schwer belastend für Welcker ist der Mainzer Kommission namentlich eine Anzahl von Briefen erschienen, die der freigesinnte Konrad Schwenck an seinen Lehrer gerichtet hatte, und die auch diesen in die politische Untersuchung verflochten. Vgl. Ebers in den *Neuen Jahrbb. f. Philol. u. Paedagogik*, Jahrg. 34, Bd. 90 S. 616. Im Jahre 1824 beklagt es Diez in einem Briefe an Georg Thudichum, dafs infolge der „Demagogenriecherei“ Welcker aufser Stand gesetzt worden sei, die Wünsche Thudichums nach einer Anstellung in Preufsen zu erfüllen. (*Zs.* Bd. 18 S. 249).

[35]) Fœrster, *Amtl. Schriftstücke*, in dieser *Zs.* Bd. 17 S. 249. Aus einem Briefe von Diez an Welcker (in dieser *Zs.* Bd. 18 S. 248) erfahren wir, dafs Diez auf den Rat Welckers den gefürchteten Giessener Kanzler auf die Bonner Anfrage vorbereitet hatte.

Burschenschaft beigetreten und hatte sich der gerichtlichen Verfolgung wegen Mitwissenschaft um das Frankfurter Attentat des Jahres 1833 durch die Flucht nach Frankreich entzogen [36]). Der an dem Frankfurter Putsche beteiligte Gießener Burschenschafter Breidenstein war mit Diezens Schwester verlobt und hatte sich zur selben Zeit im Diezischen Hause in Gießen vor der Polizei verborgen, als Friedrich Diez einen Ferienaufenthalt im elterlichen Hause genommen hatte. Als Diez mehrere Jahre später in Bonn, wie es scheint, in wenig taktvoller Weise, darüber vernommen wurde, geriet er in eine so hochgradige Erregung, daß er nahezu aufs Krankenlager geworfen wurde. In großherziger Weise trat in dieser heiklen Lage der Diez äußerst wohlwollend gesinnte Kurator der Bonner Universität, von Rehfues, für ihn ein. In einem Berichte an den Unterrichtsminister vom 11. Januar 1837 erklärte sich der Kurator bereit, die Verantwortlichkeit für Diezens völlige politische Makellosigkeit zu übernehmen. Es sei unmöglich, sich weniger um politische Angelegenheiten und überhaupt um Dinge, die nicht in den Kreis seiner Sprachforschungen gehörten, zu bekümmern, als dieser harmlose Gelehrte es tue. „Die ganze Abwechslung, die er in sein Leben bringe, bestehe in den Ferienreisen in das elterliche Haus nach Gießen und auch zu diesen Reisen komme er meist nur auf anhaltendes Drängen seiner Freunde, welche seine hypochondrische Affektionen dadurch zu vertreiben oder wenigstens zu mildern hofften“. Den Bemühungen des Kurators scheint es denn auch gelungen zu sein, Diez mit weiteren gerichtlichen Maßregeln zu verschonen [37]). Immer stiller und weltabgewandter sind alsdann Diez über seiner gelehrten Arbeit die folgenden Jahrzehnte verflossen. Er selbst hat einmal von sich selbst gesagt, daß „er der Poesie des Lebens für immer entsagt habe“ [38]). Und doch mochte gerade in diesen Jahren der Vereinsamung Diez gleich seinem Freunde Ebenau oft genug in seinen Erinnerungen sich in die von glühender vaterländischer Begeisterung erfüllte Maienzeit seines Lebens zurückträumen, in „jene seligste Zeit süßen, ahndungsvollen Glückes und frohen, jugendlichen Aufsehnens“, auf die beide Freunde wie auf „ein heiliges Land, ein ewig verlorenes Paradies der Jugend“ sehnsuchtsvoll zurückschauten [39]).

---

36) Eduard Diez setzte seine medizinischen Studien in Strafsburg fort und starb als Arzt in Westhofen im Elsafs.

37) W. Fœrster, *Friedrich Diez. Amtliche Schriftstücke.* In dieser *Zs.* Bd. 17, S. 281 f.

38) W. Fœrster, *F. Diez. Festrede* S. 11.

39) W. Fœrster, *Freundesbriefe von Friedrich Diez* S. 26 (No. 39) und S. 28 (No. 41).

Giessen. Herman Haupt.

Wortgeschichtliches.

Franz. **drogue.** Gegenüber den hergebrachten Deutungen des Worts, die man bei Hatzfeld & Darmesteter, Littré (auch im Supplement), Körting und Kluge (6. Aufl.) nachlesen wolle — die Mehrzahl der Gelehrten knüpft an ndl. *droog*, ags. *dryge* an —, gestatte ich mir die Herren Romanisten auf eine neue Etymologie zu verweisen, die Salemann in seinen manichäischen Studien (Zapiski der hist.-phil. Abteilung der Petersburger Akademie) 1. 65. vorträgt, deren Aushängebogen mir durch des Herrn Verfs. Güte zur Verfügung stehen.

Salemann findet die Quelle des romanischen Wortes im Iranischen. Das Mitteliranische, das ist die Sprache Irans etwa vom 3. Jahrhundert vor bis zum 8. Jahrhundert nach Chr., kennt ein mit DARVK und DARVG geschriebenes Wort, das *dārūk* oder *dārōk*, bez. *dārūg* oder *dārōg* — so in sasanidischer Zeit — ausgesprochen worden ist. Es bedeutete 'Kraut, Arzneikraut, Arznei'. Das entsprechende Wort der neupersischen Sprache, das als Lehnwort fast in allen modernen iranischen Dialekten wiederkehrt, *dārū* hat die Bedeutungen 'Arznei und Schießpulver'. Die Wörter stellen eine Ableitung aus dem indogerm. **dōru* oder **dŏru* dar — altind. *dâru*, griech. δόρυ u. s. w. —, worüber man Osthoff *Parerga* I. 98 ff. vergleichen möge.

Daß die Bedeutung 'Arzneikraut' sich ungezwungen mit dem vermitteln läßt, was das romanische *droga* besagt, glaube ich nicht besonders ausführen zu müssen, ebenso wenig daß ein Wort von solcher Bedeutung dann besondere Anwartschaft hat, für die Quelle von *droga* zu gelten, wenn es aus dem Orient stammt; vgl. Körtings Bemerkungen im *Lat.-Rom. Wörterbuch*[2] 328.

Wenn Salemann Recht hat, so muß das mitteliranische Wort, als es seine Reise antrat, *dārōg* gelautet haben. Das mag im 4. oder 5. Jahrhundert der nachchristlichen Zeit gewesen sein. Die Farbe des *ā*, ob hell oder dunkel, ist nicht zu bestimmen. Der Wortakzent lag auf der Schlußsilbe, was den nachmaligen Ausfall des vortonigen in offener Silbe vor *r* stehenden Vokals zur Folge gehabt haben mag.

Giessen. Bartholomae.

montluç. **appiter,** attendre (P. Dupuis, *Emmerock et Boïna* p. 15) = lat. *exspectare* mit Verallgemeinerung des unter dem Hochton entwickelten Stammvokals sei angemerkt, da bei Körting *Lat.-rom. Wtb.*[2] unter No. 3444 jede gallo.-romanische Entsprechung des betreffenden lateinischen Grundwortes fehlt. Beachte auch Chambure *Gloss. du Morvan épiter*, belauern, spionieren, ferner, für das Provenzalische, Levy *Supplement-Wörterb.* I, 68 f. *apeitar* und Mistral *Tresor* I, 1033 *espeta, apeita, peita,* die hier ihre zutreffende etymologische Deutung gefunden haben. Vgl. K. Hetzer, *Die Reichenauer Glossen* S. 27 afrz. *espit* etc.

ostfrz. **baugé,** das von Jossier *Dict. du pat. de l'Yonne* p. 13 in der Bedeutung *valet de charrue, garçon bouvier* aufgeführt wird, geht auf lat. *bǫv-iarius* zurück und ist somit nicht zu trennen von *boger, bouger, booier, boyer* ib. p. 18. Zur Suffixbildung s. Horning *Zs. f. rom. Phil.* XIV, S. 387.

afrz. **campeler.** Godefroy zitiert aus einem altfranzösischen Text *(Eteocle et Polin.):*

Une loee fu Ysmaine
Toute sans fu et sans alaine,
Oir poes de li mervelle,
Ne n'ot, ne voit, ne ne *campelle,*
Ne ne se muet comme une piere.

Godefroy versieht das Wort mit einem Fragezeichen, ohne eine Erklärung zu versuchen. Ich stelle dazu pikard. *campelle*, das Jouancoux *Études* I pg. 80 mit *femme de rien* erklärt, indem er daran die folgenden etymologischen Betrachtungen knüpft: „Corblet écrit *canpelle* et demande si ce dernier mot ne viendrait pas de *canis pellis.* Evidemment non ... Je suis porté à voir ici un dérivé de *campus,* campagne, quelque chose comme l'adjectif *campalis,* paysanne, grossière, sale, et, par extension, femme de rien. L'expression *prés champeaux* du français montre que cet adjectif a existé et que je ne l'invente pas pour les besoins de la cause. Quant à la transformation, elle est fort simple ... J'ajoute que c'est probablement d'un adjectif *campilis,* autre dérivé de *campus,* qu'est venu le vieux français *champil,* bâtard, *champisse,* femme de mauvaise vie ... Ce rapprochement me semble confirmer l'étymologie du mot picard *campelle.*" Meinerseits möchte ich auf zwei germanische Wörter hinweisen, die mit den genannten französischen nach Form und Bedeutung eine auffallende Übereinstimmung zeigen: Verbum *kampeln* und Substant. *kampel.* Bei Grimm, *Wörterb.* V, Sp. 138, heißt es mit Beziehung auf *kampeln:* „Ein mitteldeutsches *kampeln* schließt sich zwar an das vorige [*kampeln, kämpeln,* pectere] an, wird aber anderen Ausgangspunkt haben: *kampeln, sich kampeln,* sich zanken, *herum kampeln,* streiten Rädlein 524, bei Stieler 925 *kampelen* und *kämpelen* rixari, jurgare, contendere, altercari ..., bei Steinbach

1,826 *ich kampele* velitor, *er kampelt sich* mit der frau, levius contendit cum uxore; dies 'levius', das auch Frisch 1,498[b] zufügt, muß aus dem jetzigen gebrauch in Thüringen und Sachsen bestätigt werden, nur kleine zänkereien oder mehr komische, ungefährliche aufstände werden damit bezeichnet, doch nur *sich kampeln*, wie auch Heynatz im antib. angibt, während Adelung auch *er kampelt den ganzen Tag* hat . . ." Das Wort begegnet wieder im Englischen. S. Murray *A New English Dict. cample* „to enter on a wordy conflict; to answer in anger; to wrangle, scold, or quarrel." Vergleicht man altfrz. *campelle* in der bei Godefroy zitierten Textstelle, so ergibt sich, daß für dasselbe zwar nicht die Bedeutung „zanken", wohl aber „sprechen" vorzüglich passen würde, und so ist es denn von Wichtigkeit, daß, worauf in Grimms *Wtb. l. c.* hingewiesen wird, Halliwell für *cample* auch die Bedeutung „to talk" angibt. — Was das von Jouancoux angeführte weibliche Substantiv *campelle,* femme de rien, angeht so vgl. dtsch. *Kampel, Kämpel* m. bei Grimm. Es bezeichnet in oberd. Mundarten „Kerl, Geselle, Kumpan" und kann wie diese Wörter pejorative Bedeutung annehmen. Zum Engl. vgl. ebenda und Murray *l. c.* Daß die germanischen Wörter ihrerseits aus dem Romanischen entlehnt wurden, darf als ausgeschlossen gelten. Ob sie ausschließlich auf ein altgerm. *campa* (dtsch. Kampf, angels. *camp* etc.) weisen, oder ob andere Stämme sich eingemischt haben, braucht hier nicht untersucht zu werden.

dégringoler, herabrollen, hinunterpurzeln, ist nach dem *Dictionnaire général* p. 664 unbekannter Herkunft. Ebenda heißt es p. 1201 zu *gringole* (tête de serpent qui termine certaines croix) „semble une autre forme de *gargouille*; dans ce cas, le verb *dégringoler,* anciennement *gringoler*, signifierait »tomber de la gargouille«, en parlant de l'eau". Vgl. hierzu Littré s. v. *dégringoler*, der die im *Dict. gen.* vorgetragene Erklärung auf Richelet zurückführt und sie für möglich hält. Scheler führt s. v. *dégringoler* aus: „Le P. Menestrier établit un primitif *gringole,* qui, selon lui, est à la fois un synonyme et une corruption de *gargouille. Dégringoler* serait ainsi tomber d'en haut comme l'eau qui tombe des *gargouilles.* Le picard a *déringoler*, ce qui fait penser à un primitif *ringole* = *rigole.* Pour la prothèse de *g*, cp. *grenouille.* Voy. aussi le mot *gringole.*" Körting *Latein.-rom. Wörterb.*[2] Sp. 778 führt das franz. Wort auf ital. *gringolare, dringolare* zurück und vermutet für diese unter Hinweis auf Caix *Studj* 309, als etymologische Grundlage ahd. *scranchelôn, strangolôn,* wackeln. Mistral führt neuprov. *degringoula* (daneben *deigringoula, desgringoula*) auf, das er in *de*, *grin* und *coula* zerlegt. *Grin* geht nach ihm auf *cresten* zurück, das von *cresto* (lat. *crista*) gebildet wurde. Zuletzt beschäftigte sich mit unserm Wort L. Sainéan *Zs. f. rom. Phil.* XXX,3 S. 308. Er schreibt: „Le patois du Pas-de-Calais a conservé le sens originaire du mot: tomber en roulant de haut en bas d'un *gringole*, ou colline

escarpée; et ce sens perce encore dans le plus ancien exemple qu'on cite de d'Assoucy: *dégringoler* du haut d'un rocher. Le terme, d'origine picarde, répond exactement à *dérocher*, au même sens et à l'it. *dirupare* . . ." Auf die Etymologie von *gringole* geht S. nicht weiter ein. Mit der von ihm gegebenen Erklärung vgl. Ed. Edmont *Lexique Saint-Polois* s. *dĕgrĕgŏlĕ:* dégringoler; tomber, en roulant du haut en bas d'une *grĕgŏl* (colline, rideau élevé). Conc. *dĕgrĭŏlĕ*". Wichtig scheint mir die Konstatierung Sainéan's zu sein, daß das Wort im Pikardischen heimatberechtigt ist. Vielleicht gilt dasselbe von der Mundart der Vogesen, aus der es Haillant *Essai sur un patois vosgien* p. 188 in der Form *dègringolè* belegt, während prov. *degringoula* auf Entlehnung aus der franz. Schriftsprache beruhen dürfte, die es selbst aus nördlichen oder östlichen Mundarten aufgenommen hat. Wegen ital. *dringolare* s. Sainéan *l. c.* p. 309 Anm. 1. Was die Herkunft angeht, so befriegigt keines der vorgeschlagenen Etyma, wie wohl nicht weiter im Einzelnen ausgeführt zu werden braucht. Das Gebiet der Verbreitung weist auf germanischen Ursprung. Hier bietet sich nl. nd. *krinkelen*, *krinkeln*, woneben in z. T. anderer Verbreitung *kringelen* und *kringeln* stehen. Dazu die Substantive *krinkel* und *kringel*, die sich als Diminutivbildungen zu *krink* und *kring* darstellen. In der Bedeutung „sich schlängeln, winden" stehen die deutschen Verba den genannten französischen nicht allzuferne, indem ihre Form die Annahme der Zusammengehörigkeit nahe legt. Was das von Sainéan und von Edmont erwähnte *gringole*, colline escarpée, angeht, so verweise ich auf meine Ausführungen zu *cringue* ds. *Ztschr.* XXVIII[1], S. 81, das vielleicht eher noch als auf *krinkel* auf das diesem zu grunde liegende *krink* zurückzuführen ist. Noch sei mit *gringol* in der Bedeutung übereinstimmendes boul. *crunquelet* (monticule, butte; Haigneré *Pat. boulonnais* II, 171) angemerkt, das bestimmt nld. *kronkel*, ostfries. *krunkel*, Falte, Runzel etc. (vgl. Th. Braune *Zs. f. rom. Phil.* XIX, 369) wiedergibt. Über vorhin noch erwähntes pikard. *déringoler* ist auf grund der vorliegenden Angaben schwer mit einiger Sicherheit zu urteilen. Lieber als mit pikard. *rigole* möchte ich es vorläufig mit dtsch. *ringeln* verbinden, das ähnliche Bedeutung wie *krinkeln* und *kringeln* annehmen kann. — Die Endungen *-ol*, *-oler* der behandelten Wörter, mit *o* statt *e*, beruhen, wenn die versuchte Herleitung richtig ist, auf Angleichung.

vendôm. **echalotte** bezeichnet eine derbe Tracht Prügel (rossée, roulée). S. Martellière *Glossaire du Vendômois* p. 108: il a reçu une échalotte dont il ne s'est pas vanté. Über die Herkunft des Wortes äußert sich M. nicht. Man kann an deutsches *Schelle* denken, das von Thibault in der Weiterbildung *échelette* (clochette) aus einem Text des achtzehnten Jahrhunderts im *Glossaire du patois blaisois* p. 129 nachgewiesen wird. Aber abgesehen von der Form liegt *Schelle*, das den „schallenden Schlag ins Gesicht, die Ohrfeige" bezeichnet, in der Bedeutung allzuweit ab, um als Etymon

des hier zur Diskussion stehenden französischen Dialektwortes gelten zu können. Aus den gleichen Gründen ist die Annahme eines Zusammenhangs mit *calotte* (Maulschelle, Dachtel) abzuweisen. Es bleiben *échaler* = schriftfrz. *écaler* und *échalotte*, Schalotte (cepa ascalonia), als erwägungswerte Etyma übrig. Ich möchte mich für letzteres namentlich mit Rücksicht darauf entscheiden, daß *ognon*, wie ich in der Festschrift für Mussafia p. 87 gezeigt zu haben glaube, einen ähnlichen Bedeutungswandel durchgemacht hat. Vergl. noch neuprov. *ouñudo*, das Piat *Dict. franç. occit.* II, 326 als gleichbedeutend mit *rossée* bezeichnet.

feuiller, feuilleret, feuillure sind Kunstausdrücke der Tischlerei, über die A. Thomas *Nouveaux essais* p. 271 ff. gehandelt hat. Th. gibt u. a. die Definition Furetière's wieder, der unter *feuillure* bemerkt: „se dit des cannelures à angles droits qui se font aux bords des portes, des fenestres, volets et de toutes les choses qu'on veut faire fermer juste, qui entrent les unes dans les autres.“ *Feuilleret* wird von Furetière erklärt als „espèce de rabot, outil à fust servant aux Menuisiers à pousser des feuillures“. Das zugehörige Verbum *feuiller* begegnet erst bei jüngeren Lexikographen und bedeutet nach Sachs: einen Falz, eine Hohlkehle (an einem Brett) machen. Zur Etymologie heißt es bei Thomas: „Les étymologistes n'ont pas accordé à cette petite famille de mots l'attention qu'elle mérite. Le *Dictionnaire de Trévoux* traduit en latin *feuillure* pour *foliatio;* Roquefort place *feuilleret* et *feuillure* parmi les dérivés de *feuille;* les autres ont suivi moutonnièrement, y compris les auteurs du *Dictionnaire général* au nom desquels je viens faire tardivement un *mea culpa.*“ Thomas erklärt darauf *feuiller* für eine Doublette von *fouiller* < *foeillier* < **fodiculare*, mit dem Bemerken: „Il est inutile d'insister: je ferai seulement remarquer que la langue technique emploie dans un sens analogue le verbe *refouiller* et le substantif *refouillement*“. Mir will es scheinen als hätte Th. in der Ablehnung seiner eigenen früheren Auffaßung hier einen allzu positiven Ton angeschlagen. Zweierlei ist in diesem Zusammenhang zu beachten: 1. Neben *feuillure*, *feuilleret*, *feuiller* haben sich bisher in gleicher Bedeutung ältere *fouillure*, *fouileret*, *fouiller*, wie sie die Thomassche Herleitung voraussetzt, nicht nachweisen lassen. Von Zusammensetzungen entsprechen den zur Diskussion stehenden Wörtern in ihrer Bedeutung nicht sowohl, wie Thomas annimmt, die auf *fodiculare* tatsächlich zurückgehenden *refouiller* (aushöhlen) und *refouillement* (Aushöhlung, Loch), als vielmehr *refeuiller*, *refeuillement* (Anlegung eines doppelten Falzes), *refeuillure* (doppelter Falz). 2. Im Deutschen begegnen die technischen Bezeichnungen *aufblatten, anblatten, verblatten, Blattung, Blatt*, die in der Bedeutung den genannten französischen nahe stehen, z. T. mit Ihnen sich vollständig zu decken scheinen. So gibt Sachs *refeuiller* wieder mit „doppelt aufblatten“, *feuillure* u. a. mit „Ver-, Auf-blattung.“ Daß die deutschen Bezeichnungen hier nicht auf einer Übertragung aus

dem Französischen beruhen, dafür dürfte ihr Vorkommen auch in deutschen technologischen Wörterbüchern sprechen. So liest man bei Lueger, *Lexicon der gesammten Technik*: „*Aufblattung* (Anblattung), entweder eine verbesserte Stoßverbindung oder Verknüpfung zweier im rechten oder spitzen Winkel sich kreuzenden Hölzer . . .„ In der mir vorliegenden 1781 erschienenen Hartwigschen Ausgabe von J. K. G. Jacobsons technologischem Wörterbuch heißt es unter *Bladung, Laschung, Blattung*: „(Schifsbau) die Art und Weise wie man die zwey Seitenplanken eines großen Kahns zusammensetzt, so insgemein aus zwey Stücken besteht. An einem Ende beyder Plankenhälften, die der Schiffszimmerman zusammensetzen will, wird 15 Zoll vom Ende entfernt auf halbes Holz eingesägt, und nachher wird mit der Axt dieses Ende bis zum Schnitt zur halben Dicke verdünnt. Beyde dünnen Enden werden nun in einandergestoßen, und mit eisernen Nägeln bevestigt.“ S. ebenda *Blatt* und *anblatten*. Durch die vorstehenden Ausführungen wird die Richtigkeit der Thomasschen Auffaßung, scheint mir, in Frage gestellt. Eine Entscheidung wird sich erst fällen laßen auf Grund umfaßenderen historischen Wortmaterials.

ostfrz. **siquenette** verzeichnet Ch. Contejean *Glossaire du patois de Montbéliard* p. 395 mit folgender Erläuterung: „s. f. Petite impulsion communiquée avec le doigt à une bille qu'on veut rapprocher du jeu. On dit: un coup de *siquenette*. — Sans doute altérat. de *chiquenaude*“. Darüber wie er sich die Vertretung von anlautendem *ch* (*š*) durch *s* denkt, spricht sich der Verf. nicht aus; ebenso nicht über die Herkunft von *chiquenaude*. Ich verweise, was *siquenette* angeht, auf Hailland *Essai sur un pat. vosgien. Dictionnaire* p. 619 *ziquè* (v. a. pousser d'une chiquenaude; fam. ou fig. battu, roulé, victime d'une finasserie) und ib. p. 620 *ziquesse* (s. f. action de *ziqué*), ferner auf Grandgagnage *Dict.* II., S. 491 *zik* (choc reçu). Der Ursprung dieser an der Ostgrenze des französischen Sprachgebietes heimatberechtigten Wörter kann im Deutschen gefunden werden. Es entsprechen dtsch. *Zicke*, leichter Stoß, elsäss. (Martin u. Lienhart *Wörterbuch* II, 346) *nachtsicki* der letzte Schlag, wenn Kinder abends sich trennen, bayr. (Schmeller II, Sp. 1081) *zicken*, *anzicken* mit schnellem, kurzen Stoß berühren. Montbél. *siquenette* setzt **siquenai* mit erweiterter Endung und mit iterativer Bedeutung voraus, das sich zu einem ursprünglicheren *siquai* (vosg. *ziqué*) verhält, wie in derselben Mundart (s. Contejean *l. c.* p. 252) *sôquenai* (fureter) zu *sôquai* (chercher), *broillenai* (remuer à chaque instant) zu *broillie* (remuer, broyer), denen ebenda mit gleicher Bildungsweise *piudgenai* pleuvoir à petites gouttes, *viquenai* vivoter u. a. zur Seite stehen.

Mit schriftfranz. *chiquenaude* vgl. npr. (Mistral) *chica* donner une chiquenaude, un *chico*, chiquenaude. Ob diese Wörter mit sekundärer Palatalisierung des Anlautes gleichfalls auf dtsch. *zicken*

zurückgehen oder anderer Herkunft sind, vielleicht auch auf onomatopoetischer Grundlage selbständig gebildet wurden, bleibe dahin gestellt.

wall. **soirin**, ein Ausdruck der Schiffersprache, bedeutet nach Grandgagnage *Dict.* II, 372 „cable qui attache un bateau à un autre," in Namur „grosse corde de bateliers." Ohne näher auf die Etymologie einzugehen vergleicht G. wall. *soh'*, sorte de forte corde servant à lier les tonneaux, das er unter Hinweis auf Diez *Etymol. Wörterb.* zu mlt. *soca*, *soga*, ital. span. *soga*, Seil, stellt. Die Verschiedenheit der Lautform der hier verglichenen Wörter läßt an gemeinschaftlichen Ursprung wohl kaum ernstlich denken. Ich stelle *soirin* zu nd. *sorring*, nld. *zorring*, die in der Bedeutung mit dem wallonischen Worte übereinstimmen und wie dieses der Seemanssprache angehören. Vgl. Grimm *Wtb. Sorrung*: „. . . 1. Handlung des *sorrens* . .; 2. gewöhnlich womit man sorret, sorrtau, 'seil zum festbinden von booten, fässern etc.' . ." und ebenda das Verbum *sorren:* „Seemannswort, holl. *zorren*, etwas mit einem tau festbinden, so daß das tau nicht wieder von selbst los geht . . ." S. ferner u. a. Röding *Wtb. der Marine* II *sorren* (holl. *zorren*, dän. *surre*, schw. *surra*), *sorrtau*, *sorrung* (holl. *zorring*, dän. *surring*). Da *oi* (*ue ua*) im Wallonischen als lautorganische Entwickelung von gedecktem ǫ m. W. nur unter dem Hochton begegnet, so dürfte es in *soirin* auf Übertragung aus den stammbetonten Formen eines zugehörigen, nd. *sorren* entsprechenden Verbums herrühren.

Erwähnt sei auch altfrz. *surain*, das Delboulle *Mots obscurs et rares Romania* XXXV, S. 405 aus *Chambre des comptes* belegt: „1336. Deuz grans caablez, un borsseil, deux espringalez et plusieurs autres *surain* et pouliez". A. Thomas bemerkt hierzu in einer Anmerkung: „Vérification faite sur le manuscrit . . ., il semble qu'il faille lire *furain* plutôt que *surain*: on pense au terme de marine *funain*, cordage". Ließe sich nicht auch an eine normannische Entsprechung von dän. *surring* denken?

teremabin. A. Delboulle verzeichnet das Wort *Romania* XXXV, 409 als *obscur et rare* und belegt es aus Olivier de La Haye *Grande Peste* (p. p. Guigue, 252): „1425. *Teremabin*, idem en latin, est une chose doulce resemblant miel graine, appellé autrement miel de rousee." Es ist *tereniabin* zu lesen, das Sachs mit „flüßige persische Manna" umschreibt und das ebenso bei Littré, Nemnich, Ménage, Furetière sich findet. Wegen der Herleitung vergl. Dozy et Engelmann *Glossaire des mots espagnols et portug. dér. de l'Arabe*[2] p. 350.

vierboete wird von Delboulle *Romania* XXXV, 422 als obscur et rare aus Finot *Relations commerciales entre la Flandre et l'Espagne*, 338 verzeichnet: „1366. Que pour le sauvement des diz marchans, leurs biens et neifs, il soient ordenez encontre les costières

de Flandres sur le mer, à Dunkerque, Neufport, Ostende, Blankenberghe, nouvelles lumières et *vierboetes*, si comme soloient estre en vieux temps." Der erste Bestandteil des Wortes ist mnl, fl. *vier*, Feuer, der zweite mnl. *boet (boot)*, das „Boot" oder auch „Faß, Tonne" bedeutet. Es handelt sich in dem von D. angezogenen Beispiel zweifellos um Seezeichen. *Vier*, Feuer, haben wir ebenso zu erkennen in dem von Godefroy verzeichneten *vierbout* (droit perçu jadis à Dunkerque et dans les autres ports de la Flandre pour subvenir à l'entretien des phares et fanaux), dessen zweites Kompositionsglied mir nicht durchsichtig ist.

Zum Schluß mögen hier noch ein paar weitere flüchtige Bemerkungen zu Delboulles Artikel *Romania* XXXV, S. 394 bis 427 folgen:

S. 394 saccard: Vgl. F. Fertiault. *Les noels bourguignons de Bernard de La Monnoye* (Paris 1842) p. 364 „On appelle à Dijon *sacards* ces gens qui, en temps de peste, enterrent les corps de pestiférés, et qui, dans cette occasion, volent tout ce qu'ils trouvent sous leur main dans les maisons des malades. On entend par ce mot tous coquins, pendards, gens de néant et, comme on dit, de sac et de corde. Il vient de l'italien *saccardo*, pris dans Matteo Villani pour *goujat*, selon les académiciens de la Crusca, ou selon le Tassoni pour un pillard". Grosley bemerkt *Éphémérides* II, S. 182 zu *sacard*: „vilain, puant, dégoûtant; bourg. idem".

S. 396 sarte: Vgl. dtsch. *Zarte* (Cyprinus vimba), eine Nebenform von *Zärte*, nach Sachs nfrz. *serte*. Die übliche nfrz. Bezeichnung ist *vimbre*.

S. 398 seme: Vgl. auch Godefroy *semme* 2.

S. 401 simer: Vgl. de Chambure *Gloss. du Morvan*, wo p. 795 das Wort im heutigen mundartlichen Gebrauch nachgewiesen wird, mit der Bedeutung remuer les paupières ou les sourcils: „simer les yeux". Eine Ableitung davon ist ib. *simotter*, mouvoir les paupières, les lever et les abaisser tour à tour.

S. 402 sommaill ist eine Ableitung von *somme* (4) bei Littré: Banc de gravier, de sable, ou de vase situé au dehors d'un port ou de l'embouchure d'un fleuve. Vgl. Sachs *sommail* Untiefe, auch Klippe in einer engen Durchfahrt.

S. 402 sommeau. Gehört das Wort zu *somme*, die Traglast eines Saumtieres? Vgl. K. Glaser diese *Ztschr.* XXVI[1], S. 178.

S. 407 surge ist, glaube ich, Verbaladjektiv mit der Bedeutung „beweglich, flink". Es verhält sich zu *surgir* (surgere) wie gleichbedeutendes poit. *sourge* (s. Rousseau *Gloss. poit.*[2] p. 86, Beauchet-Filleau *Gloss.* p. 244) zu *sourgir* (surgere). Auch im Normannischen begegnet heute *sourge* nach Moisy in eingeschränkter Verwendung „ne se dit qu'en parlant de la terre, quand, au dégel, elle se soulève et se boursoufle".

S. 406 susin: Ist zu vergleichen Sachs *susin* *(Süssling?)*, vendôm. *surin*, eine Art weifse Trauben?

S. 408 tars ist wohl verlesen oder verschrieben für *tais* (Dachs). Vgl. Godefroy *taix* (und *taisse*, *taxe*).

S. 408 tiercerol. Sachs kennt das Wort als Ausdruck der Schiffersprache in der Bedeutung „Reefband".

S. 410 tierseron. Nach Littré arc qui naît des angles dans une voûte ogivale". Vgl. auch Sachs s. v.

S. 412 touc. S. auch Littré *Supplément*.

S. 415. tri balleur: Vgl. Rousseau *Gloss. poitev.*[3] p. 90 *triballaie* s. f. triballe, chair de porc frais, cuite dans la graisse, qui se vend et se mange dans les foires champêtres". Ib. das Verbum *triballer*, *trimballer* transporter, pendiller, S. auch Favre *Gloss. du Poitou tribalée.*

S. 415 trie. S. Littré *Supplément trie* (2).

S. 420 verhoule: S. Robin *Étude sur le pat. norm. en usage dans l'arrondissement de Pont-Audemer* p. 401 *verhaule*. Sachs: *verhole* Rückkehr der Flut. Etymologisch dürfte entsprechen ndl. *verhaal*, ostfries. *ferhâl*, Erholung, Pause.

S. 424 vrac: S. Fleury *Pat. de la Hague vrac*, labrus maculatus. Joret *Pat. du Bessin* verzeichuet p. 181 *vra* mit gleicher Bedeutung.

D. Behrens.

Zeitschrift

für



französische Sprache und Litteratur

begründet von

Dr. G. Kœrting und **Dr. E. Koschwitz**
Professor a. d. Universität z. Kiel — weil. Professor a. d. Univers. z. Königsberg i. Pr.

herausgegeben

von

Dr. D. Behrens,
Professor an der Universität zu Giessen.

Band XXX, Heft 2 u. 4.
Der Referate und Rezensionen
erstes Heft.

Chemnitz und Leipzig.
Verlag von Wilhelm Gronau.
1906.



Ausgegeben am 20. August 1906.

INHALT.

Referate und Rezensionen.

Miszellen.

Zeitschrift

für

französische Sprache und Litteratur

begründet von

Dr. G. Kœrting und **Dr. E. Koschwitz**
Professor a. d. Universität z. Kiel   weil. Professor a. d. Univers. z. Königsberg i. Pr.

herausgegeben

von

Dr. D. Behrens,
Professor an der Universität zu Giessen.

Band XXX.
Zweite Hälfte: Referate und Rezensionen.

Chemnitz und Leipzig.
Verlag von Wilhelm Gronau.
1906.

Inhalt.

Referate und Rezensionen.

Miszellen.

Gebhardt, Jahn & Landt G. m. b. H., Berlin W.-Schöneberg.

Referate und Rezensionen.

Constans, L. *Chrestomathie de l'ancien français,* IXe — XV siècle, précédée d'un tableau sommaire de la littérature française au moyen-âge, suivie d'un glossaire étymologique détaillé. Troisième édition soigneusement revue. Paris et Leipzig, H. Welter 1906. 244 S. gr. 8⁰.

Constans' zuerst 1883 und dann in stark umgearbeiteter Auflage 1890 erschiene *Chrestomathie de l'ancien français* liegt nunmehr in dritter „sorgfältig durchgesehener" Ausgabe vor. Sie bietet auf verhältnismäßig geringem Raume infolge sehr kompressen Satzes eine erstaunliche Fülle von Text, Anmerkungen, literargeschichtlichen, grammatischen und lexikalischen Beigaben. Dem Anfänger werden alle diese Beigaben, insbesondere die Etymologien des Glossars und die meist grammatischen Anmerkungen recht willkommen sein. Der Verfasser hat sicherlich keine Mühe gespart, das Verständnis seiner Texte zu erleichtern. Leider können aber namentlich seine Texte nicht durchweg als zuverlässig und dem derzeitigen Stand der Forschung entsprechend bezeichnet werden. Auf S. 4 des *Avertissement* wird zwar gesagt, die neue Ausgabe sei *mise au courant des travaux parus depuis quinze ans dans le domaine de l'ancien français,* doch ergibt sich schon aus den Einzelangaben bei den verschiedenen Textproben, daß das keineswegs durchgehend geschehen ist. So wurde für die Straßburger Eide und für die Eulalia keine nach Koschwitz' Kommentar erschienene Arbeit oder Ausgabe benutzt (Von der Eulalia-Sequenz heißt es überdies S. 6 durch zwei sinnstörende Druckfehler sie sei *écrite à la fin du XIe siècle . . . dans un manuscrit du Xe siècle,* was einen scharfen Widerspruch zu S. 28 Anm. ergibt, daß sie *nous donne de précieux renseignements sur l'état de la langue à la fin du IXe siècle, quoique le manuscrit qui nous l'a conservée soit postérieur d'un demi-siècle environ).* Das Stück aus der Karlsreise ist der 1883 erschienenen zweiten Auflage von Koschwitz' Ausgabe entnommen, die dritte von 1895 war C. seiner Angabe nach unzugänglich, von der vierten aus dem Jahre 1900 hat er danach überhaupt keine Kenntnis gehabt, geschweige denn von den in Voretzschs *Einführung in d. Stud. d. altfranz. Sprache* abgedruckten und

kommentierten Stellen. Den drei Rolandsliedbruchstücken liegt die fünfte Auflage der Parischen *Extraits* von 1891 zugrunde, die beiden weiteren Auflagen sind ebensowenig wie meine Gesamtausgabe von 1900 auch nur erwähnt. Für Partonopeus ist ohne jeden Grund die Crapeletsche Ausgabe, welche doch den Text der besten Hs. in der Pariser Arsenalbibliothek wiedergibt, ganz mit Stillschweigen übergangen, ebenso der zweitbeste Text der Berner Hs., und nur die beiden minderwertigen Hss. der Pariser Nationalbibliothek sind benutzt, öfter ist noch dazu auch ihr Text durch unnötige Konjekturen verändert. Pfeiffers Untersuchung über die Hss. des P. in *Ausg. u. Abh. XXV* wird nirgends angezogen. Selbst für Crestiens *Cligès* hat Constans nur Foersters erste Ausg. von 1884 verwertet. Es ergibt sich damit von selbst, daß namentlich die Texte, öfter aber auch die Bemerkungen und das etymologische Glossar recht verbesserungsbedürftig geblieben sind, was bei Benutzung des Buches nie außer Acht gelassen werden darf. Jedoch will ich gern anerkennen, daß namentlich Anfänger immerhin aus dem Studium der Chrestomathie reiche Belehrung schöpfen können.

GREIFSWALD. E. STENGEL.

Paris, Gaston. *Histoire poétique de Charlemagne. Reproduction de l'édition de 1865 augmentée de notes nouvelles par l'auteur et par M. Paul Meyer et d'une table alphabétique des matières.* Paris, Émile Bouillon, Editeur (Honoré Champion successeur). 1905. XVII, 554 p. in 8⁰.

Romania, t. XXXIII, 137 und XXXIV, 491 enthielt bereits die Ankündigung der längst ersehnten Neuauflage der *Histoire poétique de Charlemagne*, die Gaston Paris ursprünglich als zweibändige völlige Umarbeitung plante und schließlich aus Zeitmangel als einfache Reproduktion: par le procédé anastatique in Aussicht stellte. Diese letzte Absicht ist Dank der Fürsorge Paul Meyers in Kraft getreten, und zwar in ebenso pietätvoller als selbstloser Form: *je me suis abstenu de toute discussion, me bornant au rôle de simple rapporteur.* Seine Aufgabe, die wahrlich nicht mühelos war, erforderte den Zusatz einer summarisch gehaltenen Übersicht der wissenschaftlichen Fachleistung von vier Jahrzehnten. Was diese letzten vier Dezennien für die Entwickelung unserer romanischen Forschung zu bedeuten haben, braucht wohl kaum hervorgehoben zu werden. Am schwersten aber fiel dem treuen Freunde jedenfalls die Selbstbeschränkung, die er so pietätvoll in die kurze Erklärung zusammenfast: *je me suis abstenu de toute discussion* [1]. Dankbar begrüße ich (jedenfalls im

[1]) Man erinnere sich der Jugendkritik Paul Meyers in der *Bibliothèque de l'École des Chartes*, Serie III, p. 28—63. 304 ss. Diese Besprechung erwähnt Pio Rajna im *Marzocco* 24 Dicembre 1905 (*Un libro di Gaston Paris ridato al pubblico*).

Namen vieler) dieses selbstauferlegte Zurückdrängen der eigenen Persönlichkeit, das soviel Liebe über den Tod hinaus bezeugt und zugleich — eine Verkümmerung der eigenen kostbaren Arbeitszeit in einem Alter, wo die Abrundung und Fertigstellung eigenen Lebenswerkes nicht für Egoismus, sondern für gutes, in rastlosem Schaffen erworbenes Recht gelten muß.

Der neuvorliegende Band[2]) enthält jetzt auf Seite 515—548 reichlich vermehrte Anmerkungen, sowie eine bisher vielfach vermißte, ganz knapp gehaltene *table alphabétique des matières.* Die neuen „*Notes*" sind doppelter Herkunft; sie entstammen teils den Randbemerkungen des Handexemplares aus dem Nachlasse, teils (was durch Einklammern markiert wird) dem Sammelfleiße des Herausgebers. Welche Gesichtspunkte für die Bibliographie maßgebend waren, kündigte bereits die *Romania* an. Seite VI—VII der neuen Vorrede erweitert diese Auskunft in so bescheidenem Ton, daß von vornherein jeder nicht objektiven Kritik die Spitze abgebrochen ist. Welcher posthumen Neuauflage wäre wohl ein besseres Geschick zu wünschen?

Wer den frisch zugänglichen Band zur Hand nimmt, wird sich fast bei jedem Kapitel dankbar der vielseitigen Anregung erinnern, die das grundlegende Werk seiner eigenen Forschung in stets fruchtbringender Form gebracht hat. Anfänger freilich werden das Buch mit Vorsicht gebrauchen lernen müssen. Bereits wie aus der Vogelperspektive stellte sich in wehmütigem Fluge die klassische Prägung dieser eminenten Jugendleistung in den Gedächtnisreden und Gedächtnisschriften dar, die der Klage um den unersetzlichen Toten so herzbewegend Ausdruck verliehen. Jede Nation hat bei diesem traurigen Anlasse durch die mehr oder weniger gewichtige Stimme eines ihrer Vertreter[3]) die *Histoire poétique* in frische Beleuchtung gerückt, oder doch wenigsten auf ihren nachhaltig bildenden Einfluß hingewiesen. Man erinnere sich z. B. nur der schönen Charakterisierung von D'Ancona, M. Croiset, H. Morf, P. Rajna u. a. Am sichersten aber tritt das Siegerbewußtsein eines stolzen, durch die Doktorschrift eines Sechsundzwanzigjährigen neuschöpferisch beeinflußsten Zeitraums wohl in dem Freimut zu Tage, mit welchem Professor Bédier in seiner denkwürdigen Antrittsvorlesung im *Collège de France* (am 3. Februar 1904) auch Stellen einer ungünstigen zeitgenössischen Kritik zitierte, die aus mancherlei Gründen, nicht bloß dem rein historischen, nicht oft genug angeführt werden können: *Sous des apparences scientifiques légèrement suspectes, à côté de prétentions un peu altières à une méthode toute nouvelle, à une méthode absolument exacte et rigoureuse, j'ai trouvé dans l'Introduction de M. Gaston Paris beaucoup de redites, beaucoup de paroles inutiles. L'auteur semble annoncer la révélation d'une science inconnue avant lui, et*

[2]) Cf. *Beilage der Allgemeinen Zeitung* 1906, Nr. 37.
[3]) Cf. auch diese *Zeitschrift* XXVIII, 1 ff.

il expose souvent des lieux communs . . . Inswischen hat sich unsere Romanistik zweifellos ihre Existensberechtignng neben der klassischen Philologie erkämpft. Sie hat aber immer wieder mit neuen Gegnern zu rechnen, wie die scharf ausfälligen Entgegnungen des großen Denkers Joseph Bertrand 1897 bei der Begrüßung des einstimmig gewählten neuen Mitglieds der französischen Akademie bewiesen. Die Mathematiker werden jederzeit Vieles an unseren philologischen Methoden auszusetzen haben. Dem ungerechten Angriff vom Jahre 1865 aber widersprach jedenfalls am wirksamsten die Verleihung des grand prix Gobert durch die Académie des Inscriptions. Diese widerspruchsvolle Aufnahme einer wahrhaft genialen Leistung hat auch ihr Tröstliches: sie weckt die Erinnerung an hundert ähnliche Fälle, die in der Gelehrtenwelt immer wieder als vergebliche Warnzeichen auftauchen, neuen Strömungen nicht von vornherein schroff jede Existenzberechtigung abzusprechen.

Für manches Kapitel der *Histoire poétique*, so z. B. das neunte des ersten Buches, war völlige Umarbeitung geplant, die der Tod vereitelte. Betreffs einer kleinen Änderung, die Gaston Paris bestimmt im Sinn hatte, sei nur die Erwähnung einer persönlichen Erinnerung gestattet. Es handelt sich um das harte Urteil über den *Willehalm* von Wolfram v. Eschenbach auf S. 129: *copie terne et molle d'un de nos plus éclatants tableaux.* Als ich 1894 (für die *Conférences du Dimanche)* diese Dichtung Wolframs eingehend in Beziehung zur französischen Vorlage zu setzen hatte, nötigte ich meinem treuen Lehrer Schritt für Schritt mehr Bewunderung und Achtung für die mittelhochdeutsche Bearbeitung ab. Er stellte mir schließlich bestimmt eine Aufbesserung der bezüglichen Stelle in der *Histoire poétique* in Aussicht. Daß es ihm mit dieser Sinnesänderung ernst war, bewies mir eine Äußerung, die er in meiner Gegenwart einem Dritten gegenüber (dem früh verstorbenen C. Boser) fallen ließ. — Für mich ist dieser kleine Vorfall, der noch in meine Schülerzeit fällt, eine schöne Bestätigung für die Überzeugung, daß wirklich starke Denkkraft sich durch die neuen Resultate fremder redlicher Arbeit willig zur Revision früherer Urteilsformulierung gewinnen läßt.

MÜNCHEN. M. J. MINCKWITZ.

Gourdon, Georges. *Guillaume au court nez [*in: *Mois littéraire et pittoresque.* Janvier 1906.*]*

Es handelt sich um eine Nachdichtung des Epos „*La Chançun de Willame*“, welches im Jahre 1903 von einem englischen Bibliophilen veröffentlicht wurde und dessen Inhalt den Romanisten aus P. Meyers Analyse in der *Romania* XXXII 597 ff. bekannt ist. Gourdons Gedicht umfaßt nur die erste Hälfte der *Chançun de Willame*: es erzählt die drei unglücklichen Schlachten auf dem Archamp, die wiederholten Niederlagen Guillaumes, den Tod Viviens, Girarts und sämtlicher

Vasallen, dazwischen die Szenen in Orange, die Maßnahmen Guibours; frei erfunden ist der wenig einleuchtende Schluß, daß die Sarazenen nach ihrem letzten Siege plötzlich mutlos werden und unverrichteter Sache abziehen. Im altfranz. Original muß Guillaume die Hilfe König Ludwigs anrufen, ähnlich wie in der bekannten *Chanson d' Aliscans.* Hätte Gourdon seiner Vorlage folgen wollen, so hätte er wiederholen müssen, was er seinen Lesern bereits im Jahre 1896 in einer dramatischen Bearbeitung des Aliscansepos, betitelt *Guillaume d'Orange*, aufgetischt hatte.

CHARLOTTENBURG. F. WISKE.

Kempe, Dorothy: *The Legend of the Holy Grail*, its Sources, Character and Development. (The Introduction to, and Part V of Herry Lovelichs Verse „History of the Holy Grail". London 1905). [E. E. T. S., Extra Ser. No. XCV.]

Wer in dem Schriftchen das sucht, was der Titel besagt, wird bitter enttäuscht werden. Was es eigentlich enthält, ist schwer zu sagen: jedenfalls nichts neues! Allgemeine Bemerkungen über die Grallegende und Analysen werden da zum hundertsten Mal aufgetischt. Dann wird speziell die von Nutt geäußerte Hypothese betr. die Verwandtschaft der Legende von dem Gralhüter Bron zu den irischen und kymrischen Sagen von Bran und Brandan breit getreten. Nutts Hypothese ist sicher beachtenswert; aber der Verfasserin mangelten die Kenntnisse, um etwas ordentliches zur Beurteilung derselben beitragen zu können. Sie weist zwar gleich im ersten Satz auf *the critical work of the last forty years* hin; aber Nutts und Rhys' „*Studies*" sind die einzigen einschlägigen Werke, die sie erwähnt (p. VI) und kennt[1]). Nicht einmal die wichtige Abhandlung Heinzels, die doch gerade über die Quellen des *Grand-Saint-Graal*, denen auch Verf. nachgehen wollte, sehr wichtige Aufschlüsse gibt, war ihr bekannt. Wie man sich in den englischen Schulen im Allgemeinen mit dem Unterrichte in brittischer Geschichte und Geographie begnügt, so glaubt man in England noch gewöhnlich auf dem Gebiete der Philologie, wenigstens der neuern, speziell der nicht-englischen, von den Erzeugnissen des europäischen Continents und Amerikas gans absehen zu dürfen, so geringe auch die Leistungen Englands gerade auf diesem Gebiete sind. *Merry Old England* ist noch nicht verschwunden! Von einigen wichtigen Ausnahmen abgesehen, lebt man da noch in vollständiger wissenschaftlicher Unschuld dahin. Kempes Schriftchen soll die Einleitung bilden zu der von 1874—78 erschienenen Ausgabe von Lovelichs Übersetzung des *Grand-Saint-Graal* (ed. Furnivall).

---

[1]) Rezensent darf hierauf aufmerksam machen, ohne in den Verdacht zu kommen, dafs er über die Ignorirung seiner eignen die Gralsage betreffenden Abhandlung (in dieser *Zeitschrift* Bd. 29) empört war; denn diese ist ungefähr gleichzeitig mit E. Kempes Schrift erschienen.

Warum derselben von dem immer über Geldnot klagenden Comité der *Early English Text Society* jetzt noch eine für Laien und Spezialisten gleich uninteressante Einleitung nachgeschickt wird, ist nicht zu begreifen. E. Kempes Abhandlung bietet kaum etwas, was der Leser von Nutt und Rhys noch nicht weiß. Sie ist aber kennzeichnend für den niedern Stand der philologischen Wissenschaft in England. Sie ist eben nicht bloß eine ganz private Schrift; denn sie ist approbiert vom Comité der Society. Doch je geringer der Wert, um so höher der Preis: 6 *sh.* kosten die 32 Seiten Text mit Titelblatt und Umschlag!

E. Brugger.

Gaster, M. *The Legend of Merlin* [In: Folklore XVI. 1905].

Der Titel ist zu weit gefaßt. Es handelt sich nur um die Erklärung der Geburt Merlins, des Turmbaus Wortigerns und einiger *devinailles*. Daß dieser Teil der Merlinsage hauptsächlich aus der Salomonsage stammt, war bereits bekannt. Doch bringt Verf. so viel ich weiß zum ersten Mal, noch einige andere auffällige orientalische Parallelen, die den orientalischen Ursprung jenes Teils der Merlinsage über allen Zweifel setzen. Interessant sind darunter namentlich die Legende von *Jesus ben Sira* und die hübsche rumänische Volkserzählung „Wie der Erzengel Gabriel einem Abt dreißig Iahre lang diente." Etwas unglücklich hat sich Verf. in der allgemeinen Einleitung ausgedrückt: „Wir dürfen annehmen, daß *the authors of the prose romances . . . precede every romantic poem (For the story is first written down and afterwards taken up by the trouvère and versified* etc.)" (p. 408). Schon J. Weston hat in einem Nachworte (ibid. p. 427) dagegen protestiert. Doch handelt es sich wohl eher um eine unrichtige Ausdrucksweise als um einen unrichtigen Gedanken. Es sollte nur ein Unterschied gemacht werden zwischen literarischer und nicht-literarischer Gestalt der Sagen, ein Unterschied, der allerdings nicht immer leicht zu machen ist. Daß die französischen Versromane den Prosaromanen vorausgingen, dürfte allerdings sicher sein; und es gilt wohl für alle Literaturen, zum mindesten für fast alle, daß die gebundene Redeform älter ist als die ungebundene, Doch anders ist es mit nicht-literarischen Sagen, auf denen auch alle literarischen Sagen fußen. Nicht-literarische Sagen existieren und existierten zu allen Zeiten und überall nur in Prosa. Dies ist eigentlich selbstredend, wenn man nicht etwa die poetische Rede für die natürlichere Ausdrucksweise der Menschen halten will. Es ist zweifellos, daß z. B. die *devinailles* Merlins resp. Sirachs oder Marculfs, die Geschichte vom wunderbaren Turmbau etc. ursprünglich in Prosa zirkulierten.

E. Brugger.

Hoffmann, Walther. *Die Quellen des Didot Perceval.* Halle 1905 (Diss.). 80 S. 8°.

Als a-priori mögliche Quellen zieht der Verf. in Betracht: Roberts *Joseph* und *Merlin* resp. ihre Prosaauflösungen; Chrétiens *Perceval* mit den Fortsetzungen Gauchers und Gerberts, Galfrids *Historia*, die Walter Map zugeschriebene *Mort Artur*, Renauts *Bel Inconnu*, Chrétiens *Erec*. Alle diese Werke sind schon von anderen als Quellen genannt worden. Er gibt eine Inhaltsangabe der einzelnen Teile des *Didot-Perceval* und läßt jeweils die Analyse der entsprechenden Teile der a-priori möglichen Quellen folgen. Diese Zusammenstellung wird denen, die sich mit dem *Didot-Perceval* beschäftigen, willkommen sein. Hoffmann enthält sich im Allgemeinen der Kritik; zum mindesten sind seine Argumentationen sehr kurz. Manche wichtige Fragen werden gar nicht aufgeworfen; ich will sie hier ebenfalls ruhen lassen. Hoffmanns Urteile scheinen mir zumeist gesund und natürlich zu sein. Von den a-priori möglichen Quellen weist er Maps *Mort Artur* und Renauts *Bel Inconnu* zurück. Nach meiner Meinung kann auf den *Erec* ebenfalls verzichtet werden, wahrscheinlich auch auf *Gerbert*. Es wird mit Recht direkte Benutzung von Chrétiens und Gauchers *Perceval* angenommen. Daß Galfrids *Historia* als Quelle diente, wird für niemand zweifelhaft sein; ebenso wird Benutzung von Roberts *Joseph* und *Merlin* für alle diejenigen selbstverständlich sein, die nicht Robert selbst für den Autor des *Perceval* halten. Merlins Ende beruht nach Hoffmann auf Erfindung. Für die Episode von Perceval und Elaine kennt er keine Quelle. Die Furtepisode des *Didot-Perceval* hält er für ursprünglicher als den entsprechenden Abschnitt bei Gaucher und Renaut. Ich glaube, daß noch andere Episoden ursprüngliche Züge enthalten; doch würde es mich zu weit führen, wenn ich auf diese Fragen eingehen wollte. Hoffmann bemerkt sehr lakonisch: „Es lassen sich keine Beweise dafür erbringen, daß P P (d. h. *Didot-Perceval*) die Prosaauflösung eines Versromans ist, wie Birch-Hirschfeld und G. Paris annahmen“ (p. 6), d. h. also wohl auch, daß der *Didot-Perceval* auf Roberts *Perceval* zurückgehe, resp. daß Robert überhaupt einen *Perceval* geschrieben habe. Ich glaube doch, daß jene Hypothese vieles für sich hat; es ließen sich zu den von G. Paris und Birch-Hirschfeld angeführten Argumenten noch andere hinzufügen. Zum mindesten hat weder Hoffmann noch ein anderer den Beweis für das Gegenteil erbracht.

Im Einzelnen möchte ich hier nur erwähnen, daß in dem Satz: *En cel tens estoit li fiz Alein le Gros, dont vous avez oï parler ça en arrieres, petit enfes et ot non Percevaus* (p. 13) das *dont* in natürlicher Weise nur auf *Alein*, nicht auf *fiz* bezogen werden kann; aber allerdings braucht man daraus nicht zu folgern, daß einmal eine Alain-Branche existierte; denn von Alain ist ja im Joseph häufig genug die Rede. S. 18 A. weist Hoffmann auf einen Widerspruch im Prosa-*Joseph* hin: zwischen Zeile 1038 und Zeile 1192. Nach

jener Stelle soll Alain den leeren Platz ausfüllen, nach dieser Alains Sohn. Doch für Robert war die Sache jedenfalls klar. Er hat sich nur wieder einmal sehr unklar ausgedrückt. Nach v. 2531—36 könnte man glauben, daß ein Sohn Brons (man würde sogar meinen, der erste Sohn, also nicht Alain) für den leeren Sitz bestimmt sei; aber ebenso möchte man es nach v. 2793—94 glauben, wenn nicht v. 2795—96 folgten, aus welchen hervorgeht, daß Bron nicht der Vater, sondern nur der Stammvater desjenigen sein soll, für welchen der Sitz bestimmt ist. Die Ausdrucksweise der Prosa ist nun allerdings kaum mehr zweideutig, aber dafür widerspruchsvoll, wie Hoffmann richtig bemerkte. Nur die Handschrift von Modena, welche Zeile 1039 anstatt *li filz Bron* setzt: *li filz qui istra del fil Bron*, enthält keinen Widerspruch. Ich muß aber, mit Rücksicht auf die Stellung dieser Handschrift im Handschriftenstammbaum, ihre Lesart für eine Emendation halten. Diejenigen Kopisten, die den Perceval nicht kannten, konnten nicht wissen, welche von beiden Stellen falsch war.

Hoffmanns Arbeit ist namentlich deswegen zu empfehlen, weil er uns die wichtigsten Varianten der Handschrift von Modena, sei es im Wortlaut, sei es in Übersetzung oder Analyse, mitteilt. Ich selbst habe den *Joseph* und den *Merlin* dieser Handschrift kollationiert, und beabsichtige gelegentlich die Varianten mitzuteilen. Nach dem *Joseph* läßt sich nun am ehesten ein Urteil über den Wert der Handschrift fällen. Wenn ich mich nicht sehr täusche, so steht sie der Didot-Handschrift, die außer ihr allein noch den *Perceval* erhalten hat, am nächsten oder zum mindesten sehr nahe. Beide gehören zu einer Gruppe, die sich vom Text des Archetypus ziemlich stark entfernt, welch letzterer seinerseits eine sehr ungenaue, nicht selten falsche Wiedergabe von Roberts Versroman ist. Wenn man diese Ergebnisse auf den *Perceval* überträgt (und dazu wird man berechtigt sein), so folgt, daß man auch im günstigsten Fall mittelst der Handschriften Didot und Modena nur ein sehr ungenaues Bild von dem ursprünglichen Percevalroman bekommen kann. Camus und Hoffmann halten die Handschrift von Modena für viel besser als die Handschrift Didot. Ein Blick auf meine *Joseph*kollationen scheint mir dieses Urteil etwas zugunsten der Handschrift Didot zu ändern. Unter allen Umständen muß man die beiden Handschriften für a-priori gleichwertig anerkennen und darf nicht die eine bevorzugen, ohne für den einzelnen Fall besondere Gründe zu haben. Die besseren Lesarten der Handschrift von Modena kommen namentlich den *Enfances*, dem Furtabenteuer, dem Kinderabenteuer, dem Gralabenteuer zu gute. Öfter würde man sich lieber Zitate anstelle der Übersetzung oder Analyse wünschen[1]).

Zürich E. Brugger.

---

[1]) Als ich dieses schrieb, hatte ich das Verhältnis der *Josephhss* erst oberflächlich studiert. Jetzt, nachdem ich dies einläſslich getan, hat sich

Antoine de la Sale, *Die fünfzehn Freuden der Ehe,* vollständig in das Deutsche übertragen [von Franz Blei]. J. Zeitler, Leipzig 1906, XIV u. 173 S. klein 8⁰.

„Eine philologische Schularbeit war ja auch nicht meine Absicht und läge weder in meinen Fähigkeiten noch in meinen Neigungen", bekennt der Übersetzer in seinem liebenswürdigen Widmungsschreiben an Eduard Griesebach. Wir können nur froh sein, daß er diese Absicht nicht gehabt hat, denn er hat uns mehr geschenkt als eine exakte Version: ein kleines deutsches Kunstwerk. Der Grundton des Ganzen, die „ironische Schwermut" ist trefflich wiedergegeben. Einige Stücke der quinze joyes habe ich vor Jahren selbst übersetzt und konnte mich nun, da ich meine Handschrift mit dieser schmucken Ausgabe verglich, zwar nicht der buchstäblichen, aber doch der stilistischen Übereinstimmung erfreuen.

Zu einer exakten Version ist auch die Zeit noch nicht gekommen. Man weiß, wie sehr die einzelnen Ausgaben von einander abweichen und wie durch die neuesten textkritischen Vorarbeiten die Dinge eher verwickelter als einfacher geworden sind (vgl. W. Foerster im *Literaturbl. für germ. und rom. Phil.* 1903, Sp. 407 ff.). Einer der sich auf philologische Arbeit nicht einlassen wollte, konnte darum nichts besseres tun, als sich an die verbreiteste Ausgabe (Jannet, Paris 1857) halten. Freilich hätten sich durch Vergleich mit den von Heuckenkamp und seinen Schülern veranstalteten Ausgaben und Varianten die Erzählungen um manchen feinen künstlerischen Zug bereichern lassen. Z. B. in der dritten Ehefreude vermißt man ungern die reizende Szenn wie „der gute Mann sich nach dem Zimmer der Kranken hingetrieben fühlt. Und an der Thüre schon hört er sie wimmern und eilt auf sie zu und kniet an ihrem Bett mit aufgestütztem Ellbogen und fragt: Wie gehts, mein Schatz?" Ohne auf Einzelheiten einzugehen, glaube ich versichern zu können, daß in der Hauptsache der Wortsinn getroffen wurde. — Aber Antoine de la Sale dürfte schwerlich noch als der Verfasser gelten.

HEIDELBERG. KARL VOSSLER.

---

mein Urteil noch mehr zu Ungunsten der Hs. von Modena geändert. Diese steht in meinem Stammbaum 2 Stufen tiefer als Didot; näher als Didot kommt ihr die Hs. F (Bezeichnung von Weidner), am nächsten die Hs. Huth. Modena hat eher mehr Zusätze und Auslassungen als Didot. Der Kopist von Modena hat namentlich gerne sehr eigenmächtig korrigiert (ein Beispiel dafür ist auch das oben zitierte), und darum hat seine Hs. einen ursprünglichern Anstrich. Es wird also angezeigt sein, bei der Kritik sehr auf der Hut zu sein, und auch da, wo Modena ansprechender und klarer ist, nicht gleich die Lesart von Didot zu verwerfen.

Söderhjelm, Werner. *Notes sur Antoine de La Sale et ses œuvres.* Helsingfors 1904. Imprimerie de la Société de littérature finnoise. (151 S.) 4⁰. [Acta Societatis scientiarum fennicae. Tom. XXXII No. 1.]

Nur als Vorarbeit zu einer gründlichen Studie wollen Söderhjelms Ausführungen, die sich bescheiden *Notes* nennen, dienen. Der schon seit Jahren mit Antoine de la Sale beschäftigte Vf. will an seinem Teile dazu helfen, das Interesse an dem eigenartigen Schriftsteller, das gerade in jüngster Zeit durch die Arbeiten von Joseph Nève (*Antoine de La Salle, sa vie et ses ouvrages d'après des documents inédits* 1903), L.-H. Labande (*Antoine de La Salle. Nouveaux documents sur sa vie et ses relations avec la maison d'Anjou*, in *Bibliothèque de l'École des Chartes* 65, 1904), Carl Haag (*Antoine de la Sale und die ihm zugeschriebenen Werke* im *Arch. f. d. Stud. d. neuer. Sprachen* Bd. 113) u. a. in immer steigendem Maße sich bekundet hat, wach zu erhalten. Ohne auf eine Erörterung der wichtigen mit dem Namen des Antoine de La Sale verknüpften Streitfrage nach der Autorschaft der *Cent nouvelles nouvelles*, der *Quinze joies de mariage* oder gar des *Pathelin* sich einzulassen, gibt S. zunächst eine anschauliche Schilderung des Lebensganges des Dichters inmitten der politischen und literarischen Strömungen seiner Zeit, um darauf jedes einzelne der zweifellos ihm angehörenden Werke (*La Salade, La Salle, Le Petit Jehan de Saintré, Des anciens tournois, La Journée d'onneur et de prouesse* und *le Réconfort de Mme de Fresne*) nach kritischer Würdigung seiner Überlieferung einer genauen durch Textproben erläuterten Analyse zu unterziehen und auf seine Quellen und seinen literarischen Wert hin zu prüfen. All dies geschieht mit Umsicht, Sorgfalt und — trotz aller Vorliebe für den Dichter — stets ruhig abwägendem Urteil, so daß Söderhjelms Arbeit ohne Zweifel sowohl dem künftigen Biographen als auch dem Herausgeber des Antoine de la Sale schätzbare Dienste leisten wird. Höchstens lassen die eingestreuten Textproben hier und da an Lesbarkeit zu wünschen übrig. Z. B. S. 89 *Et tout* (l. *tant*) *que par espasse de temps fit* (l. *fut*) *du tout garis. Sy advint aprez que Hanibal vint en Ytalie en la grant puissance que vous avez oy, sy fist tant que Capoa se rebella contre les Rommains et fut pour Anibal, par laquelle chose l'indignacion d'eulx aux Rommains fut assez plus que onques mais n'avoit esté.* Hinter *plus* wird *grans*, hinter *n'avoit esté* etwa *lor amitié* ausgefallen sein, sonst ist der Satz nicht zu verstehen. — S. 92 *Lors commença Pan, qui escommis* (l. *escarni*) *avoit Apollo.* — S. 93 Z. 7 *devoient* (l. *devenoient*) *or.* — S. 114 *ilz avoient couvertement en generaulx parolles blasonné* (l. *blasmé*) *le sexsce feminin.* — S. 128 *Monseigneur, quoy que je dye, il me soit pardonné; des deux consaulx que je vous vueil donner, Dieux avant, Nostre Dame et monseigneur Saint Michel, qui soient en ma pensee et mon parler.* Die Interpunktion

hinter *pardonné* ist zu tilgen und statt *Dieux avant* zu lesen *Dieu oyant*. — S. 130 *Hellas! se Madame savoit que je fusse enferré et comment, elle ploureroit!* Das Komma hinter *comment* ist zu tilgen und dafür eines hinter *enferré* zu setzen. — Eine genaue Zusammenstellung der in den Handschriften und Drucken sich findenden Varianten für die von Söderhjelm 1897 in den *Mémoires de la Société néophilolog. à Helsingfors* herausgegebene Erzählung vom Sibyllenberg beschließt die Arbeit.

Hoffen wir, daß der eifrige Gelehrte Muße zu der verheißenen Monographie über Antoine de la Sale finden wird. Inzwischen werden seine „*Notes*" ihren Zweck, Interesse für den Dichter hervorzurufen, gewiß so weit erfüllen, als der etwas entlegene Ort, an dem sie erschienen, es zuläßt.

MARBURG i. H. ALFRED SCHULZE.

Abel Lefranc. *Les Navigations de Pantagruel*, étude sur la géographie rabelaisienne par A. L., professeur au Collège de France. Paris. Librairie Henri Leclerc. 1905. 333 p. 8⁰. 8 Abbildungen resp. Karten.

Von kühnen Seefahrten in ferne Lande berichtet nicht bloß vorliegendes Buch, nein, es ist selber die Entdeckungsfahrt eines unverdrossenen Forschers auf bisher unbekannten Gebieten. Wo die Inseln, die Pantagruel und seine Genossen im 4. und 5. Buch aufsuchen, liegen könnten, ob das Land Utopien und Dipsodien, deren Völker einander im 2. Buch bekriegen, irgendwo auf der Weltkarte zu finden sind, wer eigentlich unter dem Steuermann Xenomanes aus der Saintonge und dem Lootsen Jeamet Brayer gemeint sein könnte, das war bis jetzt die geringste Sorge auch der besten Kenner Rabelais'. Auf die Satire hat es der Schriftsteller in diesen Büchern abgesehen, im Übrigen, so dachte man, schweift seine Phantasie gerne in neblige Fernen; wer sollte sich die Mühe geben, dem abenteuerlichen Fluge seiner Gedanken nach dieser Richtung zu folgen? So kommt es denn, daß die wenigen Stimmen der Gelehrten, die sich schon vor Lefranc die Frage vorlegten, ob sich denn nicht Rabelais etwas Positiveres unter der Seefahrt seiner Helden vorstellte, unbemerkt verhallten. Und doch hatte schon Pierre Margry in seinem Buch „*Les Navigations françaises et la révolution maritime du XIV au XVI siècle* Paris, Tross 1866 im Kapitel „*l'Hydrographie d'un découvreur du Canada et les Pilotes de Pantagruel* unter den Lootsen der Flotte des 4. Buches Jacques Cartier und Jean Alfonse vermutet, freilich ohne die beweiskräftigsten Momente für diese Hypothese vorbringen zu können. Utopien dachte er sich bereits in Asien, stellte sich aber seltsamerweise vor, die Reisenden hätten, um zum Orakel der göttlichen Flasche zu gelangen, den Weg über das nördliche Eismeer an

der Küste von Sibirien nach Europa zurücklegen müssen. Ähnliche Ansichten über Rabelais' Reise äußerte auch Ed. de la Barre Duparcq in seinem Schriftchen *Rabelais et le pôle Nord,* Paris 1877, in dem er Pantagruels Spuren im Nordosten, an Franz Josephsland und Spitzbergen vorbei nach der Behringstraße suchte. Auch P. Ducrot: *La géographie dans Rabelais, voyages de Pantagruel,* Tours, Arrault 1894 äußerte die Vermutung, daß Pantagruel nach der Eroberung von Dipsodien in Asien wohnen geblieben und von dort aus an der Nordküste von Sibirien nach Europa zum Orakel der dive Bouteille, das in der Nähe von La Rochelle läge, gereist sei. Manche Insel suchte er zu identifizieren; so erklärte er Medamothi als Archangel, ohne zu bedenken, daß damals diese russische Stadt noch nicht existierte: die Insel von Quaresme Prenant war ihm Island, die Insel der Papefigues Heiligoland usw.

Diese Vorarbeiten, so ungenügend sie an sich sein mögen, haben doch wenigstens das Gute gehabt, den besten heutigen Kenner Rabelais', Prof. Abel Lefranc im Collège de France anzuregen, die Frage einer ernsten wissenschaftlichen Prüfung zu unterziehen. In vorliegendem Buch legt uns Lefranc das Resultat seiner Forschungen vor. Wir sind seinen Ausführungen mit von Seite zu Seite, von Kapitel zu Kapitel steigendem Interesse gefolgt. Ganz neue Horizonte eröffnet uns der Gelehrte. Er läßt uns Rabelais in einem Lichte schauen, in dem wir ihn noch nicht erblickt haben. Rabelais wird für uns nicht mehr bloß Theologe, Philologe, Jurist, Mediziner, Naturwissenschaftler sein, — wir lernen ihn jetzt auch als einen um die Entdeckungen seiner Zeit auf geographischem Gebiete mit dem regsten Eifer besorgten Forscher kennen. Zugleich erhalten wir in die Art seiner Komposition des Gargantua und Pantagruel einen neuen Einblick, ein Moment, das auch für die Echtheitsfrage des 5. Buches von unschätzbarem Vorteil ist.

Versuchen wir die Hauptgedanken von Lefranc wiederzugeben. Sowie es uns heutzutage vorliegt, dürfen wir uns bekanntlich Rabelais' Buch nicht chronologisch entstanden denken. Im ersten Buche leben Grandgousier und Gargantua in einem von vornherein sehr wohl zu erkennenden Lande, in Frankreich, in der Gegend um Chinon herum. Im zweiten Buche, das bekanntlich vor dem ersten als Fortsetzung der Grandes et inestimables Croniques geschrieben wurde, ist dagegen der Schauplatz nicht so klar. Nachdem der Dichter uns die tollsten Geschichten von dem merkwürdigen Mispeljahr erzählt und uns die Genealogie von Pantagruels Vorfahren listenmäßig vorgeführt hat, berichtet er, daß Gargantua von seiner Frau Badebec, der Tochter des Königs der Amauroten in Utopien einen Sohn Pantagruel bekam. Wo Gargantua damals wohnend gedacht werden soll, ist nicht recht verständlich. Am Schlusse der Chronique ist er von la Rochelle aus weit über das Meer gezogen, bis jenseits aller großen Meere, hat einen riesigen Berg gewahrt, wie man ihn wohl nie wiedersehen wird,

und hat dort Badebec, die Tochter des Königs Nicoland geheiratet, welcher in der Schlacht von den Tataren und Kannibalen erschlagen worden war. Ob er nun dort zu suchen ist, sagt uns auch Lefranc nicht. Überhaupt ist seine Ausdrucksweise hier im Vergleich zu später etwas zu unbestimmt. Auf den nicht eingeweihten Leser kann es den Eindruck machen, als ob Pantagruel — sowie es das Buch heutzutage leicht glauben läßt — in Frankreich als Sohn des in Frankreich lebenden Gargantua geboren sei. Das kann aber unmöglich Rabelais' Meinung gewesen sein. Auch Lefranc wird dies gewiß nicht annehmen. Der Satz p. 6 „*Son mariage, annoncé dès le chap. 2. du livre II avec Badebec, fille du roi des Amaurotes en Utopie, fait entrer pour la première fois dans le récit une donnée géographique d'un caractère fantaisiste*“ gibt von dem, was Lefranc meint, keine ganz klare Vorstellung. Von einem *récit* kann ja chronologisch nicht die Rede sein, da Rabelais' Werk eigentlich erst mit Kap. I des Pantagruel beginnt. Das „*pour la première fois*“ kann sich nur auf den Gargantua beziehen, und diesen sollten wir doch besser, da er erst später verfaßt wurde, aus dem Spiele lassen. Rabelais erzählt aber auch selber nicht, wie Pantagruel als junger Mann von seiner Heimat, um zu studieren, nach Poitiers kommt. Kap. V lautet es ganz einfach, wie wenn es sich um die selbstverständlichste Sache handelte „*Puis l'envoya à l'escole pour apprendre et passer son jeune aage. De fait vint à Poictiers pour estudier.*“ So klar Rabelais später wird, so nebelhaft ist der Anfang seiner Erzählung gehalten. Ich hätte es gerne gesehen, wenn Lefranc auch hierauf sein Augenmerk gerichtet hätte. Er begnügt sich aber damit zu sagen p. 6: *C'est tout naturellement, et s a n s q u' i l s o i t b e s o i n d e s u p p o s e r u n v o y a g e s p é c i a l que Pantagruel, le moment venu de commencer ses études quitte l' e s c h o l e où il a passé son jeune âge pour se rendre à Poictiers*“. Sollen die Worte, die wir gesperrt gedruckt haben, andeuten, daß Lefranc Pantagruel gleich von vorn herein in Frankreich sucht? Wie stimmt das aber zum Ende der Chronik und wie harmoniert es mit der doch gerade von Lefranc so glänzend vertretenen These, daß Rabelais sich stets auf realem Boden bewegt? Sollen wir uns die in Kap. I und II berichteten ganz phantastischen Dinge wirklich in Frankreich geschehen denken? Oder ist Rabelais erst im Laufe seiner Erzählung genauer geworden? Das glauben wir eher. Pantagruels Studienreise durch Frankreich können wir Etappe für Etappe verfolgen. Die erste Seereise, von der berichtet wird, erfolgt von La Rochelle nach Bordeaux. Ferner durchzieht der Riese den Süden, den Nordwesten und kommt endlich nach Paris. Dort trifft ihn der Brief seines Vaters Gargantua und zwar aus Utopien. Also muß Pantagruel seiner Zeit doch von Utopien nach Frankreich gereist sein. Die erste Reise ist einfach als geschehen stillschweigend hinzuzudenken. Alles von Paris erwähnte kann topographisch genau lokalisiert werden. Nachdem Panurge sein bekanntes

Abenteuer mit einer Pariser Dame gehabt hat, hört Pantagruel C. XXIV „*que son père Gargantua avoit esté translaté au pays des Phées par Morgue*“, zugleich „*que les Dipsodes estoient issuz de leurs limites et avaient gasté un grand pays de Utopie*“ etc. Deshalb macht er sich auf den Weg und schifft sich in Honfleur ein. Nun beginnt die erste, genauer beschriebene Seereise. Vom Nordnordwest getrieben fährt Pantagruel über Porto Santo, Madeira, nach den kanarischen Inseln; nach einem kurzen Aufenthalt daselbst fährt er um Kap Blanco, an Senge (= Senegal), an Kap Virido (= Verde), an Gambre (= Gambia) vorbei nach Sagres. Dieser Name findet sich auf der Karte von Sébastien Cabot (Jomard, *Monuments de la Géographie* No. 67) etwas nördlich von Cap Palmas, an der Küste der heutigen Republik Liberia. Der Ort Melli, der darauf folgt, ist auch auf den Karten des 16. Jhrh. (cf. Jomard No. 81) im Norden der Republik Liberia, d. h. in der Nähe des Cap Sagré auffindbar. Über das Kap der guten Hoffnung, das Rabelais italienisch Cap de Bona Speranza nennt, kommen sie nach dem Königreich Melinde. Wie Lefranc p. 10 ausführt, ist dies eine Stadt des östlichen Afrikas, nicht weit von Mombaz, nahe bei der Mündung des Sabaki, der erste Ort, den Vasco de Gama berührte, nachdem er über das Cap der guten Hoffnung gekommen war. Von da an wird die Identifizierung etwas schwieriger. Rabelais sagt: „*De la partans, firent voile au vent de la transmontane, passans par Meden, par Uti, par Uden.*“ Lefranc meint, der erwähnte Wind sei hier der Südwind. Er erklärt es zwar an dieser Stelle nicht, dafür kommt er in *R. Et. Rab.* III 328 darauf zu sprechen, und erläutert es „*par ce fait que les voyageurs de Rabelais voguant depuis un certain temps dans l'hémisphère austral . . . les termes géographiques usuels se trouvent pour ainsi dire renversés. Rab. emploie, selon toute vraisemblance, le mot transmontane dans le sens de pôle, et le pôle auquel on songe naturellement quand il s'agit de l'hémisphère austral, c'est le pôle sud.*“ Die Seefahrer seien, von diesem Wind getrieben, zuerst nach Medina gekommen, das die damaligen Karten an der Küste des roten Meeres suchten, und etwas südlicher als es in Wirklichkeit liegt, dann nach Aden (Uden). Diese Deutung erscheint mir doch zweifelhaft[1]. Trotz der obigen Erklärung L's kommt es mir zu gezwungen vor, im *vent de la transmontane* den Südwind zu suchen. Alle Lexica fassen stets die *Transmontane* resp. *tramontane* als den Nordstern, resp. den vom Nordstern kommenden Wind auf. Cf. Godefroy: *tramontan*, adj. *delà les montagnes, c'est à dire du Nord — vent du Nord; transmontanie s. f. vent du Nord; tresmontane, -aine -ainne:*

---

[1]) cf. IV 1, wo Rab. von den Seefahrern um Afrika spricht „*oultre l'Aequinozial et perdant la veue et guide de l'aisseuil septentrional.*“ Er spricht doch hier auch von dem Nordstern in der andern Hemisphäre.

étoile polaire : tresmontain, s. m. celui qui habite au delà des monts; Körting: it. *tramontana*: Nordwind; Diez: Etym. Lexicon: *Tramontana*, Norden, Nordwind, Nordstern, auch ins Prov. Span. Franz. übergegangen, von *transmontaneus*, über dem Gebirge, den Alpen befindlich, nach Norden liegend. Darmesteter-Hatzfeld-Thomas p. 2179: *Tramontane* (étym. *emprunté de l'italien tramontana* m. s. *proprt de derrière les monts cf. l'anc. franç. tresmontaine de même formation 1. Vieilli, l'étoile polaire, qui servait de guide aux navigateurs de la Méditerranée, apparaissant au delà des Alpes, 2. Vent du Nord (sur la Méditerranée) venant de la région qui est au delà des Alpes*, auch Littré ebenso. Außerdem kommt es mir schon a priori ziemlich merkwürdig vor, daß die Seefahrer diesen Abstecher ins Rote Meer machen sollten? Wozu denn? Warum hätte ferner Rabelais den Südwind — wenn es ein Südwind sein sollte, der sie trieb, nicht schon angegeben, als sie über das Kap der guten Hoffnung gekommen waren? Gewöhnlich gibt Rabelais den Wind bei Kurswechsel an. Nach Lefrancs Annahme liegt aber kein Kurswechsel vor. Außerdem wäre es sehr merkwürdig, daß Rabelais dann später, als die Seefahrer entschieden nach Süden fahren, eine Änderung des Kurses garnicht angegeben hätte. So kann ich denn Lefranc nicht beistimmen, wenn er sagt, die Annahme eines Nordwindes nehme der ganzen Reise ihren Sinn. Es ist, meine ich, recht zu beachten, daß die Seefahrer in Melinde landen (*firent scalle au royaulme de Melinde*). Nach dieser Pause, während deren sie sich ausruhen, bevor sie den schwersten Teil ihrer Reise zurücklegen, fahren sie nach Süden. Diese Annahme bringt es aber mit sich, daß ich in Meden und Uden nicht Medina und Aden sehen kann. In diesen beiden Ortschaften ebenso wie in Uti erblicke ich nichts als das unbekannte Land: μηδὲν οὔτι und οὐδὲν, das Land des Nichts, nach welchem Pantagruel nun steuert. (Lefranc ist übrigens p. 10 einer solchen Deutung auch nicht ganz abgeneigt). Im Anschluß daran könnte dann allerdings auch Gelasim eher ein Land zum Lachen (γελάω) sein als Ceylon, das Lefranc mit Zeilam, nach Mercator in der Sprache des Volkes Tenarisim identifiziert (cf. Jomard No. 82 *Zeilâm insula Tenarisim incolis dicta, Ptol. Navigeris*). Mit den folgenden phantastischen Namen „*par les isles des Phées et jouxte royaulme de Achorie* (ἀχῶρος) *finalement arriverent au port de Utopie*“ würde das nicht übel zusammenpassen. Pantagruel wagt sich eben ins Unbekannte. Sollte es zu kühn sein zu behaupten, daß seine Fahrt ins Land der Phantasie da anfängt, als er sich von der *Tramontane* treiben läßt, d. h. zugleich den Polarstern aus den Augen verliert? In der Seefahrersprache hieß ja „*perdre la tramontane*“ sich nicht mehr dirigieren können. (Cf. Littré: *sur la Méditerranée perdre la tramontane, ne plus voir la tramontane à cause des nuages; ne pouvoir plus s'aider de la boussole, à cause de l'agitation du vaisseau, perdre la tramontane, être troublé, ne*

plus savoir comment se conduire.) Daß die Isles des fées trotzdem mit den Sundainseln, die man sich im 14. und 15. Jhrh. als Fraueninseln vorstellte, identifiziert werden könnten, ist möglich. Nur wäre infolgedessen die ganze Richtung viel südlicher. — Was Utopien betrifft, so möchte sie Lefranc für Rabelais gerade in dieselbe Gegend verlegen, wo Morus sie auch verlegte, mit dem Rabelais anerkanntermaßen viele Berührungspunkte hat, d. h. bei der Indie supérieure, in den Norden von China, nicht weit vom Ort, wo das Orakel der göttlichen Flasche wohl gedacht wird, jedenfalls zwischen Ceylon und Amerika. Pantagruel besiegt nun Dipsodien. Hinsichtlich dieses Landes wagt Lefranc eine ansprechende Hypothese. Dipsodie in der Nähe von Utopien könnte, meint er, mit Scythie = *sitis* zusammengebracht werden, ein Wortspiel, das Rabelais recht wohl zuzutrauen wäre. Die Pygmäen, die Pantagruel dort — auf recht merkwürdige Weise cf. 27 erzeugt — würden, wie bereits Durot ausgeführt hat, — in derselben Gegend gesucht, im Norden Cathays beim Stillen Ozean und Japan gegenüber, im Osten Scythiens. Freilich möchte man a priori das Land der Durstigen eher unter einem südlicheren Himmelsstrich suchen.

Nach Besiegung der Dipsoden bleibt Pantagruel im Lande. Am Ende des Buches sagt Rabelais: „*Vous aurez le reste de l'hystoire à ces foyres de Francfort prochainement venantes, et la vous voyrez . . . . Et comment Pantagruel passa les monts Caspies, et comment il naviga par la mer Atlanticque et conquesta les isles de Perlas, comment il espousa la fille du roy de Inde dit Prestre Jehan*“. Das war der ursprüngliche Plan Rabelais'. Bekanntlich gab er aber inzwischen in seinem Gargantua eine Einleitung zu seinem Pantagruel und ging erst 1546 wieder an sein Werk. Bis jetzt ging die allgemeine Ansicht dahin, daß er den in obigen Zeilen angedeuteten Plan aus den Augen verloren hatte. Lefranc meint dagegen p. 26, dies sei durchaus nicht so sehr der Fall wie man gemeiniglich annehme und sucht genau nachzuweisen, was Rabelais eigentlich unter dieser Reise verstanden habe. Pantagruel, so meint er p. 27, hätte den atlantischen Ozean durchfahren wollen, um nach Zentralamerika zu gelangen; die Inseln der Kannibalen und Perlen waren für seine Zeitgenossen die kleinen südlichen Antillen, d. h. sie lagen in der Gegend, in welcher man damals eine Durchfahrt nach Ostindien vermutete. Das Land des Priesters Jehan, König von Indien, wäre aber für die damalige Zeit mit dem heutigen China identisch. Seinen Riesen wollte Rabelais auf dem damals vermuteten Durchgang zwischen Nord- und Südamerika dorthin gelangen lassen. Diesem Plan blieb Rabelais — das ist wenigstens Lefranc's Ansicht — insofern treu, als er, wie wir gleich sehen werden, in den folgenden Büchern auch wiederum die Reise nach Ostindien über Amerika und nicht um Afrika herum machen läßt. In diesem ganzen Plan bleibt mir aber doch noch einiges dunkel. Es muß sich Rabelais offenbar denken,

daß Pantagruel in der Zwischenzeit wiederum nach Frankreich zurückgegangen sei. Denn sonst würde man nicht verstehen können, daß er vom atlantischen Ozean aufbrechen mußte, um nach Ostindien zu fahren. Was sollen dann die Monts Caspies? Am Anfang des 3. Buches befindet sich aber Pantagruel noch in Utopien. Es kommt mir vor, als ob dieser Anfang aus einer früheren Zeit herrührte als das folgende. Plötzlich ist nämlich Pantagruel wieder in der Touraine und das ganze dritte Buch bis zur Abfahrt unseres Helden spielt wieder in Frankreich, wie der Gargantua. Auch hat Rabelais scheinbar vollständig vergessen, daß Gargantua nach dem Lande der Feen entrückt worden war. Wir finden ihn auf einmal wieder in der Touraine, wie wenn er sie nie verlassen hätte. Dies alles erklärt sich sehr wohl aus der ganzen Kompositionsart des Romans und der chronologischen Reihenfolge der Bücher.

Bei der großen Bedeutung, welche er der Reise Pantagruels nach Indien beilegt, wäre Lefranc geneigt anzunehmen, daß das 1538 erschienene Büchlein „*Le Disciple de Pantagruel*“, das auch in einer Reise nach Inde la majeure ausläuft, Rabelais nicht so fremd ist, wie man angenommen hat. Von 1532 bis 1546 hätte Rabelais nicht so sehr seinen ursprünglichen Plan aus den Augen verloren. „*Tout se tient dans l'oeuvre de Rabelais, même dans les parties où le mythe et la fantaisie semblent l'emporter*“ p. 32. Wie beherzigenswert die Anregungen Lefranc's nach dieser Richtung sind und wie staunenerregend seine Entdeckungen auch sonst sein mögen, zu weit darf man, m. E.'s, nach dieser Seite auch nicht gehen. Rabelais hat gewiß sehr oft von Plänen gesprochen, die er durchaus nicht im Sinne hatte, auszuführen. Im Anschluß an obige Stelle finden wir ja schon die Erwähnung einer Höllenfahrt: *Comment il combattit les diables, et fit brusler cinq chambres d'enfer, et mit à sac la grande chambre noire, et jetta Proserpine au feu, et rompit quatre dents à Lucifer, et une corne au cul, et comment il visita les regions de la lune* . . .“ Kap. 20 desselben Buches sagt er, er werde uns die Zeichenkunst Thaumastes noch näher auseinanderlegen, wenn nicht Thaumastes hierüber bereits ein großes Buch in London in Druck gegeben hätte, und Kap. 32 bemerkt er mit Bezug auf die Reise in Pantagruels Mund: „*Mais j'en ai composé un grand livre intitulé l'Histoire de Gorgias*“. Auf die großen Unterschiede des inneren Gepräges des Disciple de Pantagruel und Rabelais' hat Schober, *Rabelais' Verhältnis zum Disciple de Pantagruel*, München 1894, Würzburger Diss., hingewiesen. So kann ich mich denn einiger skeptischer Zweifel nicht erwehren, daß es jemals gelingen sollte, in diesem Büchlein „*d'ajouter un nouveau livre populaire à la bibliothèque personnelle de Rabelais*“ p. 32.

Auf viel sichererem Boden befinden wir uns, sobald Lefranc Pantagruels große Seereise im 4. und 5. Buche untersucht. In der Erklärung dieser Seefahrt liegt auch der Schwerpunkt der Arbeit.

Lefranc's. Die Veranlassung der Reise braucht hier nicht näher ausgeführt zu werden. Von Wichtigkeit ist zunächst, daß der Riese sich im Hafen von Thalasse bei Sammalo III 49 einschifft. Es sind dies nicht etwa, wie man auf den ersten Blick annehmen könnte, imaginäre Namen. Sammalo ist nichts anders als der Hafen von Saint-Malo in der Bretagne, am Ufer des Kanals. Thalaz hieß das Arsenal der Hafenstadt. Daraus machte Rabelais, dem nichts leichter einfielen als Wortspielereien, Thalasse θάλασσα. Sehr bemerkenswert sind in dieser Beziehung die Worte von Jacques Doremet in einem Büchlein aus 1628 „*De l'antiquité de la ville et cité d'Aleth ou Quidalet, ensemble de la ville et cité de Saint-Malo et Diocèse d'icelle*". Wir finden daselbst die Bemerkung: „*L'on voit encore plusieurs indices de langage grec au vulgaire de Saint-Malo, comme nyct pour la nuict, genée pour lignée ou engeance, Thalaz pour un lieu qui semble mer, principalement durant les grands flots des deux équinoxes*". Zu dieser Stadt St. Malo hatte Jacques Cartier, der Entdecker Canadas, rege Beziehungen. Von dort aus hatte er in der Zeit zwischeu 1534 und 1542 drei mal seine Reise nach Amerika angetreten. Dafür daß Rabelais diesen Forscher kannte, haben wir eine sehr wertvolle Angabe im eben erwähnten Büchlein. P. 50 finden wir daselbst die für uns wichtige Bemerkung: „*Rabelais vint apprendre de ce Cartier les termes de la marine et du pilotage à Saint-Malo pour en chamarrer ses buffonesques Lucianismes et impies Epicuréismes*". Rabelais dankte seinem Lehrer, der ihn in das Marinewesen eingeführt hatte, dadurch, daß er ihm eine Führerrolle bei der Seefahrt seiner Helden übertrug. Wie Lefranc sehr wahrscheinlich zu machen weiß, ist unter dem Lootsen Jamet Brayer kein Anderer als Jacques Cartier zu suchen. Jamet war der Name von Cartiers Vater. Brahier ist wohl „*celui qui porte des braies, c. à d. un Breton*, p. 271; außerdem heißt in bretonischer Sprache *breizad* oder *breihad*, bretonisch. Auch der Steuermann Xenomanes, der Geograph und Hydrograph unter den Reisegefährten, der gelehrte „*homme prudent et sage*", welcher Pantagruel auf seiner Reise die wertvollsten Ratschläge erteilt, ist nicht etwa eine erfundene Persönlichkeit. Mit sehr viel Wahrscheinlichkeit wird unter ihm Jean Fonteneau dit Alfonse le Saintongeais zu suchen sein. Dieser Forscher, der aus der Saintonge gebürtig war und in La Rochelle lebte, also in einer Gegend, in der Rabelais namentlich in seiner Jugend lange wohnte, hatte zusammen mit Cartier große Entdeckungsreisen nach Nordamerika gemacht. 1542 waren sie beide auf der Suche nach einem Wege nach Indien in Neufundland gewesen, Er war Verfasser einer *Cosmographie* die auch s. t. *hydrographie* zitiert wird, und hatte seine *voyages adventureux* herausgegeben. Von Xenomanes sagt nun Rabelais, er habe ein Schloß im Salmigondin III 49; für die meisten Commentatoren ist das aber „*le pays des marais salants*", die Saintonge. Außerdem spricht er von der „*grande et universelle*

hydrographie", die er geschrieben habe, und nennt ihn „*le grand voyageur et traverseur des voyes perilleuses*" (III 49 und IV 1).

Besonders wichtig ist nun die Skizzierung ihres Reiseplanes IV 1, die ich in extenso zitieren will: „*Leurs beuvettes souvent réitérées, chascun se retira en sa nauf: et en bonne heure, firent voile au vent grec levant, selon lequel le pilot principal, nommé Jacques Brayer, avoit désigné la route, et dressé la calamite de toutes les boussoles. Car l'advis sien et de Xenomanes aussi fut, veu que l'oracle de la dive Bacbuc estoit près le Catay en Indie supérieure, ne prendre la route ordinaire des Portugalois, lesquelz, passans la ceincture ardente, et le cap Bona-Speranza sus la pointe meridionale d'Afrique oultre l'Aequinoxial, et perdant la veue et guide de l'aisseuil septentrional font navigation enorme, ains suivre au plus près le parallèle de la dite Indie, et girer autour d'iceluy pole par occident: de manière que tournoyans sous septentrion l'eussent en pareille elevation comme il est au port de Olone, sans plus en approcher de peur d'entrer et estre retenuz en la mer Glaciale. Et suivans ce canonique destour par mesme parallele, l'eussent à dextre vers le levant, qui au département leur estoit à senestre*".

Aus dieser Stelle geht ganz klar hervor, daß Pantagruel den Weg nach Indien nicht mehr wie auf seiner ersten Reise um Afrika herum sucht, sondern um Nordamerika herum. Wir wissen, daß Jacques Cartier gerade diesen Weg 1542, als er in Neufundland gewesen war, gesucht hatte. Er glaubte damals noch, daß Canada mit Asien zusammenhing, und hatte bei Montreal China zu finden geglaubt. Für Rabelais' Wissensdurst ist es außerordentlich charakteristisch, daß er den Bestrebungen der Renaissance auch auf diesem Gebiete sich anschließt. Lefranc weist nun nach, daß in dem Reiseplan alles sehr wohl überlegt ist. Anfang Juni fahren sie ab; es ist dies die beste Zeit, um eine Reise ins nördliche Eismeer zu beginnen. So können sie Anfang August zum Orakel der göttlichen Flasche gelangen. Es wird wohl dieser Zeitpunkt keine zufällige Übereinstimmung mit den Entdeckungen bedeuten, die Cartier im Juni in Labrador und am Lorenzstrome machte. Am 9. Juni 1534 entdeckte er z. B. den Blanc Sablon. Vom Nordostostwind getrieben *(vent grec levant)* gelangen die Seefahrer nach vier Tagen nach Medamothi. Dieser Ort „*qui n'étoit moins grand que le Canada*" ist für Lefranc identisch mit Neufundland. In Appendix G. macht Lefranc aufmerksam auf die im Dict. de géogr. von Vivien de Saint-Martin vorkommende Etymologie des Wortes Canada vom spanischen *acanada* (hier nichts). Dadurch hätten die Spanier auf die dort herrschende Einsamkeit hinweisen wollen. Diese Herleitung hätte Rabelais wohl auf die Bezeichnung Medamothi (μηδαμοθι nirgendwo) hinführen können. Es läge das ganz in seiner Art. (cf. *Dipsodie* = *Scythie*, *sitis*; das obscöne Wortspiel mit *à Beaumont le vicomte*,

2*

die Erklärung von *Beauce* = *beau ce* usw.) Neufundland war in Frankreich außerordentlich populär. Franz I. nahm den größten Anteil an dieser Entdeckung. Er ließ sich durch Schiffe, die er von Frankreich aus den Seefahrern nachschickte, auf dem Laufenden dessen, was die Entdecker Neues fanden, erhalten. So wurde Roberval am 15. Juni Cartier nachgeschickt. Es wird kein Zufall sein, meint Lefranc, daß gerade zur selben Zeit Rabelais seinem Helden von Gargantua ein Fahrzeug, die Chélidoine, nach Medamothi nachschicken läßt, um sich nach seinem Befinden zu erkundigen. Daß unsere Seefahrer dort in Medamothi scythische Kaufleute finden, darf uns nicht Wunder nehmen. Man stellte sich die Entfernung zwischen Nordamerika und Asien viel geringer vor als sie tatsächlich ist; vielfach glaubte man sogar, daß beide Erdteile zusammenhingen. Scythien war aber für die damalige Welt mit der jetzigen Manschurei identisch. In das ganze Milieu paßt es auch sehr gut hinein, daß Pantagruel und seine Freunde dort den Ankauf einer *tarande*, d. h. eines Renntieres besorgen. Auch die *Jsle des Alliances*, wo die Bewohner den *Poitevins rouges* gleichen und eine kleeblattartige Nase haben, weshalb die Insel *Ennasin* heißt, ist für Lefranc nicht eine phantastische Erscheinung. Diese Beschreibung paßt — so meint er — sehr gut auf die zwei Racen, welche die damaligen Seefahrer an der Küste Labradors und am Ufer des Lorenzstromes fanden, die Eskimos und Rothäute. Dagegen möchte V. der dreieckigen Form der Insel, „*bien fort ressemblante quant à la forme et assiette à Sicile*" nicht großes Gewicht beilegen, obgleich Grönland, das, wie er sagt, einige Karten des 16. Jahrh. mehr nach Süden verlegen, ganz der Beschreibung entsprechen würde. Ich weiß nicht, weshalb man dies nicht annehmen sollte. Das Vorkommen der beiden oben beschriebenen Racen auf der Insel kann doch nicht maßgebend sein. Übrigens sieht es L. auch selbst ein, wenn er p. 109 bemerkt, „*il faut bien penser que l'auteur s'est servi dans tout cela des éléments que lui fournissaient ses souvenirs, d'anciennes lectures ou des conversations, sans chercher à y mettre une précision absolue*". Verhältnismäßig kommt mir dieses Zusammentreffen wahrscheinlicher vor, als das für die Insel Cheli von L. angenommene. Dort im Nordosten, wird Pantagruel von dem großen König Panigon und seiner Familie sehr freundlich aufgenommen, geradeso wie Jean Alphonse in Wirklichkeit von den kanadischen Häuptlingen Donnaconna oder Agonhanna, Taiguragna, Damagaya und andern. Ob wir uns unter den Inseln Tohu und Bohu, unter dem Riesen Bringuenarilles, den Inseln Nargues und Zargues, Enig und Ewig, Teneliabin und Geneliabin etwas Reelles vorstellen sollen oder ob wir uns hier im Reich der Phantasie bewegen, kann uns Lefranc leider nicht sagen. Dagegen betreten wir in der Insel der Macreonen, in deren Nähe infolge des Todes eines Heroen ein mit unverkennbarer Naturtreue geschilderter Sturm ausbricht und wo die Dämonen und Heroen

wohnen, wiederum realeren Boden. Auf sämtlichen Karten der Zeiten finden wir nämlich im Norden von Neufundland, ungefähr auf der Höhe von Labrador, eine *île des Démons* verzeichnet. Wie André Thevet in seiner *Cosmographie universelle* schreibt, war diese Insel von den Schifffahrern ganz besonders gefürchtet. Rabelais wird dies wohl von Thevet selbst, den er in Rom und Paris seit 1536 kennen gelernt hatte, erfahren haben. Die Erzählung des durch den Tod eines Heroen verursachten Sturmes hat er Plutarch entnommen und mit obiger, den tatsächlichen Verhältnissen entsprechenden Notiz Thevets vereinigt. Je weiter wir in der Erzählung des 4. Buches vorrücken, desto öfter können wir unter der sachgemäßen, ausgezeichneten Führung Lefranc's die Beobachtung machen, daß Rabelais alles, was ein Seefahrer in diesen Gewässern erleben konnte, vorzubringen versucht. Nach dem Sturm kommt die Episode des Physetère. Die Wallfischjagd, von deren Gefahren die bretonischen Fischer wohl gewiß recht viel zu erzählen wußten, durfte in der Geschichte einer Seefahrt nach Nordamerika nicht übergangen werden. Hoffentlich gelingt es auch einmal den wirklichen Sinn des Abenteuers auf dem Wursteiland zu deuten. In dieser Hinsicht hat selbst Lefranc nur Unbestimmtes bis jetzt vorbringen können. Dagegen erraten wir den Sinn von Kapitel 55, wo das Auftauen erfrorener Worte auf offenem Meere berichtet wird, ohne Schwierigkeit. Im Sommer wird es ja selbst im Eismeer, das Pantagruel mit seinen Genossen durchfährt, wärmer. Recht wahrscheinlich kommt mir auch die Vermutung Lefranc's vor, daß der auf vielen Karten des 16. Jhrts verzeichnete Name von *Margaster Insula* gerade wie die in der Umgegend von Island vorkommende Insel *Papy* Rabelais den Gedanken an ein Gaster- und Papimaneneiland eingeben konnte. — Der Schluß des 4. Buches enthält einige deutliche Anspielungen auf die 1548 zwischen England und Frankreich ausgebrochenen Streitigkeiten. Für Lefranc ist dies ein Beweis, daß das ganze vierte Buch damals bereits fertig war, obgleich Rabelais nur einen Teil drucken ließ. Zur Zeit als die Beziehungen zwischen Frankreich und England wieder zufriedenstellend waren, solche Anspielungen hereinzubringen, hätte keinen Sinn gehabt.

Auch im 5. Buche bleibt Rabelais seinem Plane treu, und zwar nicht bloß in den großen Zügen, was für die Echtheit dieses Buches nichts beweisen würde, sondern bis in die kleinsten Details hinein, was ein Nachahmer gewiß nicht beachtet hätte. Auf solche Einzelheiten macht Lefranc, dem es besonders darangelegen ist, die Zweifel an der Echtheit des umstrittenen Buches — bis auf wenige Stellen, von denen gleich die Rede sein soll, — mit großer Freude aufmerksam. Ein solches Detail ist es z. B., daß die Flotte sich nur mit Vorsicht dem Läuteiland nähert, in einiger Entfernung den Anker wirft, und Pantagruel in einem kleinem Boot ans Land geht, ebenso die Bemerkung, womit Aeditue den Riesen, als er ihn traurig sieht, über

die Möglichkeit des Vorkommens eines Sturmes tröstet: „*Vous savez que sept jours devant et sept jours après brume, jamais n'y a sur mer tempête*". Für Rabelais charakteristisch ist es auch, daß er fortfährt, alles, was für das nautische Leben von Bedeutung sein könnte, in sein Buch hineinzubringen. So beschreibt er Kap. XVIII einen Zyklon, ferner das Festsitzen und Wiederflottmachen des Schiffes. Ebenso ist es recht bedeutsam, daß das 5. Buch auch in Einzelheiten seinen Beziehungen zu Jacques Cartier treu bleibt. Wer weiß, ob nicht gerade auf ihn die Episode der Vogelinsel zurückzuführen ist? In seinem „*Discours du voyage fait par le capitaine Jacques Cartier aux Terres Neufves de Canada* usw.", dem Bericht seiner Entdeckungsfahrt des Jahres 1534 widmet er zwei Kapitel einer Vogelinsel: „*Comme nous arrivasmes en l'Isle des Oiseaux et de la grande quantité d'oiseaux qui s'y trouvent*" ferner „*de deux espèces d'oiseaux, l'une appelei Godets, l'autre Margaux, et comme nous arrivasmes à Carpunt*". Auch die Beschreibung dieser Vögel „*pies, noirs et blancs, ayans le bec de corbeau, ils sont toujours en mer, et ne peuvent voler haut, d'autant que leurs aisles sont petites*", hat einige Bedeutung, denn ebenso wie die oben erwähnten *Margaux* an die bei Rabelais vorkommenden *Clergaux*, *Monagaux*, *Prestregaux*, *Abbegaux* usw. erinnern, so erwecken die schwarzen und weißen Vögel die Vorstellung der bei Rabelais folgendermaßen geschilderten Vögel: „*Leur pennage nous mettoit en resverie, le quel aucuns avoyent tout blanc, autres tout noir, autres tout gris, mi-parti de blanc et noir*". Nun wäre es aber recht seltsam, daß ein Nachahmer sich gerade bei Cartier, dessen Beziehungen zu Rabelais im 4. Buche für einen Nichteingeweihten nicht so klar vor Augen lagen, Rats geholt hätte. Ganz besonders schlagend ist aber der Hinweis auf folgende scheinbar recht nebensächliche Bemerkung Aeditues. Er weist Pantagruel darauf hin, daß Robert Valbringue, der ehemals auf der Fahrt von Afrika hierdurch gekommen sei, ihm die bevorstehende Einwanderung einer 6. Klasse von *cagaux* in die Insel prophezeiht habe, die *capucingaux*, die finsterer und unangenehmer seien als alle übrigen. Dieser Robert Valbringue ist aber kein anderer als der Vizekönig von Kanada, Jean François de la Roque, seigneur de Roberval, der neben Cartier und Jean Alfonse an der Entdeckung Neufrankreichs den größten Anteil genommen hatte. Ganz mit Recht ruft Lefranc p. 182 aus — und wir zitieren seine Worte, weil sie uns besonders glücklich den Nagel auf den Kopf zu treffen scheinen: „*Combien . . . ce nom, jeté à travers le récit d'une manière si imprévue et associé à une donnée très explicite de circumnavigation, peut contribuer à nous révéler, avec divers autres indices, la main de Rabelais présente à travers le Ve livre! Quel imitateur, quel continuateur aurait pu si bien ressaisir ce fil conducteur qu'une patiente analyse nous a seule permis de mettre en lumière, et qui fut sûrement perdu de vue au*

lendemain de la mort de Rabelais? Il faut reconnaître qu'en 1562, époque de l'apparition de l'Ile Sonnante, des allusions de ce genre avaient perdu toute actualité et qu'aucun faussaire n'aurait eu intérêt à en user. A moins d'une coïncidence fort invraisemblable, un écrivain autre que Rabelais n'aurait pas songé à compléter de cette façon, l'hommage collectif, commencé au IVe livre, à l'adresse des trois explorateurs français des régions du Nord-Ouest de l'Amérique".

Aber diese auf die Seefahrt selbst bezüglichen Stellen sind nicht das Einzige, was für die Autorschaft Rabelais' spricht. Abgesehen von der auch hier vorkommenden, sonst Rabelais eigenen syntaktischen Weglassung der Konjunktion *après* im Temporalsatz, die beeits Huguet in seiner *Syntaxe de Rabelais* erwähnte, (er schreibt r. B. *avoir bien beu et repeu* im Sinne von „nachdem sie" . . .) hzaben wir noch einige andere innere Indizien für Rabelais' Autorschaft. Als die Seefahrer auf der Insel der Chatsfourrés ankommen, verläßt Pantagruel das Schiff nicht. Bekanntlich ergeht es seinen Genossen dort schlecht. Sie werden gefangen genommen und schweben in großer Gefahr. Mit Absicht, meint Lefranc, läßt Rabelais den König, dessen Würde nie außer Acht gelassen wird, an diesem Abenteuer nicht teilnehmen. Die Königswürde wird auch in den vorhergehenden Büchern stets hoch und heilig gehalten, „*une circonstance éminemment caractéristique qui équivaut à une signature*". Am beweiskräftigsten sind aber die Stellen im 5. Buche, in denen eine geradezu staunenswerte Gelehrsamkeit und Allseitigkeit sich offenbart. Man denke nur an die Stelle im Cap. XXVI, das von der Insel d'Odes handelt „*en laquelle les chemins cheminent*" und in welcher Rabelais seine Ansicht über die wichtigste kosmographische Entdeckung seiner Zeit mitteilt: „*Puys considerant les alleures de ces chemins mouvans, nous dist que, selon son jugement, Philolaus, Aristarcus et Seleucus, avoient en icelle Isle autrefoys philosophé et prins oppinion de affermer la Terre veritablement autour des Polles se mouvoir, non le Ciel, encores qu'il nous semble le contraire estre vérité, comme estans sur la rivière de Loyre, nous semblent les arbres se mouvoir; toutes foys ils ne se mouvent, mais nous par le decours du bateau*". Diese Stelle ist ganz des Mannes würdig, der bereits im 3. Buch den Kreisumlauf des Blutes zu ahnen scheint. Und damit stimmen auch die Stellen überein, in denen der Verfasser des 5. Buches, wie Lefranc p. 248 ff nachweist, schon eine Ahnung von der Rolle hat, welche die Hervorbringung eines Gases oder Dampfes zur Fortbewegung von Fahrzeugen haben dürfte. Die Stelle ist so wichtig, daß ich sie in extenso zitiere: *Par la raréfaction de notre eau dedans enclose, intervenant la chaleur des corps supérieurs et ferveur de la mer salée, ainsi qu'est la naturelle transmutation des Eléments, vous sera au dedans très salubre engendré, lequel de vent clair, serain, délicieux, vous servira; car vent n'est qu'air flottant et ondoyant.*

A l'aide de ce vent, vous irez droit, sans prendre terre si vous voulez, jusqu'au port d'Olonne en Talmondois, en lâchant à travers vos voiles — par un petit soupirail d'or que l'on voit apposé comme une flûte sur ces récipients — la quantité d'air voulue pour naviguer vite ou lentement, toujours en plaisir et en sûreté, sans crainte de danger ni de tempête". V. 48. Dieser Passus, in welchem so schön zum Ausdruck kommt, daß wohl in späterer Zeit die Schiffe ihre Fortbewegung nicht mehr dem Zufall des Windes verdanken werden, sondern dieselbe nach Gutdünken werden regeln können, dieser so bedeutsame Passus, der gleich nach der Rede der Priesterin Bac-Buc über die unbegrenzte Zukunft der Wissenschaft kommt, und der zugleich mit einer Stelle des 4. Buches, Kap. 44 übereinstimmt, in der Rabelais vom Instrument *Aeolipyle* spricht und sie ergänzt und vervollständigt, ist wie alle übrigen Stellen des 5. Buches, in denen sich die Gelehrsamseit des Verfassers kund gibt, ein Beweis für die Echtheit dieses Teiles von Rabelais' Werk. Ganz mit Recht weist Lefranc auf die Unwahrscheinlichkeit hin, die darin liegen würde, daß ein Schriftsteller, der über solche Kenntnisse verfügt hätte, sich hinter dem Namen eines Anderen verborgen und sich überhaupt damit begnügt hätte, das Werk eines Anderen zu vervollständigen.

Damit ist natürlich nicht gesagt, daß es im 5. Buch nicht auch Stellen gibt, die nicht von Rabelais sind. Wie Tilley, so ist auch Lefranc Anhänger der partiellen Unechtheit. So hielt er die zwei Kapitel 24 und 25 über den Ball und das Turnier der Dame Quinte, die auch in der Sprache von Rabelais' Art sehr abweichen, für sicher interpoliert; sie befinden sich bekanntlich nicht in der Hs. der Bibl. Nat. Dasselbe gilt vom Kapitel 16 über die Apedeften. Hier läßt sich die Unechtheit noch aus einem Widerspruch klar erweisen. Wir haben schon oben bemerkt, daß Pantagruel nicht auf der Insel der Chatsfourrés mit seinen Freunden landete. In dem auf das Kapitel der Apedeften folgenden Kapitel XVII, heißt es — damit ganz gut übereinstimmend: „*Sur l'instant nous prinsmes la routte d'Outre, et contasmes nos adventures à Pantagruel qui en eut commisération bien grande*". Es wird also Pantagruel von einem Vorfall berichtet, den er nicht mit erlebt. Dagegen stimmt diese Stelle mit dem Kapitel der Apedeften (Kap. XVI) nicht überein, in dem ausdrücklich erzählt wird, Pantagruel sei mit seinen Genossen ans Land gegangen. Läßt man dieses Kapitel weg, so läuft die Erzählung ohne Widerspruch weiter. Das Kapitel wird wohl später eingefügt worden sein. Auch die Form dieses Kapitels, der bilderlose, erfindungsarme Stil ist Rabelais ganz unähnlich. Bekanntlich fehlt das Kapitel auch in der Hs., ebenso in den 3 ersten Ausgaben von 1564 und 1565. — Die Stellen, die aus der Hypnerotomachia Polyphili Fr. Colonnas z. T. einfach übersetzt, z. T. nachgeahmt sind, dürfen, so meint Lefranc, noch nicht verarbeitete Materialien Rabelais' sein, die er im Sinne hatte später selbständiger umzugestalten. Es ist sonst nicht seine Gewohnheit aus

anderen Schriftstellern wörtlich zu entnehmen; dagegen modelt er sehr gerne um, was er vorfindet. Überhaupt wird er das 5. Buch in unfertigem Zustand bei seinem Tode hinterlassen haben. Manches kann ein späterer Redaktor hinzugefügt haben, hie und da auch um den Anschein der Echtheit zu verstärken, so vielleicht u. a. die Stelle, wo der Einsiedler des Läuteilands als von einem Dorfe in der Umgegend von Chinon, Glenay, gebürtig dargestellt wird. Noch andere Stellen dieser Art könnten auf dieselbe Weise ohne Schwirigkeit erklärt werden.

Doch können wir uns auf zu viele Einzelheiten nicht einlassen. Die ausführliche Besprechung, die wir Lefrancs Werk haben zuteil werden lassen, dürfte schon zur Genüge beweisen, welch hohen Wert wir dem Buche beimessen. Fügen wir der Vollständigkeit halber hinzu, daß der Verfasser in höchst dankenswerter Weise seinem Werke noch mehrere Karten aus der damaligen Zeit beigegeben hat, welche das Verständnis seiner Ausführungen wesentlich erleichtern. In mehreren Appendices werden noch einige Spezialfragen, auf die wir z. T. schon eingegangen sind, erörtert. Unter diesen verweise ich ganz besonders auf Appendice K p. 313 ff., in welchem die realen Elemente in den ersten Büchern näher besprochen werden. Über dieselben Fragen verbreitet sich auch *Rev. d. Ét. Rab.* III 1905, auf die wir weiter unten zurückkommen werden. Auch App. J., in welchem die Ansicht T h u a s n e s über Rabelais' Verhältnis zu Folengo auf ihr richtiges Maß zurückgeführt wird, ist beachtenswert. Was wäre überhaupt in Lefranc's Werk der Beachtung nicht würdig? Das Buch enthält eine geradezu erdrückende Fülle neuen Materials, neuer Gedanken, neuer Anregungen. Rabelais' zwei letzte Bücher erscheinen in ganz neuem Lichte. In Rabelais' Kompositionsart erhalten wir erst jetzt den richtigen Einblick. Die Echtheitsfrage des 5. Buches darf als nahezu gelöst betrachtet werden. Das Werk — wir können es getrost behaupten — ist eine Offenbarung. Die Rabelaisforschung darf darauf stolz sein. Wir beglückwünschen herzlich den Pariser Gelehrten zu der prächtigen Leistung.

WÜRZBURG. HEINRICH SCHNEEGANS.

Revue des Études Rabelaisiennes, publication trimestrielle consacrée à Rabelais et à son temps. Tome III. Paris, Honoré Champion 1905.

Auch im verflossenen Jahre hat die R a b e l a i s f o r s c h u n g in Frankreich große Fortschritte gemacht. Der vorliegende 3. Band der Rabelaiszeitschrift enthält eine Fülle wertvollen neuen Materials sowohl für die Biographie Rabelais' als für das Verständnis seines Werkes, für den Einfluß, den er ausgeübt und für die Beurteilung, die er erfahren hat.

Durch die unermüdliche Arbeit der Rabelaisgesellschaft wird der Biographie des Schriftstellers, von welcher wir bekanntlich bisher so wenig wußten, Schritt für Schritt neuer Boden gewonnen. Mit dem biographischen Material beginnen wir unsere Übersicht. Von der Vorlesung, die er im Dezember 1904 im Collège de France gehalten, und in welcher er sich gerade über derartige die Biographie und die Komposition des Buches betreffende Fragen besonders ausgesprochen hatte, gibt Abel Lefranc p. 45 ff einen außerordentlich interessanten Auszug. Er macht aus den Jahren 1500 bis 1560 vier Urkunden über Rabelais und seine Familie bekannt und erbringt auf Grund einer derselben den Beweis, daß Rabelais' Vater Advokat in Chinon war und im Jahre 1527 das Amt eines *assesseur et expédiant la juridiction du siècle de Chinon, en l'absence du lieutenant général et en particulier* bekleidete. Demnach wäre der Vater unseres Schriftstellers ein in seiner Heimat recht angesehener Mann gewesen. Eine derartige Vermutung hatte bereits vor Lefranc Henry Grimaud ausgesprochen. Auf p. 84—86 desselben Bandes der Zs. kommt er auch auf diese Sache zu sprechen. Er prüft die früher häufig ausgesprochene Behauptung, Rabelais' Vater sei Wirt oder Apotheker gewesen auf ihre Richtigkeit. Bekanntlich wurde als Wohnung von Rabelais' Familie oft die *auberge de la Lamproye* in Chinon genannt. Dies kann unmöglich richtig sein. Gibt doch de Thou in seinen Memoiren, in welchen er von einem Ausflug nach Chinon im Jahre 1598 spricht, seiner Verwunderung darüber Ausdruck, daß Rabelais' Haus in ein Wirtshaus verwandelt worden sei. Demnach wird es früher ganz gewiß keines gewesen sein. Aus den Archiven der Stadt geht auch hervor, daß ein Wirtshaus zur Lamproye erst ein halbes Jahrhundert nach Rabelais' Tod entstand. Auch die Annahme, Rabelais' Vater sei Apotheker gewesen, erweist sich als nicht stichhaltig. Wie aus Ledouble's *Rabelais anatomiste* p. 322 hervorgeht, hatten damals die Apotheker die Berechtigung, ihre Söhne gratis Medizin studieren zu lassen. Nun wissen wir aber, daß Rabelais' Vater für die Immatriculation seines Sohnes 3 livres und *1 Ecu d'or* bezahlte. Demnach war er gewiß nicht Apotheker. Daß er ein angesehener Jurist war, hatte Grimaud schon früher vermutet. Den Beweis dafür hat aber erst Lefranc geliefert. Der Advokat Rabelais' hieß Antoine; seine Frau stammte aus der Familie Dusoul; er starb 1534. Die Familie wird wohlhabend, sogar reich gewesen sein. Über andere Familienmitglieder sowie über die Nachkommen des Schriftstellers verbreitet sich Lefranc auch an dieser Stelle. Eine vollständige Genealogie der Familie und Verwandtschaft versucht p. 367—375 Henry Grimaud s. t. „*Les familles alliées à la famille Rabelais.*“ Wir erfahren aus ihr, daß der Name des Dichters gegen 1630 bereits in Chinon erloschen war. Aus Lefranc's Untersuchung geht aber hervor, daß Rabelais' Haus in Chinon nicht in No. 2 der *Rue de la Lamproie*, sondern in No. 15 zu suchen

ist. Noch in einem andern Artikel p. 315 „*Nouveaux documents sur la famille de Rabelais*“ gibt Lefranc in chronologischer Reihenfolge die Urkunden, die sich auf Rabelais' Eltern beziehen, bekannt. Im vorliegenden Aufsatz begnügt er sich aber nicht bloß mit einer Besprechung der Verhältnisse von Rabelais' Vorfahren. Er geht auch auf die Bestimmung des Geburtsjahres und Geburtsortes unseres Dichters näher ein. Rabelais, der sich 1520/22 in seinem an Budaeus gerichteten Brief, einen *adolescens* nannte, wird wohl eher 1495 geboren sein als 1482 oder 1483, wie man gewöhnlich annahm. Es ist auch viel wahrscheinlicher, daß er bei seiner Ankunft in Montpellier 30 oder 35 Jahre alt war, als 47 oder 48. Was den Ort seiner Geburt betrifft, so nennt er sich zwar *Chinonensis* in seiner Immatriculationsurkunde; das kann aber ebensogut heißen „aus der Gegend von Chinon gebürtig.“ Schon aus dem Ende des 17. Jhrts. werden Stimmen laut, die seinen Geburtsort in der *Devinière* bei Chinon suchen; dort besaß Rabelais' Vater ein Landhaus, das noch heutzutage erhalten und unter dem Namen von Rabelais' Haus bekannt ist. Lefranc gibt uns p. 55 eine photographische Abbildung jenes aus dem 15. Jhrht. stammenden Gebäudes mit seiner schmalen, mit zwei eleganten Pfeilern geschmückten Außentreppe. Er beschreibt uns das Erdgeschoß mit seinem schönen Kamin, den ersten Stock mit dem sg. Zimmer Rabelais, mit seiner Steinbank am Fenster. Im Keller zeigen einem die Bauern noch heutzutage den sagenhaften „*Trou de Rabelais*“, durch welchen der Satiriker einst den ihn verfolgenden Feinden entflohen sei. Von Chinon spricht Rabelais in seinem Werke verhältnismäßig viel weniger wie von la Devinière. Die Erzählung des ganzen ersten Buches — abgesehen von den auf Paris bezüglichen Kapiteln — spielt sich in der Gegend der Devinière ab. Alle Festungen Grandgousiers I 47 lassen sich mit den Gütern des Großvaters und Vaters Rabelais' identifizieren; der Krieg Picrochole's kann ganz genau in diese Gegend lokalisiert werden. Als Grandgousier seine Ferm *de la Pomardière* Picrochole anbietet I 32, ist es eine Besitzung der Rabelaisschen Familie, die er als Geschenk vorschlägt. Als Gargantua unter seine Kampfgenossen Ländereien verteilt, um sie für ihre Dienste zu belohnen, gibt er ihnen Besitzungen der Familie Rabelais zum Geschenk oder solche, die in Ortschaften lagen, wo die Familie Güter besaß. Ein einziges wird nicht verschenkt, die Devinière, aus dem einfachen Grunde, weil Grandgousier eben dort wohnt. Gargantua wird auf der Wiese *de la Saulsaye*, ganz nahe beim Hause seines Vaters geboren. Eine derartige Wiese gibt es noch heute in ganz geringer Entfernung der Devinière, am linken Ufer des Nigron, da wo die Brücke nach der Roche-Clermont führt. Dort befand sich auch das *gué de Vède*. Die Familie besaß aber gerade in der Gegend auch Güter. Überall stoßen wir dort auf Reminiscenzen Rabelais'. Die Devinière steht im Mittelpunkt seiner Kindheitserinnerungen. Da, wie Lefranc sehr wahrscheinlich zu

machen weiß, das persönliche Element in Rabelais' Werk einen sehr großen Raum einnimmt, hält er es für recht möglich, daß er auch in der Devinière geboren und dort auferzogen wurde. Wir würden es für einen sehr großen Gewinn erachten, wenn Lefranc, der hier nur skizzenhafte Auszüge aus seiner Vorlesung bringt, an anderer Stelle ganz eingehend auf diese im höchsten Grade interessante, ja grundlegende Fragen zurückkäme. Einstweilen sind wir ihm aber dankbar, daß er uns seine Entdeckungen und Hypothesen, auch vor der Ausarbeitung nicht vorenthalten hat.

Sehen wir uns jetzt weiter um nach dem, was die Zs. an neuem biographischem Material bringt. Wir ordnen dabei unsern Stoff nach chronologischen, dem Leben Rabelais' folgenden Gesichtspunkten an. In das Jahr 1537/38 verlegt Dr. de Santi in seinem Artikel „*Le Cours de Rabelais à la Faculté de Montpellier* p. 309" die von Rabelais in Montpellier gehaltenen Vorlesungen. Auf dem *Liber lectionum et clavium* der Montpellierschen Fakultät gestützt, berichtigt er die diesbezügliche Angabe in Petit de Jullevilles *Histoire de la langue et littérature française* t. III p. 34 und Marty Laveaux' in seinen *Oeuvres de Rabelais* V p. XXVII, wonach Rabelais 1539 am 3. April Lizentiat und am 22. Mai 1539 Dr. med. wurde und kommt zum Ergebnis, daß dies 1537 gewesen sein muß. Diese Periode von Rabelais' Leben lag bis jetzt überhaupt noch recht im Dunkeln. Auch Emile Picot in seinem Aufsatz „*Rabelais à l'entrevue d'Aiguemortes, Juillet 1538*" p. 333 wirft neues Licht darauf. Aus dem Briefe eines gelehrten Juristen aus Nîmes, Antoine Arlier, der zu Dolet, Rabelais und allen berühmten Männern Lyons in Beziehungen stand, erfahren wir, daß Rabelais Franz I. nach Aiguesmortes zur Zusammenkunft mit Karl V. begleitete und mit dem König nach Lyon gegen Ende Juli 1537 zurückkehrte. Rabelais wird also damals die Gunst des Königs in hohem Maße genossen haben. Auch ist es recht bemerkenswert, daß er den Kaiser von Angesicht zu Angesicht sah.

Auf Grund eines andern Briefes, der aber diesmal von Rabelais selbst herrührt, zieht Henri Clouzot in zwei Artikeln „*Les Amitiés de Rabelais en Orléanais et la lettre au bailli du bailli des baillis*" p. 156—175 und „*Le véritable nom du Seigneur de Saint-Ayl*" p. 351—366 interessante Schlüsse auf eine gewisse Epoche in Rabelais' Leben. Dieser Brief war zwar schon bekannt, aber bis jetzt — selbst in den besten Ausgaben wie die von Marty Laveaux — nur nach der Abschrift von Pierre de l'Estoile in dessen *Journal du règne de Henri IV.* in recht fehlerhaftem Zustande, sogar mit der falschen Adresse an einen gewissen Hullet, überliefert worden. Clouzot gibt den Brief, der sich in einer Sammlung 488 des *Fonds Dupuy* befindet, im Facsimile und Druck getreu wieder. Da stellt es sich heraus, daß er nicht an den gänzlich unbekannten Hullet, sondern an Hullot gerichtet ist, welcher mit Antoine Hullot, einem Advokaten aus Orléans identisch ist, der damals die Interessen der

Kaufmannschaft der Loire gegen Gaucher de Sainte-Marthe in einem Prozeß zu vertreten hatte. Durch diesen Hullot scheint Rabelais in Beziehungen gestanden zu haben zu einigen den religiösen Neuerungen zuneigenden, aber vor dem entscheidenden Schritt doch zurückscheuenden angesehenen Persönlichkeiten des Orléanais. Der Brief ist für Rabelais' Eigenart von besonderer Bedeutung. Er ist nicht etwa in dem sonst von ihm manchmal verwendeten offiziellen Stile abgefaßt, sondern zeigt uns Rabelais von der Seite, wie wir ihn aus seinem Buche kennen. So mahnt uns folgender Satz an den stets lustigen, alles von der guten Seite nehmenden Schriftsteller: „*Or, vous le ferez, non quand il vous playra, mais quand le vouloir vous y apportera de celluy grand, bon, piteux dieu, lequel ne crea oncques le quaresme; ouy bien les sallades, arans, merluz, carpes, bechetz, dars, umbrines, ablettes, rippes etc. Item les bons vins, singulierement celluy de veteri jure enucleando, lequel on guarde icy a vostre venue, comme ung sang greal, et une seconde, voyre quinte essence.*" Der Brief ist aus Saint-Ayl geschrieben, und zwar vom 1. März datiert, freilich ohne Jahreszahl. Was tat Rabelais dort, weshalb und wann war er da? Das sind alles Fragen, die Clouzot in vorliegendem Artikel zu lösen versucht. Wir wissen, daß Rabelais mit einem Herren von Saint-Ayl befreundet war, mit dem er zusammen beim Gouverneur des Piemonts, Guillaume du Bellay, gewesen war; er war mit ihm, als der Tod seinen Protektor auf der Rückreise nach Frankreich ereilte; mit ihm führte er den Leichnam nach Anjou zurück. Als er in Metz in Bedrängnis war, klagte er dem Herrn von Saint-Ayl, der mit einer Botschaft zu den deutschen Fürsten geschickt war, sein Leid und bat ihn zu seinen Gunsten beim Kardinal vorstellig zu werden. Aber wann wird er auf seinem Schlosse geweilt haben und zu welchem Zwecke? In seinem ersten Artikel neigt Clouzot zu der Annahme, es könnte dies im Jahre 1544 oder 1545 gewesen sein; nach dem Tode des Gouverneurs hätte Rabelais mit Saint Ayl Ruhe auf dem Lande gesucht; dort, in der Einsamkeit, habe er sein 3. Buch beendigt, und Hullot aufgefordert, sein paradiesisches Leben mit ihm zu teilen. Im zweiten Artikel entscheidet sich dagegen Clouzot für ein früheres Datum. Auf Grund verschiedener Urkunden, die ihm auch ermöglichen Näheres über den Herrn von Saint Ayl mitzuteilen, der mit Etienne Lorens, einem vielgereisten und mit wichtigen Aufträgen oft betrauten Diplomaten identifiziert werden kann, kommt er zu dem Ergebnis, daß der Brief vom 1. März 1542 datiert ist. Der Gouverneur des Piemonts war im Winter 1541/42 nach Frankreich zurückgekehrt. Daß Etienne Lorens mit ihm war, ist uns bekannt. Da er leidend war, wird ihm die Begleitung seines Leibarztes aber vielleicht noch notwendiger gewesen sein als diejenige des Diplomaten. Auch wird wahrscheinlich Rabelais die Gelegenheit nach zweijähriger Abwesenheit nach Frankreich zurückzukehren mit Freuden ergriffen haben. Ende November 1541

wird er in Lyon gewesen sein und während Guillaume finanzielle Angelegenheiten regelte, wird er dem Drucker Sebastian Gryphius seinen während des italienischen Aufenthalts verfaßten, ins Französische übersetzten Bericht über die Heldentaten des Gouverneurs zum Verlage übergeben haben. Als dieses Werk unter dem Titel „*Stratagèmes, c'est à dire Prouesses et ruses de guerre du preux et très célèbre chevalier Langey, au commencement de la tierce guerre Césariane*“ herauskam, wird er sich in Saint Ayl auf dem Schlosse seines Freundes, in Gesellschaft der Humanisten des Orléanais von den Strapazen der Reise erholt haben. Der Aufenthalt Etienne Lorens' in seinem Schloß ist urkundlich für den 25. März 1542 bezeugt. Die Freude der Rückkehr, so meint Clouzot, der glänzende Empfang bei Hof, der durch seinen Gönner erworbene Ruhm, welcher auch auf die beiden Freunde zurückstrahlte, der beglückende Kontrast zwischen der stillen Zurückgezogenheit und den überstandenen Strapazen, die Ruhe des Studiums nach dem Lärm des Feldlagers, das alles scheint durch die Zeilen des Briefes Rabelais' hindurchzuschimmern, dessen Seele nie freier aufgeatmet, dessen Geist sich nie leichter gefühlt, dessen Herz dem großen, mitleidigen Gott nie dankbarer entgegengeschlagen haben wird, als damals als er ihn von Italien ans Ufer der Loire zurückgeführt hatte, um Plato zu commentieren und den kostbaren Wein der Heimat sich schmecken zu lassen, der ihm wie der *Sang greal* (cf. den Brief) mundete. Das alles erscheint uns recht wahrscheinlich.

In eine weniger glückliche Epoche von Rabelais' Leben führt uns der Artikel Abel Lefranc's „*Les dates du séjour de Rabelais à Metz* 1546—47“, p. 1—11. Man nahm bisher fast allgemein an, daß Rabelais am Anfang des Jahres 1547 nach Metz gekommen sei und 1548, sei es Ostern, sei es Ende Juni die Stadt verlassen habe. Lefranc tritt für ein früheres Datum ein, für das Jahr 1546/47. Dem steht der Rechnungsauszug der Stadt Metz, aus dem ersichtlich wird, daß Rabelais 1547 120 livres Gehalt erhalten habe, nicht entgegen. Es könnte sehr wohl Rabelais 1546 sein Amt am Metzer Spital angetreten und 1547 Johanni ausgetreten sein. Wie steht es nun um die zwei Briefe, die Rabelais' Aufenthalt in Metz bezeugen? Der Brief, den Rabelais hilfeflehend an den Kardinal Dubellay richtet, ist vom 6. Februar aus Metz, derjenige des Johannes Sturm an denselben Adreßaten aus Zabern vom 28. März datiert, aber ohne Angabe irgend welcher Jahreszahl. Der Brief Sturms verhilft uns aber auf die richtige Spur. Wir erfahren nämlich aus ihm, daß vier Tage bevor er geschrieben wurde, also am 24. März Karl V. nach Speier gekommen sein sollte. Aus Gachards *Voyage des souverains des Paysbas*; *Collection des chroniques belges* II 331 wissen wir aber, daß Karl V. vom 24.—29. März des Jahres 1545 in dieser Stadt weilte. Für das Jahr 1547 würde die Nachricht ganz unmöglich sein, denn im März dieses Jahres weilte der Kaiser in Ulm,

Giegen, Nördlingen, Oettingen, Gunzenhausen, Schwabach, Nürnberg, Hersbruck und Wilseck (cf. ib. 341), gar nicht in Speier. Der Rest des Briefes bestätigt auch dieses Datum. Er spricht uns von Vorbereitungen, die Kaiser Karl im Frühling desselben Jahres zu einem Kriege gegen die Protestanten getroffen habe, zugleich von den Sorgen, die ihm die einstweilen in Spanien ausgebrochenen Schwierigkeiten verursacht hätten. Unter diesen Umständen hatte er Heinrich VIII. seine Unterstützung gegen Franz I. verweigert. Diese Constellation erschien Johannes Sturm günstig für Anbahnung einer Annäherung zwischen Frankreich und England und er schrieb in diesem Sinne an den Kardinal Dubellay. Damals hatte Rabelais noch keine Anstellung am Metzer Spital angenommen. Deshalb konnte er von seiner Lage folgendes trostlose Bild entwerfen: „*Tempora etiam Rabelaesum ejecerunt e Gallia*, φεῦ τῶν χρόνων. *Nondum ad nos venit. Metis consistit, ut audio, ine enim nos salutavit. Adero ipsi quibuscumque rebus potero cum ad nos venerit.*“ Die Stelle, die Rabelais in Metz erhielt, enthob ihn der Notwendigkeit zu Sturm zu flüchten. Im Dienste der Stadt blieb er bis Ostern oder Johanni 1547. Daß er am 10. Juli 1547 wieder in Paris war, erfahren wir aus der *Sciomachie*, denn er spricht darin von einem Kampfe zwischen dem Herrn von Jarnac und Chastaigneraye, den er an diesem Zeitpunkt in Paris erlebte. — Aus Lefranc's Untersuchung geht nun zur Evidenz hervor, daß nicht, wie man früher annahm, Franz I. Tod die Veranlassung zu Rabelais' Flucht nach Metz war; im Gegenteil, er kehrte nach seinem Tode in sein Vaterland zurück. Es wird viel eher der durch die Herausgabe seines 3. Buches am Anfang des Jahres 1546 gegen ihn heraufbeschworene Sturm Rabelais gezwungen haben, Hals über Kopf Frankreich zu verlassen.

Wie dieses Ereignis mit der Herausgabe des 3. Buches im Zusammenhang steht, so wird das von J. Barat in einem höchst interessanten Aufsatz „*L'influence de Tiraqueau sur Rabelais*“ p. 138—155, 253—275 beleuchtete Freundschaftsverhältnis Rabelais' zu Tiraqueau mit der Vorgeschichte desselben Buches in Verbindung stehen. Der Richter in Fontenay le Comte, André Tiraqueau, der zu Rabelais' vertrautem Kreise während seines Aufenthaltes im Franziskanerkloster gehörte, hatte sich schon, bevor er ihn kannte, mit der Frauenfrage beschäftigt. Bereits 1513 hatte er die erste Auflage seines *De legibus connubialibus* erscheinen lassen, beinahe gleichzeitig hatte er *de re uxoria* von Francesco Barbari herausgegeben. Diese Bücher werden gewiß in dem Kreise, in welchem Rabelais verkehrte und zu dem sein Confrater Pierre Lamy, Brisson und auch der Schwiegervater von Tiraqueau, Arthur Cailler, gehörten, vielfach Gegenstand des Gespräches gewesen sein. Das Buch Tiraqueau's erregte bekanntlich gewaltiges Aufsehen. Im Streite um die Frauen, der damals entbrannte, wurde es von den Weiberfeinden als eine ihrer besten Waffen gebraucht. Für die Frauen trat ein anderer Freund Rabelais', Aymery Bouchard, dem er 1534

das Testament des Cuspidius und einen antiken Kaufkontrakt widmete, auf den Plan. Dieser Jurist — er war *lieutenant de la sénéchaussée de la Saintonge* — richtete sein τῆς γυναικείας φύτλης, das 1522 herausgegeben wurde, gegen Tiraqueau. Um dem wuchtigen Angriffe das Persönlich Gehässige zu nehmen, ließ Pierre Lamy, der wie Rabelais mit den beiden Streitenden befreundet war, ein versöhnliches Vorwort aus seiner Feder vordrucken. Trotz all seiner guten Worte konnte er aber nicht verhindern, daß Tiraqueau sich tief gekränkt fühlte. Er antwortete Bouchard durch eine neu revidierte und bedeutend vermehrte zweite Auflage seines *de legibus connubialibus*, in welcher er sich über das Vorgehen seines Freundes sehr empört zeigte. Warf er ihm doch ohne Weiteres vor, er habe nur aus persönlichen, egoistischen Gründen, um den Frauen zu gefallen, ihre Partei ergriffen. Es ist nun für die Kenntnis Rabelais' von großem Interesse zu sehen, daß er in diesem Streite auf Seite Tiraqueau's stand. Ja, Barat sucht sogar den Nachweis zu erbringen, daß Rabelais und seine Freunde Tiraqueau's Mitarbeiter bei der namentlich durch Zitate ungeheuer vergrößerten zweiten Auflage — sie zählt 276 Bogen im Gegensatz zu 27 — war. Allein hätte Tiraqueau überhaupt diese gewaltige Arbeit im Laufe von zwei Jahren nicht bewältigen können. Übrigens beweist das Vorwort der Briefe Manardis, die Rabelais später Tiraqueau widmete, daß sie häufig Mitarbeiter waren; wir wissen auch, daß Tiraqueau sich einer Übersetzung Herodots bediente, die Rabelais vorgenommen hatte. Rabelais fügte dem Buche ein lobendes griechisches Epigramm bei und Tiraqueau berief sich sogar ausdrücklich auf Rabelais' Ansicht, um Bouchard einen empfindlichen Schlag zu versetzen. Die Stellung Rabelais' ist also über jeden Zweifel erhaben. Mit voller Überzeugung stand er auf Seite desjenigen, der die Inferiorität des Weibes und infolgedessen die Notwendigkeit des unbedingten Gehorsams des schwachen Geschlechts dem Manne gegenüber betonte. Eigentümlich ist es aber gewiß, daß diese Gedanken in den ersten Büchern Rabelais noch kaum hervortreten, dagegen im dritten Buche von 1546 im Vordergrunde stehen. Der seit 1540 und 1543 mit größerer Heftigkeit denn je um die Frauen entbrannte Streit, ebenso die von Tiraqueau in Angriff genommene dritte Auflage seines Werkes, werden für Rabelais Veranlassung gewesen sein, in seinem dritten Buche diese Fragen eingehend zu besprechen. Barat führt den Nachweis, daß Rabelais sicher, ehe er sein drittes Buch herausgab, wenigstens die Korrekturbogen der dritten Auflage Tiraqueaus eingesehen haben muß. Er hat nämlich beinahe wörtlich einige Stellen übersetzt, die zum ersten Mal in der 3. Auflage von 1546 stehen: Kap. 31, Lex. IX No. 156, 128, 49; Kap. 32, Lex. IX No. 96, Kap. 27 Lex. IX No. 122. Der Umstand, daß in Rabelais' Werk die bei Tiraqueau nur angedeuteten Zitate ausgeführt und das bei Tiraqueau in unfertigem Zustand sich Vorfindende geordnet ist, beweist, das Tiraqueau das Original ist, auf dem

Rabelais fußt, und das Verhältnis nicht etwa umgekehrt ist. Die Ideen Tiraqueaus finden sich namentlich in den Kapiteln „*Comment Rondibilis médecin conseille Panurge*“ und „*Comment Hippothadée théologien donne conseil à Panurge*“ wieder. Diese Kapitel, so meint Barat, werden in der Conzeption den übrigen vorangegangen sein. Rabelais wird die Korrektur oder die Hs. von *de legibus* im August oder September 1545 bei Tiraqueau selbst in Paris gesehen haben. Durch ihn wird er veranlaßt worden sein, aus seinem dritten Buch eine Thesenschrift zu machen. Durch die Aufnahme der Tiraqueauschen Ideen in sein Werk gab er seinem Freunde den besten Beweis treuer Anhänglichkeit. Deshalb war es für ihn nicht nötig, wie andere es taten, auch diese Auflage dem Publikum in Versen zu empfehlen. Er identifizierte sich mit dem Verfasser. Mehr konnte er gewiß nicht tun. Schließen wir uns Barats Erklärung der Entstehungsart des 3. Buches an, so müssen wir freilich annehmen, daß es sehr rasch aufs Papier geworfen wurde, denn das Privileg des Buches trägt bereits das Datum des 19. September 1545, und im März 1546 hat Rabelais — wie wir oben sahen — wegen seines 3. Buches schon im Ausland Zuflucht suchen müssen. Einer solchen raschen Arbeitsweise steht aber nichts entgegen. Rabelais arbeitete „*par boutade*“, wie der Franzose sagt; nach langer Zeit des Schweigens ging er plötzlich, durch irgend einen Anlaß innerer oder äußerer Art getrieben, wieder an sein Werk. Er machte sich auch gar nichts daraus, seine Erzählung nach anderer Richtung fortzusetzen. Bei keinem Buch ist das so deutlich wie beim dritten, dessen erste Kapitel wohl gewiß lange vor den übrigen entworfen worden sind.

Daß Rabelais seine Freunde aus Fontenay le Comte stets in gutem Andenken behielt, geht aber nicht bloß aus dem eben geschilderten Verhältnis zu Tiraqueau hervor. In dem Schreiben, das er an ihn richtet, als er ihm später Manardis Medizinalbriefe widmet, grüßt er neben dem Bischof von Maillezais, auch einen gewissen Hilarius Coguetus: „*Saluta mihi clarissimum virum d. antistitem Malleacensem, Maecenatum meum benegnissimum si quando eum invisas, et Hilarium Coguetum nostrum, si forte istic sit*“. In seinem Artikel „*Un ami de Rabelais inconnu*“ p. 65 führt Henri Clouzot den Nachweis, daß unter diesem Coguetus der fünfte Sohn eines Tuchhändlers Jean II Goguet und seiner Frau Loyse Thomas gemeint sei. Dieser Hilaire Goguet war *licencié ès lois* und bekleidete das Amt eines Advokaten im *siège royal de Fontenay*; er nannte sich *seigneur de Puyletard*, in der Gemeinde von Nieuil sur l'Autise in der Vendée und war Sénéchal von Talmond. Als angesehener Jurist paßte er also sehr wohl in den Kreis, zu dem Rabelais in seiner Jugend gehörte; in kirchlicher Beziehung scheint er in der Partei der Gemäßigten, die zwischen Katholiken und Protestanten vermitteln wollten, eine führende Rolle gespielt zu haben, auch dies gewiß für Rabelais ein Grund ihm wohl gesinnt zu sein. Im Anschluß an eine Stelle im

Gargantua, wo vom *mestager de Gouguet* die Rede ist, wirft Clouzot die Frage auf, ob es nicht möglich gewesen sei, daß die Familie Goguet in der Nähe der Devinière eine Farm besessen hätte.

Nach den Freunden müssen auch die Feinde Beachtung finden. Trotz seiner Gutmütigkeit konnte ihnen Rabelais nicht entgehen. Der Arzt J. C. Scaliger, der gegen viele seiner Confratres, Calvus, Cossus, Pissotus und andere böse Schmähungen geschleudert hat, der ferner einen besondern Haß auf alle Mönche hegte, scheint auch Rabelais nicht verschont zu haben. In seiner Abhandlung „*Rabelais et J. C. Scaliger*“ p. 12—44 stellt Dr. de Santi die Vermutung auf, daß der von Scaliger in seinen Versen beschimpfte ehemalige Mönch, der, wie er sagt, zwei verschiedenen Orden angehört und — ein echter Zyniker — in Wirtschaften höchst zweifelhafter Art sich herumgetrieben hätte, dann Arzt geworden sei, mit satirischen Angriffen um sich geworfen hätte und in den Augen gläubiger Katholiken als Atheist gälte, kein anderer sei als Rabelais. Er erscheint zwar unter den Namen *Baryoenus*. Doch sei dies wohl eine von dem Sohne Scaligers herrührende absichtliche Verstümmelung eines ursprünglichen *Rabioenus*. Auch sonst habe sehr oft der Sohn die Invektiven seines Vaters zu mildern, resp. zu streichen gesucht. *Rabioenus* klänge aber nicht bloß an Rabelais an, sondern sei auch als Wortspiel zu *rabies* gedacht; es entspreche in dieser Beziehung sehr wohl den sonstigen Bildungen Scaligers wie *Bibinus*, der Trunkenbold, *Philomusus*, der Literat. Der Anlaß zu den Angriffen Scaligers wird wohl Rabelais' Freundschaft zu Estienne Dolet gewesen sein. Scaliger war dessen erbitterter Feind und richtete in den Jahren 1537 bis 1547 eine Menge von Epigrammen gegen ihn. Es wäre merkwürdig, wenn Rabelais seinen Freund bei dieser Gelegenheit nicht unterstützt hätte. Abgesehen von der warmen Freundschaft, die ihn mit ihm verband, mußte ihn sein angeborener, schlagfertiger Witz, sein feiner Geschmack, seine Abscheu gegen jede Prahlerei geradezu antreiben, für Dolet und gegen Scaliger aufzutreten. In dem berühmten Schreiben Rabelais' an Erasmus, von dem man früher fälschlich meinte, es sei an einen gewissen de Salignac gerichtet, entwirft der Gelehrte eine wenig schmeichelhafte Charakteristik jenes gewissenlosen Verleumders, dessen Bekanntschaft er — nicht zu seinem Glücke — gemacht hatte. De Santi, der im vorliegenden Artikel die gegen Rabelais von Scaliger geschleuderten lateinischen Verse herausgibt, wagt am Schlusse die Hypothese, Rabelais habe seinerseits in seinem Buche seinen Feind unter der Gestalt des „*noble Bringuenarilles, ce fendeur de naseaux, grand géant, avalleur de moulins à vents* abconterfeit. Es lohnte sich dieser Vermutung, die hier noch durch nichts gestützt ist, ernster nachzugehen.

Je tiefer die Rabelaisforschung eindringt, desto mehr kommt sie zur Einsicht, daß auch die phantastischsten Gestalten Rabelais' nicht in der Luft schweben, sondern auf einem festen, realen Unter-

grund stehen. Das ist z. B. auch der Fall für eine der tollsten Karikaturen des 1. Buches. Der in den wahnsinnigsten Eroberungsplänen schwelgende, jähzornige, stets zu den verwegensten und rücksichtslosesten Mitteln greifende Tyrann des 1. Buches, Picrochole, ist schon, wie aus den *Notes de Bouchereau* in der *Collection Dupuy Mélanges* vol. 488 hervorgeht (cf. p. 405 der vorliegenden Bandes) im 17. Jhrdt. mit Scevole oder Gaucher de Sainte Marthe identifiziert worden. Derselbe Bouchereau sprach schon die für die Theorie Abel Lefranc's wertvolle Vermutung aus: „*La plus grande partie des lieux que Rabelais cite en son libvre sont de notre ressort*". Obige Deutung Picrocholes findet ihre Bestätigung in einer sehr interessanten Abhandlung Abel Lefranc's „*Picrochole et Gaucher de Sainte Marthe*" p. 241 ff. Wir erinnern uns, daß der oben angeführte Freund Rabelais', der Admiral Hullot die Interessen der Kaufmannschaft der Loire in einem Prozeß zu verteidigen hatte. Es handelte sich um einen Prozeß gegen Gaucher de Sainte Marthe, welcher von seiner am Flusse gelegenen Besitzung bei Saumur aus durch Aufwerfen von allerlei Dämmen und Einrammen von Pfählen, sowie durch das Erbauen einer Mühle, um die Fischerei zu seinen Gunsten auszubeuten, die Schifffahrt außerordentlich behindert hatte. Die ersten Streitigkeiten ob dieses Eingriffs in die Rechte der Kaufmannschaft an der Loire und den Nebenflüssen gingen bis in das Jahr 1522 zurück; der Prozeß ruhte von 1530—1532, fing dann aber wieder um so heftiger an, und dauerte bis zum August 1536 oder Anfang 1537. Gaucher de Sainte Marthe muß gewiß ein sehr streitlustiger Herr und recht unangenehmer Nachbar gewesen sein. In der Umgegend müssen aber diese fortwährenden Streitigkeiten großes Aufsehen erregt haben. Rabelais' Familie wird höchst wahrscheinlich selbst in die Sache verwickelt worden sein. Besaß doch Rabelais' Vater einige Rechte auf die Fischerei in der Loire. Als Herr von Chavigny war er durch ein einziges Dorf von Gaucher de Sainte Marthe's Besitzung entfernt. In der Devinière gehörte außerdem Rabelais' Familie zu den nächsten Nachbarn des Gaucher de Sainte Marthe, des Herrn von Lerné. Auch im Gargantua ist Picrochole, der Herr von Lerné, der nächste Nachbar Grandgousiers. Für einen Zusammenhang zwischen beiden spricht auch der Umstand, daß im Prozeß ein gewisser Jean Gallet, Advokat in Chinon, also Kollege von Rabelais' Vater, ebenso wie Mathurin Gallet, Clerc des Gerichtsschreibers des Parlaments eine große Rolle spielen. Im Gargantua ist aber Ulric Gallet, der maître des requêtes Guandgousiers. Er wird uns beschrieben als „*homme sage et discret, duquel en divers et contentieux affaires avait éprouvé la vertu et le bon avis*". Ein zufälliges Zusammentreffen wird das gewiß nicht sein. Ein weiteres Zeichen für die Verwandtschaft des Prozesses mit dem Kriege Picrocholes ist wohl auch die Tatsache, daß der Städtebund, der im Kap. 47 zu Grandgousier schickt, um ihm zu sagen, er kenne wohl das Unrecht,

das ihm Picrochole tue, „*et pour leur ancienne confédération, ilz luy offroient tout leur pouvoir*“ aus Städten, Flecken und Dörfern des Saumurois besteht, die alle am Ufer der Loire und Vienne liegen. Diese Confédération erinnert sofort an die *Communauté* der *Marchands de la Loire*, die mit Gaucher im Prozeß lagen. Endlich noch ein Berührungspunkt. Gauchers Schwiegervater hieß in Wirklichkeit Marquet. Diesen Namen treffen wir aber wieder unter den Freunden Picrocholes. Ist doch Marquet der *grand bâtonnier de la confrérie des Fouaciers*, der im Kampfe mit Grandgousiers Leuten verwundet wird. Wahrhaftig, eine glänzende Bestätigung der schon früher ausgesprochenen Vermutung, die übrigens auch in der *Menagiana II* p. 226 zum Ausdruck kam.

Am Ende seines Aufsatzes p. 252 bemerkt A. Lefranc, der Bruder Jean des Entommeures sei kein Anderer als der Prior von Sermaise, Buinard. Hoffentlich bringt er uns in einem der nächsten Hefte eine nähere Begründung dieser Behauptung. Sonst finden wir in vorliegendem Bande noch einige andere Identifizierungen. In seinem Artikel p. 385 bringt Etienne Clouzot einen willkommenen Beweis zur Stütze der bereits von W-F Smith aufgestellten Hypothese, daß Janotus de Bragmardo in dem Buchhändler Denis Janot († 1545) erkannt werden könnte. In einem Pamphlet des 17. Jahrh., im *Voyage de M. Guillaume en l'autre monde* wird nämlich Janotus de Bragmardo ausdrücklich als der reichste Buchhändler des Stadtviertels bezeichnet. Eine weniger hervortretende, nur episodisch im 2. Buche Kap. 16 und im 3. Kap. 15 vorkommende Persönlichkeit *Maistre Mouche* versucht Piton p. 376 ff. zu deuten. Nachdem er die Erklärungen aller früheren Kommentatoren verworfen, die den Namen mit dem Taschenspieler und Gaukler Maestro Muccio, dem Juden und Astrologen Maistre Mouche, der den Herzog von Burgund vor der Zusammenkunft in Montereau gewarnt hatte, oder mit dem Inquisitor Heinrichs II. Antoine de Mouchy zusammengebracht hatten, führt er den Nachweis, daß der von Rabelais angeführte schlaue Maistre Mouche kein Anderer sei als ein lombardischer Finanzmann, der zur Zeit Philipps des Schönen lebte, Musciatto Guido dei Franzesi hieß, aber in Frankreich Messire Mouche genannt wurde. Wegen seines kolossalen Reichtums hatte er viele Neider und Feinde; als politischer Unterhändler wurde er vom König vielfach verwendet und als solcher nach Deutschland, Flandern, Brabant und Rom gesandt. Er starb 1308.

Für einen künftigen Kommentar zu Rabelais bringt die Zeitschrift außer dem oben erwähnten Nachweis noch verschiedene andere. Jeder Leser Rabelais' wird sich vielleicht gewundert haben, daß dem Pantagruelion am Ende des 3. Buches, Kap. 49—52 ein so außerordentliches Lob erteilt wird. Was hat Rabelais eigentlich für einen Grund den Hanf — denn das ist ja der Pantagruelion — so über alle Maßen zu preisen? Abel Lefranc frägt sich p. 402 ff. s. t.

„*Pantagruelion et Chenevreaux*", ob denn nicht hier wiederum ein persönliches Motiv zu Grunde liegen könnte. Er verweist auf eine interessante Stelle im „*Partage de 1505*", *Soc. des amis et admirateurs de Rabelais, 2e congrès, année 1887*, p. 27, aus welcher hervorgeht, daß Rabelais' Familie in der Gemeinde Cinais einige Hanffelder besaß. Sie beschäftigte sich also mit der Bebauung dieser Pflanze. Vielleicht hätte Rabelais selbst diese Hanffelder geerbt? Jedenfalls würden sie unter seinen Kindheitserinnerungen einen hervorragenden Platz eingenommen haben. Lefranc macht auf einige Stellen in den betreffenden Kapiteln aufmerksam, aus denen hervorgeht, daß Rabelais nicht bloß als theoretischer Botaniker, sondern auch als Praktiker aus eigener Anschauung in der Bebauung und Behandlung der Hanffelder so gut Bescheid wußte, und er bricht in den Ausruf aus, in den wir gern mit einstimmen möchten: „*Qui sait si quelque conversation entendue à la veillée au temps de la récolte du précieux végétal, n'a pas suggéré plus tard à Rabelais le magnifique éloge du Pantagruelion à la fin du Tiers livre?*"

Um Rabelais zu erklären, genügt es nicht die Meinung der Philologen und Literarhistoriker einzuholen; Naturwissenschaftler und Ärzte müssen auch gehört werden. So ist es denn mit Freude zu begrüßen, daß auch Mediziner resp. Pharmakologen der Rabelaisgesellschaft ihre Dienste bereitwillig zur Verfügung stellen. Dr. Paul Dorveaux gibt die Erklärung einiger bei Rabelais vorkommenden Heilmittel sowie medizinischer Werke. So erfahren wir p. 176 ff. näheres über den *Lithontripon*, das *Nephrocatarticon*, das *Condinac cantharidisé*, die *espèces diurétiques*, ebenso über das *Petit luminaire* und *grand luminaire des apothicaires*. An anderer Stelle p. 311 gibt Paul Barbier fils eine Erläuterung des *diamerdis*, mit dem Panurge II 30 Epistemon heilen will, das aus τὸ διὰ μόρων φάρμακον und *merde* contaminiert ist.

Daß Rabelais' Gargantua und Pantagruel gewaltiges Aufsehen erregte, weiß Jedermann. So ist es denn begreiflich, daß man nach den ersten Spuren, die das Buch nach seinem Erscheinen bei den Zeitgenossen hinterlassen hat, öfters gesucht hat. Abel Lefranc stellt p. 216 ff. s. t. „*Les plus anciennes mentions de Pantagruel et de Gargantua*" die verschiedenen darüber bekannten Nachrichten zusammen. Wir erfahren, daß bereits am 25. Sept. 1533 Pantagruel erwähnt wird in dem „*Inventaire de mes livres à lire*" eines Pariser Bürgers Jacques le Gros; dann folgt die Erwähnung des Pantagruel in einem Briefe Calvins aus den letzten Oktobertagen 1533, der von der Verurteilung des Buches durch die Sorbonne spricht. In diesem Zusammenhang muß auch das von Lefranc an anderer Stelle p. 327 angeführte *Livre des Marchands* aus 1533 genannt werden, das sich betitelt „*fort utile à tous les gens, nouvellement composé par le sire Pantapole, bien expert en telle affaire, prochain voysin du seigneur Pantagruel.*" Auf diese Beziehung zu Rabelais hatte übrigens

Ref. schon p. 329 seiner Geschichte der grotesken Satire aufmerksam gemacht. Vor Rabelais kam übrigens der Name Pantagruel schon vor und bezeichnete einen Mysterienteufel oder — die Heiserkeit. Aus viel späterer Zeit, sicher nach 1545, stammt eine Stelle aus einem Gedicht der Margarethe von Navarra, die von Pantagruel spricht und eine Anspielung auf das 3. Buch enthält. Hinsichtlich des ältesten Vorkommens des Gargantua ist bekannt, daß bis jetzt die *Légende joyeuse de maistre Pierre Faifeu* von *Charles de Bourdigné*, die zweimal am Rande des Titels das Datum 1526 enthält, als der Text angesehen wurde, welcher zum ersten Mal den Namen des Riesen angab. Ist doch in der *Ballade aux Lysans* von *Gargantua* die Rede „*qui a chepveulx de plastre*". A. Lefranc weist nun nach, daß das am Rande des Titels angegebene Datum nichts bedeutet, da es zu einem „*bois gravé antérieurement*" gehörte. Die Verwendung, im Titel, einer ein älteres Datum aufweisenden Einrahmung ist im 16. Jahrh. häufig. Allein maßgebend ist vielmehr das im Explicit vorkommende Datum. Dort ist nun zu lesen: *Fin des faictz et dictz joyeux de Maistre Pierre Faifeu, mis et rédigez par Messire Charles Bordigné, prebstre, le premier jour de mars, l'an mil CCCCC XXXI et imprimez à Angers l'an MDXXXII.* Der 1. März 1531 ist aber dem 1. März 1532 neuen Stils gleich zu setzen. Demnach wäre die *Légende* nicht vor den *Grandes Croniques* erschienen. Somit wurde der Name Gargantua zuerst in diesem gewiß unter Rabelais' Mitwirkung redigierten Büchlein auftauchen. Nur nebensächliche Bedeutung hat dagegen die Mitteilung, daß der Gargantua als einziger Roman auch im Inventar der Bibliothek des Protestanten Olivétan am 5. Sept. 1539 verzeichnet ist.

Zur Erweiterung unserer Kenntnisse über Rabelais dient auch die von Abel Lefranc in vorliegendem Bande p. 339—350 begonnene Veröffentlichung der Autographen Rabelais'. In chronologischer Reihenfolge werden uns die bekannten Autographen des Schriftstellers, und zwar zuerst die datierten oder sicher datierbaren im Druck und Facsimile mitgeteilt. An erster Stelle kommt die Unterschrift Rabelais' unter einem Kaufkontrakt der Franziskaner Fontenay le Comte's vor, der vom 5. April 1519 datiert ist. Rabelais' Name findet sich neben demjenigen seines Freundes Pierre Lamy. Dann folgt aus den Nonen des März 1520 oder 1521 der Brief Rabelais' an Guillaume Budé, der größte und bedeutendste unter den uns überlieferten Autographen des Gelehrten. Endlich werden noch die Exlibris eines Plutarch und eines Platos Rabelais', ebenfalls aus der Mönchszeit des Dichters mitgeteilt. Abel Lefranc knüpft an diese Veröffentlichung und ihre in Aussicht stehende Fortsetzung große Hoffnung. Wäre einmal Rabelais' Schrift in weiteren Kreisen bekannt, so sei es möglich noch unbekannte Schriftproben von ihm zu entdecken, sei es in den Archiven Dubellays, sei es auch Bemerkungen am Rande von Ausgaben Lucians oder Erasmus. Hoffen wir, daß diese Erwartungen nicht getäuscht werden.

Viel geringere Bedeutung als die bisher besprochenen Artikel haben die Mitteilungen über Rabelais' Sprache, die auch diesmal in der Zeitschrift nicht fehlen. Aus Julien Vinson's Notiz p. 276 ff. über „*Rabelais et la langue basque*" erfahren wir, daß die kleine Rede Panurges II 9, die sich zum ersten Mal in der Ed. Juste 1542 befindet, überhaupt das älteste uns bekannte Denkmal der baskischen Sprache ist. Die Orthographie derselben ist zwar höchst mangelhaft. Nach V.s Ansicht hätte Rabelais sich den Text von einem ungebildeten Lakaien aus dem Baskenlande — im 16. und 17. Jahrh. rekrutierten sich die Bedienten sehr häufig aus dieser Gegend — aufsetzen lassen. V. versucht eine Übersetzung der inhaltlich wenig interessanten Rede.

Paul Barbier fils stellt p. 280 ff. alles sprachliche Material zusammen, das der heutige französische Wortschatz Rabelais verdankt. Er kommt schließlich zum Resultat, daß 680 Wörter der heutigen französischen Sprache auf Rabelais zurückgehen. Auf p. 186 ff. finden wir den Schluß der schon im vorigen Bande angefangenen Arbeit von Hugues Vaganay „*De Rabelais à Montaigne: les adverbes terminés en -ment.*"

Nur indirekte Beziehungen zu Rabelais haben die fernerhin im 3. Bd. veröffentlichten Arbeiten. Henry Grimaud spricht p. 305 ff. s. t. „*Rabelais et le poète Robbé*" von der Gedichtsammlung dieses Schriftstellers, der 1760 in seiner „Odyssee" von einer Reise nach Chinon erzählt und seiner Wut darüber Ausdruck verleiht, daß die Bürger des Städtchens in der *Hostellerie de la Lamproie* Rabelais' Zimmer in einen Stall verwandelt hätten. Balzacs Beziehungen zu Rabelais untersucht *Pietro Toldo* p. 117—137. Die große Vorliebe des Romanschriftstellers für unsern Satiriker geht nicht bloß daraus hervor, daß er ihn außerordentlich häufig zitiert. Zwei Werke von ihm stehen unter Rabelais' direktem Einfluß: *La Physiologie du mariage,* in welcher der Leser vor dieselbe Alternative gestellt wird wie Panurge im 3. Bd. und die *Contes drolatiques,* die Rabelais' Sprache bewußt nachzuahmen versuchen. Eine unter diesen Novellen, „*le prosne du ioyeulx curé de Meudon*" ist auch von Rabelais direkt inspiriert; die übrigen sind teils aus Béroalde's „*Le moyen de parvenir*", teils aus dem Decameron, teils aus den „*Cent nouvelles nouvelles*" geschöpft. Jacques Boulenger macht uns p. 408 ff. mit einer seltenen Nachahmung des Rabelaisschen Romans aus dem 17. Jahrh. bekannt, mit dem *Nouveau Panurge.* Wir haben drei Ausgaben dieses Schriftchens; die eine undatierte findet sich als Y.[2] 823 Rés. in der Nationalbibliothek, die andere ist in Lyon 1615 gedruckt, eine dritte aus 1616 findet sich in der Arsenalbibliothek. Es wird in dem Büchlein die phantastische Reise Panurges auf dem Rücken eines Delphins nach einer merkwürdigen Insel erzählt. Dieses Eiland ist nur von Männern bewohnt. Zur

Fortpflanzung der Rasse sind auch Frauen ganz unnötig, da die Männer ein höchst seltsames Mittel kennen, um sich selbst zu verjüngen und auf diese Weise ewig zu leben. Während Panurges Körper nach diesem berühmten Mittel verjüngt wird, entfliegt sein Geist nach der Hölle. Dort sieht er manches Interessante in den dem Stolze, der Heuchelei, dem Geize, der Wollust, der Wut und der Gefräßigkeit vorbehaltenen Kammern der Hölle. Er findet dort namentlich eine Menge von Hugenotten, darunter auch Luther und Calvin. Solche Stellen werden mit besonderem Behagen ausgemalt. Ist doch eigentlich der *Nouveau Panurge* eine Satire auf die Protestanten! Der Verfasser, der lange nicht das Talent seines Vorbildes erreicht und auch an dem eigentümlichen Charakter des Panurge nicht einmal festhält, bringt besonders häufig Anspielungen auf lokale Ereignisse. Aus verschiedenen Andeutungen schließt Boulenger, daß die Schrift wohl 1612 oder 1613 entstanden sein wird, und daß der Verfasser entweder aus der Dauphiné stammt oder wenigstens lange dort gelebt haben wird.

Mit Rabelais' Beziehungen zum Auslande beschäftigen sich schließlich noch zwei Artikel. Mit Deutschland bringt ihn Georg Pfeffer mit seinem „*Deux notices inédites de Joh. Gottlob Regis*" betitelten Artikel in Verbindung. Zuerst teilt er einige biographische Notizen über den berühmten Übersetzer und Kommentator Rabelais' mit, dessen Bedeutung für die Rabelaisforschung die Redaktion der Revue in Anmerkung ausdrücklich anerkennt. Dann druckt er ein bisher unbekanntes, in einer Hs. der Dresdener Bibliothek gefundenes Vorwort ab, das Regis seiner Übersetzung vorzuschicken die Absicht hatte. Endlich gibt er eine in einer Hs. der Breslauer Bibliothek vorgefundene Abhandlung Regis' heraus, die sich auf einen Artikel von Eusèbe Salveste in der *Revue encyclopédique* 1823 über die *Editio Variorum* von Esmangart und Johanneau bezieht. Eigentümlich mutet uns, die wir jetzt durch Lefranc immer mehr an den realen Untergrund bei Rabelais gemahnt werden, folgende Stelle bei Regis an: „Der schöne, freye, phantastische Labirynth, der gemütlichste Wandel durch unermeßliche Reiche der Einbildungskraft ist es, was uns (und auch die Franzosen unbewußt) so unwiderstehlich an Rabelais — wie an jedem Dichter festhält." Sehr zutreffend erscheint mir auch die von Regis ausgesprochene Ansicht, daß Rabelais' Schnurren nicht mit seiner sonstigen Lebensführung kontrastieren dürften. Von frühester Zeit an habe sich Rabelais als genialer Vagabund und heiterer Epikuräer gefühlt und geführt; seine Extravaganzen seien ihm von seiner eigenen Natur diktiert; er bringe sie nicht etwa an, um eventuelle satirische Angriffe unter ihrem Deckmantel zu verbergen; durch den Zweck seiner Satire könne er moralisch wirken; an und für sich sei er aber in dieser Hinsicht nicht zu hoch zu stellen. Ganz mit Recht wendet sich Regis auch gegen die gewaltsamen Deutungen Esmangarts und Johanneaus; ihr

Verfahren könne kein anderes Resultat haben als ein echt komisches Gedicht zum Pasquill zu erniedrigen.

Rabelais in Beziehung zu England bringt schließlich A.-F. Bourgeois p. 80—83 in seinem Artikel *Rabelais en Angleterre.* Nicht mit großer Wahrscheinlichkeit sucht er einige Stellen bei Shakespeare als Reminiszenzen aus Rabelais zu erklären. Dagegen sind die aus Websters *Vittoria Corombona* und Dekkers *The Sheemakers Holiday* angeführten Stellen sicher aus Rabelais entnommen, resp. den *Songes drolatiques de Pantagruel* abgelauscht.

Damit wäre der reiche Inhalt des 3. Bd. der Zeitschrift erschöpft. Auf die zahlreichen Rezensionen, welche nicht bloß die neueste Rabelaisliteratur zum Gegenstande haben, sondern sogar Werke allgemeinerer Art wie Arthur Tilleys *Literature of the French Renaissance* besprechen oder Arthur Christians *Débuts de l'imprimerie en France* können wir nicht näher eingehen. Es sei uns nur noch gestattet zum Schluß auf die Chronique hinzuweisen, aus der wir nicht weniger wie aus jedem Bd. der Zs. ersehen, welch reges Leben in der Rabelaisgesellschaft herrscht — sie zählt jetzt 329 Mitglieder[1]) — und zu wie schönen Hoffnungen die von Abel Lefranc ins Leben gerufene und so tatkräftig und umsichtig geleitete Société des Études Rabelaisiennes berechtigt.

WÜRZBURG HEINRICH SCHNEEGANS

Rabelais, François. *L'Isle Sonnante.* Publication de la Société des Études Rabelaisiennes par Abel Lefranc et Jacques Boulenger. Paris Honoré Champion 1905.

Wie voriges Jahr den Pantagruel der Lyoner Ausgabe von Juste 1533, so bietet dieses Jahr die Rabelaisgesellschaft ihren Lesern die Neuausgabe der Isle Sonnante des Jahres 1562 dar. Uns interessiert hier besonders die Einleitung, welche über das Verhältnis dieser ersten partiellen Ausgabe des 5. Buches zu den anderen Ausgaben desselben vortrefflich orientiert. Die Isle Sonnante von 1562 enthält bekanntlich nur die ersten 16 Kapitel des heutigen 5. Buches. Die zweite vollständige Ausgabe des Jahres 1564 gibt die 15 ersten Kapitel wieder, läßt das Kapitel über die Apedeften weg und fügt 32 neue Kapitel samt dem Prolog hinzu. Das 5. Buch ist aber auch noch handschriftlich in der Bibl. nat. (Ms. fr. 2156) erhalten. Boulenger führt den m. E.'s sehr wohl gelungenen Nachweis, daß die Hs. kein Original ist, sondern eine von einem mit dem Verfasser des Werkes nicht identischen Schreiber herrührende Abschrift. Als Beweis dafür können die zahlreichen Nachlässigkeiten und das Auslassen mehrerer Eigen-

---

[1]) *Ref.* ist nach wie vor bereit die Vermittelung zu etwaigen Neuanmeldungen für die Gesellschaft zu übernehmen.

namen gelten. Offenbar konnte der Schreiber an vielen Stellen seine Vorlage nicht entziffern. Zum Glück hat er aber Besserungen nicht versucht, sondern abgesehen von dem oben Erwähnten, das Original genau wiederzugeben sich bemüht. Die älteste Ausgabe von 1562 enthält sehr viele Druckfehler und ist namentlich durch eine bis zur Unverständlichkeit gehende schlechte Interpunktion entstellt. Man hat, wie bei der Hs., auch hier den Eindruck, daß der Herausgeber die ihm vorliegende Hs. nicht immer richtig lesen konnte. Auch ist der Stil häufig nachlässig. Das deutet aber darauf hin, daß dem Drucker kein Ms. vorlag, an das der Autor selbst die letzte Hand gelegt hatte. Manche Wörter hat er auch abgekürzt wiedergegeben. Er hatte gewiß nur ein Konzept vor sich, und zwar wird es dasselbe Konzept gewesen sein, das auch der Schreiber der Hs. kopierte. Finden sich doch in der Hs. z. T. ganz dieselben Fehler wie in der l'Isle Sonnante.

Aus welcher Zeit stammt aber die Hs.? Im Gegensatz zu den beiden Ausgaben ist sie nicht datiert. Aus einem eingehenden Vergleich zwischen der Hs. und der Ed. 1564 schließt Boulenger mit Recht, daß letztere eine spätere Redaktion ist als die Hs. Enthält sie doch eine ziemliche Anzahl von Hinzufügungen und Interpolationen, auch einige gute Korrekturen, welche die Hs. nicht hat.

In welchem Verhältnis steht nun aber die Hs. zur Isle Sonnante von 1562? Es kann keinem Zweifel unterliegen, daß sie nicht etwa älter ist. Die Isle Sonnante enthält nur die ersten Kapitel, die Hs. das ganze Buch. Es wäre nun aber nicht denkbar, daß, wenn der Herausgeber der Isle Sonnante alles vor sich gehabt hätte, er es nicht gedruckt hätte. Vorsicht würde ihn ganz gewiß nicht veranlaßt haben, die nach Kap. 16 kommenden Teile zu unterdrücken. Denn die ersten enthalten die bei weitem schärfsten Angriffe. Die Hs. enthält z. T. auch bessere Lesarten als die Isle Sonnante, welche diese auch aufgenommen hätte, wenn sie die Hs. vor sich gehabt hätte. So dürfte denn die Hs. die zweite Redaktion darstellen.

Für eine kritische Ausgabe des 5. Buches wäre nach Ansicht des Herausgebers als Basis die Isle Sonnante zu gebrauchen, unter Kontrolle der Hs. Von Kap. 17 an wäre die Hs. zugrunde zu legen, da sie besser sei als die Ed. 1564. — Der Umstand, daß die Vorlage, nach der Drucke und Hs. hergestellt wurden, ein unfertiges Konzept war, ist, wie Boulenger in der Einleitung ausführt, ein sicherer Beweis für die Autorschaft Rabelais'. Ein Fälscher hätte gewiß ein fertiges Opus vorgelegt. Irgend ein Buchdrucker wird in den Besitz des Anfangs des 5. Buches gekommen sein und ihn in aller Eile abgedruckt haben. Erst darauf werden Rabelais' Freunde weiter nachgeforscht und den Rest gefunden haben, den sie als fertiges Buch abschreiben und drucken ließen. — Was das Kapitel der Apedeften betrifft, das in der Isle Sonnante vorkommt, so hält es Boulenger im Gegensatz zu Lefranc für echt; inhaltlich und formell sei es

Rabelais würdig. Was den Widerspruch betrifft, den Lefranc in der Navigation erwähnt (cf. unsere Rez. p. 11 ff.), so weiß ihn auch Boulenger zu erklären. Rabelais hätte das Kapitel ursprünglich nicht für die Stelle, wo es der Herausgeber der Isle Sonnante setzte, bestimmt. Der Drucker fand es aber unter seinen Papieren und druckte es am Schlusse dessen, was er sonst noch hatte, unbekümmert darum, ob es an der Stelle paßte oder nicht, ab. Viel besser würde es nach Kap. XX gehören. So würde sich der scheinbare Widerspruch erklären lassen.

WÜRZBURG. HEINRICH SCHNEEGANS.

Corrozet, Gilles. *Hécatomgraphie* publiée avec préface et notes critiques par Ch. Oulmont, 1905, Paris, in-8 carré, de XXVII-213 pages, Honoré Champion (360 exemplaires numérotés sur Hollande à 10 fr.).

L'Hécatomgraphie est une suite de cent pièces écrites après coup sur cent gravures dessinées par un inconnu. C'est un exercice qui prouve une grande facilité et qui amène pas mal de verbiage. M. Oulmont vient de réimprimer ce recueil d'une manière charmante et avec un appareil critique précis et sobre.

Les gravures sur bois ont été reproduites avec un soin scrupuleux et elles sont fort intéressantes. Ce sont cent vignettes de cinq centimètres sur trois avec un encadrement de huit centimètres sur douze environ. Les vignettes toutes différentes offrent un curieux mélange d'inspiration, des traits et des profondeurs qui rappellent Albrecht Dürer (pp. 126 et 164), — des bêtes fabuleuses qui sont des souvenirs gothiques, — des corps tout à fait réalistes et vivants. Les encadrements sont formés de magnifiques rinceaux Renaissance et l'on ne saurait assez dire leur plénitude et leur sûreté.

On ne devra guère chercher ici le platonisme de Gilles Corrozet; quoique *l'Hécatomgraphie* vante « l'amour accompagnée de vertu » nous y trouvons plutôt une morale puérile et honnête, celle des pédagogues. Seulement cette facilité à accepter la morale traditionnelle, lorsqu'on est Gilles Corrozet, libraire cultivé et en rapport avec presque tous les poètes de la Renaissance, montre que sans doute le paganisme littéraire des grands poètes du XVIe siècle fut plutôt l'effort d'un petit groupe qu'une tendance acceptée de tous: Si l'on excepte les amis de Ronsard, littérateurs antiques, et les gens de cour, toujours libres dans leurs mœurs, la société française conserva ses vertus chrétiennes et sa morale traditionnelle. Cette opposition se rencontre d'ailleurs à bien des époques et dans bien des pays.

D'autre part les tendances moyen âgeuses de l'*Hécatomgraphie* nous montrent que le platonisme du XVIe siècle est quelque chose

de bien plus rapproché du moyen âge que de la Renaissance: dans cette école, quand on remonte à l'antique, c'est tout au plus à travers Pétrarque.

PARIS. LOUIS THOMAS.

Jullemier, H. *Voltaire capitaliste* [Revue de Paris, 12. année, tome troisième. Mai-juin 1905].

Der Verfasser behandelt Voltaires finanzielle Beziehungen zum Haus Württemberg nach den vom Referenten in seiner Schrift: „*Voltaire und das Haus Württemberg*" (Stuttgart, Februar 1899) herausgegebenen Dokumenten. Ich stimme der Darstellung wie dem Urteil Jullemiers durchaus zu. Es ist nur ein Punkt, in dem ich mit ihm nicht einverstanden sein kann, nämlich die Ansetzung der Summe der von Voltaire nach Stuttgart geliehenen Gelder auf 456000 livres. Mir ergeben sich 736000 livres im Ganzen. Es existieren nämlich 6 Kontrakte über Darlehen Voltaires, zwei aus den Jahren 1752 und 1753 über 280000 l., zwei aus dem Jahre 1764 ebenfalls über 280000 l., einer aus dem Jahr 1769 über 96000 l., endlich einer aus dem Jahr 1773 über 80000 l. Ich freue mich darüber, daß Jullemiers Bericht mein Urteil bestätigt, daß Voltaire in diesen Geschäften vollständig intakt dasteht, als ein durchaus reeller Bankier, der nur eben, wie es Pflicht des Geschäftsmanns ist, seine Interessen zu wahren suchte. Jullemier geht über diese Linie noch hinaus, indem er einerseits die mala fides in der Verschleppungstaktik der herzoglichen Geschäftsträger schärfer geißelt, andererseits die Coulanz, die Noblesse und die staunenswerte Geduld des Gläubigers Voltaire entschieden wärmer würdigt als ich es getan habe. Nachdem ich das Aktenmaterial nun aufs neue durchgelesen habe, stehe ich nicht an, ihm hierin Recht zu geben.

STUTTGART. P. SAKMANN.

Popper, Josef (Lynkeus). *Voltaire, eine Charakteranalyse in Verbindung mit Studien zur Ästhetik, Moral und Politik.* Dresden, Reißner 1905. 391 S. 8⁰.

„Empört über die beharrliche Ungerechtigkeit in der Beurteilung des Charakters eines großen und guten Mannes verfaßte ich diese Schrift über Voltaire." So beginnt dieses Buch, dessen Tendenz löblich und verdienstlich ist. Denn es wird in der Tat in Deutschland oft einseitig, philisterhaft und humorlos über den Menschen V. geurteilt. Was der Berliner Spießbürger vom Jahr 1753 über ihn zu klatschen wußte, wird heute noch, mehr als recht ist, nachgeschwatzt. Für die von Popper ganz richtig beobachtete Naivetät in V's Charakter haben viele seiner Kritiker gar keinen Blick. Aber das ist nun,

zusammen mit einigen glücklichen und feinen Aperçus (wie z. B. über das Schauspielerische in Rousseaus Natur), auch so ziemlich das einzige, womit Referent sich einverstanden erklären kann.

Zunächst ist die apologetische Methode, die der Verfasser zu wählen beliebt, höchst erstaunlich, ja geradezu komisch. Jeder Tadel Vs. wirkt auf ihn wie ein rotes Tuch und wie Schulknaben müssen sich die kritisch Gestimmten unter den Voltairebiographen abkanzeln lassen. So meint er z. B. auf niemand passe so gut wie auf den so innig christlich gesinnten Carlyle das Wort von der „Perfidie des frommen Tierchens". „Die Abwesenheit alles Winselnden und Raunzenden in Voltaire erregte eben die Antipathie Carlyles", der in seiner gewohnten weibisch-spitzigen Weise an V. Médisanze übe und mit der bohrenden Bosheit eines Inquisitors und in salbungsvollem Predigerton Klagen ausstoße. Auch Faguet, „der Verkniffene" muß sich von ihm „frommes Tierchen" heißen lassen, ein Ausdruck, auf den er sich etwas zu gut zu tun scheint. Nun hat Faguet freilich, wohl vom Kitzel, etwas Neues zu sagen getrieben, V. ungerecht behandelt. Aber wer wird darum diesen Mann, der ein Literarhistoriker ersten Ranges ist und bleibt, gleich aus Amt und Brot jagen wollen wie es Popper vorschlägt, der es sehr traurig findet, daß ein solcher Geist einen Lehrstuhl bekommen oder behalten konnte? Wie sagte doch der alte Menschenkenner von Weimar von den Radikalen seiner Zeit?

„Kommt laßt uns alles drucken, und walten für und für,
Nur sollte keiner mucken, der nicht so denkt wie wir."

Kaum minder hart wird Strauß angelassen, der doch eminente Verdienste um die Schätzung Vs. in Deutschland hat, Strauß, der für V. eintrat zu einer Zeit, die anders war als die heutige, in der radikale Herzensergüsse so billig sind und ohne jeden Aufwand von Mut geleistet werden können, in einer Zeit vielmehr, in der jemand, der einen wissenschaftlichen Ruf aufs Spiel zu setzen hatte, mit einem Plaidoyer für V. — und das war Strauß' V.-Schrift — etwas riskierte. Strauß ist, weil ihm Friedrichs d. Gr. Charakter höher steht als der V.s und weil er V. nur neben Lessing stellt, blind gegen eigenes Wissen aus nationalem Chauvinismus; es fehlt ihm „der lebendige Sinn für Gerechtigkeit im Urteilen". Es zeigt sich bei ihm „der unbewußte Knechtsinn vor dem mächtigen Monarchen (sic) und vor den Monarchen überhaupt". Das ist nun genau so ungerecht, wie wenn man von Popper sagen würde, er suche in dem Buch den Massen angenehme Dinge zu sagen, weil er eben ein Volksschranze und ein Pöbelknecht sei. Und einen solchen Ton müßte man anschlagen, wenn man *ihn* nachahmen wollte, der sofort, wo ihm eine andere politische Ansicht begegnet als die seinige, mit Worten wie korrupt, korrumpierend um sich wirft, der von Männern wie J. Müller, Carlyle, Strauß, Treitschke, G. Freytag zu sagen wagt: „Solche Schriftsteller beweisen einen solchen Mangel an Gesittung, daß man sich nicht

genug darüber wundern kann, daß gesittete Menschen diesen Autoren nicht die deutlichsten Beweise ihrer Verachtung zu teil werden lassen".

Wirklich komisch wird Poppers Apologetik, wenn er im Zorn darüber, daß allerlei Skandalgeschichten sich an seinen Helden geheftet haben, sich nun daran macht, seinerseits anderen Großen der Weltgeschichte etwas am Zeuge zu flicken; ungefähr nach dem Rezept jenes Hebelschen Postillons, der den Passagier seines Kollegen durchpeitschte mit den Worten: „Haust du meinen Juden, hau ich deinen Juden". Einige Beispiele: Friedrich d. Gr. mit seinen überflüssigen, nutzlosen Brutalitäten, denen wir bei keinem Tyrannen der Renaissance begegnen, ist der Absolutist aus nordischem Stamm. „Goethes privater Charakter kann mit dem V.s nicht entfernt einen Vergleich aushalten." Nicht V., sondern Goethe war ein wirklicher Höfling. Freilich muß man das Goethe zu Gut halten; er partizipiert an der allgemeinen Eigenschaft der Deutschen servil zu sein. Auch Schiller läßt sich einen geradezu gemütsinnigen Servilismus zu schulden kommen. Er zeigt sich nicht nur philiströs, sondern auch wie jede Art von Aristokratie (sic) lieblos und rücksichtslos (gegen die Vulpius). Ja Popper kennt von ihm einen geschäftlichen Plan, der durch Inkorrektheit im höchsten Maß überrascht, so daß V.s Steuerscheinaffaire diesem Kniff gegenüber geradezu harmlos zu nennen ist. Das Entsetzliche wird uns freilich nur von ferne gezeigt. Denn, so bekennt der ehrliche Verfasser in einer Anmerkung: „Ich kann diesen Plan Schillers hier nicht wiedererzählen, weil mir Goschens Werk jetzt nicht zu Gebote steht. Der Eindruck der betreffenden Stelle (in einer Rezension) war für mich ein tief bestürzender". Sogar über Bismarck werden wir in diesem Voltairebuch belehrt: er hat sehr viel dazu beigetragen, die Gesittung der Deutschen, selbst in deren gebildetsten Schichten, auf ein weit tieferes Niveau herabzudrücken, als sie durch den Einfluß der französischen Schriftsteller des 18. Jahrhunderts bereits erreicht hatten.

Wir sehen wir müssen in unsern geschichtlichen Werturteilen umlernen, à propos de M. de Voltaire. Wir müssen aber auch unsere systematischen Maßstäbe rektifizieren, unsere ethischen, wie unsere ästhetischen. Es schien uns bisher, als haben wir an dem Verhalten eines Menschen zum Geld einen psychologischen Prüfstein für eine wichtige Seite seines Charakters und daher gehörten uns in dieser Hinsicht die V.'schen „Inkorrektheiten", wie der edle Euphemismus Poppers lautet, sehr wesentlich mit zum Bild des reichen Alten von Ferney. Vollständiger Irrtum! Das ist ja eben der niedere Mammonismus unserer Gesellschaft, daß wir, „wenn der edelste Mensch in seiner Not einen Paletot stiehlt, gleich über den ganzen Menschen den Stab brechen" und daß wir nicht einsehen wollen, daß die V.schen „Inkorrektheiten" verhältnismäßig ganz unbedeutende Flecken sind. Ebenso resolut wird V. als Dichter vor jedem Tadel geschützt. V. hat auf seine Zeit ästhetisch gewirkt, also ist er ein Dichter. Jedes absprechende ästhetische Urteil ist objektiv wertlos, freilich nach der

ästhetischen Erkenntnistheorie Poppers nicht nur im Fall V.s. „Wir müssen überhaupt jeden Tadel und nicht nur V.s, sondern jedes Dichters und jedes Kunstwerks für verdächtig halten. Ein absprechendes ästhetisches Urteil ist nicht nur nicht allgemeingiltig, sondern ganz ohne Sinn, im Fall auch nur einzelne gegenteilige Erfahrungen vorliegen, ja wenn auch nur eine einzige solche Erfahrung vorliegt". Ein typisches Beispiel für das Halbdurchdachte, Unreife so vieler apodiktischen Sätze, die uns in diesem Voltairewerk aufgetischt werden. Wer dürfte z. B. nach jenem Kanon wagen, einen schlechten Kolportageroman als Schund zu bezeichnen, wenn doch feststeht, daß der Kellner X und die Dienstmagd Y ihn mit Genuß verschlungen haben.

Zum Beweis dafür, wie wenig der Verf. seine Einfälle zu Ende denkt, oder auch nur auszudenken beginnt, nur noch 2 Beispiele: Er hat in diesem Voltairewerk, wie er uns selbst sagt, das Kriegs- und Friedensproblem „vollständig gelöst". Unter Voraussetzung der Freiwilligkeit des Kriegsdienstes sind erlaubte Kriege die Kriege aus Notwehr, Kriege zur Befreiung Unterdrückter, die die Befreiung wünschen (also der jakobinische Propagandakrieg) Wirtschafts- und Handelskriege, wenn eine ehrliche Untersuchung auf statistischer Basis nachgewiesen hat, daß in keiner Weise das zum Leben Notwendige beschafft werden kann. Der Unfug, daß die Statistik die bekannte Wissenschaft mit der wächsernen Nase ist, wird natürlich im Zukunftsstaat des Verf. abgestellt. Auch die anderen „wichtigsten sozialen und staatsrechtlichen Probleme" hat der Verf. in der Anmerkung zu S. 298 gelöst mit dem Ruf: „Für sekundäre Bedürfnisse das Majoritätsprinzip, für fundamentale das Prinzip der garantierten Individualität". Wenn nun ins Künftige noch Individualisten und Sozialisten sich in die Haare kommen, so unterscheidet ein absolut unparteiischer Gerichtshof darüber, was sekundäres und was fundamentales Bedürfnis ist.

Doch zurück zu V. und zu dem Heiligenbild auf Goldgrund, das Popper von ihm malt. Die individuellen Züge, die mit Poppers Ideal nicht stimmen, werden mit kräftiger Hand retouchiert. V. war beileibe kein Schmeichler; weder seine äußere Haltung noch seine Gesinnung zeigen eine Spur von Servilismus oder Unterwürfigkeit. Das Leben an einem Hof war für ihn ohne jede erniedrigende Anziehungskraft, der die meisten und selbst bedeutendsten Geister bis auf den heutigen Tag unterworfen erscheinen. Von Furcht ist bei V. keine Spur zu entdecken. Mit gesperrter Schrift druckt Popper den Namen V. am Ende der Liste der modernen Befreierhelden: „Endlich kam V., der vor gar nichts Furcht hatte". Seine Kommunionen, Beichten „u. s. w." waren leider notwendige Vorsichtsmaßregeln, die er zur wenigstens momentanen Beschwichtigung seiner priesterlichen Gegner anwenden mußte. Die Anklage aristokratischer Engherzigkeit ist falsch. Wenn V. „auch einmal das Wort Kanaille braucht, so liegt darin nicht irgend eine Verachtung dieser gedrückten Menschenklasse, sondern nur der Zorn über ihren geistigen Tiefstand.

Wer V. als Volksverächter hinstellt, tut ihm vollständig unrecht. In Volksfreundschaft steht V. niemand nach. V. zeigt endlich vollkommene Reinheit des Geistes gegenüber allem Religiösem. „Es ist erfreulich, ja wahrhaft erfrischend zu sehen, daß V. bezüglich des vielleicht am wenigsten kindischen religiös-metaphysischen Begriffs, nämlich des des Gottesbegriffs, frei, besser gesagt leer ist.“ Er zitiert ein paar Dikta und sagt dann: „Kann man einen Mann, der so spricht noch einen wirklichen, ernsten Deisten nennen“? Mag man nun schließlich über Charaktereigenschaften eines Menschen jede Behauptung aufstellen können, da sich, bei der Mehrdeutigkeit des Ethischen, im Einzelfall alles drehen und wenden läßt, wie man es eben zu drehen und zu wenden wünscht, so ist jedenfalls das über V.s „Volksfreundschaft“ und über seine „Keuschheit“ in religösen Dingen Gesagte so gründlich falsch, daß eine Diskussion Raumverschwendung wäre.

Nun ein Blick in das Herz des einzigartigen Menschen: „Er hatte ein unglaublich warmes Gemüt und eine hohe Seele.“ „Er war ein Vulkan von Menschenliebe.“ „An Güte haben in allen Jahrhunderten nur sehr wenige an V. herangereicht.“ Und wie zum nachträglichen Beleg eines Wortes von Faguet über rabiate V.-Enthusiasten, leistet er sich den Satz: „Als die Unschuld Calas’ an den Tag kam, hatte er keine Ruhe mehr; von nun an gab es für ihn keine philosophischen, keine literarischen Arbeiten; keine andere Beschäftigung gab es für ihn während dreier Jahre als die Familie Calas zu retten.“ Und nun sehe man einmal in Beuchot oder Moland die Liste der der Werke aus den Jahren 1762—65 nach, um vom Briefwechsel dieser Jahre ganz zu schweigen.

Wie ist es möglich, daß ein von seinem Gegenstand begeisterter, in seiner Art geistreicher Mann, wie der Verfasser, ein historisches Porträt so gründlich verzeichnen, so falsch übermalen kann? Wir sehen wieder einmal, daß in historischen Dingen Individualpsychologie allein nicht ausreicht, daß vielmehr philologisch kritische Methode und historische Schulung unerläßlich sind. Wie sehr es hierin Popper fehlt, sei an einigen Beispielen gezeigt. Bezeichnend ist schon daß er, in köstlicher Naivetät ein Wort Lord Broughams nachsprechend, an V.s Leistung als Historiker gerade die Eigenschaft „absoluter Unparteilichkeit“ glaubt rühmen zu müssen. Die V.-Biographie Condorcets verwendet er ohne weiteres als Quelle, die für ihn umstrittene Fragen entscheidet! An die Enzyklopädistenlegende von der „Verfolgung“ der Philosophen glaubt er in aller Unschuld. Von der Vorstellung, die er sich von der Macht der altfranzösischen Parlamente macht, zeugt der Satz: „er könnte das Parlament niederwerfen, er unterläßt es.“ Ohne V.s Bemühungen hätten „wir“ die Tortur noch heute. Ohne V. und die französische Literatur wäre Friedrich d. Gr. in der europäischen Kulturgeschichte ohne Bedeutung geblieben. Sie waren es, die seinem engen und harten Charakter höhere Ziele und

Gesittungen zeigten und einimpften, um ihn so zu einem mächtigen Werkzeug des Fortschritts zu machen. Von der Herkunft der sog. modernen Ideen aus der Scholastik, von ihrem Heranwachsen zu geschichtlicher Kraft und Bedeutung auf protestantischem Boden und zwar aus religiösen Wurzeln, hat dieser Historiker nicht eine leise Ahnung. Dagegen triumphiert er: Friedrich d. Gr. beherrschte oder beherrscht nicht das Denken eines einzigen Kopfes. V. tat oder tut das noch heute bei unzähligen. Was doch höchstens beweisen würde, daß eben noch unzählige Köpfe um gute hundert Jahre hinter der geschichtlichen Entwicklung besonders des deutschen Geistes — der Östreicher Popper möge mir meinen deutschen Chauvinismus zu gute halten — zurückgeblieben sind.

Und damit habe ich den tiefsten Grund für diese verkehrte Schätzung von V.s Wert und Unwert berührt, die, wie mich dünkt, flache und in jeder Hinsicht unzulängliche Weltanschauung des Verf. Eine wichtige Seite im Wesen V.s, der denn doch auch Dichter sein wollte, bleibt dem verschlossen, der in den Gefühlen, die die Kunst erweckt, nur „Luxusgefühle" sieht. Ich denke, wer auch nur ein weniges in der Schule der Philosophie und Dichtung des deutschen Idealismus gelernt hat, schätzt die Kunst als ein selbständiges Prinzip des Lebens, als eine eigenartige Offenbarung der Seele und Deutung der Welt. Und so enthüllt sich uns der Mensch im ästhetischen Schaffen, ja schon im ästhetischen Genießen und Urteilen. Ich könnte zum Beleg den Verf. selbst zitieren, der meint, daß unter Goethes Gedichten wohl nur weniger als ein Drittel mit Vergnügen wiederholt gelesen werden dürfte, während am wenigsten Spreu sich bei Heine zu finden scheine. Und wer wie der Verf. in der Religion nichts anderes zu sehen vermag als Korruption der Psyche, Hysterie, geistige Selbstbefleckung, eine Parallele zur Onanie, der bleibt im Verständnis des menschlichen Lebens, großer Männer insbesondere, noch weit selbst hinter V. zurück. Und wie zur Strafe für dieses geistlose Aburteilen muß er dann den höchsten Maßstab des Urteils, das letzte Wort des menschlichen Lebens überhaupt in dem schalen und abgestandenen Rest finden, der ihm von der überlieferten Weltanschauung in den Händen bleibt, in einem utilitarisch aufgefaßten altruistischen Moralismus, für dessen dürftige Blöße, für dessen Wehrlosigkeit gegen die Angriffe auch der bescheidensten Skepsis ihm der Blick noch nicht geöffnet ist.

Freilich wie es so häufig der Fall ist, so ist es auch bei unserm Verfasser. Der Mann ist weit besser als seine Weltanschauung. Ihn durchdringt Begeisterung, die auch ein Glaube ist. Und dem Mann, den er schmäht, steht er viel näher als dem Mann den er preist. Er treibt in seinem Buch, mehr als für den Historiker erlaubt ist, Carlylesche hero-worship und er wäre ein besserer Voltairianer, wenn er von seinem Helden, dem er nachrühmt, nichts auf der Welt

habe ihm imponiert, sich nicht selbst hätte so maßlos imponieren lassen. So aber bestätigt sein Buch nur jenes Dichterwort, das dem echten Voltairegeist viel näher kommt als Poppers Apothese:

Kritik ist keine Sichel, zu mähen kurz und klein;
Aber Verehrungsmichel kann man doch auch nicht sein.

STUTTGART P. SAKMANN.

Betz, Louis P. *Studien zur vergleichenden Literaturgeschichte der neueren Zeit.* Frankfurt a. M., 1902, Literar. Anstalt Rütten und Löning. VIII und 364 S. Gr. 8⁰. M. 4,50.

Betz, Louis P. *La littérature comparée. Essai bibliographique. Introduction par J. Texte.* Deuxième édition augmentée, publiée, avec un index méthodique, par *Fernand Baldensperger*, Strasbourg, 1904, Karl J. Trübner, Éditeur. XXVIII und 410 S. Gr. 8⁰. M. 6.—

Jellinek, Artur L. *Bibliographie der vergleichenden Literaturgeschichte.* I. Band. Berlin, 1903, A. Duncker. IV und 76 S. Gr. 8⁰. M. 6.—

Im Jahre 1895 gab Louis P. Betz sein erstes Buch heraus, bereits 1902 erschien sein sechstes, das zugleich sein letztes sein sollte. Von den vorliegenden „*Studien zur vergleichenden Literaturgeschichte der neueren Zeit*" — elf an der Zahl — sind es nur fünf, die hier zum ersten Male im Druck erscheinen, zumeist aus öffentlichen Vorträgen hervorgegangen: 1. Die französische Moderne in Gefolge Edgar Poes. 2. Benjamin Constants „Adolphe", ein westschweizerischer Wertherroman. 3. Die Schweiz in Scheffels Leben und Dichten. 4. Heinrich Heine, ein Weltdichter und ein Dichter der Welt. 5. Internationale Strömungen und kosmopolitische Erscheinungen. Die übrigen Essays waren sämtlich, wenn auch teilweise in anderer Fassung, in den Jahren 1896—1900 bereits veröffentlicht, und daß ein begründetes Bedürfnis dazu vorlag, die erst vor verhältnismäßig so kurzer Zeit erschienenen Aufsätze nunmehr auch gesammelt in Gestalt eines Buches erscheinen zu lassen, dürfte man, worauf ich schon an anderer Stelle hingewiesen habe[1]), schwerlich behaupten. Eine Art von Rechtfertigung seiner Existenz mag man vielleicht in der Zugabe der fünf im Druck noch nicht veröffentlichten Arbeiten finden. Was die in den elf „Studien" geleistete Arbeit des Verfassers im allgemeinen betrifft, so muß anerkannt werden, daß Betz hier erfreulicherweise eine größere Sorgsamkeit an den Tag gelegt hat, als es z. B. in seinem 1896 erschienenen Büchlein „*Pierre Bayle und die Nouvelles de la République des lettres*" der Fall gewesen war. Unter den einzelnen Arbeiten selbst sind hervorzuheben:

---

[1]) *Literarisches Centralblatt* v. 25. April 1903, Nr. 17, p. 573—575.

Gérard de Nerval, ein Dichterbild aus Frankreichs deutschfreundlichen Tagen, Emile Montégut, ein französischer Vermittler der Weltliteratur (vgl. ds. *Zeitschrift* XVIII, 1896, p. 202—217), sowie die reichhaltige, wenn auch in ihren Ergebnissen durchaus nicht einwandfreie Studie über Bodmer; doch würden wir auch bei diesen Beiträgen zur vergleichenden Literaturgeschichte auf unnötige Ausführungen gerne verzichtet haben.

Zweifellos war Betz ein begeisterter Anhänger seiner Wissenschaft, der er sein, leider so kurzes, Leben widmete; aber seinen Arbeiten fehlt es entschieden an Schärfe und Bestimmtheit und, was am meisten zu bedauern ist, gar manche seiner Urteile zeugen von geringer Sachkenntnis. Gründlichkeit war nicht seine Sache. Dieser Fehler macht sich ganz besonders unangenehm bemerkbar in der von ihm zusammengestellten Bibliographie „*La littérature comparée, essai bibliographique.*“ Zwar zeigt die zweite Auflage dieses Buches, für die er das Manuskript fast vollständig noch kurz vor seinem Tode besorgt hat, Verbesserungen im Einzelnen: neue Erscheinungen sind hinzugefügt, früher übergangene eingefügt, einzelne Kapitel umgestellt und neue eingelegt. Aber der irrigen Angaben — von irreführenden gar nicht zu reden — sind so viele, daß man gerechter Weise den Gebrauch dieser Bibliographie nicht empfehlen dürfte. Belege für die flüchtige Arbeitsweise des Verfassers könnte ich wahrlich genug beibringen, doch für die Leser dieser Zeitschrift hat nur eine kurze Anzeige der dem weiten Gebiete der Literaturvergleichung angehörenden Bücher Interesse. Auch ist inzwischen das Betzsche Verfahren von Rudolf Klußmann in München (vergl. *Zentralblatt für Bibliothekswesen* XXII, 1905, p. 219—221) genügend gekennzeichnet worden; um nur eines anzuführen, fand K. allein auf 28 $^1/_2$ aufeinanderfolgenden Seiten 35 falsche Angaben der Jahreszahl des Erscheinens der betr. Veröffentlichungen und zählte auf demselben Raume nicht weniger als 21 falsch geschriebene Namen. Von belangreicheren Nachträgen zu Betz' Bibliographie möchte ich hier noch die Arbeit von C. S. Northup nennen: *A bibliography of comparative literature* (vergl. *Mod. Lang. Notes* XX, p. 239 ff.; XXI, p. 12 ff.).

Ein Jahr vor der Herausgabe der Betzschen Bibliographie durch Fernand Baldensperger begann eine neue „*Bibliographie der vergleichenden Literaturgeschichte*“ zu erscheinen, herausgegeben von Artur L. Jellinek. Anschließend an die in den beiden ersten Jahrgängen der von Max Koch redigierten „*Studien zur vergleichenden Literaturgeschichte*“ gegebene bibliographische Zusammenstellung, versucht dieselbe — anfangs vierteljährlich, später jährlich erscheinend — eine regelmäßige Übersicht über die einschlägigen Veröffentlichungen und Forschungen zu bringen. Absicht und Grenzen dieser Bibliographie zeigt der vorliegende erste Band, der die Literatur etwa von Mitte 1902 bis Mitte 1903 umfaßt. Über den Rahmen des Titels hinaus ist hier Volkskunde, Volksliteratur und Ikonographie

mehr herangezogen, als es sonst in dieser Umgrenzung zu geschehen pflegt. Auch gibt Jellinek kein bloßes Titelverzeichnis, sondern berücksichtigt zugleich den Inhalt der Schriften selbst, ja Exzerpte hat er in der Bibliographie überall da eingearbeitet, wo er auf Entlegenes und unter irreführendem Titel Verborgenes stärker hinweisen zu sollen glaubte. So ist diese gewissenhafte und gediegene, durchaus verläßliche Arbeit, die hinsichtlich der Vollständigkeit natürlich auch auf die Unterstützung der Autoren und Verleger angewiesen sein muß, in jeder Beziehung das gerade Gegenteil des Betzschen Werkes.

MANNHEIM. GOTTFRIED SÜPFLE.

Baldensperger, Fernand. *Goethe en France. Étude de littérature comparée.* Paris, Librairie Hachette et Cie. 1904. 392 S. 8⁰.

Auch wir Deutsche dürfen Baldensperger für die wertvolle Arbeit, die er mit seinem *Goethe en France* geleistet hat, von Herzen dankbar sein. Seine umfassende und tief eindringende Kenntnis der Literatur des eigenen Landes, sein gutes Verständnis wie sein richtiges Gefühl für Goethes Schaffen und Wesen haben ihm ein Werk hervorbringen helfen, das uns ein klares Bild, eine zusammenhängende und übersichtliche Geschichte von dem Einfluß des deutschen Dichters auf die Literatur nicht nur, sondern auch auf das ganze geistige Leben Frankreichs gibt, das uns die mannigfachen Wandlungen des Urteils über den nicht zuletzt wegen seiner Vielseitigkeit oft genug mißverstandenen und verkannten, aber dann gerade von den größten Geistern gern anerkannten Dichter und Menschen aufweist. So ist sein Buch, indem es uns zeigt, wie vielfach und wie verschieden sich der Geist der französischen Nation in Goethe abspiegelt, zugleich ein bedeutsames Dokument zur Erkenntnis des Charakters und der Kultur des gebildeten Frankreichs. Die Rücksicht, die auch Baldensperger auf die immer noch vorhandene Mißstimmung gegen Deutschland nimmt, hat seiner Beurteilung Goethes nicht geschadet; sie mag ihn vor Übertreibungen bewahrt haben, sie hat es jedenfalls nicht verhindert, daß wir durch sein vorsichtig abwägendes Urteil die Wärme der Empfindung für den großen Deutschen, den Renan (1864) den Lehrmeister aller modernen Geister genannt hat, hindurchfühlen können. — Das Stück Künstler, das in dem trefflichen Gelehrten B. lebt, offenbart sich ebenso wohl in der ruhigen Sachlichkeit seiner Darstellung wie in der kunstvollen Gruppierung und Verteilung seines Stoffes.

Dreifach hat Goethe besonders auf Frankreich gewirkt: Durch seine Dichtung, seine Wissenschaft, seine Weltanschauung. Die erstere hat die französische Literatur am kräftigsten zu Lebzeiten Goethes befruchtet. Den tiefsten Eindruck macht hier, einen tieferen wie in Deutschland selbst, der *Werther*. Fast 60 Jahre lang ist G

für Frankreich der Dichter des Werther gewesen. Die Melancholie eines halben Jahrhunderts hat aus ihm ihre Nahrung gesogen. Seine Wirkungskraft hat sich in drei verschiedenen Epochen geäußert: in der Zeit von 1776—1797, in der 15 Übersetzungen oder Neuausgaben und zahlreiche Nachahmungen erschienen sind; zu den letzteren gehört auch der Madame de Staël *Delphine* (erschienen erst 1802); — im Beginn des 19. Jahrhunderts, wo sich eine Gegnerschaft gegen den unsozialen und unreligiösen Individualismus im Werther, den man auch jetzt noch nicht als Kunstwerk zu nehmen versteht, bemerklich macht, wo Chateaubriand in seinem *René* (1802) einen Anti-Werther hat geben wollen, dabei aber seine Werther in vielem verwandte Seele verraten, wo die Frau von Krüdener in ihrer *Valérie* (1804) einen moralischen und religiösen Werther zu schaffen versucht hat; auch Sénancourts *Obermann* (1804) und der *Adolphe* Constants (1807) gehören in diesen Zusammenhang. Dann wurde der W. nochmals, für das Geschlecht der Restaurationszeit, das durch sie zur Untätigkeit und Unrast verurteilt war, dessen lebhaftes Begehren vergebens nach einem geeigneten Gegenstand griff, zu einem Lieblingsbuch. So geben zwischen 1820 und 1835 erschienene Werke Kunde von der Unfähigkeit, sich mit der wirklicken Welt in Einklang zu setzen, von jener verhängnisvollen weltschmerzlichen Stimmung, die dann durch Byron noch weitere Verstärkung erhalten hat. Der Werther hat damals der französischen wie vorher der deutschen Romantik den Boden bereiten helfen. Werther ist zugleich um 1830 der Typus eines Liebeshelden wie Don Juan und Lovelace. Selbst 1835 hält man es noch für nötig, von der Bühne herab vor den Gefahren des Wertherfiebers zu warnen (Scribe).

Eine weitere Wirkung ging von G. auf die Romantik durch seine Jugenddramen aus, auf die schon vorher Madame de Staël in ihrem Buch *de l'Allemagne* (1813) aufmerksam gemacht hatte. Der greise Dichter hat es noch erlebt, daß er als „Hohepriester der Romantik" gefeiert wurde (1825). Mit lebhafter Teilnahme hat er die Bestrebungen der französischen Jugend verfolgt, die sich damals im *Globe* ihr Organ geschaffen hatte. Indes ist trotz der Vergötterung Goethes durch diese Jugend, trotz ihrer berühmten Huldigung vom Jahre 1830 sein Einfluß, wie B. mit Recht hervorhebt, nicht allzu hoch zu werten. Denn die Erneuerer des französischen Dramas entnahmen in ihrem Feldzug gegen den Klassizismus zwar Goethe eine Reihe von Argumenten, die ihren Bestrebungen dienlich schienen, dagegen bot ihnen sein Drama weit weniger Anlaß, in ihm auch ihre Modelle zu suchen; wie sich denn überhaupt das literarische Frankreich von 1820—1835 in der eigentlichen künstlerischen Bedeutung Goethes geirrt und mit sehr bedingtem Recht einen Bundesgenossen in ihm gesehen hat. — Auch seine Balladendichtung fand damals bei der Romantik Anklang (vor allem der *Erlkönig* und der *Fischer*). Dagegen hat das Goethische Lied in den

zwanziger Jahren noch keinen Eindruck gemacht. Endlich hat denn auch der erste Teil des *Faust*, gegen den man sich bisher sehr ablehnend verhalten hatte, zuerst für die Romantiker Anziehungskraft gehabt. Bis dahin kannte man ihn fast nur vom Hörensagen. Madame de Staël hatte in ihrem Buch über Deutschland einzelne Proben einer prosaischen Übersetzung gegeben. Nun erschienen die ersten vollständigeren Übersetzungen (von Stapfer und St. Aulaire, beide 1823). Als das echtere Erzeugnis des herrschenden romantischen Geistes ist die von Gérard de Nerval zu betrachten (1828), die auch Goethes Beifall fand. Seit diesem Jahre ist Goethe der Dichter des Faust. Der tiefere Lebensgehalt seines Werkes enthüllte sich damals jedoch noch nicht. Man beachtete weit mehr das Fantastische und Teuflische, das Romantische und Sentimentale, Mephistopheles und Gretchen, als den Helden selbst. Das Ende der romantischen Epoche sah dann noch zwei weitere Übertragungen entstehen; die des Blaze de Bury, die auch den zweiten Teil enthielt, und die des A. de Léspin (beide 1840 erschienen). Der zweite Teil blieb freilich noch für lange Zeit ein versiegeltes Buch; in der Folgezeit ist er jedoch für die philosophische Dichtung Frankreichs vorbildlich gewesen (Flaubert, Renan). — An Nachahmungen und Bühnenbearbeitungen des ersten Teils hat es auch nach den Tagen der Romantik nicht gefehlt. — Nur sehr allmählich drang man in die Geheimnisse des zweiten Teils ein. Besonders zwischen 1860 und 1870 strengt sich der französische Geist, gefördert durch die deutschen Erklärer, an, um ein tieferes Verständnis zu gewinnen. Daniel Stern (Gräfin d'Agoult) zieht den Vergleich zwischen Dante und Goethe, der in der Tat für die richtige Betrachtung des zweiten Faust einen festen Standpunkt gewinnen läßt. Taine und Laprade beschäftigen sich mit dem Gedankengehalt des gewaltigen Werks. Selbst in den siebziger Jahren setzen die Faustübertragungen nicht aus (Bacharach, Mazière, Laya, Marc-Monnier). Das Jahr 1880 bringt dann eine Art Wiedergeburt des Goethischen Ruhms. Es erscheinen gleich vier neue Faustübersetzungen (Maussenet, Riedmatten, Daniel, Groos) auch die von Sabatier war 1881 bereits vollendet; sie erschien 1893. Das stets fortwirkende Interesse am Faust beweisen die Übertragungen von Pradez (1895), von Paquelin (1903) und von Schropp (1905), die das Viertelhundert voll machen, ein Beweis, wie ganz und gar nun Goethe für Frankreich der Dichter des Faust ist.

Weit weniger wie die Werke der Sturm- und Drangzeit: Werther, Götz, Egmont, Faust haben die antikisierenden Dichtungen Goethes auf die französische Literatur gewirkt. In den sechziger Jahren, als in Frankreich ähnlich wie in Deutschland zehn Jahre vorher sich im Gegensatz zu der Unerfreulichkeit der Zeit der Kult der Schönheit fühlbar machte, hat Goethe bei den Parnassiens durch seine an der griechischen Kunst geschulte Form Nachahmung gefunden, den Vertretern des *l'art pour l'art* als Stütze ihrer Kunstanschauungen

dienen müssen. — Neben der *Iphigenie*, die von allen goethischen Dichtungen am wenigsten die französische Literatur unmittelbar beeinflußt hat, neben den *römischen Elegien* und der *Braut von Korinth* hat *Hermann und Dorothea* lebhafte Teilnahme erregt, während das bürgerliche Epos zu Lebzeiten des Dichters (erste Übersetzung 1800) kaum beachtet worden war. Einen begeisterten Anwalt erhielt es in J.-D. Weiß (*L'Essai sur H. et D.* 1856). Fast um dieselbe Zeit, wo G. Freytag in *Soll und Haben*, dieser neuen Verherrlichung des deutschen Bürgertums, den Preis der Arbeit verkündete, forderte der französische Gelehrte die Dichter auf, in dem Heldentum der Arbeit, in der Größe der Familientugenden das Dichterisch-Schöne zu erkennen und zu suchen.

Auf ein sehr geringes Verständnis sind dagegen die großen goethischen Romane der Reifezeit gestoßen, wie denn überhaupt die Franzosen mehr Sinn für die fertigen als für die sich entwickelnden Romancharaktere zeigen. Zunächst versperrte ihnen der Werther den Weg. Die ersten Übersetzungen der *Lehrjahre*, die seit dem Beginn des Jahrhunderts zu Tage traten. erleichterten auch nicht den Zugang. Allein die Gestalt der Mignon fand bei der Romantik Anklang und rief Nachahmungen hervor, bis zu V. Hugos Esmeralda hin und darüber hinaus. Ary Scheffer malte sie (1839) wie Gretchen, den andren Liebling des französischen Publikums, der bis tief in die vierziger Jahre hinein immer von neuem in den Kunstausstellungen vertreten war. Aus dem ganzen Werke, von dem die erste vollständige Übersetzung 1843 erschien, wußte die französische Kritik nichts Rechtes zu machen. Erst 1863 erstand ihm in Montégut ein verständiger Beurteiler, der bezeichnenderweise es dem einstigen Haupte der St. Simonisten, dem Père Enfantin, empfahl. Literarische Einwirkungen sind jedoch schon früher bemerkbar. (G. Sand, *Consuelo* 1842/43. — Th. Gautier, *Le capitaine Fracasse*, begonnen 1857, zugleich eine Nachahmung von Scarrons *Roman comique*, zu dem man schon 1830 den W. Meister in Beziehung gesetzt hatte). Ein bleibender Gewinn für die französische Sprache ist das Wort „Lehrjahre" geworden *(les années d'apprentissage)*, das gleich *l'éternel féminin* Bürgerrecht erhalten hat. Noch weniger günstig wurden gerade wie in Deutschland die *Wahlverwandtschaften* aufgenommen, die Mérimée als das am meisten unfranzösische Werk Goethes bezeichnet hat (zwei Übersetzungen schon 1810 erschienen). Allein Ottilie fand einige Gnade. Erst im Zeitalter des psychologischen Romans (P. Bourget) wurden sie etwas mehr beachtet.

Goethes Bedeutung für die Wissenschaft wurde ebenfalls erst spät gewürdigt. Um 1831 machte man die Entdeckung des Naturforschers Goethe. Seine Farbenlehre war im Anfang des Jahrhunderts auch von den französischen Gelehrten abgelehnt worden; seine Verdienste um die Botanik hatte man mehr als das Ergebnis eines gelegentlichen Abstechers auf das wissenschaftliche Gebiet aufgenommen. 1832 er-

kannte ihm denn aber Geoffroy Saint-Hilaire feierlich das Recht auf den Namen eines Gelehrten zu, und zwar auf Grund seiner botanischen Arbeiten. Seine Berichterstattung dehnte er 1836 auch auf die übrigen naturwissenschaftlichen Studien Goethes aus und erwies ihm für seine Anschauung von der Einheit des organischen Lebens die höchste Ehre. So konnte 1837 die erste Übersetzung seiner naturwissenschaftlichen Schriften (Martins) auf Beachtung rechnen. Viel später wurde erst das große Publikum gewahr, daß der berühmte Dichter, dem selbst V. Hugo einmal (1841) den Beinamen des Großen zuerkannt hatte, als ernsthafter Gelehrter zu gelten habe. Zwischen 1860 und 1870, seinem zweiten Höhepunkt der Beschäftigung mit Goethe, ist man sich auch darüber klar geworden und auch über sein Verdienst um den Entwicklungsgedanken unterrichtet. — Eine bedeutsame Rolle im französischen Geistesleben fiel ihm ferner dadurch zu, daß er die Kenntnis der Gedankenwelt der deutschen Philosophie vermittelte. Auf die große Bedeutung seiner Gedanken hat als der erste de Willm in seiner *Histoire de la philosophie allemande* (1849) hingewiesen, der ihm dort ein ganzes Kapitel widmet. Mehr und mehr vervollständigt sich so sein Bild. In der Folge fehlt es nicht an Stimmen, denen besonders sein Pantheismus anstößig ist. Auch Caro in seinem bekannten Buch *La philosophie de Goethe* (1866) kam darüber nicht weg. Dagegen fand Montégut in demselben Jahre schöne Worte für das Religiöse in der Weltanschauung Goethes, „des größten Weisen, der je gelebt"; wie man denn gerade in dem Jahrzehnt vor dem Krieg, in dem das französische Geistesleben so hoch stand wie kaum zuvor, in dem es von Deutschland die stärksten Anregungen empfing, Goethe ganz nahe gekommen war. Wieviel verdanken nicht auch Renan und Taine Goethes Weltanschauung und der deutschen Philosophie?

Den Gipfel des Buches von Baldensperger bildet die Kapitelreihe, die Goethes Persönlichkeit behandelt. Es sind vielleicht die anziehendsten und reizvollsten Abschnitte seiner Arbeit, in denen sich seine umfassende Sachkenntnis und seine tiefe Einsicht, seine Urteilsfähigkeit und seine Darstellungsgabe noch einmal auf das glänzendste hervortun. Mit sicherer Hand führt uns B. durch das Labyrinth der wechselnden Meinungen und weist die mannigfachen Wandlungen, die die Auffassung von Goethes Persönlichkeit hat durchmachen müssen, auf: von langjähriger Verkennung, einseitiger und verkehrter Betrachtung des Menschen, von gehässigen Schmähungen und Verläumdungen seines Charakters, von zähem Festhalten an einer veralteten Sagenbildung bis zu der schließlichen Entdeckung des großen Menschen Goethe, die in der Mitte des Jahrhunderts beginnt und in dem schon so oft rühmend hervorgehobenen Jahrzehnt vor dem Krieg vorläufig abschließt; von der vorübergehenden Trübung des Bildes durch das Jahr 1870, von neuen gehässigen Beurteilungen und abgeschmackten Schimpfereien, bis dann um 1880 eine neue

Wendung zu einer vorurteilsloseren Betrachtung hin eintritt, und von da an, wenn auch die feindseligen Stimmen noch nicht völlig verstummen, von Jahr zu Jahr die anerkennenden Urteile an Zahl wie an Gewicht zunehmen.

Auch Goethes Persönlichkeit hat sich dem französischen Publikum erst nach und nach enthüllt. Als man jedoch damit begann, gewahr zu werden, daß sie nicht ganz in seinen Werken aufgehe, daß man seine übrigen Äußerungen zu Hilfe nehmen müsse, erhielt sie seitdem eine von jenen unabhängige, fast davon verschiedene Bedeutung. Seine Selbstbiographie ward bei ihrem ersten Erscheinen nur wenig beachtet. (Übersetzung des ersten Teils 1823.) Um diese Zeit regen sich die ersten Vorwürfe über Goethes Teilnahmlosigkeit und Unberührbarkeit, über seinen viel berufenen Egoismus. Allein der besser unterrichtete J.-J. Ampère, an dessen glücklichem Urteil Goethe 1827 so viel Freude hatte, erhob Einspruch. So konnte sich in den folgenden Jahrzehnten ein bestimmtes falsches Bild festsetzen und einprägen. Es ist der „Olympier“, eine fast statuenhafte Erscheinung von unberührbarer Heiterkeit, stets auf hohem Sockel stehend und auf die Menschen zu ihren Füßen kaum herabschauend, sich ihre Verehrung gefallen lassend, ohne Herz, ohne Gefühl, ohne Güte. D. Stern widersetzt sich 1849 dieser Auffassung, 1855 J.-J. Weiss; und nun beginnt denn auch, zugleich mit der besseren Kenntnis von Goethes Leben, die Nachprüfung des eingewurzelten Urteils. Blaze de Burys Aufsätze *(La Jeunesse de Goethe* 1857) offenbaren einen ganz anderen Goethe als den unbeweglichen und gefühllosen Halbgott der Legende. Die Übersetzung des Briefwechsels mit Schiller (1863), die Sammlung Richelots (*Goethe ses mémoires et sa vie* 1863/64), Hédouins Bearbeitung der Biographie von Lewes (1866), das gleichzeitige Erscheinen der Ausgabe der sämtlichen Werke (Porchat), am meisten aber die Übertragungen der Gespräche mit Eckermann (1862 und 1863) berichtigen die irrtümliche Vorstellung von dem Olympier Goethe; und so kann (1866) Montégut von dem allzu liebefähigen Herzen des so lange als herzlos verschrieenen Dichters reden. — Das nun bekannt gewordene biographische Material kam aber auch seinen Werken zu gute; es ward ein eifrig verwertetes Hilfsmittel der Erläuterung (Mézières: *W. Goethe; les oeuvres expliquées par la vie* 1872. — Bossert, *Goethe, ses précurseurs et ses contemporains,* 1872. — E. Lichtenberger, *l'Étude sur les poésies lyriques* de G. 1877; — die Arbeiten Chuquets u. a.), bis Faguet (1898) Bedenken gegen den einseitigen biographischen Standpunkt geltend machte. Neben dieser stets wissenschaftlicher werdenden Beschäftigung mit Goethe geht seit 1870 eine recht übelwollende und herabsetzende Beurteilung des Menschen G. her. Das alte Märchen von dem Egoisten wird von neuem aufgewärmt. Wie aber die Intellektuellen zwischen 1860 und 1870 für ihr geistiges Epikuräertum sehr mit Unrecht in Goethes Wesen eine Beglaubigung sahen,

so suchten die Individualisten von 1880—1890, die der politischen Tätigkeit abgeneigt waren, ihn als Stütze für ihre Anschauungen zu gebrauchen. Daher wendet sich Rod in seinem *Essai sur Goethe* (1898) eifervoll gegen ihn und den *goethéisme*; von einem anderen Goethegegner wird zwischen 1870—1880 *goethiste* verwertet, um damit die Vertreter einer seelenlosen Kunst, einer reinen Formkunst zu brandmarken; auch *goethiser* wird im üblen Sinne verwandt, während „goethisieren", das z. B. 1776 in Deutschland vorkommt, sich nicht bei uns eingebürgert hat. Goethes Name dient so als Schlagwort, um mit ihm eine einseitig geistige oder ausschließlich künstlerische Kultur zu bezeichnen. Doch auch diese Wahnvorstellung weicht besserer Erkenntnis. Um die Wende der Jahrhunderte entdeckt man in Goethe den tätigen Mann, den Vertreter des Fortschritts, den großen Erzieher (*l'éducateur par excellence*), den Verkündiger des Tätigkeitsideals, dessen Leben nicht müßiger Beschaulichkeit, sondern der vorwärtsschreitenden Kultur galt, dessen Individualismus nicht selbstsüchtig ist, sondern schöpferisch, aufbauend, dem Dienste der anderen gewidmet. Die Vielseitigkeit seines Wesens und Schaffens, die erst nach und nach sich erkennen ließen, ist darum neben der nationalen und konfessionellen Verschiedenheit lange Zeit einer gerechten Beurteilung hinderlich gewesen. Dafür haben dann auch wieder fast alle Hauptströmungen des 19. Jahrhunderts (außer dem Impressionismus und dem Naturalismus) einen Anhalt, wenn nicht ihren Ausgangspunkt in G. gehabt. Seine Wirkung wird jetzt, da sich sein Bild mehr abgerundet hat, eher noch zunehmen; mit ihm die Wirkung des deutschen Geistes, den er am umfassendsten vertritt. Baldenspergers vortreffliches Buch ist ganz dazu angetan diesen Prozeß zu fördern. Indem er in die Zusammenhänge eindringend und doch über dem gewaltigen Stoff stehend dartut, wie sich der französische Geist langsam das wahre Bild des großen Deutschen erschaffen und mühsam die Erkenntnis seines Wertes erobert hat, hat er ein gut Stück Kulturarbeit geleistet, das der Aufklärung und auch der Versöhnung der beiden Völker dienen kann. Gern wollen wir aber zum Schlusse Baldensperger zugeben, daß auch wir Goethe noch sehr nötig haben, unsere geistige Freiheit und Gesundheit zu wahren und zu stärken. Das Verhältnis eines Volkes zu Goethe ist in jedem Falle ein Gradmesser seiner Kultur.

GIESSEN. J. COLLIN.

Langkavel, Martha. *Die französischen Übertragungen von Goethes Faust.* Ein Beitrag zur Geschichte der französischen Übersetzungskunst. Straßburg, 1902, Karl J. Trübner. VI und 154 S. Gr. 8⁰. M. 4.—

Goethe, *Faust*, Traduction de **Suzanne Paquelin.** Paris, s. a. A. Lemerre. XI und 243 S. Gr. 8⁰. 5 francs.

Goethe, Faust, Traduction nouvelle complète strictement conforme au texte original par **Ralph Roderich Schropp.** Paris, 1905, Perrin et Cie. XXII und 532 S. Gr. 8⁰. 7 francs 50 c.

Eine Schülerin Betz', Martha Langkavel, veröffentlichte unter dem Titel „*Die französischen Übertragungen von Goethes Faust*" einen Beitrag, weniger zur vergleichenden Literaturgeschichte als zur Geschichte der französischen Übersetzungskunst. In der Absicht, ein „möglichst buntes" Bild französischer Faustübertragung vor unsern Augen zu entrollen, behandelt L. in ihrer Erstlingsschrift — ursprünglich die Dissertation, mit der sie in Zürich promovierte — neben den guten und tüchtigen auch einige mittelmäßige und geringe Leistungen, im ganzen dreizehn Arbeiten[1]). Unter diesen kommt dem Ideal einer wort- und sinngetreuen sowie zugleich formvollendeten Wiedergabe der größten Dichtung des größten deutschen Dichters vielleicht am nächsten die Übersetzung von François Sabatier „*Le Faust de Goethe traduit en français dans le mètre de l'original et suivant les règles de la versification allemande*". Freilich vermissen wir, wie bei fast allen früheren, so auch an dieser Übertragung, in der manche das Ideal einer französischen Faustübersetzung geradezu verwirklicht sehen, nicht selten die unmittelbare Frische, den dichterischen Schwung, die Leichtigkeit der Darstellung. Schon aus diesem Grunde kann man daher dem allzu begeisterten, uneingeschränkten Lobe Langkavels nicht unbedingt beistimmen: „Was Übersetzungskunst zu leisten vermag, das hat die Sabatiers geleistet". „Er glich dem Geist, den er begriff". Der „endliche Triumph der französischen Übersetzungskunst", den die Verfasserin von Sabatier eben bereits erreicht sieht, harrt noch eines größeren Künstlers, eines Künstlers, der den deutschen Faust der französischen Literatur zugleich zu eigen machen soll; dieser wird Gehalt und Form der Dichtung in ihrer Reinheit und Ursprünglichkeit zu wahren wissen, ohne dadurch etwa dem Sprachgefühl des eigenen Volkes fremd zu werden: die eigentliche Weihe seiner Arbeit muß in dem ebenbürtig dichterischen Genius liegen, der sie durchatmet und unserer Dichtung ein Abbild nachschafft „*pour conquérir le Faust de Goethe à la France*". Ob die französische Übersetzungskunst diesen Triumph, der sicherlich ihr größter wäre, jemals wohl erreichen wird, erreichen kann? An Anstrengungen, nicht nur die Kenntnis, sondern auch ein Verständnis der deutschesten Dichtung in immer weiteren Kreisen zu fördern, lassen es die Franzosen jedenfalls nicht fehlen: sind doch in den letzten Jahren wiederum zwei neue Übertragungen erschienen, die eine von Suzanne Paquelin (Paris, A. Lemerre, 1903), die andere von Ralph Roderich Schropp (Paris, Librairie académique Perrin et Cie, 1905), beides Prosaübertragungen. „*Sans me soustraire aux règles*

[1]) Vgl. meine Rezension dieser Arbeit in der „*Beilage zur Allgemeinen Zeitung*" vom 4. April 1903, No. 76.

et aux exigences de notre idiome, je me suis attachée, sagt Paquelin im Vorwort, *à traduire Faust, vers par vers, en respectant de mon mieux l'ordre des mots, des phrases et les inversions du poète; j'ai demandé au français, autant qu'il est possible, l'équivalent de l'expression allemande.*" Dasselbe Prinzip der Genauigkeit versichert auch Schropp bei seiner Übersetzung befolgt zu haben: „*Nos efforts ont tendu à rendre en prose le Faust dans toute sa beauté, en restant soigneusement fidèle au texte. Du commencement jusqu'à la fin, nous croyons ne pas avoir dérogé aux préceptes que nous avons prosés*". Man darf im allgemeinen wohl sagen, daß beide Übersetzer die sich selbst gestellte Aufgabe nach Kräften gelöst haben, Paquelin mit weniger, Schropp mit mehr Geschick; zweifellos ist Schropps Arbeit die bedeutendere; zugleich hat er das Verdienst, den zweiten Teil des Faust ebenfalls übertragen zu haben, eine Aufgabe, an die nur sehr wenige der Übersetzer, nämlich nur drei, sich gewagt haben; doch stellt auch Suzanne Paquelin eine Übertragung desselben in Aussicht. Einige französische Kritiker sind nicht abgeneigt, Schropps Faustübersetzung als „*définitive*" zu erklären, ja einer von ihnen versteigt sich zu der kühnen Behauptung: *Si, par impossible, le texte de Goethe venait demain à disparaître, la version française de M. Schropp pourrait suffire, entre les mains d'un esprit supérieur, pour le reconstituer.* Von der Bedeutung des Originals vermag eine Prosaübertragung wohl eine Vorstellung, sogar eine gute, zu geben, aber von der ausdrucksvollen Schönheit der Goetheschen Verse auch nicht den entferntesten Begriff! Schon viel ist erreicht, wenn von dem wunderbaren Zauber der Goetheschen Sprache ein Hauch in die französische Übersetzung hinübergedrungen ist. Und wenn wir ferner erwägen, welche Kluft die Denk- und Empfindungsweise beider Völker trennt, so werden wir es ganz natürlich finden, daß der französische Leser, der des Deutschen nicht mächtig ist, niemals erfassen wird, worin die Größe der Goetheschen Dichtung beruht.

Zum Schluß eine kleine Übersetzungsprobe der Worte Fausts:

„Das Pergament, ist das der heil'ge Bronnen,
Woraus ein Trunk den Durst auf ewig stillt?
Erquickung hast du nicht gewonnen,
Wenn sie dir nicht aus eigner Seele quillt."

Suzanne Paquelin:

Un parchemin est-il bien la fontaine sacrée
Où l'on n'a qu'à puiser une gorgée pour calmer à jamais sa soif?
Le rafraîchissement ne te sera acquis
Que s'il coule de ton âme même.

Ralph Roderich Schropp:

Le parchemin, est-ce là la fontaine sainte dont un seul trait étanche éternellement la soif? Tu n'as point gagné de réconfort, s'il ne jaillit de ta propre âme.

Georges Pradez:

Le parchemin, est-ce donc là la source
Où notre soif s'apaise pour jamais?
Pour t'apaiser il n'est pas de ressource
Si de ton propre coeur ne découle ta paix.

François Sabatier:

Un parchemin est-il cette eau sacrée
Où notre soif s'étanche à tout jamais?
La paix du coeur ne peut être assurée
Que si de l'âme même elle naît.

Eine weitere charakteristische Probe der Übersetzungskunst dieser neuesten Faust-Übersetzer bietet z. B. die Art und Weise ihrer Wiedergabe des schier unübertragbaren Liedes Gretchens am Spinnrade „Meine Ruh' ist hin, mein Herz ist schwer". — Würde heute noch — so darf man hier wohl fragen — Gérard de Nerval seine Behauptung wiederholen: *Je regarde comme impossible une traduction satisfaisante de cet étonnant ouvrage?*

MANNHEIM. GOTTFRIED SÜPFLE.

Morel, L. *«Hermann et Dorothée» en France.* [Extrait de la *Revue d'histoire littéraire de la France* d'octobre-décembre 1905] Paris, Colin, 1906, 36 p. 8⁰.

Il semblait que tout fût dit, et que l'on vînt trop tard, depuis que M. Baldensperger, dans son excellent *Gœthe en France*, avait retracé avec tant de science et de talent le sort du plus grand poète allemand dans notre littérature. C'est un petit coin de ce vaste domaine que M. Morel a examiné dans la présente étude, et il y a montré de l'érudition.

Hermann et Dorothée a naturellement partagé la destinée de tant d'œuvres allemandes passant le Rhin: «c'est en Alsace et dans les environs de Strasbourg» qu' apparaissent ses premières traces, c'est au seuil du XIXᵉ siècle. La traduction de Bitaubé, les préjugés classiques à l'égard d'une épopée-idylle bourgeoise, les rêves de Ballanche, les tentatives d'épopées rustiques, les appréciations des critiques français dans la seconde moitié du XIXᵉ siècle, M. Morel a exposé tout cela, et il s'est appliqué à rattacher ces détails,

comme il convenait, aux grands courants littéraires. Depuis le critiques de la *Décade philosophique* jusqu'à l'édition classique de M. Chuquet, *Hermann et Dorothée* a naturellement été l'objet de mentions nombreuses et diverses. Pas n'était besoin, et M. Morel n'a pas entrepris, de les relever toutes: qui ne sut se borner ne sut jamais faire de littérature comparée, et l'essentiel est de grouper les détails caractéristiques, et de reconnaître les influences réelles. A propos de Lamartine (p. 29) M. Morel trouve dans les *Méditations* des traces de *Faust*. Mais l'inspiration générale (et notamment la pensée citée) se rattache bien plus étroitement à Pétrarque qu'à tout autre. Malgré le rapprochement déjà fait par M. Mézières, malgré l'avis d'un tout jeune critique nommé Victor Hugo qui retrouvait (dès 1820) dans les *Méditations* «les déesses fantastiques de Klopstock et de Schiller» (!), l'influence allemande sur le poète de Mâcon était alors fort indirecte. L'influence italienne était incomparablement plus profonde, comme Lamartine lui-même l'a fait entendre et comme les travaux de Zyromsky et de L. Séché l'ont encore montré.

Mais ce n'est là qu'un bien mince détail au point de vue de «*Hermann et Dorothée en France*». Dans les faits littéraires relevés dans cette étude il sera facile de faire le départ entre les rapprochements fortuits et les véritables imitations, et M. Morel s'y entend fort bien.

L'auteur, qui n'en est pas à son premier travail sur les relations littéraires entre la France et l'Allemagne, a eu raison de s'attacher surtout aux premières années de «Hermann et Dorothée en France»: cette période de début est l'une des plus curieuses, et les travaux de Chuquet, Picavet, O. Ulrich, Godet, Hazard, P. Gautier et d'autres, en ont montré l'intérêt à tous les points de vue des relations germano-françaises.

HALLE A. S. A. COUNSON.

Counson, Albert. *Dante en France.* Erlangen, Fr. Junge. Paris, Fontemoing. 1906. 276 S. 8⁰.

Counsons Arbeit gehört einem Genre der vergleichenden Literaturforschung an, welches erst seit wenigen Jahren sorgfältiger gepflegt wird und in der allerjüngsten Zeit sehr an Beliebtheit gewonnen hat: Der Verfasser sucht alle Erwähnungen eines bestimmten Dichters und seiner Werke in der auf ihn folgenden Zeit zusammenzutragen und konstruiert aus diesem Material ein Bild seines Nachruhms und seiner Einwirkung auf die weitere Entwicklung der Literatur. So zeigt der Verfasser der vorliegenden dankenswerten Monographie, was Dante den Franzosen war und noch ist. Gewissenhaft registriert er jede Erwähnung von Dantes Namen, jede Dantesche Idee, welche ihm auf dem langen Wege vom Jahre 1322 bis auf unsere Tage in Frankreich begegnet, was die verschiedensten Dichterindividualitäten, wie

Christine von Pisan, Magarethe von Navarra, Lamartine und Victor Hugo dem großen Florentiner verdankten, wie Bayle, Voltaire und Mme de Stäel über ihn dachten und schrieben, und wie Ingres, Ary Scheffer und Gustave Doré seine Verse in die Kunst übersetzen. Den Franzosen war und blieb Dante der platonische Verehrer Beatrices, der zarte Sänger der Liebe Francescas und Paolos und der grausige Berichterstatter über Ugolinos Schicksale. Auch das „*Lasciate ogni speranza . . .*“ besaß stets eine gewisse Popularität. Ein tieferes Eindringen in den Geist der „*Divina commedia*“ ist jedoch selten, und auch in der modernen Danteforschung gebührt Frankreich nur ein untergeordneter Platz.

Da ein Werk wie das vorliegende ein Mosaik von einer Menge von organisch wenig zusammenhängenden Einzelnachrichten ist, stößt der Verfasser bei der stilistischen Verarbeitung der Details stets auf Schwierigkeiten. Die Materie ist allzuspröde, als daß es leicht sein könnte, ein solches Buch zu einer angenehmen Lektüre zu gestalten. Es ist ein Verdienst Counsons, daß er auch dies erreicht hat. Demungeachtet wird sein Buch aber doch vornehmlich als Nachschlagebuch dienen, und diesen Zweck erfüllt es, dank seiner Genauigkeit und dem umfassenden Index vorzüglich. An gelegentlichen Nachträgen wird es natürlich nicht fehlen. Sehr empfohlen hätte es sich, wenn der Verfasser am Schlusse der einzelnen Abschnitte die Resultate seiner Forschungen in übersichtlicher Weise zusammengestellt hätte. Interessant wäre es auch gewesen die Schicksale Dantes und der Personen der „*Commedia*“ auf der Bühne näher zu betrachten. Allein der Verfasser beschränkt sich in dieser Hinsicht leider auf die allernotwendigsten Daten. Vor der Oper von Godard (1890) war Dante schon der Held einer 5 aktigen Oper „*Le Dante*“ von dem Marquis von Massa, die 1868 wenigstens teilweise aufgeführt wurde. Auch Ambroise Thomas' „*Françoise de Rimini*“ hätte wohl eine eingehendere Besprechung verdient, als sie ihr Counson auf S. 233 in vier Zeilen zuteil werden läßt, wobei er nicht einmal die Textdichter M. Carré u. J. Barbier namhaft macht. Desgleichen hätte man über die einaktige Operette von Marius Boullard über denselben Stoff (1866, S. 224) näheres zu hören gewünscht. Es fehlt ja in diesen Zeiten nicht an französischen Revüen, welche über alle Neuigkeiten berichten.

WIEN. WOLFGANG V. WURZBACH.

Zilliacus, Emil. *Den nyare franska poesin och antiken.* Dissertation Helsingfors 1905. 321 S. 8°.

Die Bedeutung der vorliegenden in schwedischer Sprache geschriebenen Dissertation geht weit über das Maß des Herkömmlichen hinaus. Zilliacus errörtert eingehend den Einfluß der antiken Literatur auf die französische Poesie seit 1750 in 9 Kapiteln. Nach einer

gedrängten Einführung, in der die Wechselbeziehungen von Antike und franz. Literatur von der Plejade bis zur Mitte des 18. Jahrh. behandelt sind, bespricht der Vf. zunächst, wie sich A. Chénier (35—110), Chateaubriand (111—134) und Mme de Staël (134—139) zur Antike stellen.

Schwächer zeigt sich deren Einfluß bei den Romantikern, insbesondere bei V. Hugo (152—160). Kein Wunder; überwiegen doch wie auch bei den deutschen Romantikern andere Einflüsse (Mittelalter u. a.). Bei Gautier dagegen (160—168) zeigt sich hinwiederum flammende Begeisterung für Altgriechenland.

In der Mitte des 19. Jahrh. erwacht zugleich mit der philologischen und archäologischen Studienblüte neues Interesse für die Antike, vornehmlich für die hellenische Literatur und Kunst. Das 5. Kapitel (173—184) beleuchtet eingehend das begeisternde Wirken des gelehrten L. Menard. Im 6. Kapitel (184—206) faßt Z. das Verhältnis der l'art pour l'art-Theoretiker zur Antike zusammen und hebt ein paar Übergangstypen, Banville (197—201) und Bouillet (201—206), zur eingehenderen Besprechung heraus. Mit offensichtlicher Vorliebe sind das 7. und 8. Kapitel geschrieben. In breiter Erörterung sind die antikisierenden Dichtungen von Leconte de Lisle (207—241) und der sog. Parnassiens, Anatole France (244—54), Hérédia (254—77) und Silvestre (278—80) analysiert und ästhetisch gewürdigt. Zum Schluß zeigt der Vf., wie die Symbolisten, besonders Moréas (286—94), H. de Regnier (295—306), A. Samain (306—13) und Fr. Vielé-Griffin (313—18) die antiken Motive in neuer Auffassung verwerteten.

Ein Schlußwort (319) faßt die Ergebnisse der reichen Untersuchung in knappen Sätzen zusammen. Der Lektor an der Universität Helsingfors J. Poirot hat in seiner eingehenden Rezension dieser Dissertation (*Neuphilolog. Mitteilungen*, Helsingfors 1905 S. 93—109) verschiedene wertvolle Ergänzungen und Berichtigungen geliefert.

Wir verdanken Zilliacus einen sehr schätzenswerten Beitrag zur Entwicklungsgeschichte der franz. Literatur und zugleich eine erwünschte Fortsetzung zu L. Bertrands „*La fin du classicisme et le retour à l'Antique*" (Par. 1897). Leider ergeht er sich nicht selten in ästhetischen Erörterungen, wo uns Belege erwünschter wären; häufig hätte das Abhängigkeitsverhältnis einzelner Schriftsteller von ihren antiken Vorbildern viel mehr durch Parallelen gezeigt werden sollen. Die römische Literatur kommt bei Zilliacus zu kurz: und doch ist der Einfluß des Lucrez, Seneca, Petron gerade in der neueren französischen Literatur ein bedeutender. Alfr. Mussets Beziehungen zur Antike sind gar nicht erörtert. Verschiedene ergebnisreiche Untersuchungen, z. B. Huit *Virgile et Chateaubriand* (*L'Enseignement chrétien* 1905, 1. Dez.), Eichthal, *Herodote et V. Hugo, à propos du poème les Trois Cents (Revue des études grecques*

1902, 119 ff.) sind nicht benützt. Auch aus der Übersetzungsliteratur hätten sich nicht unwesentliche Folgerungen ziehen lassen.

Indes ist das Thema so gefaßt, daß es sich auf den 321 Seiten nicht lückenlos erschöpfen läßt, zumal für einzelne Gebiete noch alle Vorarbeiten mangeln. Zilliacus darf für sich das Verdienst in Anspruch nehmen für das Fortleben der Antike einen wichtigen Beitrag geliefert zu haben, der auch darlegt, daß nicht einmal die jüngsten Schulen, bei denen das jüngste Deutschland Modelle holte, sich von dem dämonischen Zauber der antiken Kunst und Dichtung loslösen konnte.

München. E. Stemplinger.

Pletscher, Theodor. *Die Märchen Charles Perraults. Eine literarhistorische und literaturvergleichende Studie.* Berlin, 1906. Mayer und Müller. 55 S. 8°.

Le fiabe di Charles Perrault goderono e godono di una popolarità che ben sovente non ottennero più insigni opere d'arte e questo perchè l'A. seppe farsi interprete di fantasie popolarissime dando veste letteraria a tradizioni diffuse da secoli in ogni sorta di paesi. Della *Belle au bois dormant,* del *Petit chaperon rouge,* di *Cendrillon,* di *Barbe-bleue* e via dicendo narransi le avventure nelle più diverse latitudini e da tempi immemorabili e i pochi cambiamenti che si riscontrano difficilmente alterano le linee caratteristiche di codeste narrazioni. Il popolo è conservatore per eccellenza e gli trasmettitori orali delle tradizioni hanno un sacro rispetto della riproduzione esatta dei menomi particolari, rispetto che si riscontra pure nei novellatori antichi e che negli scrittori moderni viene man mano scomparendo e cedendo il posto alla personalità dell'artista.

Il determinare la fonte diretta di queste storielle può parere ed è anche talvolta opera vana; le fonti sono spesso le bocche di migliaia e di migliaia di buone mamme e di memori vecchi che le ripetono nelle piu varie lingue. I classificatori pazienti, che analizzano i tipi, le specie e le varietà delle tradizioni popolari, presentandoci lunghe note di versioni e di riscontri, ricordano gli entomologi i quali, con non minore diligenza, infilzano, in spilli sottili, insetti ed insetti, studiandoli nei più minuti particolari e rallegrandosi quando il microscopio rivela loro una zampetta od una aluccia sfuggita all' osservazione di altri studiosi. L'artista protesta: le farfalle sono graziose nelle loro iridescenze ai raggi vivificatori del sole e le loro ali di porpora, d'azzurro e d'oro perdono ogni splendore nel freddo laboratorio dello scienziato.

Eppure la scienza ha anch'essa, come la semplice natura, un' alta poesia e senza l'esame diligente dei particolari l'uomo mal può comprendere la meravigliosa armonia d'ogni cosa creata; così i

ricercatori delle tradizioni popolari ci fanno risalire le pietre milliari dall'incivilimento e scoprono i vincoli tenui ma tenaci da cui sono avvinti, da secoli e secoli, popoli, in apparenza, diversi fra loro.

Intorno alle fiabe in genere ed a quelle del Perrault, in particolare, molto si è pensato, raccolto e scritto, specialmente, ai giorni nostri, sicchè ai nuovi indagatori resta piuttosto da spigolare che da mietere. Il Pletscher non ha creduto di fare nè l'una cosa nè l'altra; egli si limita a riassumere i risultati degli studj altrui e troppo spesso il suo giudizio scompare dietro quello de' suoi maestri. Tuttavia anche queste genere di riassunti, quando sia condotto con larga informazione e con metodo ponderato, può avere pregio reale, oggi sopra tutto in cui cosi rapido e vario è il succedersi delle ricerche critiche. Vuolsi riconoscere che il Pletscher si è accinto alacremente all' opera e che ha studiato, con sufficiente cura, il proprio tema; però le lacune non mancano ed è per es. spiacevole di dover constatare che egli non ricorda neppure l'opera dello Straparola e le ricerche che il Rua ed altri fecero a questo proposito. E collo Straparola quanto altri scrittori della Penisola avrebbero dovuto ricordarsi! Andrae Calmo, illustrato cosi felicemente da Vittorio Rossi rammenta nelle sue lettere le „panzane“ con cui si rallegravano, ai giorni suoi, le tranquille serate „de comare oca, de fraibolan, de osel bel verde“ e via dicendo e se il Pletscher avesse letto, non foss'altro, la *Bibliografia delle tradizioni popolari* del Pitré il suo quadro si sarebbe reso più ampio si sarebbero evitate gravi mancanze. Chi non deve, tra l'altro, meravigliarsi, che in una rassegna della fiaba siensi dimenticate quelle di Carlo Gozzi e che alla letteratura medievale specialmente francese, cosi ricca in tal genere di narrazioni appena si accenni in brevissima nota? E si che l'A. ci discorre di Grandgousier „faisant à sa femme de beaux contes du temps jadis“ e del lieto novellare della società francese del XVII sec.! Maggiore esame avrebbe pure meritato l'opera fiabesca del La Fontaine e discorrendo dell'influsso ch'ebbero sulla letteratura francese del secolo successivo le raccolte più o meno genuine di novelle arabe non dovevano dimenticarsi i nomi del Diderot e del Voltaire.

L'esame estetico dell'opera del Perrault è fatto con garbo e non senza acume critico, tuttavia giovava animare tutti quei quadretti di genere, il destarsi della bella nel bosco, Cappuccietto rosso insidiata dal lupo, la fisionomia astuta di Chat Botté e la spaventosa attente della moglie di Barbe-Bleue. Da questi particolari risulta l'arte dello scrittore, il quale ha pure — come ben nota il Pletscher — certe malizietta canzonatoria, ch'egli avea forse attinto alla lettura dei poeti burleschi d'Italia e in modo particolare all'Ariosto. Perchè il Perrault in queste è veramente moderno. Tra i personaggi delle sue storielle ed i lettori di esse appare di quando in quando il suo volto sorridente, per dirci che non bisogna prender troppo sul serio

quanto ci viene novellando, per burlarsi allegramente di tutto e di tutti e per avvertire che oltre alla storiella in sè bisogna ammirare un pochino anche chi sa esporla con tanto garbo. „Perrault, osserva egregiamente il Pletscher, der wie ein Regisseur des Marionettentheaters kalt lächelnd hinter der Szene steht und seine Personen nach seinem Willen handeln läßt, vergißt auf Schritt und Tritt den Vorsatz, nur für Kinder zu schreiben.“

Per l'origine delle novelle, l'A. segue il quadro tracciato dal Bédier nella sua opera i Fabliaux. Non io certo disconosco i meriti del dotto e arguto professore francese, però per combattere una esagerazione egli è caduto in un' altra e malgrado tutti i dubbi da lui sollevati in proposito, la maggioranza degli studiosi è ormai convinta dell'origine orientale di buona parte della nostra novellistica. Questo avrei desiderato che il Pletscher mettesse in evidenza ed avrei pure voluto che nell'esame storico delle singole fiabe avesse evitato il sistema dei semplici rinvii ad altri studj critici. Poichè l'A. ha dedicato un volumetto ai contes del Perrault, è naturale che i lettori desiderino avere sott'occhio uno specchio esatto delle fonti e dei riscontri e che desiderino pure di sapere, per quanto è possibile, quale sia stata l'ispirazione diretta del poeta francese. L'A. che ha in tanta estimazione l'opera del Bédier e quella del Köhler, il vero maestro in codesto genere di ricerche, poteva seguirne il metodo dei riaggruppamenti e dei quadri sintetici. Ne segue che chi volesse conoscere la storia, per es. della *Belle au bois dormant* è pregato dal Pletscher di leggere gli opuscoli dello Spiller: *Zur Geschichte des Märchens vom Dornröschen* (Trauenfeld, 1893) e di Friedrich Vogt, *Dornröschen-Thalia* (Breslau, 1896) o deve contentarsi di sentirsi dire dall'A. che „Die vielen Parallelen, auch die entferntesten, sind namentlich von Spiller mit grofser Umsicht zusammengestellt und analysiert worden,“ il che a vero dire è come non saperne nulla, tanto più che il merito delle opere riassuntive deve essere precisamente quello di risparmiare allo studioso altre letture di carattere analitico.

Non avendo sott'occhio tutti gli studj particolari sul *Chat Botté* può darsi quindi ch'io ripeta cosa già da altri indicata, notando qui talune verfioni, che leggònsi nei *Quelques contes nubiens* par M. de Rochemonteix, *Le renard et le pauvre homme, Le singe et le bucheron* in *Mémoires présentés et lus à l'institut égyptien*, (vol. II, 1889, p. 439) e il *Recueil de contes populaires grecs* edito da Emile Legrand (Parigi, 1881). In questo, oltre due esemplari di *Barbe-Bleue* (*L'ogre aux trois yeux*) e della *Belle au bois dormant* (Rodia) trovasi esposta l'avventura singolarissima di *Maître Triorrhôgas ou l'homme aux trois grains de Raisin.* Un pover' uomo sta per uccidere una volpe che gli rubava l'uva:

„Saisi de terreur, le pauvre renard lui dit: ne me tue pas, „maître Triorrhôgas, et je te promets de te faire roi.

„Alors Triorrhôgas (car on ne lui donnait plus d'autre nom) „se mit à rire et lui dit: Tu me feras roi? Laisse-moi aller, et si „je ne te fais pas roi, alors tu me tueras.

„Triorrhôgas se mit à rire de nouveau et laisse aller le renard. „Mais celui-ci n'oublia pas la promesse, et, un jour, il se rendit „au palais du roi et dit à la reine: O ma reine vénérée, voulez-„vous me prêter votre boisseau?

„Qu'en veux-tu faire de mon boisseau, maître renard?

„Eh! j'en ai besoin pour une mienne affaire. La reine eut des „soupçons et elle mit un peu de miel au fond du boisseau pour „qu'il y restât collé de ce que mesurerait le renard. Le rusé renard „vit le miel, colla aussitôt dessus le seul et unique sequin qu'il „possédait et reporta le boisseau à la reine. Alors la reine se mit „à supplier le renard de lui dire ce qu'il avait fait avec le boisseau.

„Le renard lui dit: „O ma reine, il y a ici dans la ville un „seigneur qui ne connaît pas ce qu'il possède, c'est lui qui m'a „envoyé prendre votre boisseau pour mesurer ses trésors.

„Et puisqu'il est si riche, cher renard, ne serait-il pas possible „d'en faire notre gendre?

„Je puis l'amener ici dit le renard; après quoi il partit et „alla trouver Thiorrhôgas.

„Allons, en route, lui dit-il, je vais te faire roi.

„Thiorrhôgas se mit à rire et lui dit de l'abandonner à son triste „sort. Mais le renard cria tant et tant que Triorrhôgas le suivit. „En chemin, il dit au renard: Où veux-tu que j'aille avec de „pareils habits?

„Sois tranquille, lui dit le renard, attends-moi ici et je vais „t'en apporter d'autres.

„Triorrhôgas s'arrêta, le renard prit les devants et se rendit „au palais. Hâtez-vous, dit-il, de me donner des habits, car, comme „mon maître traversait une rivière, son cheval a glissé, et il est tombé „dans l'eau et s'est mouillé.

„Alors on lui donna de magnifiques habits royaux, et il alla en „revêtir Triorrhôgas. Il le conduisit ensuite au palais et il s'y maria.

„Deux ou trois jours après, le renard dit au roi: Compère, „il est temps que maître Triorrhôgas aille dans son palais. Tous „les courtisans et les grands se disposèrent à partir, puis on se mit „en route.

„Le renard, qui courait toujours en avant, rencontra sur le „chemin un immense troupeau de brebis et il dit au berger: Vois-tu „malheureux toute cette armée qui s'avance? Elle accompagne le „roi Triorrhôgas: quand tu le verras, prosterne-toi, salue-le et dis-„lui: Roi, mon maître, vos brebis sont à vos ordres. Le pauvre „pâtre, à la vue de l'armée qui approchait, perdit la tête de frayeur „et fit ce que le renard lui avait commandé.

„Le renard se remit à courir. Il trouva un gigantesque palais „où il y avait quarante dragons. Il y monte et leur dit: Malheureux „dragons, voyez-vous cette armée qui s'avance? C'est le roi qui vient „vous faire la guerre. Cachez-vous où vous pourrez.

„Et où nous cacher, maître regnard? lui dirent les dragons.

„Venez et entrez maintenant dans le four. Je viendrai plus „tard vous en tirez, pour que vous alliez présenter vos hommages „au roi.“

La volpe mette i draghi nel forno, accende il fuoco, i draghi muoiono e il signor Triorrhôgas resta padrone assoluto di tutti i tesori. Questa versione trovasi pure, nota il Legrand — il quale però non ricorda il Perrault — a Milo a Filippopoli e altrove. La conclusione di questo gruppo, in cui la volpe sostituisce il gatto, è l'ingratitudine degli uomini, perchè Triorrhôgas mostrasi come gli altri, sleale verso il suo benefattore. L'ingratitudine umana serve di contrasto a quella gratitudine degli animali, di cui si raccontano tanti e cosi meravigliosi esempi. Gioverà pure rammentare che la storia del *boisseau*, che leggesi anche nelle *Mille e una notte*, piuttosto che una variante devesi considerare come una contaminazione, mentre i draghi sono, dal maggior numero delle tradizioni popolari, considerati come i veri custodi dei tesori nascosti.

La fiaba di *Riquet à la Houppe* ebbe già un dotto illustratore in Gaston Paris, però molte altre cose possono aggiungersi su queste trasformazioni di uomini mostri o vecchi in giovani avvenenti. L'A. avrebbe potuto ricordare un volume del Maynadier dedicato intieramente a questo tema (*The Wife of Bath's Tale its Sources and Analogues*, London, Nutt, 1901) e fors'anco un mio articoletto *La leggenda dell'amore che trasforma* che vide la luce due anni or sono, nella *Zeitschrift für rom. Phil.* Avventure simili a quelle della moglie di Bath del Chaucer ispirarano varie volte i poeti medievali e non sarebbe stato fuor di proposito che l'A. citasse, a tale proposito il poema inglese *The Wedding of sir Gawer*, il *Roman de Guinglain ou le bel inconnu*, il poemetto italiano di *Carduino* illustrato da Pio Rajna e via dicendo. Nè sarebbe stato parimenti inutile il far cenno delle redazioni moderne di tale leggenda, quelle per es. del Voltaire e del Nodier. Larga messe offre pure, a questo riguardo, la letteratura popolare. Nella citata collezione del Legrand s'ha l'avventura del *Principe* del *mondo sotterraneo*, un negro mostruoso che cambiasi fra le braccia della fanciulla amata in bellissimo cavaliere e lo stessa metamorfosi raccontano i *Contes français* del Carnoy (Parigi, 1885. p. 83) le *Légendes indiennes* del Matthews (trad. franç. di Mme Frappez, Parigi, 1861, p. 67) quelle dell' *Ile Maurice* (in Hyacinthe Husson, *La chaîne traditionnelle*, Parigi 1874, p. 129) e via dicendo. E poiche Gaston Paris ha indicato al Pletscher l'Oriente, vegga l'egregio autore i *Textes Khmêrs* dell' Aymonnier (Saigon, 1878. II. p. 66), gli *Avadâna-Çataka* (in *Annales du musée*

Guimet, XVIII. pp. 175 e 298), le *Légendes Bouddhistes et Djanas traduites du Tamoul* par Julien Vinson (Parigi. 1900 vol. 1 p. 34), il *Rgya Tch'er Rolpa* (trad. Foucaux, Parigi, 1848 p. 353) ecc. e di queste trasformazioni raccoglierà esemplari svariatissimi. Quanto alla storiella di *Peau d'âne*, non appare che l'A. abbia avuto presente quante narrano i *Contes et légendes de l'Inde ancienne* (Mme M. Summer, Parigi, 1898, p. 17) della gentile principessa Fior di Loto. Costretta a fuggire dalla casa paterna „un soir . . . elle aperçut le corps d'une pauvre vieille, qui sans doute était morte de faim; c'était un squelette auquel il ne restait que la peau et les os. Surmontant sa répugnance, la voyageuse enleva délicatement la peau du masque desséché, la lava avec soin dans un étang voisin et l'appliqua sur son joli visage . . ." Però un giorno che per lavarsi Fior di Loto togliesi l'orribile maschera, un principe la scorge e giura che non avra altra moglie fuori di lei e l'amore suo trionfa come nella fiaba del Perrault. In un libro per ragazzi (*Le journal de Mimi*, Torino, Loescher, 1906, p. 104 sqq.) ho pubblicato, in questi giorni, una curiosa variante della storia di *Petit Poucet*, da me raccolta in Piemonte. Il protagonista, invece di sfuggire all' orco colle scarpe delle sette leghe e di vincerlo poi con meravigliose astuzie, trova il modo di carpire un tesoro a certi ladri. giovandosi di uno stratagemma che leggesi pure nelle *Mille e una Notte*.

Forse non sarebbe stato fuor di luogo che il Pletscher avesse pure esaminato attentamente le curiose *moralités* con cui si concludono le fiabe delle scrittore francese. Vi è in esse infatti tutta la festosa malizia di questo allegro poeta e cortigiano, non senza una punta di satira bonacciona.

„Attendre quelque temps pour avoir un époux
Riche, bien fait, galant et doux,
La chose est assez naturelle;
Mais l'attendre cent ans, et toujours en dormant,
On ne trouve plus de femelle
Qui dormit si tranquillement"

dice l'autore al finire della *Belle au bois dormant* e *Barbe-bleue* suggerisce un osservazione biricchina:

„Pour peu qu'on ait l'esprit sensé
Et que du monde on sache le grimoire,
On voit bientôt que cette histoire
Est un conte du temps passé.
Il n'est plus d'époux si terrible,
Ni qui demande l'impossible,
Fût-il malcontent et jaloux.
Près de sa femme on le voit filer doux:
Et de quelque couleur que sa barbe puisse être,
On a peine à juger qui des deux est le maître."

Concludendo, il Pletscher mostra in questo suo studio buone attitudini a tal genere di sintesi, ma gli gioverà di allargare il campo delle sue indagini, di esporne più chiaramente i rifultati e di farci sentire maggiormente la sua perfonalità di critico e di studioso.

TORINO. PIETRO TOLDO.

Malmstedt, A. *Des locutions emphatiques.* [In: *Studier i modern språkvetenskap* utg. af Nyfilologiska Sällskapet i Stockholm III, S. 73—107].

In sorgsamer Untersuchung betrachtet der Verf. die bekannten Fälle von „Hervorhebung" eines Satzgliedes, die dadurch zustande kommt, daß das Satzgefüge durch *être* in Verbindung mit *ce* erweitert erscheint: *c'est lui qui l'a fait, c'est lui que je cherche, c'est dans cette maison qu'il naquit.* Es ist ihm dabei nicht entgangen, daß keineswegs überall die Wirkung solcher Erweiterung die des „Hervorhebens" ist: in *c'est Charles qui est là* braucht wenigstens *Charles* nicht irgend einer anderen Person, deren Anwesenheit in Frage kommen könnte, gegenübergestellt zu sein. Doch meint M. im Gegensatz zu dem von mir im *Archiv f. neuere Sprachen* Bd. 98, 391 ff. Ausgeführten, daß in solchen Fällen gleichwohl emphatische Redeweise vorliege, deren Sinn sich nur abgeschwächt habe; wobei denn unerklärt bleibt, wie die Sprache dazu kommen konnte, sich einer charakteristischen, für ganz besondere Fälle geschaffenen Redeweise auch da zu bedienen, wo die Bedingungen für sie nicht vorlagen.

Was die grammatische Analyse von *c'est lui qui l'a fait* anlangt, so weist M. mit Recht die Auffassung von Polentz (*Franz. Relativsätze* p. 18 Anm.) zurück, der in *lui* deshalb das „logische Subjekt" erkennt, weil dann, wenn anstelle von *lui* ein Infinitiv stehe, dieser *de* vor sich nehme: *c'est de se sentir si faible qui l'épouvantait; c'est de vous avoir qui m'a guéri* etc., der Infinitiv aber nur als logisches Subjekt, nie als Prädikat mit der Präposition *de* verbunden erscheine. Nur ist nicht überzeugend, was M. an die Stelle von Polentz' Auffassung setzt: es sei in diesem Falle eine Ausnahme zu konstatieren, die dem Umstande zuzuschreiben sei, daß dem Gedanken des Redenden der einfache Satz *De se sentir si faible l'épouvantait* vorschwebe. So hat man m. W. sich nie ausdrücken können, kann es jedenfalls heute nicht, und das genügt, dieser Auffassung den Boden zu entziehen. Andrerseits sollte nach dem was Tobler über den Infinitiv mit *de* als „logisches Subjekt" gelehrt hat (*V. B. I² 10*) die Ansicht von Polentz nicht mehr erörtert werden. *C'est de vous avoir qui m'a guéri* ist m. E. aus dem Zusammenfließen von 1. *c'est de vous avoir que j'ai été guéri* und 2. *c'est votre possession (présence) qui m'a guéri* zu erklären und zweifellos eine anakoluthische Redeweise.

Obschon nun aber M. richtig in dem *lui* des Satzes *c'est lui qui l'a fait* das Prädikatsnomen erkennt, so nimmt er doch Anstand, in *qui l'a fait* mit Tobler einen beziehungslosen Relativsatz zu sehen („wer es getan hat, das ist er"), denn in *c'est cela qui m'étonne, c'est lui que je cherche* sei ja *ce* offenbar als Antezedens des Relativums (*qui, que*) anzuerkennen (dieses also nicht beziehungslos), aus dem einfachen Grunde, weil *qui* nur im Sinne von *celui qui*, *que* dagegen nie beziehungslos verwendet werde. Ebenso wie in diesen Sätzen könne *ce* auch in *c'est lui qui l'a fait* Antezedens des Relativums sein. Dagegen ist zu bemerken, daß *qui* als beziehungsloses neutrales Relativum anzusehen nach dem bis weit in die neufranzösische Zeit hineinreichenden und ja auch heute noch in *qui pis est, qui plus est* erhaltenen regelmäßigen Gebrauch der alten Sprache keinerlei Bedenken unterliegt; *que* freilich in *c'est lui que je cherche* ist nicht beziehungsloses Relativum, was es wohl sein könnte, sondern die Konjunktion. Jedenfalls ist klar, daß, wer den Relativsatz in *c'est lui qui l'a fait* als beziehungslos erkennt, auch für *qui est ce qui l'a fait* das Gleiche tun muß, folglich hier nicht *ce* als auf *qui l'a fait* hinweisend ansehen kann. Die Parallele, die M. S. 79 zwischen *Et qui est chou ki si t'empaint?* und Sätzen wie *par ço t'ai fait cho sus venir que tu me mustres cument me deive cuntenir* zieht, zum Beweise, daß ich (S. 94 u. 107 m. Fragesatzes) ohne Not in jener Frage das engere Satzgefüge hinter *chou* abschließen lasse, stellt ganz verschieden geartete Dinge in eine Reihe. Und wenn M. S. 81 erklärt nicht einzusehen, weshalb ich afz. *qui est qui l'a fait* für geeigneter als *qui est ce qui l'a fait* halte, das Interesse des Fragenden an der Person, über die er unterrichtet sein will, hervortreten zu lassen, so wird eine nochmalige Lektüre ihn überzeugen, daß ich grade das Gegenteil ausgesprochen habe.

Aus der neufranz. zur Regel gewordenen Attraktion, die in *ce n'est pas moi qui l'ai* (statt *l'a*) *fait* zu Tage tritt, gehe, meint M. S. 82, hervor, daß *moi* gewissermaßen das Antezedens des Relativsatzes geworden sei, so daß man zu erwarten hätte: *ce n'est pas moi qui l'aie fait*; die Sprache sei aber auf halbem Wege stehen geblieben. Das heißt doch beinahe so viel als: weil die Sprache das Wesen einer Ausdrucksweise im Laufe der Entwicklung in einem Punkte verkannt hat, so müßte sie eigentlich dem ersten Mißverständnisse ein schier unbegreifliches zweites zugesellen. Die äußerliche Regel der Grammatiken, daß in dem von einem negierten Hauptsatze abhängigen Relativsatze das Verb im Konjunktiv stehe, hat hier wieder einmal Unheil angerichtet. Nicht daß sich Relativsätze an negative Hauptsätze anschließen, ist für den Eintritt des Konjunktivs in ihnen maßgebend, sondern daß sie, wie Tobler *V. B.* I² 118 Anm. eindringlich lehrt, seiend Gedachtes determinieren, dessen Existenz ausdrücklich als hypothetisch hingestellt werden soll. Und davon kann in unserem Falle, wo es sich um die Identifizierung einer

bestimmten Person mit dem Urheber eines bestimmten Tuns handelt, nicht die Rede sein. Das schließt nun freilich die Möglichkeit nicht aus, daß, wie M. richtig erkannt hat, ein vorangehender Konjunktiv durch Attraktion auch in unsrem Relativsatze den Konjunktiv hervorruft: *elle était bien aise que ce fût lui qui l'eût sauvée.*

Die Frage nach dem Modus, in dem in Nebensätzen emphatischer Ausdrucksweisen das Verb stehen müsse, im allgemeinen zu beantworten, wie M. S. 82 zu tun versucht hat, möchte ich selbst dann für ein verfehltes Beginnen halten, wenn mit aller Schärfe dargetan wäre, was unter *locution emphatique* zu verstehen sei. Man sieht nicht ein, was die Tatsache der Hervorhebung mit der Frage nach der Wahl des Indikativs oder Konjunktivs zu schaffen haben soll. Die falsche Fragestellung allein erklärt es, daß M. nach Sätzen der zuletzt betrachteten Art, in denen ein Konjunktiv den zweiten attrahiert, fortfährt: „Dans *Dame, ce n'iert lui que je me remaigne en cest point* (Yvain 4588) le subjonctif a sans doute été amené par le mètre". Was hat der Nebensatz *que je me remaigne* mit jenem zuletzt betrachteten *(qui l'eût sauvée)* gemein, als daß er wie jener Teil einer sog. *locution emphatique* ist? Die Erklärung, die dem Metrum die Schuld an dem Konjunktiv beimißt, scheint auf der Voraussetzung zu beruhen, in allen Nebensätzen sogenannter *locutions emphatiques* müsse regelrecht der Indikativ stehen; sonst ist sie gänzlich unverständlich. Im übrigen konnte M. aus Bischoff, Konjunktiv bei Crestien S. 52 sehen, daß der Konjunktiv Yvain 4588 durchaus am Platze ist und wie er aufzufassen ist. Unbegründet ist auch M.s Aufstellung, daß nach *ce n'est que . . . qui* im Relativsatz der Indikativ, dagegen nach *il n'y a que . . . qui* der Konjunktiv zu stehen habe. Daß nach *il n'y a que* ebensowohl der Indikativ wie der Konjunktiv gebräuchlich ist, bemerkt M. bereits selbst und war schon bei Hölder S. 421, Seeger S. 185 zu lesen. Nach *ce n'est que . . . qui* scheint, wie Seeger mit Recht vorsichtig bemerkt, in der Regel der Indikativ zu stehen, und ich kann das Gegenteil durch ein Beispiel nicht erhärten. Aber daß es unmöglich wäre zu sagen *ce n'est que l'inondation qui puisse rendre l'Egypte fertile*, glaube ich nicht, und irgend welchen Wesensunterschied zwischen den beiden Ausdrucksweisen aufzuzeigen ist M. nicht gelungen.

Den Hauptnachdruck legt M. darauf, die Irrigkeit meiner Ansicht zu erweisen, daß in *Qui est-ce que vous cherchez?*, in *c'est mon frère que je cherche* — *que* die Konjunktion sei; nach M.s Ansicht ist und war *que* zu allen Zeiten in solchen Fällen das Relativpronomen. Da M. nach reiflicher und, wie ich dankbar anerkenne, wohlwollender Prüfung meiner Ansicht zu diesem Ergebnis gekommen ist, und andererseits seine Ausführungen auch mich in meiner Überzeugung nicht wankend gemacht haben, so habe ich geringe Hoffnung auf Verständigung. Ich will nur noch einiges hinzufügen, was mir M.s Ansicht besonders unannehmbar erscheinen läßt. Nach M. soll *ce* in *c'est*

lui qui l'a fait auf den Relativsatz hinweisen, wie es das ja unzweifelhaft in *c'est cela qui m'étonne*, *c'est lui que je cherche* tue. Aber selbst wenn letzteres der Fall wäre, so lägen doch die Verhältnisse insofern verschieden, als in *c'est cela qui m'étonne* und *c'est lui que je cherche* das „Hervorzuhebende" das eine Mal sächliches Subjekt, das andere Mal persönliches Objekt des nicht erweiterten Satzes ist. Für beide Fälle ist M.s Ansicht psychologisch wenigstens möglich: *ce qui m'étonne est cela, ce que je cherche est lui* ist denkbar. Wo aber als „hervorzuhebendes Subjekt" eine Person in Betracht kommt, ist offenbar der Sachverhalt verschieden: *ce qui l'a fait* ist als Subjekt zu *est lui* nicht möglich. Und ich sehe nicht, wie man bei der Annahme, daß *ce* auf *qui l'a fait* hinweise, daß es das Antezedens von *qui (l'a fait)* sei, den Schluß sollte vermeiden können, daß *c'est lui qui l'a fait* gleich *ce qui l'a fait est lui* ist. Auch fragt man sich vergeblich, warum denn nicht letztere Ausdrucksweise gewählt sei, warum der Relativsatz von seinem Antezedens getrennt sei. Hat der Redende beim Aussprechen des *ce* schon *qui l'a fait* im Sinne, stellt er das, was den Inhalt von *ce* ausmacht, gewissermaßen nur vorläufig beiseite, um der größeren Übersichtlichkeit seiner Rede willen — wie es in *par ço t'ai fait cho sus venir, que tu me mustres cument me deive cuntenir* der Fall ist — so ergibt sich die Ungereimtheit, daß *qui* neutral, mithin ein Unpersönliches als Träger des Tätigkeitsbegriffes (*l'a fait*) zu denken ist, und dies nachdem durch *est lui* auf die in Frage kommende Person ausdrücklich hingewiesen ist. Das ist undenkbar. *Ce* weist in *c'est lui qui l'a fait* nach rückwärts, nicht auf erst Folgendes. Dem Redenden gibt die Gesamtheit der vorliegenden Umstände Veranlassung zu einer Identifizierung, die er in allgemeinster Weise (wie in *c'est mon frère*) durch *c'est* vornimmt: *c'est lui.* Dies allein will er zunächst konstatieren in der Unsicherheit, die sich aus einer bestimmten Situation ergeben hat. Der größeren Deutlichkeit wegen erläutert er, nachdem dem Zwecke seiner Rede im wesentlichen Genüge geschehen ist (durch *c'est lui*), das ganz allgemeine *ce* näher, indem er es durch *qui l'a fait* als Träger eines bestimmten Tuns denken heißt.

Der wesentlichste Unterschied zwischen Malmsteds und meiner Auffassung ist also der, daß nach Malmsted *ce* vorwärts weist, während ich es als rückwärts deutend ansehe. Das gilt natürlich auch für den Fall, daß ein Objekt oder eine adverbiale Bestimmung „hervorgehoben" ist. Lägen beim hervorzuhebenden Objekt die Verhältnisse ganz parallel denen, die wir beim hervorgehobenen Subjekt vorfinden, so müßte man, wie Tobler lehrt, (in seinen Vorlesungen über historische Syntax; vgl. jetzt auch die neue Auflage seiner *V. B.* II, S. 9 Anm.) statt *c'est lui que je cherche* erwarten: *c'est lui qui* (afz. *cui) je cherche*, da der Obliquus des beziehungslosen Relativums afz. *cui*, nfz. *qui (je nommerai à cette place qui je voudrai)* ist, und daß es in der alten Sprache nicht ausgeschlossen

war, sich so auszudrücken, lehrt das Beispiel, das ich S. 112 meines Fragesatzes beibringe: *Coment, fait ele, fustes vos ce cui Daguenez li coarz prist?* Ich hätte gern Malmsteds Ansicht über dieses Beispiel gehört; wenn er (S. 85) sagt, ich citiere dies Beispiel comme construction relative exceptionnellement employée, so ist das weder meine Meinung gewesen, noch steht davon eine Silbe an der angeführten Stelle. Jedenfalls ist soviel sicher, daß die Ansicht, *ce* weise auf den folgenden Relativsatz hin, mit diesem Beispiel unvereinbar ist; das Beispiel zwingt geradezu anzuerkennen, daß die oben dargelegte Auffassung dem Afz. nicht fremd war. Das Nebeneinander von *ce* und *cui* ist nur zu begreifen, wenn im Grunde das Satzgefüge hinter *ce* abschließt, *ce* aber rückwärts weist. Für letzteres liegt ein ebenso zwingender Beweis in dem Beispiele vor. das ich Fragesatz S. 98 anführe: *Qui est ce c'on veult justicer? Est ce homme ou femme?* Daß *est ce* in beiden eng zusammengehörigen Fragen gleichartig aufzufassen ist, liegt auf der Hand. Weist *ce* aber auf Folgendes hin, so ist die zweite Frage unverständlich. Und gleiches gilt für *je vous fas savoir Que grant joie devons avoir Et grant leesse. — Sire, dites nous de quoy est ce, Par fine amour.* Mir N D XIV 1806. — *Ceste grant honneur te veult il faire. — Ha, vrai Diex, pere debonnaire, Quant ert ce?* und viele ähnliche Beispiele.

Ist aber klar, daß *ce* in *qui est ce que . . ., ou est ce que . . ., quant ert ce que . . .* rückwärts weist, so können die *que*-Sätze nur durch die Konjunktion *que* eingeleitete Inhaltssätze sein. Auch für *qui est-ce qu'on cherche* liegt keine andere Möglichkeit vor, und wenn M. S. 68 als entscheidenden Grund gegen die Annahme der Konjunktion *que* in *qui est ce qu'on veult justicer?* oder *c'est une femme qu'on v. j.* anführt, das transitive Verb (*chercher, justicer*) hänge in der Luft, da es unweigerlich ein Objekt verlange, so frage ich ihn, wie er sich zu Sätzen wie *celui qui cherche, il trouve* stellt. Im Übrigen führt M. schließlich für *que* (S. 90) den vermittelnden Namen „relative Konjunktion" ein. Ich bemerke nur noch. daß seine Berufung auf Tobler in diesem Punkte hinfällig ist, da die Worte (*V. B.* I¹ 101 = I² 121) „das relative Adverbium oder die Konjunktion" keineswegs die Begriffe „relatives Adverbium" und (relative??) Konjunktion gleichsetzen, sondern nur unentschieden lassen wollen, ob es sich in den a. a. O. zur Erörterung stehenden Stellen entweder um das relative Adverbium *que* oder um die Konjunktion *que* handelt.

MARBURG. ALFRED SCHULZE.

Nachwort: Ich ersehe nachträglich aus H. Engels Mitteilung im neuesten Hefte des *Archivs f. neuere Sprachen* (Bd. CXVI, H. 3/4, S. 382), daß entgegen dem oben (Absatz 2) von mir Behaupteten in neuerer Zeit doch Beispiele für den Infinitiv mit *de* als voranstehendes Subjekt sich finden, es also doch nicht ausgeschlossen ist zu sagen:

de se sentir si faible l'épouvantait. Ich kann daher das gegen Malmstedts Auffassung des sonderbaren *c'est de se sentir si faible qui l'épouvantait* Bemerkte nicht aufrecht erhalten.

A. Sch.

Perle, Friedrich. *Voici und voilà.* Ein Beitrag zur französischen Wortkunde und Stilistik. Jahresbericht der Oberrealschule zu Halberstadt. Ostern 1905. Progr. Nr. 313. 27 S. 4⁰.

Diese mit großer Umsicht und vielem Scharfsinn durchgefürhte Untersuchung, die mancherlei neues Licht verbreitet über zwei vielfach vernachlässigte eigenartige französische Wortgebilde kann zu angelegentlichem Studium nur dringend empfohlen werden.

Der Verfasser gliedert den Stoff in vier Kapitel: 1. Der grammatische Charakter von *voici* und *voilà*; 2. französischer Sprachgeist in *voici* und *voilà*; 3. Das Verhältnis von *voici* und *voilà* zum modernen Sprachbewußtsein; 4. Der stilistische Gebrauch der beiden Wörter. Die weniger umfangreichen mittleren Kapitel beschäftigen sich mit mehr allgemeinen völkerpsychologischen und semasiologischen Ausführungen, denen man seine Zustimmung kaum wird versagen können. Die Grenzkapitel führen mehr ins einzelne.

Die dem ersten Abschnitt vorausgeschickte literarische Orientierung zeigt den Verfasser als gründlichen Kenner der einschlägigen Werke. Ergänzend dürfte höchstens hinzuweisen sein auf die sorgfältige Zusammenstellung des modernen Sprachgebrauchs von *voici* und *voilà*, die Schmager 1879 seiner trefflichen Ausgabe von Feuillets „*Le Village*“ beigegeben hat (Anhang S. 74—76).

Die grammatische Untersuchung greift bis auf das Afrz. zurück und stützt sich hier hauptsächlich auf das Rolandslied und die Textproben in Bartschs *Chrestomathie.* Da fügt es sich nun sehr glücklich, daß fast gleichzeitig von anderer Seite zahlreiche afr. Texte zu ähnlichem Zwecke durchforscht worden sind: Oliver M. Johnston veröffentlicht in *Modern Language Notes* XX 5 (May 1905), S. 131—134, eine interessante Studie „*Use of the French equivalents of Latin em, en and ecce*“, auf die ich durch den hochverehrten Herausgeber dieser Ztschr. freundlich hingewiesen wurde.

Faßt man die Ergebnisse beider Untersuchungen ergänzend und berichtigend zusammen, so ergibt sich etwa folgendes Bild von dem afrz. Gebrauch der Vorlagen für *voici* und *voilà*, welch letzteres übrigens erst im 14. Jahrhundert in Aufnahme kommt:

Da der von Perle aus dem Rolandsliede beigebrachte älteste Beleg in seiner sprachlichen Gestaltung unsicher ist, ersetzt man ihn wohl besser durch zwei Verse aus der Karlsreise, die Johnston zitiert. — Trennung der einzelnen Bestandteile des Wortkomplexes (*veez ci*) begegnet nach Johnston nicht nur häufig, sondern regelmäßig; die von Perle abgedruckten Belege für ihre Kontraktion stammen erst

aus dem 14. und 15. Jahrh. — Die unbetonten Pronomina stehen afrz. in der Regel hinter dem Verbum und vor dem Adverb (*veez le ci*). Ihre Umstellung vollzieht sich erst allmählich im 16. Jahrh. — Der Plural *veez* erscheint nach Perle in der älteren Zeit häufiger als der Singular, Johnston bezeichnet den Plural als die Form, die bis in das 16. Jahrh. einzig und allein gebraucht wird. Die von Perle S. 8 ob. gegebenen Singularformen gehen allerdings in das 14. und 15. Jahrh. zurück, es fragt sich aber, wie weit bei ihrer orthographischen Fixierung Schreiberwillkür im Spiele gewesen ist. Jedenfalls bedarf gerade diese ganze Frage noch näherer Untersuchung, zumal mit Rücksicht auf die Etymologie des ersten Teiles von *voici*.

Mit französischen Lexikographen entscheidet sich Perle für dessen Herleitung vom Singular des Imperativs. Das selbstgesammelte Beispielmaterial freilich, das er zugunsten dieser Annahme in die Wagschale wirft, verliert nach den Darlegungen von Johnston sehr an Gewicht. Trotzdem könnte er sich auch auf diese Autorität berufen, denn auch er bezeichnet *veez ci* (*la*) ohne Zögern als Imperative. Sachs freilich und andere erklären *voici* = (*tu*) *vois* . . . und unser Altmeister Tobler setzt *Beitr.* II 13 *voilà* = *vois-tu là*; ja noch deutlicher führt er gelegentlich einer Rezension in *HA.* (1895, S. 462) aus: *voici* ist nicht *vide ecce hic*, sondern, wie afrz. *voizci* und *vezci* zeigen, *vides* (im Sinne von *videsne*) *ecce hic*, eine Frage mit dem Sinne der Aufforderung.

So steht noch Autorität gegen Autorität, und die Frage wird noch verwickelter, da Johnston für das Afrz. nur den Plural (*veez*) gelten lassen will, wofür der Singular erst im 16. Jahrhundert unter altklassischem Einfluß eingedrungen sei. Auch Perle sieht sich auf Grund moderner Wendungen wie *la lettre que voici* genötigt zu erklären, hier könne man einen Imperativ nicht annehmen; am besten erledige sich der Streit vielleicht auf dem Wege des Vergleiches.

Wissenschaftlich ist er jedenfalls noch nicht ausgetragen, und dieser Mangel erschwert auch Perle die endgültige Lösung einzelner im ersten Kapitel erörterter Fragen.

Um so sicherer und erfolgreicher behandelt er den modernen stilistischen Gebrauch von *voici* und *voilà* (Kap. 4). Hier erblaßt der erste Teil dieser Zusammensetzungen, *-ci* und *là* gewinnen dafür wesentlich an Gewicht, oder, wie der Verfasser es ausdrückt: *voi* erscheint hier für das Sprachbewußtsein als der leitende, *ci* (*là*) als der ausführende Teil der Formel.

Da läßt sich ihre ungleiche Ausdehnungsweite leicht genauer bestimmen. Es gelingt, ihren Bedeutungsunterschied in wenigen Sätzen zum präzisen Ausdruck zu bringen. Bei den feinfühligen Erläuterungen im einzelnen muß sich auch die geläufige schulmäßige Unterscheidungsregel für *voici* und *voilà* eine Einschränkung gefallen lassen.

Wer die Ausführungen des eben erörterten vierten Kapitels etwas genauer erwägt, dem drängt sich gewiß eine auffallende Analogie des lateinischen Sprachgebrauches auf: die von Perle aufgezeigten stilistischen Gesetze für die verschiedenartige Verwendung von *voici* und besonders von *voilà* decken sich in vielen Punkten mit denen, die die lateinische Stilistik für *hic* und *ille* formuliert hat (Man vergl. z. B. Süpfle, *Praktische Anleitung zum Lateinschreiben*[2] II § 163 und besonders § 164). Diese Übereinstimmung ist kaum reiner Zufall; sie erklärt sich gewiß aus einer mehr oder minder nachhaltigen Weiterwirkung jener in *ci* und *là* zäh fortlebenden lateinischen Demonstrativpronomina.

GÖTTINGEN. E. UHLEMANN.

Couvreur, Adrien. *Sur la Pente. Roman destiné à l'Enseigment de la Langue Française.* 1906. En vente en Allemagne chez Gronau, Chemnitz. 1 brochure 8° 42 pp. Prix: 1,10 M.

En rhétorique on nous apprenait les règles de la précision et l'on nous mettait en garde contre la prolixité en nous citant l'exemple de celui, qui, pour exprimer ce fait très simple: „Je partis pour l'Amérique" écrit: Je me rendis au Hâvre, et là je me dirigeai vers le bureau de la Compagnie, où je demandai un billet de 1re classe. Ensuite . . .; alors . . . etc. etc.

Eh bien! j'imagine que M. C. a dû faire sur lui un réel effort pour oublier ce docte précepte et nous donner au contraire une très grande abondance de détails accessoires nécessaires à la réalisation de son but, qui était de rassembler en une histoire agréable et suivie, un nombre respectable de vocables et de gallicismes indispensables. Disons tout de suite qu'il y a fort bien réussi. Sa nouvelle se lit facilement et le «truc» n'est pas trop visible. L'élève absorbera donc la leçon de mots presque sans s'en douter. M. C fait mieux que lui dorer la pilule, il la dissimule dans les aliments. Pour un seul passage toutefois, l'artifice est trop évident; je fais allusion au rève de bataille, où les armes accomplissent à travers les muscles et les os des trajets un peu invraisemblables. Quelques retouches auront raison de ce léger défaut. En outre, au point de vue syntaxique, on pourrait reprocher à l'auteur, d'avoir trop simplifié sa construction et de laisser au lecteur étranger, l'impression que la phrase française est nécessairement figée dans la forme: sujet, verbe, compléments. D'autre part tout en comprenant parfaitement les scrupules et le tact de l'auteur, il me semble qu'il eût pu nous donner quelques détails d'organisation administrative et politique, quelques termes aussi se rapportant à la religion, sans toutefois s'engager dans aucune polémique. Peut-être pourrait-il insister davantage encore sur le mouvement de Paris, la vie souterraine du «métro»[1]) etc.

Quoiqu'il en soit, nous devons déjà louer vivement l'auteur, de nous avoir fourni ce petit livre, où le professeur d'enseignement moyen et même le lecteur d'Université trouvera d'excellents thèmes de conversation et une occasion de placer des commentaires utiles et féconds sur l'Homme, l'Habitation, le Temps, la Terre, les Minéraux, les Végétaux, les Animaux, l'Activité intellectuelle et morale, les Arts et les Jeux, la Société, l'Argot, en un mot sur les principales manifestations de la vie[2]).

GUSTAVE COHEN.

---

[1]) abbréviation courante pour „chemin de fer métropolitain".

[2]) J'aurais encore à indiquer quelques coquilles typographiques: p. 8, lisez esprit et non esptit; interrompre et non iuterrompre; p. 15

Gautier, Théophile. *Voyage en Italie.* Introduction and Notes. P. de V. Payen-Payne. Cambridge, At the University Press. 1904.

Téophile Gautier ist ein Klassiker der französischen Sprache. Es gibt wenig Schriftsteller, die wie Gautier die Sprache so unbedingt in ihrer Gewalt hatten. Eine Sprache ist weich und spröde zugleich. Wer ihr nicht mit einem instinktiven Verständnis und feinem Gefühl naht, dem entzieht sie sich, wer sie geschickt und kühn zugleich anfafst, dem versagt sie sich nicht. Ohne dafs man ihr Gewalt antut, will sie, dafs man sie beherrsche. Reich wie sie ist, öffnet sie ihrem Günstling die Fülle ihres Schatzes, so dafs er nur zu schöpfen braucht aus der unendlichen Mannigfaltigkeit ihrer Mittel. Gautier war ein solcher Liebling der Sprache, ein Vermittler der Sprache ersten Ranges. Charles Baudelaire urteilt einmal folgendermafsen über Gautiers Sprache: *Figurez-vous, je vous prie, la langue française à l'état de langue morte. Dans les écoles des nations nouvelles on enseigne la langue d'un peuple qui fut grand, du peuple français. Dans quels auteurs supposez-vous que les professeurs, les linguistes d'alors, puiseront la connaissance des principes et des grâces de la langue francaise? ... Si dans ces époques, situées moins loin peut-être que ne l'imagine l'orgueil moderne, les poésies de Téophile Gautier sont retrouvées par quelque savant amoureux de beauté, je devine, je comprends, je vois sa joie. Voilà donc la vraie langue française! La langue des grands esprits et des esprits raffinés!* [1]) ... An einer anderen Stelle urteilt er *„Devant le public, il n'est aujourd'hui qu'un ravissant esprit; devant la postérité, il sera un des maîtres écrivains, non seulement de la France, mais aussi de l'Europe"* [2]).

Ich weifs augenblicklich nicht, ob wir in Deutchland Schulausgaben von einzelnen Werken Gautiers, etwa von seinen Reisebeschreibungen, haben. Die vorliegende amerikanische Ausgabe von *„Italia"* zeigt, wie zweckmäfsig und wertvoll solche Ausgaben sein können. Alles was Gautier sah, schaute er mit dem Auge des Künstlers an, und er wufste seinen Eindrücken ihren vollen schriftlichen Ausdruck zu geben. Da er zugleich ein Mann des feinsten Geschmacks und der untrüglichen Sicherheit des Urteils war, so kann er gerade dem jugendlichen Geist ein Lehrer der künstlerischen Anschauung sein. Gautier stellte das ästhetische Empfinden über das soziale Gewissen. Und wenn auch die Schule dazu berufen ist, das soziale Gewissen der heranwachsenden Generation zu pflegen, so darf sie doch nicht den Sinn für Schönheit verkümmern lassen. Dieser Sinn des Schönen aber wird durch die Lektüre Gautiers wie von selber genährt.

Was an der vorliegenden Ausgabe Gutes ist, lasse ich beiseite. Nur dem, was ich prinzipiell anders wünschte, widme ich noch einige Worte. Der Text — Payen-Payne gibt nur den gröfsten Teil der auf Venedig bezüglichen

---

jaquette et non jacquette. P. 23 lisez contemplait pour comtemplait. En outre je ferais quelques observations de détails. „Il n'aimait point d'entrer; tournure vieillie; on dirait plutôt: il n'aimait point entrer" (p. 20). Même page: il est singulier que Bombichon dise: M. de Cény à un ancien camarade de classe. P. 25 il y a un peu trop de cris d'animaux: on sent l'énumération; même observation pour les oiseaux, alignés en trop grand nombre un peu après; p. 26 le mot „temps" et p. 27 note, le mot supprimer sont repétés à un trop bref intervalle; p. 28 lire flic pour flick; p. 33 l. potager p. légumier. Ibid. on dirait mastro ou troquet mais non mastroquet qui est trop long pour un parisien. Le format in-12 me paraîtrait préférable et donnerait à ce livre un aspect plus agréable, à quoi l'illustration pourrait encore ajouter, et cela avec une utilité très réelle au point de vue pédagogique.

1) *L'art romantique Œuvres complètes* III p. 346 f.
2) Ebda p. 187.

Stücke des Werkes — umfafst 132 Seiten, die Anmerkungen nehmen 100 Seiten in Anspruch. Die Anmerkungen sind mit aufserordentlich grofsem Fleifs hergestellt, aber ich stehe nicht an zu behaupten, dafs die ganze Arbeit nutzlos und pädagogisch falsch gewesen ist. Diese Fülle der Anmerkungen raubt dem Lehrer wie dem Schüler nicht nur die Selbständigkeit, sondern auch — ich spreche aus eigener in Amerika gewonnener Erfahrung — jede Freude an der Arbeit. Aus seinen eignen Kenntnissen soll der Lehrer schöpfen, wenn er Erklärungen geben will, dafür hat er ja gearbeitet und arbeitet er immer noch. Was der Lehrer ihm mitbringt aus seiner persönlichen Kenntnis und Erfahrung, das ist dem Schüler oft wertvoller als der Text und deswegen achtet und liebt er seinen Lehrer und gewinnt er Vertrauen zu ihm. Der Schüler wiederum soll selber suchen, sich erinnern, an Anklängen sich freuen usw. Es ist hier nicht der Ort, lange bei diesem Punkt zu verweilen, aber ich möchte wenigstens angedeutet haben, wie sehr ich für Lehrer und Schüler diesen Anmerkungen-Ballast in den amerikanichen Schulausgaben aus pädagogischen Gründen beklage.

Auch von einem anderen weitverbreiteten Fehler ist diese Ausgabe nicht ganz frei. Der Herausgeber gibt den reinen Text Gautiers wieder. Er druckt stets die Kapitel Gautiers vollständig ab. Nur sein letztes Kapitel „*Le Ghetto, Murano, Vicenza*“ beschneidet er, indem er die Episode der Venetierin Vicenza ganz ausläfst. Aber gerade diese Begegnung Gautiers mit dem braunen Mädchen aus dem Volke ist so charakteristisch für das Empfinden dieser Klasse des Volkes, sie ist so schön und anschaulich erzählt, sie fügt sich so wohltuend in den Rahmen des wundervollen Bildes, das er uns von Venedig malt, ein, dafs ich sehr bedauere sie nicht in dieser Ausgabe wiedergefunden zu haben. Aber es scheint, dafs nun einmal die Prüderie ein Übel ist, mit dem man hüben und drüben rechnen mufs.

München. Walter Küchler.

Molière. *Les Précieuses ridicules* erklärt von H. Fritsche. 2 Aufl. hrsg. von J. Hengesbach. Berlin, Weidmann. 1905. 73 u. 29 S.

„Es würde vielleicht zu falschen Annahmen verleiten, wenn ich die vorliegende Neubearbeitung der P. R. als eine „verbesserte“ bezeichnet hätte. So gewissenhaft ich mich bemüht habe, die seit der ersten Auflage erschienene deutsche und ausländische Literatur zu verwerten, ist meine Arbeit verglichen mit der des . . . Vorgängers zu gering, um mit jenem Worte eingeschätzt zu werden“, so äufsert sich Hrsg. im Vorworte. Treffender konnte sein Verhältnis zu der ersten Ausgabe nicht beurteilt und der Kritik der richtige Weg gezeigt werden. Statt die bewährte Leistung des Vorgängers völlig umzuändern, Neues von zweifelhaftem Werte an Stelle des gesicherten Alten zu setzen, hat Hrsg. sich verständigerweise mit ergänzenden und vervollständigenden Zutaten begnügt.

So ist die trefflich abgerundete, alles für das Verständnis des Preziösentums Wesentliche enthaltende Einleitung in der Hauptsache auch Fritsches Werk geblieben. Wir vermissen grade hier aber eine genauere Berücksichtigung der Einleitung von Knörichs trefflicher Ausgabe der P. R. mit ihren z. Teil abweichenden Ansichten.

Wenn es z. B. S. 28 heifst: „Sollte nicht in dem Namen der beiden Damen (Preziösen) Madelon und Cathos schon ein Spott verborgen sein? Fräulein von Scudéry heifst Madelaine, Frau v. Rambouillet Catherine. Dafs jene getroffen werden sollte, ist unzweifelhaft, denn ihre Romane lieferten dem Dichter das Material, ihre Carte de Tendre, ihre Helden sind es ja, die den Mädchen den Kopf verdreht haben“, so war hier eine Aus-

einandersetzung mit den Gegengründen Kn's geboten. Ref. bekennt sich allerdings auch jetzt noch zu der älteren, von Fritsche-Hengesbach adoptierten Auffassung.

Sehr reichhaltig und doch nichts Überflüssiges enthaltend, sind die Anmerkungen (S. 3—29). Hier hat sich Vf. bemüht, späteren Erklärern, u. A. auch Knörich, Rechnung zu tragen. Nicht völlig erwiesen scheinen uns die Erklärungen zu Z. 368, 570, 592, untergeordnete Punkte, über die Ref. vor mehr als 10 Jahren sich schon in seiner Anzeige von Knörichs obenerwähnter Ausgabe in dieser Zeitschrift äufserte.

R. Mahrenholtz.

Miszellen.

semoraul begegnet einige Male in alten Urkunden der romanischen Schweiz und bedeutet hier, wie L. Gauchat im *Bulletin du Glossaire des patois de la Suisse Romande* 5e année, No. 1, S. 14 nachweist, „Juni". Noch heute hat es nach Gauchat diese Bedeutung in *Hérémence*, wo es in der Form *chòmòra* vorkommt. Es gehört zum Verbum *sęmòra* oder *sòmòra* (labourer les terres qui sont en jachères) und ist, wie Gauchat ebenfalls mit Recht hervorhebt, etymologisch nicht zu trennen von *somarer*, labourer (pour la première fois), altfrz. *somart*, jachère und *somartras*, Juni, wozu als wichtige Varianten *sombrer*, *sombre* angemerkt werden. Die Bestimmung der Herkunft bezeichnet Gauchat als ein noch zu lösendes Problem ohne auf das, was Littré s. v. *sombre*[2] und nach ihm Scheler s. v. *sombrer*[2] ausgeführt haben, einzugehen. Scheler schreibt *l. c.* „. . . il me semble que l'étym. de Littré par BL. *sombrum*, anni aetas qua ager primum proscinditur (Du Cange) et par conséquent, par l'all. *sommer*, été, mérite toute considération; je trouve encore chez les Allemands le terme „ein feld *sommern*" dans le sens de notre *sombrer*". Meinerseits möchte ich bemerken, dafs diese Herleitung durch weitere einschlägige Belege für dtsch. *sommern* in Grimms *Wtb.* X, Sp. 1550 seitdem wertvolle Bestätigung gefunden hat. Es heifst ib. „*sömmern*, beim feldbau, den acker, der den feldarten nach brach liegen sollte mit sommerfrucht bestellen. öcon. lex. (1744) 2730, einen brachacker mit sommerfrucht bestellen, anstatt ihn ganz müfsig liegen zu lafsen. Adelung, *sommern* Jacobsson 4, 187a, mit sommerfrucht bestellen, *sömmern*. Campe, Weigand[4] 2, 734: die brache *sömmern*. Adelung: ein *gesömmertes* feld. ebenda auch: als sommerfrucht bestellen: in der brache soll nichts *gesömmert* werden als flachs, rüben und rübesamen. statuten von Rastenberg § 43. vgl. aarg. *summere*, die sommerfrüchte bestellen. Hunziker 266 (intrans. oder trans.?) und *besömmern* oben theil 1, p. 1630". Erwägt man hierzu noch, dafs im Deutschen der „Juni" als „Sommermonat" bezeichnet wird (s. Grimms *Wtb.* X, Sp. 1547), so dürfte man kaum umhin können, die romanischen Wörter zu dtsch. *Sommer*, ahd. *sumar* etc. zu stellen. Was die Lautform angeht, so gehören *sęmòra*, *semoraul* wohl eher als zu *sommern*, *summern* zu umgelauteten *sümmern*, *simmern*. Keine Schwierigkeit macht *ch* in Hérémence *chòmòra*, das hier lautgesetzlich für *s* eingetreten ist (s. Lavallaz, *Essai sur le patois d'Hérémence*). Beachte auch altfrz. *chaumart*, jachère, bei Godefroy und aus franz. Mundarten u. a. noch: Guillemaut *Dict. pat. de la Bresse Louhannaise* p. 286 *semards*, *semard*, *sombres*; Chambure *Gloss. du pat. Morvand* p. 799, *sombre*, p. 800 *sombrer*; Jaubert *Gloss. du Centre*[2] II, 330 *sombre*, II, 618 *sombrer*; Adam *Pat. lorr.* p. 286 *somat*, *soumâ*, *sombrer*, *somerter*; Haillant *Pat. vosgien* p. 553 *soma*, *somars*, *sombre*; Baudouin *Gloss. du Clairvaux* p. 299.

D. Behrens.

Villoniana,

aus Anlafs der Wurzbachschen Ausgabe[1]).

Die gegenwärtige Miszelle bringt in der Hauptsache das sachlich Allgemeine von dem bei einer Revision des Wurzbachschen Villon notierten Material; als die andere, umfangreichere Hälfte der Arbeit soll nächstens eine eigentliche Besprechung der nämlichen Ausgabe im „Archiv f. d. Studium d. neu. Sprachen“ erscheinen.

Kurz zitierte Büchertitel: Ausgaben von Longnon, Prompsault, Bijvanck (*Spécimen*); Longnon, *Etude biographique;* G. Paris in *Romania* 30, 352–390 und desselben *Fr. Villon*, 1901; M. Schwob, *Spicilège*, 2e édon 1896; F. Ed. Schneegans' Referat im *Literaturblatt f. germ. u. rom. Philologie* 25 (1904).

Abkürzungen: L = Lais (Petit Testament), T = Testament (Grant T.), D = Poésies Diverses (Wurzbach).

I. Zum Text.

(Lesartenmaterial aus Longnon.)

T: 125 l. *n'a vieulx* nach AF (zwischen den beiden anderen Textquellen, CI, weist Bijvanck 84 ff. spezielle Verwandtschaft nach, mit der auch G. Paris rechnet 372). 138 *en mer* AFC. 155 zu schreiben *mueré* (AF). 303 l. nach AF *Bien el le scet* (zu vergleichen L 29 samt Bijvancks Anmerkung, vielleicht auch D 455). 337 zu schreiben *El(l)oys* (AFC). 357 l. *Qui plus est* (Hss.; dieselbe Redewendung 684, 1394, 2014: G. Paris 381 Amn. 1), *et* (AF; *où* in C allein) *le t. C.* 433 halte ich *Se*, das in den Hss. steht *(se, si)*. durch die nicht streng logische Einordnung von *souuent* nicht für ausgeschlossen (streiche die nachfolgende Interpunktion). 491 *m. et menue* AF. 632 (Refrain) *rien* Hss. 649 *voult* AFC (vgl. 2003; Konj. Prät. allerdings sigmatisch). 820 *ref(f)reschir* AF. 822 *pourpoint* nach AC (F: *pourprins*). 858 die Hss. schreiben *Romant.* 936 *Qui lui p.* AF — die bekannte Ellipse wie L 88 (anders, *l'i* Bijvanck 34 Anm.). 958, auch 1727 *vendra*, 1605 *tendra*, wie jedesmal in der einen oder der anderen Hs. (und vgl. 1341, 1497). 992 l. *subuenu* mit AF, reich gereimt zu *Cornu* 1227 *torchier* (F) verlangt der Reim, ähnlich *planchier* 1875 u. a. Wenn der Sinn (wie ich glaube) dem Indikativ günstiger scheint, so kann man 1264 ohne Rücksicht auf Verhältnisse der Überlieferung (*sceust* CFIR) getrost *sceut* (AP) lesen, wie ja 1888 *eust* in AFC doch sicher nur „habuit“ darstellt und auch 477 Longnon tatsächlich gegen dieselben Hss. (Konjunktiv der Vergangenheit wäre wohl periphrastisch bei Villon) *sceut* schreibt. 1335 *m'e. vers c. d.* AFC. 1400 FI (*que ie le face*) lassen sich ansprechend mit A vereinbaren: *que ie le harce* (mod. «herser»). 1408 *uidier* verlangt der Reim (und schreibt I, auch C nach Prompsault). 1444 l. *En* (ACIPR), wie 1438. 1445 *ces b.* nach AFIP; vgl. L 172 (mit Bijvancks Anmerkung), auch 235 (I); ibd. *plaine*. Um 1523 im Reime *cha-yeres* lesen zu können, wäre übereinstimmend mit C das Wörtchen *tres* zu streichen; mit Rücksicht auf den Sinn der Stelle wäre es sehr gut zu entbehren, während sich andrerseits seine Interpolation seitens der einzelnen Schreiber aus der gleichzeitig durchdringenden Aussprache „chaire“ (T 1209; ähnlich *paour* 898 neben *pa-our* D 186) befriedigend erklären liefse. 1524 *Ce* (wie 2009 und D 447 geändert). 1531 l. *seuent* (FR), die altertümlichere Form? 1544 AF: *ploy*; Godefroy VI (ploi). 1551 Longnon gibt eigens (p. 359) die Berichtigung *ou* an (etwa nach C? obwohl bei Prompsault nichts davon steht); ich gestehe *au* nach A besser zu verstehen (FI fehlen); vgl. weiter unter D 555. 1562 besser *ralias* (C), vgl. Godefroy VI 571. 1594 l. *boucler* AC (F?)[2]), die ältere Form. 1665

[1]) Erlangen 1903, zugleich im 16. Bde der *Roman. Forschungen.*

[2]) Wenn das Quiproquo der Longnonschen Sigel damit richtig entwirrt ist. Solches begegnet auch sonst, in dem letzten Drittel der *Notes et Variantes* vielleicht häufiger.

guiere (I) im Reime (wie 1531). 1678 *font* wäre idiomatischer (Littré, Dict. „faire“ 43°), *f·f* die banale Verwechselung. 1694 die gröfste Autorität ist für *et te brulles* (nach CF gegen I). 1783 l. *moustarde* mit AC (wie Longnon selbst im Vokab. und schon L 260). 1835 AFC gebieten *les fauldra* (transitiv wie Tobler, Verm. Beitr. I 178). 1895 *ot* (A) wie sonst (1888). 1982 für das Metrum eine Silbe zu viel, daher *et* (oder *à*) zu streichen.

D: 58 *mourir* (nach DJR)? 190 V, die originalere der beiden Hss. (Longnon XCI), schreibt *toute mataine*; könnte darin nicht das altfrz. „ataine“ stecken? Es ist, begrifflich annähernd an „peine“ angeglichen, auch im Roman de la Rose (Godefroy) zu lesen, den Villon nachweislich kannte; „mettre peine“ regierend Inf. mit *de* T 679 f. 206 zu schreiben *sà* (wie 302). 264 V: *rien*. 435 zeugt Inversion für die Echtheit von F's *Sy* (gegen J allein). 460 soll man (nach *toy!*) nicht verbessern *cries et nommes m*? 486 an dem handschriftlichen *sur sa b.* brauchte man nicht zu rühren. 555 sämtliche Quellen schreiben *au S. E.* (s. oben zu T 1551). 581 (Refrain) das Richtige dürfte sein *de moy taire* (FIR) nach altfrz., Villon geläufiger Art (T 256, 680, 768, 1825; D 570). 591 warum nicht *N'y eust* nach allen Hss.? 600 *vng* hat geringe Autorität: PI; *vne* (CFJR) entspricht dem altfrz. „espie“ (neufrz. „épie“ ungebräuchlich).

II. Zur Interpretation,

spez. auch zu Wurzbachs Kommentar.

L: 20 *jà*, ebenso T 627, 659, W. „jetzt“ (wie Longnon „*maintenant*“; doch auch: negativ „*jamais*“); an diesen (und anderen) Stellen ist eine modale Bedeutung anzuerkennen: nicht im geringsten, auf keinen Fall, sicher nicht. Die traditionelle starke Interpunktion stört 20 eine für mich offenbare Beziehung von 21 zu 18; hingegen wäre zwischen 43 und 44 ein Punkt zulässig. 50 beläfst W. entgegen G. Paris' Einsprache (371 Anm. 2) das Longnonsche Fragezeichen: er versteht (gleich Bijvanck) *que ie l'eslongne* = die Abreise aufschieben; doch kann auch die Bedeutung — gewifs nicht weniger zutreffend — sein: mich von ihr entfernen (Belege Godefroy III 486), mit Punkt als Interpunktion. Ich glaube nicht, dafs 54 Villon sich im Doppelsinne noch auf die „Alteration“ (worüber denn?) seines Rivals hätte beziehen wollen; den Hinweis auf *sec* 316 (nach Bijvanck 73) finde ich sinnlos. *Enchasser* 77 bedeutet „in e. Reliquienkasten tun“ (Sachs), wie übrigens bereits Bijvanck erklärt und Schneegans (in W.'s Bibliographie unter h 13) übersetzt hatte (163 Anm. 1). Gegen Villons Religiosität, deren Äufserungen bei gewissen (andern) Gelegenheiten immerhinn nicht verkannt werden können, läfst sich V. 108, wo Robert Valée allein der Getroffene ist, schlechterdings nicht anführen; eher fühle ich 808 als unehrerbietig oder 799 f. als skeptische Ironie. 160: wenn schon kommentiert wird, so war vor allem V. 10 anzuführen. Hinter 163 ist ein Beistrich unentbehrlich, wenn wirklich *Le Beuf Couronné* 164 als Objekt zu *Laisse* 162 gelten soll; für *tacon*, durch Godefroys Belege nun gar wohl gerechtfertigt gegen Bijvanck 102, wird man fernerhin Prompsaults hypothetische Deutung durch etwas authentisches ersetzen können. 175 interpungieren *Voire, mais s'a.* = Recht so, doch bekomme ich (also auch der Sinn etwas anders, als unter dem Striche erklärt wird). 185—190 was über Cholet in den Akten des Diebstahls von Weihnachten 1456 steht (Longnon: Ausg. LXVI, Etude 60), erlaubt eigentlich von keiner Rolle in dieser Affaire zu sprechen; — „in den Stadtgräben“ ist ungenau (wie bei Paris o. c. 42 „dans les fossés“): Bijvanck „apud“, Prompsault „auprès des f.“ (AB 188 *Ou vers*). 192 kann ich den Schlufs auf „Villons Vertrautheit mit dem Schusterhandwerk“ nicht ernst nehmen. 243 *sans destourbier* heifst: ungestört, unbehindert. Dafs 253 *prescher* u. F. doch gar nichts für Bijvancks (109 Anm. 2) Textänderung in 250 präjudizieren kann, lehrt die Parallele T CVI f., namentlich auch 1170 ff.

verglichen mit 1159. Illusion ist wohl in der Anmerkung zu 257 (richtig 256), dafs der Komparativ *mains* die Karmeliter in Gegensatz zu den Bettelorden stelle; wie heifst es doch zu V. 249? —

T: 15 zu beachten das Wortspiel (ähnlich 12, 76 f. *presté — emprunté*, hier zu 917): *large* (freigebig — breit) *ou estroit*. 29: *compter* gerade mit „anrechnen" zu übersetzen, hat den Herausgeber vielleicht die Schreibung mit *mp* verleitet; bezüglich des uneigentlichen Gebrauches vergl. L 6 *raconte*, etwa auch *confesse* T 114. *Suis à mesme* 45 beziehe ich für meine Person (ohne Infinitiv) auf *Psaultier*: wenn ich ihn bei der Hand habe. *Seul pour tout* 80 kehrt noch 1935 wieder, dürfte etwa heifsen: mit Ausschlufs alles anderen. 106 f. mit 110 sind Reminiszenz aus Ezechiel XXXIII, 11. Zu 171 sollte das Alter Villons objektiv nach Longnons Etude 28 bestimmt werden; T 1 selbst konnte man nach *Romania* 16, 573 Anm. kommentieren. Für *pitance* 248 — in Verbindung mit *pain* (auch Godefroy X 345 c aus Julyot, Littré s. v. aus Amyot) — dürfte die spezif. Bedeutungsentwicklung in Betracht kommen, die Sachs mit „Zukost zum Brote, Zubrot" verzeichnet. Der Ausdruck v. 254 ergibt einen bemerkenswerten, vermutlich gewollten Doppelsinn, da die *maçons* (= *que*) an *servir* zugleich aktiv (s. oben zu T 1835) und passiv beteiligt erscheinen können: „bedient" werden sie von Handlangern — mit Mörtel, Kalk etc. (die Klosterbrüder dagegen 255 f.). 257: *incident* heifst hier wohl „Abschweifung" („digression" Prompsault); für *cuisant* 271 war wohl „beifsend" das Treffendste (übrigens auch nfrz.; Prompsault: piquant). 297—299 wird nach dem Zusammenhang nicht so sehr an vornehme Herkunft gedacht als vielmehr an die den himmlischen Geistern eigentümliche Unsterblichkeit. 317: *quel* fem. ist in historischer Erklärung natürlich n i c h t „wie *el*". Ich möchte nicht sagen, dafs unter *Flora* 330 besser die römische Göttin zu verstehen sei: wie in der ganzen Ballade war wohl zunächst eine sterbliche Frau (*Echo*-Nymphe) gemeint. *Archipiada* 331 auch nur nebenbei noch aus Hipparchia zu erklären ist überflüssig (Prompsault: Archippa!). *Essoyne* 340 war gut nach Longnon n u r „peine, épreuve". 383 *feu* wird in dieser Ballade sicher „verstorben" bedeuten — wohl irrig, wenn Johann II. gemeint sein soll. Da, wie ich glaube, 385, 393, 401 *soit* nur zur Verstärkung des „altfranzösischen" Eindruckes, aber sonst im Sinne des Indikativs steht, so wird man *ou* 385 und sonst als Interrogativum bezeichnen (*où*) und das Fragezeichen von 398 (!) auch noch 389, 394, 402, 404, 406 einführen. *Poin dorez* 394 hat Villon — gleich wie den *apostolles* 385 und Sonstiges — dem alten Epos nachgesprochen (*l'orie punt* Ch. de Rol. 2345, s. Godefroy VI unter *pont* 1). Auf *paillart* 427, (vgl. 1622) pafst die a b f ä l l i g e Bedeutung immer noch recht gut: frivol Sündner (auch Prompsault: un libertin). Eine Deutung wird gesucht zu 444 („sot comme un prunier" ist wohl ein unnützes Zitat); „die Pflaumen sind nicht von eurem Baume" könnte etwa besagen: da habet ihr nichts dreinzureden? vgl. *qu'il se taise* 443. Entgegen der nach — Longnon (dessen Angabe ‹ i n d. › auf 555 weist) an falscher Stelle eingereihten — Anmerkung heifst *empestrer* 550 „umstricken" (mod. empêtrer); der Heaulmière schwebt dabei ihr eigner Fall 471 ff. vor. 568 müfste wohl umgekehrt erklärt werden: nach dem Diener der Herr — zu beurteilen? *deu* ist unverständlich. Ob in *paelle* (697 wohl richtig getroffen) mit Longnon auch 709 p a t e l l a zu sehen sei, scheint mir zweifelhaft; neben *linge* und *drap* denke ich an p o ê l e mask., afrz. p a l i e, p a i l e, Seidenstoff, Brokat. 730 tilge ich den ersten Beistrich: nicht Villon ist weifs (im Gegenteil: 179), sondern er spuckt weifs aus. Gehört das Fragezeichen v. 732 nicht eher um zwei Verse weiter? 749 setze ich ein Komma an Stelle des Punktes, streiche das Fragezeichen in 750 (*mais* so, wie A verstanden hat: = *fors*). 763 u. 781: müfsige Interpunktion. 791 *partout* = trestout? 808: Prompsaults Auffassung, der auch Schneegans (241) den Vorzug gibt, ist im Zusammenhange mit der folgenden Argumentation (über den Schofs Abrahams) tatsächlich die e i n z i g mögliche.

Nostre foiblesse 905 sind vielleicht nicht so sehr „unsere Sünden“ als etwa „unsere gebrechliche Menschlichkeit“. Insofern mit der Geliebten v. 910 immerhin nicht unbedingt *Katherine de Vausselles* (661) gemeint sein muſs (s. auch Schwob 63), könnte man Villons Spielen mit *R* (935) — mit aller nötigen Reserve — als ein Argument f. *Rose* (mit Majuskel) gelten lassen, wie ja auch Longnon selbst nach seiner Etude, worauf sich da W. beruft, wieder noch schreibt; — als Appellativum wäre *rose* Kosewort (Viollet le Ducs Ancien théâtre françois I 51). Die Anmerkung zu *targe* 917 beruft sich mit Recht (wie schon Prompsault) auf die Existenz einer Münzsorte dieses Namens; indessen ist auch wohl zu merken, daſs für ihre Nennung zusammen mit *escu* (nochmals 1271) in allererster Reihe — wie es wieder G. Paris 145 Anm. 2 formuliert — die Rücksicht auf das Wortspiel entscheidend war. 936 *que je voye* („laſs mich sehen“!) = soviel ich sehe, vgl. Toblers Beiträge I 98 ff. *Empirer* 949 (Refrain) bedeutet gewiſs nicht „tadeln“; etwa (kontr. zu *secourir*) „jmds Not verschlimmern“? 1035: *ainsi* läſst sich zur Parenthese schlagen (vgl. 124, D 242). 1178 falscher Punkt. 1199 *estront de mouche*: „Köder?“ — woher? Auſser dem von W. (unverständlich; genau?) zitierten Marot erklärt es Prompsault ansprechend = cire; mouche (à miel) für „Biene“ ist wohlbekannt. 1201 *seau* ist natürlich = sceau; dormitat Homerus. Ganz fehlt es immerhin auch zu 1216 an Erklärungsvorschlägen nicht, s. Longnon in voce Vacquerie und Schwob 72; irrig ist die Definition eines *gorgerin* (wie ja „gorge“ — offenbar euphemistisch — nur weibliche Brust bezeichnet). 1248 *pigne* (mask.!) muſs wohl, wie mit älteren Herausgebern auch Longnon lehrt, = peigne gesetzt werden (auch *empigne* wäre nach AF 1343 zu schreiben). Die aus Schneegans (doch schlecht: „geworden seien“!) zitierte Vermutung hatte vorher G. Paris ausgesprochen, o. c. 124 (wo nur der Verweis „on se rappelle“ auf Irrtum beruhen wird) u. 133. *Belin* 1277 deute ich auf Dummheit, vgl. Godefroy I.[3]) In der Anmerkung zu 1414 ist hinter „ältesten“ ausgefallen: in Frankreich gedruckten. Für *esmorcher* 1424 scheinen einige Belege Godefroys, die ich zur Stunde nicht nachsehen kann, eine technische Bedeutung wie „laugen“ o. ä. anzuempfehlen. *Saige* 1461 ist analog zu 209 mit Majuskel zu schreiben und ins Register zu stellen: gemeint sind zunächst etwa die Vv. VIII, 1—2 des Ecclesiasticus (der Ausdruck ist auch 1463 f. biblisch, anklingend u. a. gleich an Eccli IX, 3). Zu 1510 ff.: G. Paris hat *filé* nicht einfach mit „chanvre“ übersetzt. 1570 Strichpunkt! Nach 1655 eher einen Punkt und einen Beistrich statt des Punktes in 1656. Was mir an Kommentaren über 1686 f. bekannt geworden ist, scheint von den Autoren (Prompsault, Marthold in Le Jargon de F. V. 81) nie recht zu Ende gedacht und ohne eigene Überzeugung nur hingeworfen worden zu sein, ut aliquid fecisse videantur; denn alle Erklärung sollte da schlieſslich auf die eine Frage hinauskommen: was meint eigentlich Villon, in schlichte Prosa übersetzt, mit der *charetée*, die zur kalten wie zur heiſsen Jahreszeit ausgetrunken wird? Ich möchte dieses Bild auf den Gedanken v. 1684 beziehen: die Enfants perdus sollen sich unter einem auch den Rest der *leçon* (1664) anhören — sowie sie ein Faſs Wein auf einmal zu leeren gewohnt sind. Darauf sagt Villon die weitere Lehre an: *Qui en voyez vous herité?* — damit ist die Ballade de bonne doctrine eingeleitet. *Lutter* 1700 — ohne Kommentar — will wohl W. = luctari gesetzt wissen (Lacroix nach Prompsault „faire le métier de baladin“); m. E. wird es von luth abgeleitet sein (bisher, wie es scheint, ebensowenig belegt wie *cymballer*, doch subst. leuteur Godefroy IV; vgl. auch vieler von viele). 1710 einen einfachen Beistrich! Der Wortlaut des V. 1708 (*reculles*) deutet wohl darauf hin, daſs bei Erwähnung der Hanfarbeit (1713) ein Gedanke an deren angeblich üblen Leumund Villon nicht bewuſst sein konnte; in dem Huitain 1708 ff. war es ihm darum zu tun, nach den *ordures* v. 1692—1697, 1700—1705

[3]) Die Erklärung „faux compagnons“ stammt aus Schöne 232 Anm. 1.

gerade auch noch die honetten Möglichkeiten zu überblicken, die sich einem Proletarier zum Gelderwerb bieten — allerdings (1711 f.) nur für einen Ungebildeten gut genug, der sich bescheiden wollte. 1759: da ist es aus mit den Gelehrten- u. Doktortiteln?

D: 22 quêter = betteln, kollektieren (Sachs). Jenes botte, wovon *botel (de foing!)* 142 stammt, bedeutet „Bündel“ (botteau steht in modernen Wbb.). 166: *tragedie* im Gegensatz zu *lettre vraye* dürfte etwa „Fabel“, „erdachte Geschichte“ entsprechen; wie bekannt, hat Dante das Wort in einem verwandten Sinne gebraucht. 226 der Punkt ist falsch. 263 tilge ich die Interpunktion nach *Et* (verstärke eher die zweite), übersetze: gesetztes Benehmen, wie es selbst für ein Alter von 36 Jahren übermenschlich wäre (so ähnlich finde ich es bei Prompsault wieder). 296 *tourbes*: lat. turba ist ein typischer Ausdruck der Evangelien, nam. steht es auch bei Lukas III, 7. 10 mit Bezug auf die Predigten Johannes'. 299 *s'aloua* „sich anschloſs“: G. Paris l. c. 386 hatte die Bedeutung genauer angegeben. Lieſse sich die Interpunktion im Innern des V. 381 nicht sehr gut entbehren? 384: das Parissche „grelots“ ist auf deutsch „Schellen“. Wenn die Anwendung des Gleichnisses von den Ferkeln auf Villons Freunde klappen soll, so wird man *fuyent* 410 durch „herbeilaufen“ wiedergeben müssen (ein in Bezug auf Richtung neutraler Gebrauch des Zeitwortes läſst sich in gewissen Belegen Littrés — Brut XIIe s., Perceforest XVe s. — wohl erkennen); natürlich heiſst *où l'vn brait*: wo (oder wenn) eines (von den Ferkeln) aufquiekt und ist *l'un* nicht = dtsch. „Einer[4]), man“, wie W. mit der Übersetzung „bei einem Lärme“ offenbar glauben lassen will. In der einleitenden Anmerkung zum *Débat du cuer et du corps* p. 168 wird nur einseitig geklagt über die „Verirrungen allegorischer Poesie“; dagegen schadet es nicht auf das Urteil G. Paris' (o. c. 112 f.) hinzuweisen. Über Verteilung der Wechselrede läſst sich wohl recht verschieden denken: soll den V. 417 nicht noch ganz das Herz sprechen? *Si fais* usf. 426 dürfte ein spöttischer Einwurf von Villon sein; dann käme das erste Hemistich dem Herzen zu (*congnoistre* das erste Mal = einsehen?). 450 möchte ich *dea* (in der Zäsur) lieber noch mit der Frage verbinden, wie ehedem auch Prompsault p. 318 (W. folgt dem Vorschlage von G. Paris 382); = sage, denn. Zu Beginn v. 419 und 451 sind Gedankenstriche ausgefallen. 487 „schlagen“ — deutlicher etwa : niederwerfen. Ich finde in 598 gar nichts auf 584 (oder 585) zu beziehen; „wenn ich den Pips gehabt hätte“ = nicht hätte jene Worte hervorbringen können: *l'en appel* (vgl. Littré: il n'a pas de pépie); in diesem Sinne, wie ich nachträglich sehe, bereits Lacroix (1854 S. 207).

---

4) verlesen *l'on*?

Brünn. H. Jarník.

Novitätenverzeichnis.

(Abgeschlossen am 23. Juli 1906.)

1. Bibliographie und Handschriftenkunde.

Catalogue général des livres imprimés de la Bibliothèque nationale. Auteurs. T. 25 : Cau-Chailly. In-8 à 2 col., 1242 col. Paris, impr. Nationale. 1906. [Ministère de l'instruction publique et des Beaux-Arts.]

Currier, Th. Fr. and *E. L. Gay.* Catalogue of the Molière collection in Harvard College Library. Acquired chiefly from the library of the late Ferdinand Bôcher. 148 S. gr. 8°. [Library of Harvard University. Bibliographical contributions edited by *W. C. Lane* Nr. 57].

Doutrepont, G. et le baron *Fr. Bethune.* — Bulletin d'histoire linguistique et littéraire français des Pays-Bas p. p. *G. Doutrepont* et le baron *Fr. Bethune* avec la collaboration d'anciens membres de la Conférence de philologie romane de l'Université catholique de Louvain et d'autres romanistes. Années 1902-1903. Bruges, Imprim. de L. de Plancke 1906. 216 S. 8° [Extrait des Annales de la Société d'Émulation, t. LIV. Année 1904]. (Sehr reichhaltige kritische Berichte über die in den Jahren 1902-1903 erschienene Literatur unseres Faches, soweit sie zu den Niederlanden in irgend welcher Beziehung steht).

Hortzschansky, A. Bibliographie des Bibliotheks- und Buchwesens. Zweiter Jahrgang: 1905. Leipzig, O. Harrassowitz 1906. VIII, 143 S. 8 [Beihefte zum Zentralblatt für Bibliothekswesen XXXI].

Lasteyrie R. de et *A. Vidier.* — Bibliographie générale des travaux historiques et archéologiques, publiés par les sociétés savantes de la France. T. 5. 1re livraison. Paris, Leroux. 1905. 4 fr. la livraison.

Steinschneider, M. Die europäischen Übersetzungen aus dem Arabischen bis Mitte des 17. Jahrhunderts. B. Übersetzungen von Werken bekannter Autoren, deren Übersetzer unbekannt oder unsicher sind. Wien, 1905. 108 S. 8° [Sitzungsberichte der K. Ak. d. Wissensch. in Wien. Phil. hist. Klasse Bd. CLI].

Table des années 1857-1900 de l'Académie des inscriptions et belles-lettres, dressée par *M. G. Ledos.* In-8 à 1 col., XIX-233 p. Paris, Picard et fils. 1906.

Thieme, H. P. Guide bibliographique de la littérature française de 1800 à 1906. Paris, H. Welter. 2e édition. Un fort volume grand in-8 de 400 à 500 p. [Sous presse et en souscription].

Bourrilly, L.-W. Correspondance de Guillaume du Bellay (Suite et fin) [In: Rev. de la Renaissance nov.-déc. 1905].

Deville, E. — Notices sur quelques manuscrits normands conservés à la bibliothèque Sainte-Geneviève. 2 fascicules in-8. VIII. Manuscrits provenant du département de la Manche, 12 p. IX. Manuscrits provenant du dépar-

tement de l'Orne, 10 p. X. Manuscrits divers. 9 p. Evreux, impr. Odieuvre. 1906.

Fischer, E. M. Gustav Flauberts Nachlafs (Schlufs folgt) [In: Das literarische Echo VIII, 15. 1. Mai 1906].

van den Gheyn, J. Catalogue des manuscrits de la Bibliothèque royale de Belgique. Tome V. Bruxelles, 1906. 8°. VII, 701 pp. 12 M.

Guilhiermoz, Le manuscrit 4472 du fonds français de la Bibliothèque Nationale et le Grand Coutumier de France [In: Bibl. de l'École des Chartes LXVI, S. 664—682].

Herbert, I. A. An early ms. of Gui de Warwick [In: Romania XXXV, S. 68 ff.].

Hocquet, A. Inventaire analytique des Archives de la ville de Tournai. 1re fascicule. Tournai, Delcourt-Vasseur, 1905. XVI, 141 S. 8°.

Meyer, P. Fragments de manuscrits français [In: Romania XXXV, S. 22—67].

Reinach, S. Le manuscrit des „Chroniques" de Froissart à Breslau [In: Gazette des beaux arts 1905].

2. Enzyklopädie, Sammelwerke, Gelehrtengeschichte.

Congrès International pour l'extension et la culture de la langue française Ire session tenue à Liége en septembre 1905 [Le français en Alsace-Lorraine, en Belgique, en Suisse, dans le grand-duché de Luxembourg, au Canada, dans l'Amérique du Sud, etc. ... L'universalité de la langue française: accroissement; décroissance. — Le vers français. — Le style. — La critique. — La question de l'enseignement du français en France et hors de France. — N'y a-t-il pas lieu de substituer, dans l'enseignement de la langue française la lecture des prosateurs du XVIIIe siècle à celle des prosateurs du XVIIc siècle. — Patois, dialectes, vocabulaire. — 2000 mots inconnus à Cotgrave, etc.] Paris. H. Champion. 10 fr.

Festschrift zum 12. allgemeinen deutschen Neuphilologentage in München, Pfingsten 1906. Hrsg. im Auftrage des bayer. Neuphilologen-Verbandes v. E. Stollreither. (VI, 519 S.) Lex. 8°. Erlangen, F. Junge '06. 12—

Mémoires de la Société Néo-Philologique à Helsingfors IV. Helsingfors Waseniuska Bokhandeln. Paris H. Welter. Leipzig O. Harrassowitz. [Inhalt: *Oiva Joh. Tallgren,* Las *z* y *ç* del antiguo castellano iniciales de silaba, estudiadas en la inédita Gaya de Segovia. *T. Söderhjelm,* Die Sprache in dem altfrz. Martinsleben des Péan Gatineau aus Tours. Eine Untersuchung über Lautverhältnifse und Flexion, Vers und Wortschatz. *H. Pipping,* Zur Theorie der Analogiebildung. *A. Langfors,* Quantité est accent dynamique. *Oiva Johan Talgren,* Adiciones y correcciones. *M. Wasenius,* Liste des travaux sur les langues et littératures modernes, publiés en Finland 1902—1905].

Neuphilologische Mitteilungen 1906 Nr. 1/2 [Besprechungen: Torsten Söderhjelm, Die Sprache im altfranzösischen Martinsleben des Péan Gatineau, von A. Wallensköld.]

Revue des Études Rabelaisiennes 1906 (4° Année) 1er fasc. [Sommaire: Liste des Membres. Gratian du Pont, sieur de Drusac, et les femmes, par Charles Oulmont. P. 1. — Rabelais et J.-C. Scaliger, par le Dr de Santi. P. 29. Mélanges: Rabelais à Lyon en août 1540, par Émile Picot, de l'Institut. P. 45. — La psychologie et le tempérament de Quaresmeprenant, par le Dr Albarel. P. 49. — Les Commentaires de Perreau et l'alphabet de l'auteur français, par H. Clouzot. P. 59. — Quatre vers latins d'Etienne Pasquier sur Rabelais, par Paul Barbier fils. P. 73. — Rabelais cité par le médecin Jean le Bon, par le Dr P. Dorveaux. P. 75. — Rabelais et Flaubert. P. 77. — Un lecteur de Rabelais au XVIIe siècle: Paul Reneaume, par H. C. P. 79. Comptes-Rendus. P. 82: Dr J. Barraud. Promenade d'un médecin à travers l'histoire (H. C). — Œuvres de Rabelais (J. B.). — Les meilleurs auteurs classiques français et étrangers:

Rabelais, Œuvres (J. B). Périodiques. P. 84-91. Chronique. P. 92-102. Fac-similés: Lettre de Rabelais à Budé (2 p.).

Revue des Études Rabelaisiennes 1906 (4° Année) 2e fascicule [Sommaire: Deux points obscurs dans la vie de Rabelais, par V.-L. Bourrilly. P. 103. — Gratian du Pont, sieur de Drusac, et les femmes (suite et fin), par Charles Oulmont. P. 135. Mélanges: Un frère de Rabelais, par Louis de Grandmaison. P. 154. — Touque-Dillon, par Paul Barbier fils. P. 160. — Note pour le Commentaire, par F.-Ed. Schneegans. P. 179. — Un Rabelais au service de Marie de Médicis, par Fernand Hayem. P. 180. — Jamet Brayer, par Abel Lefranc. P. 183. — La dame de Basché, par L. G. P. 186. — Deux Noëls cités par Rabelais, par H. C. P. 188. Compte-Rendu. P. 191: Atti del Congresso internazionale di scienze storiche, Roma, 1-9 aprile 1903 (Henri Hauvette). Chronique P. 195–198].

Verhandlungen der 48. Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner in Hamburg vom 3. bis 6. Oktober 1905. Im Auftrage des Präsidenten zusammengestellt von *K. Kissel* und *G. Rosenhagen*. Leipzig, B. G. Teubner, 1906. [Darin: *Seelmann*, Ursprung und Urheimat der Rolandsage. *Scheffler*, Zur ästhetischen Erläuterung französischer Schriftsteller. *Suchier*, Die geschichtlichen Grundlagen von Wolframs Willehalm. *Klinghardt*, Die verschiedene Bildung der Tenues im Französischen und Deutschen].

Gassier, E. — Les Cinq Cents Immortels. Histoire de l'Académie française. (1634-1906). Préface de M. Jules Lemaître. In-8, 491-VII p. Paris, Jouve. 1906. 7 fr. 50.

Minckwitz, M. J. Zur Geschichte der Französischen Akademie [In: Arch. f. neuere Sprachen CXVI, 3/4. S. 315—326].

Paris, Gaston af *Kr. Nyrop* København 1906. Forlagt af Tillge's Boghandel. 92 S. 8°. [Studier fra Sprog- og Oldtidsforskning udgivne af det Philologisk. Historiske Samfund. N. 68].

3. Sprachgeschichte, Grammatik, Lexikographie.

Zauner, A. Romanische Sprachwissenschaft. I. T.: Lautlehre u. Wortlehre I. 2., verb. u. verm. Aufl. 169 S. 1905. II. T.: Wortlehre II und Syntax 2. verb. u. verm. Aufl. 163 S. 1905 [In: Sammlung Göschen (Neue Aufl.). Leipzig, G. J. Göschen. Geb. jedes Bdchn. M. —,80.].

Bock, Fr. Französische Einflüsse in Goethes Sprache. Programm der K. K. Staats-Realschule im VI. Bezirke in Wien.

Delitt, O. Über lateinische Elemente im Mittelenglischen. VIII, 101 S. 2,50 M. [Marburger Studien zur engl. Phil. 11. Heft.].

Heck, C. Die Quantitäten der Accentvokale in ne. offenen Silben mehrsilbiger nicht-germanischer Lehnwörter. III, 2 [In: Anglia XXIX, S. 347—377].

Remus, H. Die kirchlichen und speziell-wissenschaftlichen romanischen Lehnwörter Chaucers. Halle, M. Niemeyer 1906. 154 S. 8 [Studien zur engl. Philol. hrsg. von L. Morsbach XIV].

Arbois de Jubainville, H. d'. Mots bretons connus par un auteur français du commencement du neuvième siècle [In: Rev. celtique XXVII, 2 S. 151—154].

Dottin, G, Manuel pour servir à l'étude de l'antiquité celtique. Paris, Champion 1906. 408 S. 12°.

Gundermann, G. Germanische Wörter bei Griechen und Römern I [In: Zs. f. deutsche Wortforschung VIII, 1/2. S. 113—121].

Le Coultre. La prononciation du Latin sous Charlemagne [In: Mélanges Nicole. Genf, Kündig & fils].

Niedermann, M. — Précis de phonétique historique du latin. Avec un avant-propos par A. Meillet. In-16, XII-152 p. Paris, Klincksieck. 1906. [Nouvelle collection à l'usage des classes. XXVIII.]

Sepulcri, A. Intorno a *bistia* e *ustium* nel latino volgare [In: Studi medievali I, 4. S. 612—615].

Todesco, V. Il latino volgare negli scritti degli agrimensori romani [In: Atti del reale istituto veneto di sc. lett. ed. arti, anno accademico 1905—1906. Tomo LXV, serie VIII, tomo VIII, disp. 6].

Walde, A. Lateinisches etymologisches Wörterbuch. 6.—8. Lfg. Heidelberg, Winter 1906. 8°. je 1 M. 50.

La Grasserie, R. de. — Etudes de linguistique et de psychologie. De la catégorie du genre. In-12, 261-V pages. Paris, Leroux. 1906. 6 fr.

Mackel, E. Über die Entstehung der Mundarten, mit besonderer Berücksichtigung Mecklenburgs und der Priegnitz. Programm.

Pipping, H. Zur Theorie der Analogiebildung s. oben p. 89 Memoires.

Huet, G. Déformations de quelques noms propres des chansons de geste dans les imitations en moyen néerlandais. In-8, 6 p. Paris, Champion. 1905. [Extrait du moyen âge.]

Müller, H. Untersuchung der Reime des altfranz. Artusromans von „Durmart le Galois". Diss. Bonn 1906. 53 S. 8°.

Rathmann, F. Die lautliche Gestaltung englischer Personennamen in Goffrei Gaimars Reimchronik „L'Estorie des Engles". Diss. Kiel. 1906. 66 S. 8°.

Schneegans, H. Zur Sprache des Alexanderromans von *Eustache von Kent* 19 S. 8°. [Sonderabdruck aus „Festschrift zum 12. Deutschen Neuphilologentag 1906". Erlangen 1906.]

Söderhjelm, T. Die Sprache in dem altfranzösischen Martinsleben des Péan Gatineau aus Tours. Eine Untersuchung über Lautverhältnisse und Flexion, Vers und Wortschatz. Helsingfors. 1906. Dissert. 183 S.

Baist, G. Parasitische Dentale [In: Zs. f. rom. Phil. XXX, 333 ff.].

van Hamel g + a dans la langue d'oïl [In: Rev. de l'instruction publ. en Belgique XLVIII, 5].

Küffner, G. M. Das unveränderliche Eigenschaftswort im Französischen. Beilage zum Jahresbericht der K. Realschule zu Ludwigshafen a. Rh. 1906. 40 S. 8°.

Lorenz, H. Die Entwicklung des franz. Infinitivausgangs (Vokal +) palatales *l* + *er*. Dissert. Kiel 1906. 122 S. 8°.

Passy, P. Deus problèmes de phonétique historique française: 1e L'évolution de l'*e* féminin; 2° le passage de *ei* à *oi* [In: Rev. de phil. franç. et de litt. XX, 1].

Philipon, Ed. Provenç. *-enc*, ital. *-ingo*, *-engo* [In: Romania XXXV, S. 1—21]. — Espagnol *-anco;* franç. *-ape* [In: Romania XXXV, 283—291].

Sainéan, L. Notes d'étymologie romane. 1. Français: *coquemart*, *croquignole*, *dame-jeanne*, *dégringoler*, *dorelot*, *enjôler*, *grec*, *mâchicoulis*, *marpaut*, *papelard*, *poulemard*, *soteret*. 2. prov. *errour* crépuscule, *escamandre* déguénillé, *esclop* sabot [In: Zs. f. rom. Phil. XXX, 307 ff.].

Saraz, A. Précis historique sur les origines de la langue française et ses modifications. Savona, tip. G. Peluffo, 1906. 48 S. 8°.

Wendel, H. Die Entwickelung der Nachtonvokale aus dem Lateinischen ins Altprovenzalische. Tübinger Dissertation. Halle a. S. 1906. 122 S. 8°.

Barbier fils, P. La racine *cap*, tête, dans la nomenclature ichthyologique [In: Rev. de phil. franç. et de litt. XX, 2].

Boisacq, fr. *requin* [In: Bulletin de la Soc. pour le progrès des études philologiques et historiques; Séances du dimanche 14 mai 1905, tenues à l'université libre de Bruxelles].
Brandin, L. Le plus ancien exemple du franç. *abrier* [In: Romania XXXV, S. 293 ff.].
Derocquigny, J. und *A. Th[omas]* franç. dialectal *téguer, téquer* [In: Romania XXXV, S. 295—300].
Drouhet, Ch. franc. *épaule* [In: Romania XXXV, 102 ff.].
Hollander, L. M. Schraube [In: Zs. f. deutsche Wortforschung VII, 4]. (Behandelt die Herkunft von frz. *écrou*).
Jordan, L. Wortgeschichtliches: 1. *carole.* 2. *Charaute, charaie.* 3. arab. *çifre* 4. *fabula.* 5. *Jrusalem, Jerusalem.* 6. *lanier.* 7. *rote* (Laute, Musikinstrument). 8. *sot* (sotie), it. *zotico* [Aus: Festschr. zum 12. Deutschen Neuphilologentag 1906].
Novati, F., amnare [In: Studi medievali I, 4 S. 616 f.].
Roman, J. Explication de la „vervelle à faucon" [Société nationale des Antiquaires de France. Bulletin 1904. S. 309—311].
Schuchardt, H. Zu lat. *galle* (Ztschr. XXIX, 323 ff.) [In: Zs. f. rom. Phil. XXX, S. 214 f.].
— — roman. *gorr-* [In: Zs. f. rom. Phil. XXX, 2. S. 210—213].
— — franz. *mauvais*, lat. *malifatius* [In: Zs. f. rom. Phil. XXX, 320 ff.].
Th[omas], A. anc. franç. *rojuel* [In: Romania XXXV, S. 306 f.].
— — anc. franç. *oisdif* [In: Romania XXXV, S. 304 f.].
— — franç. dialectal *guiteau* [In: Romania XXXV, S. 303].
— — anc. franç. *machet* [In: Romania XXXV, S. 303].
— — *bretzel* [In: Romania XXXV, 300—302].
— — Anc. normand *anoil* [In: Romania XXXV, 300].
— — Le *Laterculus* de *Polemius Silvius* et le vocabulaire zoologique roman. [In: Romania XXXV, S. 161—197].
— — prov. anc. *albuesca*; prov. mod. *aubieco* [In: Romania XXXV, 109 f].
— — Un sens rare du mot *voiture* [In: Romania XXXV, 110 ff.].
Vey, E. Un mot forézien du XIIe siècle : *asiuraa* = ad-seperata [In: Rev. de phil. franç. et de litt. XX, 1. S. 70—73].

Brinkmann, Fr. Syntax des Französischen und Englischen in vergleichender Darstellung. 2. unveränderte Auflage. Braunschweig, Vieweg 1906. Bd. I: XVII, 628 S. Bd. II: 920 S. 8°.
Burghardt, E. Über den Einfluſs des Englischen auf das Anglonormannische in syntaktischer Beziehung. Göttinger Dissertation. Halle, Karras 1905.
Clédat, L. Les vieilles locutions *mais que, ne mais que* [In: Rev. de phil. franç. et de litt. XX, 1. S. 14—16].
Engel, H. Der Infinitiv als voranstehendes Subjekt. [In: Arch. f. neuere Spr. CXVI 3/4. S. 382—383.]
Subak, J. Zu *tant soit peu* [In: Zs. f. d. Realschulwesen XXXI,5].
Tobler, A. Vermischte Beiträge zur französischen Grammatik. Gesammelt, durchgesehen und vermehrt. Zweite Reihe. Zweite vermehrte Auflage. Leipzig, S. Hirzel 1906. 290 S. 8°. 8 M.
Wacker, H. Über Eigentümlichkeiten der modernen französischen Zeitungssprache. Progr. Patschkau 1906. 22 S. 4°.
Zöckler, R. Die Beteuerungsformeln im Französischen. Chemnitz, Leipzig. W. Gronau 1906. 176 S. 8°.

Baudisch, J. Über Eigennamen als Gattungsnamen im Französischen und Verwandtes. Progr. Wien 1905. 22 S. 8°.
Riegler, R. Über den metaphorischen Gebrauch von Vogelnamen in den modernen Kultursprachen. (Auszug einer gröſseren Studie). Progr. Pola 1905. 43 S. 8°.

Charrier, L. Jard : sa géographie, son origine et son histoire. In-8, 160 p. avec grav. La Roche-sur-Yon, imprim. centrale de l'Ouest. 1906.

Cézac. Le nom de Villeneuve-la-Comptal. [In: Mémoires de la Soc. des arts et des sciences de Carcassonne, 2e série, A. I. Carcassonne 1905. S. 56—56].

Chauvigné, A. Recherches sur les formes originales des noms de lieux. [In: Comité des travaux historiques et scientif. [Bulletin de géographie hist. et descriptive. Année 1904. S. 223—238].

Dictionnaire topographique du département de la Loire-Inférieure, comprenant les noms de lieux anciens et modernes, rédigé par *H. Quilgars.* In-4 à 2 col., LII-322 p. Nantes, Durance. 1906.

Dangibeaud, Ch. Saintes ancienne [In: Revue de Saintonge et d'Aunis XXV (1905), S. 19 ff., 96 ff., 181 ff., 413 ff. [à suivre].

Dubois, J. Sur quelques identifications de noms de lieu [In: Revue de Gascogne. Février 1906].

Feller, J. Les noms de lieux en *ster.* Verviers 1904 [Aus: Bulletin de la Soc. verviétoise d'archéologie et d'histoire, t. V.].

Gobert, Th. Un antique nom topographique de Liège : Merchoul [In: Bull. de l'Instit. archéol. liégeois 1905, n° 1].

Guillaume. Notes sur les peuplades gallo-romaines des Htes Alpes [In: Association franç. pour l'avancement des sciences, compte-rendu de la 33e session. Grenoble 1904. Notes et mémoires. Paris 1905. S. 948—955].

Laugardière, Ch. de. De la véritable situation du pagus Vosagensis en Berry et de son nom français au moyen-âge [In: Mémoires de la Soc. des antiquaires du Centre . . . 1904, 28e vol. Bourges 1905. S. 73—91].

Lemaitre, P. Etymologie du nom de Gap d'après A. Farnaud [In: Bull. de la Soc. d'études des Hautes-Alpes. Quatrième trimestre 1905].

Legrand-Vaternelle. Note sur l'origine de la rue du *Ha-ha* [in Château-Thierry 1905]. [Annales de la Soc. histor. et archéol. de Château-Thierry, année 1904. Château-Thierry 1905].

Loisne, le Comte de. Origine des communes et hameaux du Pas-de-Calais d'après la forme primitive de leur nom [In: Académie d'Arras. Congrès des Soc. Sav. tenu à Arras, les 7, 8, 9 et 10 juillet 1904. Arras 1905. S. 186—248].

Lot, F. *Guenelon — Ganelon* [In: Romania XXXV, 100 ff.].

Manteyer, G. de. Le noms et les deux premières enceintes de Gap (suite et fin) [In: Bull. de la soc. d'études des Hautes-Alpes. Troisième trimestre 1905].

Pratx, M. Ecoute s'il pleut! Contribution à l'étude des noms de lieux en Roussillon [In: Rev. d'hist. et d'archéol. du Roussillon 1904. S. 161—170].

Roche, Ch. de. Les noms de lieu de la vallée Moutier-Grandval (Jura Bernois). Etude toponomastique. Halle, Niemeyer 1906. 47 S. 8° [Beiheft 4 der Zs. f. rom. Phil. Abonnementspreis M. 1,60; Einzelpreis M. 2].

Sabarthès, A. Étude sur les noms de baptême à Leucate (Aude) [In: Bulletin de la Commission archéol. de Narbonne années 1904—1905, t. VIII. S. 245—272].

Th[omas] A. „Giraut de Berneil" ou „Guiraut de Bornelh"? [In: Romania XXXV, 106—109].

Goineau, Emile. Homonymes et paronymes français. (98 S.) 8°. Triest, F. H. Schimpff '06. 1,— M.

Petzold, F.: Die Synonyma in Barraus Histoire de la révolution française nebst sachlichen Zusammenstellungen (Reichstagsverhandlungen], Gerichtswesen, Heer, Krieg u. s. w.). (35 S.) 8°. Mühlhausen i. Th., (Heinrichshofen) ('06). —,60.

Barbier, K. Die Bindung im Französischen (Nach Koschwitz' Parlers parisiens und anderen phonetisch geschriebenen Texten). Progr. Tetschen 1905. 38 S. 8°.

Bechtel, A. Die Vereinfachung der französischen Orthographie [In: Zs. f. d. Realschulwesen XXXI, 4].

Klinghardt. Die verschiedene Bildung der Tenues im Französischen und Deutschen. S. oben p. 90 *Verhandlungen* der 48. Versammlung deutscher Philologen.

Poirot, J. Quantité et accent dynamique s. oben p. 89 Mémoires.

Quiehl, Karl. Französische Aussprache u. Sprachfertidkeit. Ein Hilfsbuch zur Einführung in die Phonetik u. Methodik des Französischen. 4., umgearb. Aufl. (VIII, 332 S.) gr. 8°. Marburg, N. G. Elwerts Verlag '06. 5,—; geb. 5,80.

Schinz, A. The simplification of French orthographie I [In: Mod. Lang. Notes XXI, 4].

Stier, G. Aussichten auf eine vereinfachte französische Rechtschreibung [In: Neuphil. Zentralblatt XX 4/5. S. 115–117] (Mitteilung einer Enquête der „Revue idéaliste" nach dem „Figaro").

Zünd-Burget, Adolphe: Exercices pratiques et méthodiques de prononciation française. Spécialement arrangés pour les études pratiques aux universités et les cours de vacances. (IV, 127 S.) 8°. Marburg, N. G. Elwerts Verl. '06. 2,40.

Annual Baudry de Saunier, ouvrage annuel renfermant par ordre alphabétique l'explication des expressions et des termes employés dans les industries et les arts de la locomotion; donnant les adresses des industriels, des raisons sociales, des marques de fabrique, des notabilités, etc., qui s'y rattachent; la liste des membres des Automobile-Club de France et de la province ainsi que les nouvelles inventions et les résultats des principales épreuves sportives de l'année 1906. In-8 à 2 col., XXX-750 p. avec fig. et portraits. Paris, M. Hubert Baudry, 20, rue Duret. 1906.

Baldensperger, F. Notes lexicologiques (suite) [In: Rev. de phil. franç. et de litt. XX, 1. S. 74—78].

Bechtel, A. Zur französisch-deutschen Terminologie des Automobilismus [In: Zs. f. d. Realschulwesen XXXI, 6. S. 347—350].

Callier, Osk.: Dictionnaire de poche français-polonais et polonais-français. 2 Bde. Orthographie conforme à celle de l'Académie française. (VIII, 478 u. II, 478 S.) 16°. Leipzig, O. Holtzes Nachf. '06. Geb. je 2,70; in 1 Bd. geb. 5,25.

Dierickx. Petit dictionnaire chinois-français. Paris, 1906. 8°. 88 pp. 2 M. 50.

Gauthier, Th. Remarques sur le dictionnaire de Sachs-Villatte [In: Die Neueren Sprachen XIII, 10].

Golschmann, Léon. Nouveau dictionnaire de poche français et russe. Contenant tous les mots indispensables à la conversation familière, ainsi qu'aux voyageurs et hommes d'affaires. Vol. II Russe français. (Collection Feller.) (529 S.) 11,5×7,5 cm. Leipzig, B. G. Teubner '06. 1,50.

James, W., and *A. Molé.* Dictionary of the English and French languages. 17., entirely new and modern ed. Completely rewritten and greatly enlarged by fr. Gen.-Cons. Louis Tolhausen and George Payn. Assisted by E. Heymann. (Dictionnaire des langues anglaise et française.) 2 Tle. in 1 Bd. (X, 564 u. 663 S.) 8°. Leipzig, B. Tauchnitz '06. 5,—; geb. 6,—.

Miguel de Toro y Gómez. Nuevo Diccionario francés-españoly español-francés. Paris, A. Colin. 6 fr.

M'Laughlin, J. New Dictionary English-French and French-English. London, 1906. 8°. 7 M. 20.

Rothwell, J. S. S., and *Edouard Coursier*, Proff.: A new and pratical dictionary of the English and French languages. — Nouveau dictionnaire de la

langue anglaise et française. 2. ed. (322 u. 383 S.) 16°. Esslingen, P. Neff ('06). 3,—.

Uniform International Dictionary of French and English. New York, Hinds, Noble & Eldredge.

Vaganay, H. Quelques mots peu connus [Aus: Mélanges Chabaneau. Romanische Forschungen XXIII, S. 223—234].

4. Metrik, Stilistik, Poetik, Rhetorik.

Martinon, P. — Dictionnaire méthodique et pratique des rimes françaises, précédé d'un Traité de versification. In-12, XV-293 pages. Paris, Larousse. 2 fr. 50.

Bergmann, Karl. Die sprachliche Anschauung und Ausdrucksweise der Franzosen. (XI, 133 S.) 8°. Freiburg i. B. J. Bielefeld '06. 3.—; geb 3.50.

Dubray, G. Fantaisies grammaticales ou tel peuple, tel verbe. (40 S.) 8°. Wien, Gerold & Co. ('06) —.80.

5. Moderne Dialekte und Volkskunde.

Lefèvre, E. — Les Majoraux du Félibrige. Jean Monné. Bio-bibliographie. Avec préface biographique de Lucien Duc. In-8, 48 p. Paris, imp. et lib. Duc et Ce. 1905. [Extrait d'un Dictionnaire bibliographique de la langue d'oc (en préparation)]

Sarrieu, B. La langue d'oc et le félibrige commingeois [In Rev. de Comminges XX (1905), S. 185—196].

Herzog, E. Neufranzösische Dialekttexte, mit grammatischer Einleitung und Wörterverzeichnis. Leipzig, O. R. Reisland. XII + 79 + 130 S. gr. 8°. [Sammlung romanischer Lesebücher. Erster Band].

Cohen, G. Le parler belge [In: Skandinavisk Månadsrevy IX. April 1906].

Dauzat, A. Les doublets dans le patois de Vinzelles (Puy-de-Dôme) [In: Rev. de Phil. franç. et de litt. XX, 2].

— Essai de méthodologie linguistique dans le domaine des langues et des patois romans. In-8, VIII-295 p. Paris, Champion. 1906.

— Géographie phonétique d'une région de la Basse-Auvergne. In-8, 98 p. et 8 cartes. Paris, Champion. 1906. [Etudes linguistiques sur la Basse-Auvergne].

Declève, J. Le wallon montois et le vieux français. Le glossaire de Philibert Delmotte. Mons, impr. Dequesne-Masquillier et fils. 148 S. 8°. Pr. 3 f. 50 [Aus: Mémoires et publications de la Société des sciences, des arts et des lettres du Hainaut, 6e série, t. VI, 56e vol. 1904].

Dubois, J. Le vocabulaire troyen de Grosley [In: Mémoires de la Société académique . . de l'Aube . . t. LXVIII . . . année 1904. Troyes, s. d. p. 325—344].

Edmont, Ed. Quelques mots sur l'emploi du français provincial dans le langage populaire artésien [In: Académie d'Arras. Congrès des Soc. Sav. tenu à Arras, les 7, 8, 9 et 10 juillet 1904. Arras 1905. S. 129—144.]

Emanuelli, F. Le parler populaire de l'île anglo-normande d'Aurigny (à suivre) [In: Revue de phil. franç. et de littérature XX, 2].

Gauchat, L. *semoraul* = juin [In: Bull. du gloss. des pat. de la Suisse Romande V (1906), S. 14 f.].

Gilliéron, J. et *J. Mongin* Études de géographie linguistique: I. Déchéances sémantiques, *oblitare;* II. Le *merle* dans le Nord de la France [vgl. diese *Zeitschrift* XXV¹, S. 123 f.]; III. *traire, mulgere* et *molere;* IV. *échalote* et *cive;* V. Comment *cubare* a hérité de *ovare,* [In: Rev. de Phil. franç. et de littér. XX, 2].

Grojean, O. Le Dictionnaire général de la Langue Wallonne. Édition La Belgique artistique et littéraire. 11 S. 8°.
Haillant, N. Notes de philologie vosgienne. Comparaisons de certains sons de divers patois vosgiens avec les sons russes, allemands, espagnols, arabes et néo-grecs [In: Mém. de l'Acad. de Stanislas. 6e série. T. II. Nancy 1905. S. 1—20].
Jeanjaquet, J. Ancien neuchâtelois: *entrèves* [In: Bull. du Gloss. des pat. de la Suisse Romande V (1906), S. 15 f.].
Précigou, A. Ornithologie de la Haute Vienne. Limoges, Ducourtieux, 1904. 72 S. 8°. (Vgl. Romania XXXV, 336).
Ronjat, J. Provençal *chato* [In: Rev. d. l. rom. Janv.-févr. 1906. S. 87 f.].
Sachs, K. Nizza und seine Sprache. Vortrag, gehalten am 10. Febr. 1905 zur Feier des 25 jährigen Stiftungsfestes des Vereins für neuere Sprachen in Hannover [In: Neuphil. Zentralblatt XX 4/5. S. 108—115].
Sarran, F. De la disparition de quelques mots du gascon du Gers [In: Revue de Gascogne, avril 1906. S. 161].
Sarrieu, B. Le parler de Bagnères-de-Luchon et de sa vallée (suite) [In: Rev. des l. rom. Janv.-févr. 1906].
Tappolet, E. Les expressions pour une „volée de coups" dans les patois de la Suisse Romande V (1906), S. 3—8].
Victor de Laprade, P. — Les Caractéristiques de l'accent lyonnais. In-8, 15 p. avec grav. Lyon, impr. Rey; Revue de Lyon et du Sud-Est, 13, rue de la République. 1906.
Vignon, L. Les patois de la région lyonnaise: le pronom neutre régime direct, formes et sources [In: Rev. de phil. franç. et de litt. XX, 1. S. 17—69].

Ader, G. — *J. Ducamin.* A propos d'une récente édition de Guillaume Ader [In: Annales du Midi XVIII, avril 1906. S. 209—221 (à suivre)].
— *G. Clavelier.* Les poésies de Guillaume Ader [In: Rev. d. l. rom. XLIX Mars-avril-mai-juin 1906. S. 230—240].
Babenne, J. — L' Célibat, chanson en patois de Lille, par Jean Babenne. In-4 à 2 col., 1 p. Lille, impr. Liégois-Six.
Bartavèu (lou). Armana poupulari, en prouvençau, per lou bel an de Dieu 1906. (Cinquenco annado.) In-16, 60 p. avec vignettes et annonces. Villedieu-Vaison (Vaucluse), Grande Imprimerie provençale; tous les libraires. 1906. 20 cent.
Berthier, A. Li Santi Mario en Prouvenço (Les Saintes Maries en Provence). Poème provençal couronné par l'Ac. des sc., lettres et beaux-arts de Marseille). Avignon, J. Roumanille. 17 S. 8°. Prix 0,50 c.
Canolle, G. de. — Rousari d'amour. Estudi de Guy de Canolle. In-8, 8 p. Paris. impr. et libr. Duc et Cie. 1906. [Tira dou « Felibrige ».].
Chèze, Plantadis et Branchet. Poésies populaires de Bas-Limousin, avec notation musicale [In: Lemouzi XIII, Nr. 117 u. 118].
Dasque, J. Janét de Sarte (Counde bertadè), accompagné de notes sur le parler d'Anères (H.-P.) et des environs [In: Era bouts dera moutanho II, 2].
Estieu, P. — Flos d'occitania (vers). In-8, 279 p. et portrait. Toulouse, Marqueste. 6 fr.
Limousis, F. — Farços et Blagos ditos. In-8, 16 p. illustrados per P. Thalabas. Toulouse, impr. Berthoumieu. Castelnaudary (Aude), l'auteur; tous les libr. 60 cent.
Pascal, F. La Barbado [In: Bull. de la Soc. d'études des Hautes-Alpes. Troisième trimestre 1905].

Desaivre, L. Les traditions populaires dans les écrivains français L: Le printemps d'Yver [In: Rev. des trad. popul. XXI, S. 58—62].
Edmont, Et. Les fontaines miraculeuses du Pas-de-Calais [In: Rev. des trad. popul. février 1906. S. 99—101].

Fink, P. Volkstümliches aus Südburgund mit besonderer Berücksichtigung der Trinklieder. Genève, Impr. du „Journal de Genève“ 1905. 23 S.
Frison, J. Traditions et superstitions de la Basse-Bretagne. Morbihan XXI—XXVIII [In: Rev. des trad. popul. XXI, 1. S. 10—15].
Gabond, M. Énigmes, jeux de mots et formulettes baguardes [In: Bull. du gloss. des pat. de la Suisse Romande V (1906), S. 8—14].
Grand Armana de Prouvènço. 1906. Segoundo annado. Publica pèr li Felibre dins tóuti li dialèite de la Lengo d'O. Grand in-8, 208 p. avec grav. et musique. Villedieu-Vaison, provençale. 1906. 1 fr.
Harou, A. Mythologie et folk-lore de l'enfance: XI Un croquemitaine wallon. XII Ce qu'on dit aux enfants imprudents [In: Rev. des tradit. popul. XXI, 1. S. 9 f.].
— Les travaux publics I (suite) (1) Une route maudite. II (suite) (3) Les chemins de fer [In: Rev. des trad. popul XXI, 1. S. 56 f.].
Jacques, O. Chansons de la Haute-Bretagne [In: Rev. des trad. popul. XXI, 1. S. 16—45].
Leymarie, C. Les chansons rustiques du Limousin [In: Lemouzi XIII, Nr. 117 u. 118. S. 296].
Lucie de V. H. Coutumes et superstitions de la Haute-Bretagne LXXVII: Le houblon et le bain dans la rivière [In: Rev. des trad. pop. XXI, 1. S. 56].
Marlot, H. Petites légendes locales. DCXLVI L'aumonier qui revient. DCXLVII Les trésors de Foulin. DCXLVIII Le trésor de Montjeu [In: Rev. des trad. popul. févr. 1906. S. 98 f.].
Morin, L. Les métiers et les professions. CXLIX: Le baton blanc du maitre charbonnier [In: Rev. des trad. popul. XXI, 1 S. 55].
— Médecine superstitieuse XCIII: Les cloportes et la paralysie. Remède pour la paralysie de la langue [In: Rev. des trad. popul. XXI, S. 57].
Orain, I. Les rites de la construction XLVIII: Le chat dans les fondations [In: Rev. des trad. popul. XXI, 1. S. 16].
Rossat, A. Les Paniers poème patois (suite) [In: Schweizer. Arch. f. Volkskunde IX, 2].
Schepp, F. Altfranzösische Sprichwörter und Sentenzen. Greifswalder Dissertation.
Sébillot, P. Le Folk-lore de France. T. III. La faune et la flore. Paris, E. Guilmoto. 18 fr.
Simond, C. — Les Légendes de Paris, récits historiques; In-8, 240 p. avec 143 grav. Paris, Gaillard.
Vaugeois, M.-E. Contes et légendes de la Haute-Bretagne. Pays nantais [In: Rev. des trad. pop. XXI, 1 S. 46—53].
Vesly, L. de. Légendes, superstitions et vieilles coutumes. La Feurolle de la forêt des Essarts. Les sorciers du Trou d'Enfer à Freneuse (Seine-Inférieure) et la monnaie des sorciers [In: Bull de la soc. libre d'émulation, du commerce et de l'industrie de la Seine-Inférieure. Exercice 1904. Rouen 1905.]

6. Literaturgeschichte.

a. Gesamtdarstellungen.

Biese, A. The development of the Feeling for Nature in the Middle Ages and Modern Times. London, Routledge 1905. 384 S. 8°.
Counson, A. *Dante* en Belgique [In: La Belgigue artistique et littéraire, Bruxelles, juin 1906].
Jacob, Geo.: Erwähnungen des Schattentheaters in der Welt-Literatur. 3. verm. Ausg. der Bibliographie üb. das Schattentheater. (49 S. m. 1 Taf.) 8°. Berlin, Mayer & Müller '06. 2 M.
Kappstein, Th. Ahasver in der Weltpoesie. Mit einem Anhang: Die Gestalt Jesu in der modernen Dichtung. X, 157 S. Berlin, Georg Reimer. M. 3.

Lefebvre, L. — Notes pour servir à l'histoire de la musique à Lille. Les Ménestrels et Joueurs d'instruments sermentés, du XIVe au XVIIIe siècle; In-8, 15 p. avec fig. Lille, imp. Lefebvre-Ducrocq. 1906. [Tiré à 100 exemplaires].

Loliée, F. Short History of comparative Literature. London, 1906. 8°. 394 pp. 7,20 M.

Roovers, C. Précis de littérature française. Zutphen, 1906. 8°. 8, 718, 2 pp. 8,50 M.

Speck, H. B. G. Katilina im Drama der Weltliteratur. Diss. Breslau 1906. 45 S. 8°.

Tyszkiewicz, M. Pensées d'Aristophane, Platon, Aristote, Pascal, Rousseau, Voltaire, Danton, Robespierre, J. de Maistre, Gœthe, Herder, etc., sur la démocratie et la doctrine socialiste, réunies et publiées par le comte Michel Tyszkiewics. In-16, 80 p. Paris, B. Chenevier, 34, rue Bonaparte. 1906.

Anglade, J. Deux troubadours narbonnais: Guillem Fabre et Bernard Alanhan [In: Bull. de la Commission archéol. de Narbonne 1904—1905, t. VIII. S. 397—427].

Bathe, J. Die moralischen Ensenhamens im Altprovenzalischen. Ein Beitrag zur Erziehungs- und Sittengeschichte Südfrankreichs. Progr. Marburg 1906. 29 S. 4°.

Bury, J. B. Life of St. Patrick and his place in history. London, Macmillan 1905.

Cohen, G. Histoire de la mise en scène dans le théâtre religieux français du moyen âge. Paris. H. Champion 1906. 304 S. 8°. [Extrait des Mémoires couronnés par la Classe des lettres et des sciences morales et politiques de l'Académie royale de Belgique. Nouvelle série, Collection in-8°, tome I, 1906].

Comfort, W. W. The Character Types in the Old French *Chansons de Geste* [In: Publ. of the Mod. Lang. Assoc. of America. XXI, 2. S. 279—434].

Deutschbein, Max. Studien zur Sagengeschichte Englands. I. Tl. Die Wikingersagen. Hornsage, Haveloksage, Tristansage, Boevesage, Guy of Warwicksage. XII, 264 S, gr. 8°. Cöthen, O. Schulze Verl. '06. 7 —

Fischer, A. Das Verhältnis der Fabeln des Phädrus zur äsopischen Fabelsammlung. Progr. Klosternenburg 1905. 20 S. 8°.

Fletcher, R. H. The Arthurian material in the Chronicles especially those of Great Britain and France. [In: Studies and Notes in Philology and Literature X (1906), X. 313 S. 8°.]

Galpin, St. L. „Cortois" and „vilain" by the French and Provençal poets. Newhafen, Conn. Ryder 1905.

Gaster, M. The legend of Merlin [in: Folk-Lore XVI, 4].

Gheyn, J. van den, L'art et le livre [Acad. royale d'archéol. de Belgique. Bulletin 1906 I. S. 111—120].

Herrmann, F. Beiträge zur Schilderung und Beurteilung der gesellschaftlichen Verhältnisse Frankreichs in der Fabliaux-Dichtung. Progr. Coburg 1906. 21 S. 4°.

Hagen, Paul. Wolfram und Kiot. [Aus: „Zeitschr. f. deut. Philol."] (78 S.) gr. 8°. Halle, Buchh. des Waisenhauses '06. 1.60.

van Hamel, Middeleeuwsch antifeminisme [In: De Gids. Febr. 1906].

Huet, G. Déformations de quelques noms propres des chansons de geste dans les imitations en moyen néerlandais [In: Le Moyen-Age, sept.-déc. 1905. S. 258—262].

Imelmann, Rud. Layamon. Versuch über seine Quellen. (VII, 118 S.) 8°. Berlin, Weidmann '06. 3 —

Jordan, L. Studien zur fränkischen Sagengeschichte III. Zu den Verbannungen Childerichs und Floovents. [In: Arch. f. n. Spr. CXVI 1/2. S. 51—66].

Kempe, D. The legend of the Holy Grail, its sources, character and development. The introduction to, and part V of, Herry Lovelich's verse „History of the Holy Grail", Early English Text Society, 1874—1878. London 1905 [Early English Text Society. Extra Series, XCV].

Klotz, A. Die Bedeutung Galliens für die römische Literatur [In: Zs. f. rom. Phil. XXX, 2].

Lot, F. Vivien et Larchamp [In: Romania XXXV, S. 258—277].

Male, E. Une influence des mystères sur l'art italien du XV. siècle [In: Gazette des Beaux-Arts 1 févr. 1906].

— L'art français de la fin du moyen âge: L'idée de la mort et la Danse Macabre [In: Rev. d. deux mondes 1er avril 1906].

Novati, Fr. „Li Dis du Koc" di Jean de Condé ed il gallo dei campanile nella poesia medievale [In: Studi medievali I, 4. S. 465—512].

Potez, H. La capitale poétique de la France au XIIIe siècle [In: Académie d'Arras. Congrès des Soc. Sav. tenu à Arras les 7, 8, 9 et 10 juillet 1904. Arras 1905. S. 27—39].

Royer, M. L'enseignement des lettres classiques d'Ausone à Alcuin. Introduction à l'histoire des écoles carolingiennes. Paris, Picard 1905. XVIII, 457 S. Fr. 10. (Thèse).

Schulze, A. Zur Brendanlegende [In: Zs. f. rom. Phil. XXX, 257—279].

Seelmann, E. Ursprung und Urheimat der Rolandsage. S. oben p. 90 *Verhandlungen* der 48. Versammlung deutscher Philologen.

Thomas, A. Jamette de Nesson et Merlin de Cordebeuf [In: Romania XXXV, 82—94].

Weston, Jessie L. Chrétien de Troyes and Wauchier de Denain by *Jessie L. Weston.* Vol. I of *The Legend of Sir Perceval.* London. D. Nutt. 10 s. 6 d. [Grimm Library XVII].

Ballu, C. — De la noblesse d'Agrippa d'Aubigné et de Mme de Maintenon. In-8, 40 p. Angers. Germain et Grassin. 1906. [Extrait de la Revue de l'Anjou (janvier-février 1906)].

Boubée, J. La littérature belge. Le sentiment et les caractères nationaux dans la littérature française de Belgique. 79 S. 8°. Paris, impr. Dumoulin 1906. 2 M.

Bourdeau, J. — Poètes et Humoristes de l'Allemagne. La France et les Français jugés à l'étranger (le Simplicissimus de Grimmelshausen; Un Gil Blas allemand; Nicolas Lenau; Schiller et la Révolution; etc.). In-16, 287 p. Paris, Hachette et Ce. 1906. 3 fr. 50. [Bibliothèque variée].

Cain, Georges. Anciens théâtres de Paris. Le Boulevard du Crime — Les théâtres du Boulevard — avec de nombreuses reproductions de documents anciens. — Paris, Fasquelle.5 fr.

Capus, A. — Notre époque et le théâtre, conférence faite le 16 mars 1906 à la Société des Conférences. In-18 jésus, 36 p. Paris. Charpentier et Fasquelle. 1906. 1 fr.

Claretie, L. — Histoire des théâtres de société. In-18 jésus, 284 p. avec 29 grav. Paris, Molière. 4 fr.

Domenichini, M. L'amore nella lirica di A. de Lamartine e A. de Musset. Padova, tip. fratelli Gallina 1906. 87 S. 16°.

Chauveron, E. de. Les grands procès de la comédie-française depuis les origines jusqu'à nos jours. Lettre-Préface de *M. Jules Claretie.* Paris, Rousseau. IV, 416 p. 7 fr. 50.

Du Bled, V. La Société française du XVIe au XXe siècle. 5e série: XVIIIe siècle. (Les magistrats et la société française. Une femme premier ministre. Le salon de la marquise de Lambert. Mme de Tencin. La cour sous Louis XV et Louis XVI.) In-16, XXII-312 p. Paris, Perrin et Cie. 1905.

Faguet, E. Les poètes français du temps du premier empire. Introduction [In: Revue des cours et des conférences XIV, 15].
— Propos de théâtre. Troisième série. Paris. Soc. franç. d'imprim. et de librairie. 3 fr. 50.
Farinelli, A. Dante und Voltaire II [In: Studien zur vergleichenden Literaturgesch. VI, 2].
Fréminet, Dupin et des Cognets. Mélanges d'histoire littéraire. Paris, 1906. 8°. 6 M. 50.
Gilbert, E. — Les Lettres françaises dans la Belgique d'aujourd'hui. In-18 jésus. 70 p. Paris, Sansot et Cie. 1906. 1 fr. 50. Collection d'Etudes étrangères.]
Giraud, V. Pascal, Condorcet et „l'Encyclopédie" [In: Rev. d'Hist. litt. de la France XIII, 1. S. 110 f.].
Godet, Ph. Madame de Charrière et ses amis, d'après de nombreux documents inédits (1740—1805), avec portraits, vues, autographes, etc. 2 vol. in-8°, XIII, 519 p. et 448 p. Genève, A. Jullien 1906.
Hémon, F. — Cours de littérature. XXXI. La Critique. In-18 jésus, 208 p. Paris, Delagrave.
— Cours de littérature. XXVIII : l'Eloquence. In-16, 112 pages. Paris, Delagrave. Relié, 1 fr.
Hazard, P. „Le Spectateur du Nord" [Rev. d'Hist. litt. de la Fr. XIII, 1].
Langlais, J. La pédagogie de Rabelais et de Montaigne (Suite et fin) [In: Rev. de la Renaissance nov.-déc. 1905].
Larroumet, G. — Etudes de critique dramatique. Feuilletons du «Temps» 1898—1902. 2 vol. in-16. T. 1er. 350 p. — T. 2. 358 p. Paris, Hachette et Cie. 1906. Le vol. 3 fr. 50. [Bibliothèque variée.]
Lecomte, L. H. — Histoire des théâtres de Paris. Le Théâtre-Historique (1847-1851, 1862, 1875-1879, 1890-1891). Petit in-8, 171 p. et 1 grav. Paris, Daragon. 1906. 6 fr.
Lefranc, A. Tristan l'Hermite et La Calprenède [In: Revue des cours et des conférences XIV, 13].
Lieby, A. L'interrupteur de la dernière représentation de la Comédie française en 1793 [In: La Révolution française 1905. 14 décembre].
Longhaye, G. — XIXe siècle. Esquisses littéraires et morales. T. 4. 3e période (1850-1900) suite. La Comédie. Le Roman. 4e série. Auteurs catholiques (1830-1900), Montalembert, Veuillot, Lacordaire. In-18 jésus, 468 p. Paris, Retaux. 1906.
Maillard, F., La Cité des intellectuels. Scènes cruelles et plaisantes de la vie littéraire des gens de lettre au XIXe siècle. Paris, Daragon 1905. 526 S. 16°.
Marsan, J. Formation de la Pastorale française [In: Rev. de la Renaissance t. VII, janvier-avril 1906. S. 20—42].
Masson, M. La Correspondance spirituelle de Fénelon avec Mme de Maintenon [In: Rev. d'Hist litt. de la Fr. XIII, 1].
Nowack W. Liebe und Ehe im deutschen Roman zu Rousseaus Zeiten 1747—1774. Bern, 1906. 8°. 124 pp.
Picot, E. Les Français italianisants au XVIe siècle. T. 1er. In-8, XI-382 p. Paris, Champion. 1906.
Poupé, E., Documents relatifs à des représentations scéniques en Provence du XVe au XVIIe siècle. Paris, Impr. Nationale, 1905. 20 S. 8°.
Reynier, G. Les origines de la légende de Don Juan [In: Revue de Paris. 15 mai 1906].
Stiefel, A. L. Über angebliche Beziehungen Molières und Tristan l'Hermites zum spanischen Drama [In: Stud. zur vergl. Literaturgesch. VI, 2. S. 234—237].
Thieme, s. oben p. 88.

Vial, F. et *L. Denise.* — Idées et Doctrines littéraires du XVIIe siècle (extraits des préfaces, traités et autres écrits théoriques). In-18 jésus, IX-297 p. Paris, Delagrave. 1906. 3 fr.

b. Einzelne Autoren.

Ackermann. — *Citoleux, M.* La poésie philosophique au XIXe siècle. Mme Ackermann, d'après de nombreux documents inédits (thèse). In-8, XIII-254 p. Paris, Plon-Nourrit et Cie. 1906.

Aubigné, A. d'. S. oben p. 99 *Ballu.*

Balzac. — Honoré de Balzac (1799-1850); par *Ferdinand Brunetière.* In-18 jésus, 335 p. Paris, Calmann-Lévy. 1905. 3 fr. 50. [Bibliothèque contemporaine.]

— *F. Roux.* Balzac jurisconsulte et criminaliste. Paris. Dujarric & Cie. 388 S. 18^{0}. 3 fr. 50.

— *Balzac, H. de.,* Son influence et son œuvre p. *F. Brunetière* [In: Rev. d. deux mondes 15 mars 1906].

— *Balzac,* ses idées sociales; par l'abbé *Charles Calippe.* Bar-le-Duc, imp. Brodard, Meuwly et Ce. Reims, Action populaire, 48, rue de Venise. Paris, Lecoffre. [Publications de l'Action populaire.]

Banville. — *Grein, H.,* Die „Idylles Prussiennes" von Théodore de Banville. Ein Beitrag zur Geschichte der Kriegspoesie von 1870/1871. Beilage zum Jahresbericht des Realgymnasiums zu Neunkirchen, Bez. Trier, Ostern 1906.

Baudelaire. — *E. Seillières,* Documents sur Baudelaire [In: Mercure de France 15 mars 1906].

Beaumarchais, vgl. Bonnefoy.

La Berthonye. — *G. Reynaud de Lyques.* Un prédicateur toulonnais au XVIIIe siècle, le R. P. Hyacinthe-Thomas-d'Aquin La Berthonye (suite et fin) [In: Annales de la soc. d'études provençales III, 2]

Bonnefoy. — *P. d'Estrée.* Une victime inconnue de Beaumarchais : Bonnefoy de Bouyon [In: Rev. d'Hist. litt. de la France XIII, 1].

Bourdaloue. Histoire critique de sa prédication, d'après les notes de ses auditeurs et les témoignages contemporains, par *Eugène Griselle.* T. 3. In-8, VIII-488 p. Paris, Beauchesne et Cie. Lyon, 3, avenue de l'Archevêché. 1906. 7 fr. 50.

— *B. Grassl.* Louis Bourdaloue, Prediger am Hofe Ludwig XIV. Progr. Pilsen 1905. 29 S. 8^{0}.

Buchanan. — *G. Bonet-Maury,* Georges Buchanan (1506—1582). A propos de son Centenaire [In: Revue Bleue. 30 juin 1906].

La Calprenède. S. oben *Lefranc.*

Constant, B. par *V. Glachant* [In: Annales Romantiques III, 1/2].

Corneille, P. Zur dreihundertsten Wiederkehr seines Geburtstags von *H. Morf* [Aus: Deutsche Rundschau XXXII, 9. Juni 1906. S. 339—452].

— *A. Counson.* La fête de Corneille. Bruxelles, J. Gormaere 1906. 18 S. 8^{0} [Extrait de la *Revue Générale,* Juin 1906].

— Der Dichter des Barock, und seine Gestalten [In: Beilage zur Allgemeinen Zeitung 1906. Nr. 127].

— *A. Gazier,* Pierre Corneille et le théâtre français. L'homme et son caractère. Les maître de Corneille; ses prédécesseurs immédiats. Les débuts; „Mélite"; la „Sophonisbe" de Mairet [In: Rev. des cours et conférences XIV, 15. 17. 18. 21].

— von *G. Ransohoff* [In: Die Nation 2. Juni 1906].

— Le Grand Corneille chez Molière. A propos en un acte, en vers; par *François Dellevaux.* In-16, 63 p. Paris, Stock. 1906 2 fr. [Troisiéme centenaire de Pierre Corneille, 1606-1906].

Corneille, P. *Roger Le Brun.* Corneille devant trois siècles. Paris, 1906. 18°. 3,50 M.
— Les Larmes de Corneille, comédie en un acte en vers; par *Louis Le Lasseur.* In-16, 39 p. Paris, Charpentier et Fasquelle. 1906. 1 fr. [Représentée à la Comédie-Française, le 6 juin 1906].
— *Gustave Zidler* Triomphe Héroique. Poème couronné au Concours organisé par « le Journal » à l'occasion du troisième centenaire de Corneille dit par *Mounet-Sully*, le 26 mai, à l'inauguration du monument Corneille. Paris, Fasquelle. 1 fr.
Cyrano de Bergerac (1609—1655). Sein Leben und seine Werke von *H. Dübi.* (IV, 144 S.) 8°. Bern, A. Francke '06.
— La Jeunesse de Cyrano de Bergerac; par *H. de Gorsse* et *J. Jacquin*, avec lettre-préface d'Edmond Rostand. 2e édition. Grand in-8, 319 p. avec 48 grav. par Ed. Zier. Paris Hachette et Cie 1906. 3 fr. [Bibliothèque des Ecoles et des Familles].
Delavigne. — *J. Ernest-Charles.* Le théâtre de Casimir Delavigne „Louis XI" [In: Revue des cours et des conférences XIV, 15].
Descartes. — *A. Espinas.* Le point de départ de Descartes [In: Revue Bleue 3 et 10 mars 1906].
Diderot. v. *R. Kassner.* Mit 15 Vollbildern in Tonätzung und 1 Fksm. 65 S. 8°. [In: Die Literatur. Sammlung illustr. Einzeldarstellungen. Hrsgb. v. Geo. Brandes. Berlin, Bard, Marquardt & Co.].
Dumas. — *F. Pascal,* Le mysticisme d'Alexandre Dumas [In: Revue Bleue 2 juin 1906].
Flaubert s. oben p. 89 *Fischer.*
Florian. — *E. Faguet,* Les poètes franç. du temps du premier empire: Florian [In: Rev. des cours et conférences XIV, 17, 18, 21].
La Fosse. — *Thiemer, Johs.* Antoine de La Fosse, Sieur d'Aubigny als Tragiker. Diss. 93 S. 8°. Leipzig, Dr. Seele & Co. '06.
Froissart s. p. 89 Reinach.
Giraut de Borneil. — S. oben p. 93 *A. Th[omas].*
Gozlan. — Un romancier d'avant-hier: Léon Gozlan, p. René Martineau [In: Annales Romantiques III, 2].
Hugo, V. — *L. Bartolucci,* Il genio e il cuore di Vittor Hugo: discorso Cagliari-Sassari, tip. G. Montorsi, 1906. 70 S. 16°.
— Roman (le) de Juliette et de Victor Hugo. Préface de *François Coppée.* Avant-propos de *Jean de Lattire,* d'après l'anglais de *M. H. W. Wack.* In-18 jésus, XI-261 p. avec une grav. Paris, libr. Uuiverselle, 33, rue de Provence. 1906.
Lamartine. S. p. 99 *Domenichini.*
— *Citoleux, M.* La poésie philosophique au XIXe siècle. Lamartine (thèse). In-8, XI-403 p. Paris, Plon Nourrit et Cie. 1905. (vgl. R. Doumic Rev. d. deux mondes 15 mars 1906. S. 445 ff.)
— *Lamartine* et les catholiques lyonnais, d'après des correspondances et des documents inédits; par *M. Roustan.* In-8, 115 p. Paris, Champion. 1906.
[Larivey]. — *M. Haacke,* Un précurseur de Molière. Halle a. S. Verlag der Buchhandlung des Waisenhauses. 1906. 15 S. 8°. Preis Mk. 0,40.
Maintenon. — Du rang de Mme de Maintenon à la cour de Versailles après son mariage avec Louis XIV; par *M. Léon Charpentier.* In-8, 7 p. Paris, 5, rue Saint-Simon. 1906. [Extrait de la Revue des questions historiques, avril 1906.]
Michelet, ses amours et ses haines, suivi d'une étude sur Perrault; par *Nerthal.* — In-18 jésus, III-204 pages. Paris, lib. des Saints-Pères. 3 fr.
— *Michelet;* Sa vie, sa methode, ses idées, son style; par L. Salembier. In-8, 20 p. Arras, Sueur-Charruey. Paris, libr. de la même maison. 1906. [Extrait de la Revue de Lille.]

Mistral. — *M. J. Minckwitz,* Dantes Beatrice und Mistrals Fado Esterello. Erlangen 1906. [Sonderabdruck aus Festschrift zum 12. Deutschen Neuphilologentag 1906. S. 91—124].
Molière s. oben p. 88 *Currier* and *Gay.*
— *A. Lefranc.* La vie et les ouvrages de Molière. Méthode et esprit du cours [In: Rev. des cours et des conférences XIV, 15].
— *A. Lefranc,* La vie et les ouvrages de Molière: La critique et l'érudition moliéresque. Molière aux XVIIIe et XIXe siècles [In: Rev. des cours et conférences XIV, 17, 18].
Montaigne s. p. 100 Langlais.
— *Montaigne:* The average man. By *R. W. Trueblood* [In: Publications of the Modern Language Association of America XXI, No. 1].
Montchrétien. — *P. Fredericq.* Antoine de Montchrétien comme source de l'histoire économique des Pays-Bas au commencement du XVIIe s. [In: Bullet. de la Classe des lettres de l'Ac. royale de Belgique. 1905. n° 3].
Musset. S. p. 99 *Domenichini.*
— *Nic. Cacudi,* Alfred de Musset e i suoi canti di dolore: saggio critico. Napoli, tip. A. Trani 1905. 83 S. 8°. L. 2.
— *L. Séché,* Le dernier caprice d'Alfred de Musset: Madame Alan-Despréaux [In: Annales romantiques III, 2 und Rev. de Paris 1er avril 1906].
— Le monument d'A. de M. p. *L. Séché* [In: Annales romantiques III, 1].
— *Musset, A.* à Fontainebleau p. *A. Retté* [In: Mercure de France 15 mars 1906].
Nesson. — *N. Valois.* Nouveaux témoignages sur Pierre de Nesson [In: Romania XXXV, 278—283].
Ortigue, Annibal d'. — *Ad. van Bever.* Un poète ignoré du XVIe siècle: Annibal d'Ortigue [In: Rev. de la Renaissance t. VII, janvier-avril 1906. S. 43—59].
Pascal et l'Expérience du Puy-de-Dôme p. *F. Mathieu* (fin) [In: Rev. de Paris 1er mai 1906].
Rabelais s. oben p. 89 f. und p. 100 Langlais.
Renan. — Le Système historique de Renan; par *G. Sorel.* T. 3 : Renan historien du christianisme. In-8, p. 209 à 336. Paris, Jacques. 3 fr.
Ronsard. — *A. Mansuy.* Un ronsardisant oublié : Jean Kochanowski [In: Revue Bleue. 21 u. 28 avril 1906].
Roumanille, J. von *M. J. Minckwitz* [In: Grenzboten I (1906) S. 147—156. 197—206].
Rousseau, J. J. s. p. 108 *Brumoy, Lettres* inédites.
— L'Affaire J.-J. Rousseau; par *Edouard Rod.* Petit in-8, XIV-361 p. Paris, Perrin et Ce. 1906.
— *L. Geiger.* Neues über Rousseau [In: Die Gegenwart 5].
— *P. Mautouchet.* Le nom de J.-J. Rousseau dans la géographie révolutionnaire [In: La Révolution française 1906, 14 février].
— *G. Gazier.* La mort de J. J. Rousseau. Récit fait par Thérèse Levasseur à l'architecte Pâris, à Ermenonville [In: Rev. d'Hist. litt. de la Fr. XIII, 1. S. 101 ff.].
— *L. Brédif.* Du caractère intellectuel et moral de J.-J. Rousseau. Étudié dans sa vie et ses écrits avec une lettre inédite reproduite en phototypie. Paris, Hachette. 7 fr. 50.
Sand, G. — *M. Tinayre.* Un portrait de George Sand [In: Gazette des Beaux-Arts 1 oct. 1905].
Sainte-Beuve. — *J. Merlant* Sénancourt et Sainte-Beuve [In: La Revue latine V, 1].
Staël. Le premier exil de Mme de, p. *Paul Gautier* [In: Rev. des deux mondes 15 juin 1906. S. 898—923].
Stendhal. — Neues über Beyle-Stendhal. [Vgl. Beilage zur Allgemeinen Zeitung 1906 No. 114.]

Taine. — *A. Aulard.* Taine, historien de la Révolution française. Avant le livre des *Origines* [In: La Révolution franç. 1906, 14 mars].
— La Psychologie des individus et des sociétés chez Taine, historien des littératures (étude critique); par *Paul Lacombe.* In-8, II-382 p. Paris, F. Alcan. 1906. 7 fr. 50. [Bibliothèque de philosophie contemporaine].
Tristan l'Hermite. S. oben p. 100 *Lefranc.*
Vigny, A. de. — *E. V. François.* Sir Walter Scott and Alfred de Vigny [In: Mod. Lang. Notes XXI, 5. Sp. 129—134].
— Les origines littéraires d'Alfred de Vigny p. *Jacques Langlais* [In: Annales romantiques III, 1].
Villehardouin. — *E. Teza.* Alle Osservazioni sul Villehardouin : aggiunta [In: Atti del reale istituto veneto di scienze, lettere ed arti. T. LXI, serie VIII, tomo VIII, disp. 7. 1906].
Villon. — François Villon, comédie en vers; par *Jéhanne d'Orliac.* In-18 jésus, 39 p. Paris, Stock. 1906. 1 fr. 50. [Représentée pour la première fois, à Paris, au théâtre Trianon, le 5 janvier 1905.]
Voltaire s. oben p. 100 *Farinelli.*
— *L. Foulet.* Le voyage de Voltaire en Angleterre [In: Rev. d'Hist. litt. de la France XIII, 1].
— Le frère de Voltaire (1685—1745) p. *A. Gazier* [In: Rev. d. deux mondes 1er avril 1906].
— *Voltaires* Philosophie von *K. B. Haise.* Progr. Herne 1906. 22 S. 8°.
Zola. — Comment Emile Zola composait ses romans, d'après ses notes personnelles et inédites; par *Henri Massis.* In-18 jésus XII-346 p. Paris, Fasquelle, 1906. 3 fr. 50.

7. Ausgaben. Erläuterungsschriften. Übersetzungen.

Bartholomaeis, V. de. La tenson de Taurel et de Falconet [In: Annales du Midi, XVIII avril 1906. S. 172—195].
Bibliotheca romanica. Strafsburg, J. H. E. Heitz. Jedes Heft — 40. 11. Bibliothèque française. *Racine, Jean*: Oeuvres. Athalie. Tragédie. 1691. 77 S. 12—15. Biblioteca italiana. *Petrarca, Francesco*: Rime. Rerum vulgarium fragmenta. (306 S.) 16—17. Biblioteca italiana, *Dante*: *Opere.* Divina commedia II. Purgatorio. 159 S. 18—20. Bibliothèque française. *Tillier, Claude*: Mon oncle Benjamin. 239 S. 21. 22. Biblioteca italiana. *Boccaccio*: *Opere.* Decameron. 2. Giornata. 130 S.
Bled, Un mayeur de Saint-Omer (1317—1319) [In: Bulletin histor. et philol. 1904 No. 3 et 4. S. 478—523] (Als *pièces justificatives* werden 33 Urkunden aus dem 14. Jh. abgedruckt).
Brissaud, J. et *P. Rogé.* Textes additionnels aux anciens Fors de Béarn. Toulouse, Privat, 1905. 153 S. 8°.
Canzoniere provenzale. — *Cesare de Lollis,* Frammento d'un canzoniere provenzale perduto (con due tavole) [In: Studi medievali I, 4. S. 561—579].
Cartulaire de Saint-Vincent-de-Lucq p. p. *L. Barrau Dihigo* et *R. Poupardin.* Pau, Garet, 1905. 32 S. 8° [Aus: Revue du Béarn et du Pays Basque].
Chrestomathie du moyen âge. Extraits publiés avec des traductions, des notes, une Introduction grammaticale et des Notices littéraires, par *G. Paris* et *E. Langlois,* 5e édition revue. Petit in-16, XCIII-368 p. Paris, Hachette et Cie. 3 fr. [Classiques français]
Contes et conteurs gaillards au XVIIIe siècle (Vergier. J. B. Rousseau. Grécourt. Voltaire. Piron. Des Biefs, Pajou, etc.). Recueil des pièces rares ou inédites publiées sur les manuscrits ou les textes originaux. Préface et notes bio-bibliographiques par Van Bever. In-8, VII-318 p. et 8 grav. Alençon, impr. Ve Guy et Cie. Paris, Daragon. 1906. 15 fr. [Ne sera jamais réimprimé. — Bibl. du Vieux Paris].

Douze *comtes consulaires* d'Albi du XIVe siècle, par *Auguste Vidal*, t. Ier. Paris, Picard; Toulouse, Privat. 1906. VIII, 376 S. 8° [Archives historiques de l'Albigeois, fasc. VIII].

Comptes de voyage d'habitants de Montferrant à Arras en 1479 p. *Teilhard de Chardin.* [In: Bibl. de l'École des Chartes LXVII, 13—59].

Corpus inscriptionum latinarum, consilio et auctoritate academiae litterarum regiae borussicae editum. Vol. XIII, partis III fasc. II. gr. 4°. Berlin, G. Reimer. Vol. XIII. Inscriptiones trium Galliarum et Germaniarum latinae. Instrumentum domesticum. Collegerunt *O. Hirschfeld, C. Zangemeister, O. Bohn, Ed. Osc. Bohn.* Partis 3 fasc. II. Insunt signacula medicorum oculariorum. Ed. Aemil. Espérandier. (S. 431—773.) '06. 32 —

Coutumes municipales de Foix sous Gaston Phoebus, avec le texte roman de 1387 [In: Bull. de la soc. ariégeoise des sc. lettres et arts X, 4. S. 177].

Décap J., R. Rumeau, L. Vié. Le Fousseret, ses origines, *sa coutume* [In: Revue de Comminges XX (1905). S. 197—224].

Déjeanne. Les Coblas de Bernart-Arnaut d'Armagnac et de dame Lombarda. In-8, 8 p. Toulouse, Privat. 1906. [Extrait des Annales du Midi. T. 18, année 1906].

Porée, Chartes normandes du XIIIe et du XIVe siècle [In: Bulletin histor. et phil. Année 1904. No. 3 et 4. S. 64–72] (Drei der hier veröffentlichten Urkunden sind französisch, die übrigen lateinisch).

Vidal, A. Les comptes consulaires de Montagnac (Hérault) (Suite et fin) [In: Annales du Midi XVIII, avril 1906. S. 196—208].

— Comptes des Clavaires de Montagnac (1436—1437) [In: Rev. d. l. rom. Janv.-févr. 1906].

Benoit de Sainte-Maure. — Le Roman de Troie; par Benoit de Sainte-Maure, publié d'après tous les manuscrits connus, par *Léopold Constans,* T. 2. In-8, 404 p. Paris, Firmin-Didot et Cie. 1906. [Société des anciens textes français.]

Bernart-Arnaut d'Armagnac s. oben Déjeanne.

Bernart de Ventadorn. — *N. Zingarelli.* Ricerche sulla vita e le rime di Bernart de Ventadorn (Appendice: Testi) [In: Studi medievali I, 4 S. 594—611].

Bodel, Jean. Saxenlied. 1. Tl. Unter Zugrundelegg. der Turiner Handschrift v. neuem hrsg. v. *F. Menzel* u. *E. Stengel.* (186 S.) '06. 4.80. [Ausgaben und Abhandlungen aus dem Gebiete der romanischen Philologie. Marburg, N. G. Elwerts Verl. 99. Heft].

Brandan. S. oben p. 99 *Schulze.*

Crépin. — Le Mystère breton de saint Crépin et de saint Crépinien; par *Victor Tourneuve.* In-8, 163 p. Paris, Champion. 1906.

Denis Piramus, La *Vie Seint Edmund le Rei.* An Anglo-Norman Poem of the Twelfth Century by Denis Piramus. Edited, with introduction and critical notes by *Florence Leftwich Ravenel.* 1906. 174 S. 8° [Bryn Mawr College Monographs. Monograph Series. vol. V].

Durmart le Galois. — *B. Müller.* Untersuchung der Reime des altfranz Artusromans von „Durmart le Galois". Diss. Bonn 1906. 29 S. 8°.

Elias de Barjols. — Le troubadour Elias de Barjols. Edition critique publiée, avec une introduction, des notes et un glossaire, par Stanislas Stronski. In-8, LIV-161 p. Privat. Paris, Picard et fils. 1906. 5 fr. [Bibliothèque méridionale. 1re série. T. 10].

L'Estoire Joseph von *Ernst Sass.* Berliner Dissertation 1906. 118 S. 8°.

Eustache le Moine. L. Jordan. Nachträge zu dem Aufsatz ‚Quellen und Komposition von Eustache le Moine', diesen Roman und hauptsächlich den ‚Trubert' betreffend [In: Arch. f. neuere Sprachen CXVI 3/4. S. 375—381].

Eustache von Kent. S. oben p. 91 Schneegans.

Fanuel. — *E. Stengel.* Ein Beitrag zur Textüberlieferung des Romanz de saint Fanuel et de sainte Anne et de Nostre Dame et de Nostre Segnor et de ses Apostres. [Sonderabdruck aus den Mélanges Chabaneau, Roman. Forsch. Bd. XXIII]. Erlangen, Junge & Sohn 1906. 16 S. 8⁰.

Floire et Blancheflor. Étude de Littérature comparée par *Joachim Reinhold.* Paris, E. Larose. 78 S. 8⁰. 6 fr.

— *G. Huet.* Encore Floire et Blanchefleur [In: Romania XXXV, 95—100].

Gaimar. — *F. Rathmann.* Die lautliche Gestaltung englischer Personennamen in Geffrei Gaimars Reimchronik „L'Estorie des Engles." Diss. Kiel 1906. 66 S. 8⁰.

Guerre d'Espagne — *P. Meyer.* Fragment d'une chanson de geste relative à la Guerre d'Espagne, [In: Romania XXXV, S. 22 ff.].

Gille le Vinier. *A. Metcke.* Die Lieder des altfranzösischen Lyrikers Gille le Vinier. Diss. Halle 1905. 73 S. 8⁰.

Gilles le Muisit. Chronique et Annales de Gilles le Muisit, abbé de Saint-Martin de Tournai (1272-1352), publiées pour la Société de l'Histoire de France par Henri Lemaitre. In-8, XXXIII-343 p. Paris, Laurens. 1906.

Giraut de Bornelh: „Los apleitz" p. p. *H. J. Chaytor* [In: The mod. lang. review I, 3. S. 222—230].

Gral. — *W. I. Purton,* A note on a passage in the Irish Version of the Grail Legend [In: Rev. Celtique, janvier 1906].

Gui de Warwick. — s. oben p. 89 *I. A. Herbert.*

Guillaume le Maréchal. — *P. Meyer,* Sur le nom *d'Aliénor* [In: Revue Historique. Mars-avril 1906. S. 340 f.].

Haimonskinder. — Les *quatres Fils Aymon* p. *F. Castets* [In: Rev. d. l. rom. t. XLIX. Mars-avril-mai-juin 1906. S. 97—219 (à suivre)].

Hugues Capet. — Der Hugo Scheppel der Gräfin Elisabeth von Nassau-Saarbrücken, nach der Handschrift der Hamburger Stadtbibliothek, mit einer Einleitung von *H. Urtel.* Hamburg, Lucas Gräfe 1905.

Jacot de Forest. — *P. Meyer* Fragment d'un ms. du roman de Jules César par *Jacot de Forest* [In: Romania XXXV, 58 ff.].

Jean de Condé. S. oben p. 99 *Novati.*

Jehan de Paris von *W. Söderhjelm* [In: Neuphilol. Mitteilungen 1906. No. 3/4. S. 41—69].

Jehan du Vingnai und sein Kirchenspiegel von *O. Jordan.* Diss. Halle. 1905 75 S. 8⁰.

Jean le Bel. — Chronique publiée pour la Société de l'Histoire de France; par *Jules Viard* et *Eugène Déprez.* T. 2. In-8, XIV-411 p. Paris, Laurens. 1905.

Karlsreise. — *G. Steffens.* Zur Karlsreise [In: Zs. f. rom. Phil. XXX, 280—294].

Lion de Bourges. — *R. Krickmeyer.* Weitere Studien zur Chanson de Lion de Bourges. Teil 1. Diss. Greifswald 1905. 70 S. 8⁰.

Lombarda s. oben p. 105 Déjeanne.

Lothringer. — *K. Koebe.* Die Lothringer Handschrift L und ihre Stellung zur übrigen Überlieferung. Diss. Greifswald 1905 72 S. 8⁰.

Parabole du demi-ami. — *P. Meyer* Fragment d'une rédaction de la Parabole du demi-ami faite en Angleterre [In: Romania XXXV, S. 47 ff.].

Passion de Semur. — *A. Jeanroy.* Notes critiques sur la Passion de Semur [In: Rev. d. l. rom. XLIX. Mars-avril-mai-juin 1906. S. 220—229].

Patelin in the oldest known texts (In three parts) by *R. Holbrook.* I Guillaume Le Roy, Pierre Levet, German Beneaut [In: Mod. Lang. Notes XXI, 3].

Péan Gatineau. *T. Söderhjelm* s. oben p. 89 Mémoires.

Perceval s. oben p. 99 *Weston.*

Die *Reichenauer Glossen.* Textkritische und sprachliche Untersuchungen zur Kenntnis des vorliterarischen Französisch. Teil I der von der philosophischen Fakultät zu Bonn gekrönten Preisschrift von *Kurt E. Hetzer.* Halle a. S. Druck von E. Karras 1906. Bonner Dissertation. 58 S. 8⁰.

(Die Arbeit erscheint vollständig als Heft 7 der Beihefte zur Zs. für rom. Philologie).

— *Reichenauer Glossen* von *A. Holder* [In: Zs. f. deutsche Wortforschung VIII 1/2. S. 48].

Renaud de Montauban. — Les Versions néerlandaises de Renaud de Montauban étudiées dans leurs rapports avec le poème français (thèse); par *Marie Loke*. In-8, 190 p. Toulouse, Privat 1906.

Renart. — *P. Meyer.* Fragment de Renart [In: Romania XXXV, 53 ff.].

Roland. — *Mann, F. E.* Rolandslied und Rolandsäulen. Zur Lösung eines alten Problems auf neuem Wege. Progr. Posen 1906. 27 S. 4°.

— *Heldmann, K.* Rolandspielfiguren, Richterbilder oder Königsbilder? Neue Untersuchungen über die Rolande Deutschlands mit Beiträgen zur mittelalterlichen Kultur-, Kunst- und Rechtsgeschichte. Mit 3 Abbildungen. Halle a. d. S. Max Niemeyer 1905. 210 S. 8°.

Rustebuef. — *E. von Mojsisovics.* Metrik und Sprache Rustebuefs. Heidelberg, Carl Winter 1906. 71 S. 8°.

Sale, Antoine de la: Die fünfzehn Freuden der Ehe. Vollständig in das Deutsche übertragen. XIV, 172 S. 16°. Leipzig, J. Zeitler '06. M. 10,—; geb. 15,—.

Théologie morale. — *P. Meyer.* Fragment d'un poème sur la théologie morale composé en Angleterre [In: Romania XXXV, 63 ff.].

Thomas du Marest. Le livre des Comptes de Th. du M., curé de Saint-Nicolas de Coutances (1397—1433). p. p. *P. de Cacheux*, suivi de pièces du XVe siècle relatives au diocèse et évêques de Coutances p. p. *Ch. de Beaurepaire.* Paris, A. Picard et fils, 1905. XL, 263 S. 8°. [Soc. de l'hist. de Normandie.]

Tristan. Ein Minnedrama in zwei Teilen von *Albert Geiger.* Buchschmuck von Hellmut Eichrodt. Karlsruhe, Bielefeld 1906. 221 S. (Vgl. *E. Kilian* Beilage zur Allgemeinen Zeitung vom 25. März 1906).

Vie des Pères. — *P. Meyer.* Fragments de la Vie des Pères [In: Romania XXXV, 31 ff.].

Visio Pauli. — *L.-E. Kastner.* Les versions françaises inédites de la descente de Saint Paul en Enfer (suite) [In: Rev. d. l. rom. Janv.-févr. 1906].

Vivien. S. oben p. 99 *F. Lot.*

Vou, le saint, de Luques. Altfranzösisches Gedicht des XIII. Jahrh. m. e. Untersuchg. über die Spielmannslegende. Zum ersten Male hrsg. von Wendelin Foerster. [Aus: „Mélanges Chabaneau. Romanische Forschgn."] (III, 59 S.) gr. 8°. Erlangen, F. Junge '06. Mk. 3.

Wolfram und Kiot von *P. Hagen* (Schlufs) [In: Zs. f. deutsche Philologie XXXVIII, 2].

Balzac, H. de. — Œuvres posthumes II : Lettres à l'étrangère (1842-1844). In-8, 479 p. avec planches et portrait. Paris, Calmann-Lévy. 1906. 7 fr. 50.

Barthélemy. — Lettres inédites de Barthélemy à Joseph Autran, p. *Jules Garson* [In: Annales Romantiques III 1. 2].

Boileau s. unten *Racine.*

Boileau. — Œuvres complètes. T. 2. In-16, 382 p. Paris, Hachette et Ce. 1906. 1 fr. 25. [Les Principaux Ecrivains français.]

Bossuet. — Pensées chrétiennes et morales de Bossuet. Edition nouvelle revue sur les meilleurs textes avec une introduction et des notes par *Victor Giraud.* In-16, 72 p. Paris, Bloud et Cie. 1906. [Science et Religion. Etudes pour le temps présent. — Chefs-d'œuvre de la littérature religieuse.]

— Oraisons funèbres. Nouvelle édition revue sur celle de 1689, avec une introduction, des notes philologiques, historiques et littéraires et un choix

de documents historiques, par *P. Jacquinet.* In-18 jésus, XXII-559 p. Saint-Cloud, impr. Belin frères. Paris, libr. de la même maison.

Bourdaloue, Ludw., S. J.: Sonntagspredigten. Nach der neuesten Ausg. des französ. Originals übers. u. hrsg. v. *Ägid Dietl.* 2 Tle. (IV, 282 u. IV, 280 S.) gr. 8°. Regensburg, Verlagsanstalt vorm. G. J. Manz '06.

Briand, F. — Quatre histoires par personnaiges sur quatre évangiles de l'Advent à iouer par les petits enfants les quatre dimenches dudit Advent, somposeez par maistre François Briand, maistre des escolles de Sainct-Benoist, en la cité du Mans. Publiées, avec une introduction, par Henri Chardon. In-8, XXXIV-52 p. Paris, Champion. 1906.

Brumoy. — *Lettres inédites* du père Brumoy à Jean-Baptiste Rousseau p. p. *P. B* [In: Rev. d'Hist. litt. de la Fr. XIII, 1. S. 123 ff.].

Chateaubriand. — *P. de Labriolle,* Une lettre inédite de Ch. [In: La revue latine V, 1].

— Une lettre inédite de Châteaubriand, p. *H. Dartigue* [In: Annales Romantiques III, 1].

— Atala reproduction de l'édition originale avec une étude sur la jeunesse de Chateaubriand d'après des documents inédits par *Victor Giraud* et *Joseph Girardin.* Paris, Fontemoing. 3 fr.

Corneille, P. — Théâtre 2 vol. in-18 jésus. T. 1er, 360 p. avec portrait; t. 2, 395 p. Paris, Flammarion. [Chaque vol. 95 cent. — Les Meilleurs Auteurs classiques français et étrangers.]

— Cent poésies de P. Corneille. Tirées de sa traduction de *l'Imitation de Jésus-Christ.* Paris, H. Paulin & Cie. 1 fr.

— Galanteries précédées d'une vie amoureuse de Pierre Corneille par *E. Sansot-Orland.* Paris, E. Sansot & Cie. 2 fr.

Dalibray. — Œuvres poétiques du sieur de Dalibray p. p. *Ad. Van Bever* sur les éditions originales de la „Musette" de 1647 et des „œuvres poétiques" de 1633. Paris, Sansot. 3 fr. 50.

Daudet, A. — *P. Morillot, L'Arlésienne* d'A. D. [In: Rev. des cours et conférences XIV, 17].

Desportes. — *J. Vianey,* Une *Rencontre des muses de France et d'Italie* demeurée inédite [In: Rev. d'Hist. litt. de la France XIII, No. 1. S. 92—100].

Du Bellay, J. — Le recueil de poésie de Joachim du Bellay (suite) [In: Rev. de la Renaissance novembre-décembre 1905].

Dumas, Alex.: Der Graf v. Monte Christo. Neu bearb. v. Max Pannwitz. Mit Illustr. v. Fritz Bergen. Jubiläumsausg. 6 Bde. in 2 Tln. (224, 216, 232, 216, 192 u. 222 S.) kl. 8°. Stuttgart, Franckh ('06).

Faret. — Une lettre de Faret p. p. *E. Droz* [In: Rev. d'Hist. litt. de la France XIII, 1].

Flaubert, Gustave: Briefe über seine Werke. Übers. v. E. Greve. Ausgewählt, eingeleitet u. m. Anmerkgn. versehen v. F. P. Greve. (VI, 363 S.) 8°. Minden, J. C. C. Bruns ('06). M. 4,75; 5,75.

— Lettres à sa nièce Caroline; In-18 jésus, 529 p. Paris, Fasquelle. 1906. 3 fr. 50. [Bibliothèque Charpentier.]

— *Ch. Lesans.* Une autre imitation d'Hérodote dans la „Légende des Siècles" [In: Rev. d'Hist. littér. de la France XIII, 1].

Hugo, Vict. Notre-Dame v. Paris. Roman. Aus dem Franz. v. *Eugenie Walter.* 2 Bde. (276 u. 316 S.) [Meyers Volksbücher. Leipzig, Bibliograph. Institut. 1423—1431. Jede No. M. —,10].

— *J. D. Brunner.* The infatuation of Ruy Blas [In: Mod. Lang. Notes XXI, No. 6].

— *E. Rigal.* Sur les Contemplations de Victor Hugo [In: Arch. f. neuere Sprachen CXVI 3/4. S. 327—339].

— *Hugo, V.* et Hérodote. La Genèse de Ruy-Blas [In: Annales romantiques III, 2].

— Œuvres complètes. III. Le Rhin. Lettres à un ami. In-8, 561 p. et grav. Paris, Ollendorff. 1906. 10 fr.

— Les Burgraves. Préface et 1re partie. In-16. 95 p. Paris, Rouff et Cie.

— Ruy Blas (actes 3, 4, 5 et notes). In-16, 128 p. Paris, Rouff et Cie.

Jamin s. *Ronsard.*

La Fontaine J. de. – Elektitaj Fabloj de J. de La Fontaine. Esperantijitaj de G. Vaillant. profesoro en la liceo de Angulemo. Dua eldono. In-16, 64 p. Paris, Hachette et Ce. 1906. 75 cent. [Kolekto esperanta].

Lamennais. Lettre de Bonald [In: La Revue latine V, 1].

Lespinasse. Correspondance entre Mademoiselle de Lespinasse et le Comte de Guibert. Par le Comte de Villeneuve-Guibert. Paris, Calmann-Levy. 7 fr. 50.

Marseillaise. — *H. Hofmann.* Goethe und die Marseillaise [In: Zs. f. den deutschen Unterr. XX, 4].

Maistre, X. de. — Œuvres. Voyage autour de ma chambre; Expédition nocturne; le Lépreux de la cité d'Aoste; les Prisonniers du Caucase; la Jeune Sibérienne; Poésies. In-18 jésus, XXIII-331 p. avec portrait. Paris, Flammarion. 95 cent. [Les Meilleurs Auteurs classiques français et étrangers.]

Marot. — *Mensch.* Das Tier in der Dichtung Marots. V, 100 S. M. 2,80. [In: Münchener Beiträge zur roman. u. engl. Phil. Leipzig, A. Deichert Nachf.].

Mérimée, Prosper. Ausgewählte Novellen. Deutsch von Schultz-Gora. Leipzig 1906. Deutsche Verlagsaktiengesellschaft. XIII, 131 S. 8°. Pr. M. 2,50. [Romanische Meistererzähler].

Molière. — Œuvres complètes. In-16, 472 p. Paris, Hachette et Cie. 1906. 1 fr. 25. [Les principaux écrivains français.]

— L'Avare. Comédie. 1688. Analyse, étude et commentaire par Henri Bernhard. Texte. (106 u. Anmerkgn. 93 S.) 8°. Berlin, Weidmann '06. Geb. 1,80.

— Etudes littéraires comparées. Tartuffe annoté, ou la Muse de Molière, par *Edmond Dreyfus-Brisac.* In-18, jésus, 211 p. Paris, l'auteur, 6, rue de Tocqueville. 1905.

— *H. Suchier.* Comment Tartuffe fut représenté pour la première fois [In: Revue de l'instruction publique en Belgique. 1906. No. 1].

— *J. Marcocchia.* Una novella indiana nel Boccaccio e nel Molière. Progr. Spalato 1905. 23 S. 8°.

Montaigne, Amyot et Sallat. Études sur les sources des Essais p. *J. de Zangroniz.* Paris, H. Champion. 6 fr. [Bibl. littér. de la Renaissance VII].

— Principaux Chapitres et Extraits des «Essais» de Montaigne publiés avec des Notices et des Notes par *A. Jeanroy.* 3e édition Petit in-16, XXV-379 p. Paris, Hachette et Cie. 1906. 2 fr. 50 [Classiques français].

Nisard, D. — Pensées choisies de Désiré Nisard (1806-1888), publiées à l'occasion de son centenaire. — Avant-propos, par *A. Mézières.* In-18, X-227 p. et portrait. Paris, Delagrave. 1906. 1 fr. 50.

Pascal, B. — Œuvres complètes T. 2. in-16, 336 p. Paris, Hachette et Cie. 1906. 1 fr. 25.

Perrault, C. — Contes en prose et en vers. In-32. 159 p. Paris, Pfluger. 1905. 25 centimes. [Bibliothèque natinale, no 239]

Prévost, Abbé: Geschichte e. Neugriechin. Übers., eingeleitet u. erklärt v. K. Brand. 1—3 Taus. (XVI, 220 S.) '06. 4,—. [Romanische Meistererzähler. Leipzig, Deutsche Verlagsactiengesellschaft. VI. Bd.]

Rabelais. — Œuvres, avec une notice par *Maxime Formont.* 4 vol. petit in-16. — T. 1er: XXXII-415 p. et portrait. — T. 2 : 283 p, — T. 3 : 303 p. — T. 4 : 283 p. Paris, Lemerre. 1906. 5 fr. le vol. [Petite bibliothèque littéraire (auteurs anciens)].

— *Rabelais.* Les Cinq Livres de F. Rabelais. Avec notes et glossaire. 2 vol. in-18 jésus. T. 1er, 400 p. avec portrait; t. 2, 404 p. Auxerre, Paris, Flammarion. [Chaque volume, 95 cent. — Les Meilleurs Auteurs classiques français et étrangers].

— Meister Franz Rabelais der Arzeney Doctoren Gargantua und Pantagruel aus dem Französischen verdeutscht durch *Gottlob Regis.* Neu herausgegeben und mit Einleitung und Anmerkungen versehen von *Wilhelm Weigand.* München, G. Müller. [Privatdruck].

Racine. — *Bernardin, N.-M.* La correspondance de Racine et de Boileau [In: Rev. des cours et des conférences XIV, 14].

Racine, J. — Œuvres complètes T. 1er: Notice sur Racine. — La Thébaïde. — Alexandre le Grand. — Andromaque. — Les Plaideurs. — Britannicus. — Bérénice. — Bajazet. — Mithridate. — Iphigénie en Aulide. In-16, XVI-463 p. Paris, Hachette et Cie. 1906. 1 fr. 25. [Les principaux écrivains français].

Renan, E. Cahiers de Jeunesse (1845—1846) [In: Rev. Bleue 14., 21., 28. avril 1906].

Rocher, J. — Pages oubliées. L'immortalité de l'âme par Joseph Rocher [In: Annales romantiques III, 1.]

Ronsard. — *P. Laumonier.* Trois pièces attribuées à Ronsard restituées à Amadis Jamin [In: Rev. d'Hist. litt. de la France XIII, S. 112 ff.].

— *Helene M. Evers.* Critical edition of the discours de la vie de Pierre de Ronsard par *Claude Binet.* Philadelphia, The John C. Winston Co. 1905 IV, 190 S. 8° [Bryn Mawr College Monographs. Monograph Series. Vol. II].

Rousseau, J. J. — Œuvres complètes T. 12: Correspondance (suite et fin). Mélanges. In-16, 371 p. Paris, Hachette et Cie. 1906. 1 fr. 25.

— Emile ou de l'éducation. Nouvelle édition revue avec le plus grand soin, d'après les meilleurs textes. In-18 jésus, VIII-638 p. Paris, Garnier frères.

Saint-Pierre, Bernardin de: Paul und Virginie. Deutsch v. Hans Willy Mertens. (144 S.) ('06.) [Kleine Bibliothek. Hamm, Breer & Thiemann. 105. 106. Jede No. —,30.]

Saint-Simon, de. — Mémoires complets et authentiques sur le siècle de Louis XIV et la Régence, collationnés sur le manuscrit original, par *M. Sainte-Beuve.* 2 vol. in-16. T. 2, 516 p. T. 8, 507 p. Paris, Hachette et Cie. 1906. Chaque vol., 1 fr. 25. [Les principaux écrivains français].

Sand, George, an Alfred de Musset. (1—3. Taus.) (94 S. m. 10 Taf.) '06. [Liebesbriefe berühmter Männer und Frauen. Wien. Wiener Verlag. Jeder Bd. 1,—]

Sales, saint F. de. — Œuvres. Édition complète, d'après les autographes et les éditions originales, enrichie de nombreuses pièces inédites. T. 14: Lettres. 4e volume. In-8, XXIII-479 p. et fac-similé d'autographe. Paris et Lyon, Vitte. 1906. 8 fr.

Taine, Hippolyte: Aufzeichnungen üb. England. Aus dem Franz. v. Ernst Hardt. Ornamentaler Schmuck v. Walt. Tiemann. (329 S.) 8°. Jena, E. Diederichs '06. 5,—.

— Histoire de la littérature anglaise; T. 5 et complémentaire: les Contemporains. 11e édition, revue et augmentée d'un index biographique et bibliographique. In-16, III-451 pages. Paris, imprimerie Lahure; lib. Hachette et Ce. 1906. 3 fr. 50. [Bibliothèque variée.]

— Les Origines de la France contemporaine — III. La Révolution. L'Anarchie. T. 1er. 25e édition. In-16, IV-299 p. Paris, Hachette et Cie. 1906. 3 fr. 50. [Bibliothèque variée].

Tillier, Claude. Pamphlets (1840—1844). Édition Critique publiée avec introduction, notices historiques et notes par *Marius Gerin.* Un volume in-8 XXVIII-688 pages. Nevers. 12 fr.

Vigny, A. de. Lettres (quatre) inédites publiées et annotées par *Louis de Bordes de Fortage.* In-8 carré, 15 p. Bordeaux, impr. Gounouilhou. 1906. [Extrait des Actes de l'Académie des sciences, belles-lettres et arts de Bordeaux].
— Correspondance d'Alfred de Vigny (1816—1863), recueillie et publiée par *Emma Sakellaridès.* In-18 jésus, VI-410 pages. Paris, Calmann-Lévy. 1905. 3 fr. 50. [Bibliothèque contemporaine.]
— Œuvres complètes d'Alfred de Vigny. Stello; De Mademoiselle Sedaine; De la propriété littéraire. Edition définitive. In-18 jésus, 360 p. Paris, Delagrave. 3 fr. 50.
Villon. — Les Dernières Leçons de Marcel Schwob sur François Villon; par *Louis Thomas.* In-8, 52 p. avec 1 fac-similé d'une page du manuscrit de Stockholm. Paris, imprimerie Jouve; éditions de «Psyché», 82, rue de Passy. 1906.
Voltaire — Œuvres complètes T. 20. Romans. In-16, 435 p. Paris, Hachette et Cie. 1906. 1 fr. 25. [Les principaux écrivains français. 1re série].
— Une lettre inédite de Voltaire publiée par le docteur Bourdin. Petit in-8, 17 p. et planche. Besançon, impr. Dodivers, 1906. [Extrait des mémoires de la Société d'émulation du Doubs, 7e série, t. 10, 1905].
Fitger, A. Eine Fabel von Voltaire [In: Die Nation. 5. Mai 1906].

8. Geschichte und Theorie des Unterrichts.

Ackermann, R. Neusprachliche Lektüre und Lektüre-Kanon [In: Blätter f. d. Gymnasial-Schulwesen LII, 3/4].
Boerner, O. und *E. Stiehler.* Zur Geschichte der neueren Sprachen [In: Neue Jahrbücher für d. klass. Altert. Geschichte und deutsche Literatur und für Pädagogik. IX. Jahrg. XVIII Bd. S. 434—351 (Fortsetzung folgt)].
Brereton, Cl. The teaching of Modern Languages: with special reference to big towns. 111 S. London.
Budde, G. Ein Gang durch Jahrhunderte sprachlicher Methodik [In: Neue Jahrbücher f. d. klass. Altertum ... und für Pädagogik. Neunter Jahrg. 1906. XVII u. XVIII Bandes 5. Heft. S. 363—271].
— Geschichte der fremdsprachlichen Arbeiten an den höheren Knabenschulen von 1812 bis auf die Gegenwart. Halle a. S. 1905, Buchhandlung des Waisenhauses. 174 S. 8°. 2,80 M.
— Zur Reform der fremdsprachlichen schriftlichen Arbeiten an den höheren Knabenschulen. (56 S.) gr. 8°. Halle, Buchh. des Waisenhauses '06. 1 —
Haag, K. Vom Bildungswert des Sprachenlernens [In: Die neueren Sprachen XIV, 1].
Hellwig, Beiträge zur Methodik des neusprachlichen Unterrichts (Schlufs): Das Vokabellernen im französischen Unterricht. Besprechung der Plattnerschen Lehrbücher [In: Zs. für französ. und engl. Unterricht V, 2].
Hoffmann, F. Französische Jugendliteratur. Progr. Stolp i. P. 1906. 6 S. 4°.
Hoffmann, P. L'expansion économique et la question des langues vivantes dans l'enseignement moyen et supérieur. Rapport présenté au Congrès international d'expansion écon. mondiale. Mons 1905 Section I; Enseignement. 34 S.
Potel, M. Trois ans de méthode directe [In: Bulletin mensuel de la Soc. des prof. de langues vivantes. Décembre 1905].
Rattke, W. Methodik des neusprachlichen Unterrichts. (Methodik des Volks- und Mittelschulunterrichts. In Verbindg. m. namhaften Schulmännern u. unter Mitwirkg. des Geh. Reg.-R. E. Friedrich hrsg. v. Herm. Gehrig (VI, 98 S.) gr. 8°. Leipzig, B. G. Teubner '06. 1,20.
Ruska, J. Über den Anteil der Neueren Philologie am Ausbau des modernen Bildungsideals [In: Zs. f. franz. u. engl. Unterricht. V, 3. S. 193—212].
Scheffler, W. Zur ästhetischen Erläuterung französischer Schriftsteller. S. oben p. 90 *Verhandlungen* der 48. Versammlung deutscher Philologen.

Schläger, G. Sprechübungen im neusprachlichen Unterricht. Progr. Oberstein-Idar 1906. 13 S. 4°.

Schröder, Otto: Die Ordnung des Studiums f. das höhere Lehramt in Deutschland u. die gesetzlichen Prüfungsbestimmungen in den einzelnen deutschen Bundesstaaten. Mit Studienplänen u. m. den Bestimmgn. f. die Erwerbg. der philosoph. Doktorwürde an allen deutschen Universitäten. (VII, 400 S.) gr. 8°. Leipzig, H. Beyer ('06), 4.80.

Schwend, Fr. Zum französischen Unterricht an Oberklassen. 38 S. 4°. Progr. der K. Friedrich. Eugens Realschule in Stuttgart. Stuttgart 1906.

Sigwalt, C. De l'Enseignement des Langues Vivantes. Idées d'un vieux professeur dédiées aux jeunes. Paris, Hachette et Cie. 3 fr. 50.

Söhring, O. Realien im franz. und engl. Unterricht [In: Zs. f. franz u. engl. Unterricht V, 3. S. 212—228].

Spohn. Der Indikativ und der Konjunktiv in der Behandlung der französischen Syntax auf der Sekunda des Gymnasiums. Progr. Ostrowo 1906. 28 S. 4°.

Weyde, J. Zur Abschaffung der fremdsprachlichen Hausarbeiten [In: Zs. f. d. Realschulwesen XXXI, 5].

9. Lehrmittel für den französischen Unterricht.

a. Grammatiken, Übungsbücher etc.

Abrégé de grammaire française, ou Extrait de la Grammaire française, approuvé par le conseil de l'instruction publique; par une réunion de professeurs. In-18, 76 p. Paris, Ve Poussielgue; les principaux libraires [Collection d'ouvrages classiques rédigés en cours gradués].

Alge, S., et *W. Rippmann*: Leçons de français basées sur les tableaux de Hölzel. 2 parties. 9ième éd. entièrement refondue. (197 S. m. 4 Taf. u. 219 S.) 8°. St. Gallen, Fehr. — Leipzig, F. Brandstetter '05.

Anton, Sprachlehr. R.: Parlez-vous français? Französische Sprechübgn. üb. Vorkommnisse des tägl. Lebens. (48 S.) 8°. Leipzig, S. Schnurpfeil ('06).

Auer, Herm.: Konjugationstabelle der wichtigsten unregelmäfsigen Zeitwörter der französischen Sprache. Nach den Ableitungsgesetzen angeordnet u. zur Unterstützg. u. Erleichterg. der Lernarbeit des Schülers hrsg. (48 S.) kl. 8°. Stuttgart, W. Kohlhammer '06. M. —50.

Bierbaum, Jul. u. *Dir. Bernh. Hubert, DD.*: Sammlung deutscher Übungsstücke zum Übersetzen ins Französische. 3. Aufl. (VII, 79 S.) 8°. Leipzig, Rofsberg'sche Verl.-Buchh. '06.

Boerner, Otto: Précis de grammaire française à l'usage des classes de français de l'enseignement secondaire en Allemagne. Traduit de l'allemand par Prof. Jos. Delâge. (X, 199 S.) 8°. Leipzig, G. B. Teubner '06. Geb. M. 2,60.

— et *Rud. Dinkler*: Livre de lecture pour les écoles moyennes. Avec un précis de grammaire (cours supérieur) et des exercices de grammaire et de style. Avec une carte géographique de France. (VI, 213 S.) 8°. Ebd. '06 Geb. M. 2,40.

Braum, H.: Die Abweichungen der unregelmäfsigen Verben, in Merksätzen zusammengestellt. (20 S.) gr. 8°. Frankfurt a. M., (A. Kullmann) ('06). M. —40.

Bredtmann, Herm.: Hilfsbüchlein f. französische Sprechübungen in den unteren Klassen. Methodisch geordnete Übungsstoffe zur Belebg. des französ. Unterrichts nebst e. kurzen Besprechg. der Hölzelschen Jahreszeitenbilder. (X, 120 S.) 8°. Düsseldorf, A. Schneider ('06). Geb. M. 1,20.

Cyprien. — Abrégé synthétique des syntaxes française, latine, grecque. In-8, 31 p. Lille, imp. Desclée, de Brouwer et Ce. 1906.

Francillon, Cyprien: Le français pratique in 33 Lektionen, aus dem tägl. Leben zum Schul- und Privatunterricht, enth. 98 Aufgaben im Französischen, 61 Aufgaben im Deutschen, 114 Sprechübgn. im Französischen, 37 zu-

sammenhäng. Stücke im Französischen. 1. Tl. Mit 1 Karte v. Frankreich u. 1 mehrfarb. Monumentalplan v. Paris. (VIII, 344 S.) gr. 8°. Leipzig, Renger '06. M. 4—.

Guéchot. — Premier livre de lecture expliquée. Vocabulaire et composition. Formation du raisonnement par l'observation directe et la réflexion. Cours élémentaire et 1re année du cours moyen. Livre du maître. Petit in-8, IV-204 p. avec grav. Paris, Hachette et Cie. 1906. 2 fr. 50. [Nouveau cours d'instruction primaire.]

Haberland's Unterr.-Briefe. Lpzg., Haberland. Französisch. 20—23. Brief.

Lagarde, Louis: La lutte pour la vie. Nouvelle systématiquement rédigée pour servir a l'étude de la langue pratique, des moeurs et des institutions françaises à l'usage des écoles et de l'enseignement privé. Avec un appendice: Notes explicatives. (Violets Sprachlehrnovellen.) (VIII, 144 u. 29 S.) 8°. Stuttgart, W. Violet '06. M. 2,50.

Mannevy, A. et *A. Ramé.* — Grammaire et Orthographe d'usage (cours préparatoire et première année du cours élémentaire). (Livre du maître.) In-8, 95 p. avec 78 dessins, lettres initiales et culs-de-lampe dessinés par Rodolphe Vacha. Paris, André fils. 1 fr. 05.

Methode Schliemann zur Selbsterlernung der französischen Sprache. Nach e. v. Dr. Heinrich Schliemann gebilligten Plane bearb. in Verbindg. m. Jos. Aymeric, E. Penner, A. Keller u. andern Fachgelehrten v. der Redaktion der Methode Schliemann. 2., veränd., verb. u. verm. Aufl. Mit e. Plane v. Paris. (In 20 Briefen.) 1. Brief. (S. 1—24.) gr. 8°. Stuttgart, W. Violet ('06). M. 1—.

Meurer, Karl: Kurzgefafste französische Wiederholungs-Grammatik. Nebst e. Synonymik, e. Verslehre, e. Abrifs der französ. Literaturgeschichte u. m. Anmerkgn. versehenen Musterstücken zum Übersetzen aus dem Deutschen u. dem Französischen. Mit besond. Berücksicht. der schriftl. u. mündl. Prüfgn. 3., sehr verb. Aufl. (IV, 106 S.) kl. 8°. Leipzig, H. Bredt '06. Kart. M. 1—.

Muyden, Dr. G. van: Petit vocabulaire français donnant la prononciation exacte de chaque mot. D'après le système phonétique de la méthode Toussaint-Langenscheidt avec le concours de Prof. G. Langenscheidt. 2 Tle. 16°. Berlin-Schöneberg, Langenscheidt's Verl. '05. I. 4. éd. (VIII, 175 S.) — II. (VIII, 163 S.) Kart. je M. 1—.

Nouveau Manuel de langue française (Grammaire; Lexicologie; Analyse; Composition) (programme du certificat d'études) à l'usage des écoles catholiques. (Cours moyen.) Livre du maître. In-16, 748 p. avec grav. Lyon, Vitte. Paris, libr. de la même maison. 1905.

Plattner, Ph. u. *J. Kühne*: Unterrichtswerk der französischen Sprache. Nach der analyt. Methode m. Benutzg. der natürl. Anschaug. im Anschlufs an die neuen Lehrpläne bearb. 3. Tl.: Lese- u. Übungsbuch f. das 4. bis 6. Schulj. (IV, 182 S.) 8°. Karlsruhe, J. Bielefeld '06. Geb. M. 1,80.

Ploetz, Gust. u. *Otto Kares*: Kurzer Lehrgang der französischen Sprache. Übungsbuch. Ausg. G. Für Mittelschulen. Verf. v. Dr. Gust. Ploetz. Unter Mitwirkg. der fremdsprachl. Abteilg. des Lübecker Lehrervereins. (XVI, 267 S. mit 1 farb. Plan.) 8°. Berlin, F. A. Herbig '06. M. 2—.

Pollak, Emil: Französischer Sprachführer. Konversations-Wörterbuch. (Meyer's Sprachführer.) 4. verb. Aufl. (VI. 641 S.) 11,1×7,3 cm. Leipzig, Bibliograph. Institut ('06). Geb. M. 2,50.

Püttmann u. *Rehrmann*, Lehrgang der französischen Sprache. I. Tl. 2 Bde. gr. 8°. Berlin, E. S. Mittler & Sohn. M. 7—; I. Tl. Französisches Lese- u. Übungsbuch f. die Oberstufe. 2. Aufl. 1. Bd. (XIII, 484 S. m. Abbildgn. u. eingedr. Plänen.) '06. M. 4,50. — 2. Bd. (VI, 292 S.) '06. M. 2,50.

Ricken, Wilh.: Kleines französisches Lesebuch nebst Gedichtsammlung. Mit Rücksicht auf die Stoffe des „Übungsbuches" im Interesse solcher Schulen,

f. die „La France, le pays et son peuple“ zu umfangreich erscheint, zusammengestellt u. hrsg. u. m. guten Karten u. Illustr., e. Wörterverzeichnis u. e. Auswahl v. Bildern aus dem tägl. Leben u. v. zusammenhäng. Briefen versehen. 4. verm. Aufl. (V, 201 S.) 8°. Chemnitz, W. Gronau '06. Geb. M. 2,60.

— Kleine französische Schulgrammatik. [Formenlehre u. Syntax]. 3. Aufl. (IV, 75 S.) 8°. Ebd. '06. Kart. 1—.

Rotter, P. Lehrbuch der französischen Sprache f. den Selbstunterricht. (Umschlag: Richtig Französisch durch Selbstunterricht. Französische Grammatik.) (Wissen ist Macht!) (Neue Aufl.) (112 S.) 8°. Ebd. ('06). M. 1—.

Stier, Geo.: Le collégien français. Lehrbuch der französ. Sprache f. höhere Lehranstalten. 1. Tl. (XV, 270 S.) 8°. Bielefeld, Velhagen & Klasing '06. M. 2,50.

Übungs-Bibliothek, französische. kl. 8°. Dresden, L. Ehlermann. Nr. 19. Heyse, Paul: Im Bunde der Dritte. Charakterbild in 1 Akt (1883). Zum Übersetzen aus dem Deutschen in das Französische bearb. v. A. Brunnemann (VIII, 61 S.) '06. Geb. M. —,80.

Wolff, A., H. Steckel, R. Grofsmann u. *H. Heidrich*: Lehrbuch der französischen Sprache f. Bürgerschulen. Mit den Bildern „Der Bauernhof“, „Der Sommer“ u. der „Der Winter“ v. Strübing-Winckelmann. 1. Tl. 3. Aufl. (229 S.) gr. 8°. Leipzig, Dürrsche Buchh. '06. M. 2,40.

Wright, J.: Elementary French grammar. 3. ed. Revised by C. Talbut Onions, M. A. (Method Gaspey-Otto-Sauer.) (VII, 184 S. m. 1 Karte u. 1 Plan.) 8°. Heidelberg, J. Groos '06. Geb. M. 2,—.

b. Literaturgeschichte, Schulausgaben, Lesebücher.

San Carlos. — Petit cours de littérature française. In-16, 64 p. Paris. Le Soudier. 1906.

Anthologie des poètes français (XIXe siècle). Petit in-16, 411 p. Paris, Lemerre, 1905. 2 fr. 50.

Berner, Karl. Récréations instructives. Morceaux dialogués tirés du manuel de Rossmann et Schmidt. (VIII, 80 S.) kl. 8°. Bielefeld, Velhagen & Klasing '06. M. —,90.

Collection des auteurs célèbres. A l'usage des classes supérieures. kl. 8°. Karlsruhe, F. Gutsch. Jedes vol. kart. M. —,80. *V. Mérimée*: Colomba. Avec une introduction, quelques notes et une table des mots qui ne se trouvent pas dans les dictionnaires. Par Dr. R. Nuck. (138 S.) ('06.)

Corneille, P. — Œuvres choisies collationnées sur l'édition des Grands Ecrivains de la France; par Henri Régnier. Grand in-8, 391 p. avec portrait et grav. Paris, Hachette et Ce. 1906. 2 fr. 60. [Bibliothèque des écoles et des familles.]

Couvreur, A. Sur la Pente. Roman destiné à l'enseignement de la langue française. Chemnitz und Leipzig, W. Gronau. 42 S. 8°.

Ducotterd, X. Lehr- u. Lesebuch der französischen Sprache m. besond. Berücksicht. des freien Gedankenausdruckes. Mittelstufe. Mit 2 Bildern u. e. Karte. 2. Aufl. (VI, 137 S.) 8°. Frankfurt a. M. C. Jügel '06. Geb. M. 2,20.

Hartmanns, Mart.: Schulausgaben (französischer Schriftsteller). kl. 8°. Leipzig, Dr. P. Stolte, Nr. 6. Thiers: Bonaparte en Égypte et en Syrie. Mit Einleitg. u. Anmerkgn. hrsg. v. K. A. M. Hartmann. 7—9. Taus. (XVI, 88 u. 78 S. m. 4 Karten.) '06. Kart. u. geh. 1,40.

Labré, J. — Morceaux choisis des classiques français (prose et vers), à l'usage des écoles municipales. (Cours élémentaire.) In-16, 156 p. Paris, Hachette et Ce. 1906. 1 fr.

Parisien, le petit. Illustriertes französ. Witzblatt f. deutsche Leser zur Fortbildg. in der französ. Sprache. 1. Jahrg. April—Dezbr. 1906. 18 Nrn. (Nr. 1. 8 S.) 4°. Hamburg, H. Paustian. Vierteljährlich M. 1,20.

Polack, C. et *E. Rodhe.* Pages choisies des grands écrivains du XIXe siècle (Prose). Publiées avec des notices biographiques et littéraires et des notes grammaticales. 1èr Partie : Le romantisme. 1. Textes IV, 114 S. 8. IIème Partie : Le naturalisme et l'époque contemporaine. Textes IV, 216 S. 8°. Lund 1906. Ph. Lindstedts Universitetsbokhandel (A. & O. Schedin).

Prosateurs français. Ausg. A m. Anmerkgn. zum Schulgebrauch unter dem Text. Ausg. B m. Anmerkgn. in 1 Bde. kl. 8°. Bielefeld, Velhagen Klasing. 162. Lfg. Kuttner, Max: Französische Lebensweisheit. Montaigne. Pascal. La Rouchefaucauld. La Bruyère. Vauvenargues. Ausgewählt u. hrsg. (Ausg. B.) (VI, 124 u. 11 S.) '05. M. 1,—. — 163. Lfg. Sand, George: La petite fadette. Mit Anmerkgn. zum Schulgebrauch hrsg. v. Max Rosenthal. (Ausg. B.) (XI. 118 u. 37 S.) '06. M. 1,10. — 164. Lfg. Chatelain, A.: Contes du soir. Zum Schulgebrauch ausgewählt u. erklärt v. K. Sachs. (Ausg. B.) (IV, 117 u. 16 S.) '06. M. 1,—. — 165. Lfg. Barrau, Théod. H.: Histoire de la révolution française depuis 1789 jusqu'à la mort de Robespierre. Für den Schulgebrauch ausgewählt u. erklärt v. Frz. Petzold. Mit 1 Karte v. Frankreich, 1 Plane v. Paris u. e. Personenverzeichnisse. (Ausg. B.) (IV, 163 u. 39 S.) '06. Geb. M. 1,30. — 166. Lfg. Lamé-Fleury, M.: L'histoire de France. Racontée à la jeunesse. Im Auszuge m. Anmerkgn. zum Schulgebrauch hrsg. v. Realsch.-Oberlehr. W. Coordts. (Ausg. B.) (III, 201 u. 18 S.) '06. M. 1,40.

Racine, Britannicus. Tragédie. Hrsg. v. Dr. E. Franke. 2. umgearb. Aufl. v. A. Gundlach. (90 u. 25 S.) 8°. Berlin, Weidmann '06. Geb. M. 1,20.

Ricken, W.: Einige Perlen französischer Poesie (36) von Corneille bis Coppée. Für den französ. Unterricht der höheren Schulen u Lehrerseminare. Nebst e. Anhang v. Übersetzgn. deutscher Gedichte (6), e. Verslehre in deutscher u. französ. Sprache u. e. kurzen Überblick üb. die Geschichte der französ. Literatur. 2 Aufl. (55 S.) 8°. Chemnitz, (W. Gronau) '06. Kart. M. —,80.

Rode, J. F. Pour s'entraîner au langage technique français. Descriptions variées à réproduire de vive voix, plus spécialement destinées aux écoles commerciales et industrielles. J. B. Wolters. Groningue 1906. 216 S. 8°. M. 3,—.

Schriftsteller, englische u. französische, der neueren Zeit. Wörterbuch zum 32. Bdchn. 8°. Glogau, C. Flemming. 32. Voigt, Dr. O.: Historiens du XIXe siècle. (35 S.) ('06) M. —,50

Schulbibliothek französischer u. englischer Prosaschriften aus der neueren Zeit. Mit besond. Berücksicht. der Fordergn. der neuen Lehrpläne hrsg. v. L. Bahlsen u. J. Hengesbach. I. Abtlg.: Französische Schriften (Neue Aufl.) 8°. Berlin, Weidmann. 19. Bdchn. Boissonnas, H: Une famille pendant la guerre 1870—1871. (Ouvrage couronné par l'académie.) Im Auszuge u. m. Anmerkgn. zum Schulgebrauch hrsg. v. Oberlehr. H. Bretschneider. Mit 1 Übersichtskarte u. 2 Skizzen. 5. verb. Aufl. (VI, 114 S.) '06. Geb. M. 1,20; Vorbereitungen u. Wörterbuch dazu (50 S.) '06. M. —,40. 33. Bdch. Maitres conteurs. 9 Erzählgn. v. Alphonse Daudet, Jules Claretie, Guy de Maupassant, François Coppée, Jules Lemaître. Für die Schule ausgewählt, bearb. u. erklärt v. Oberlehr. Dr. J. Hengesbach. 3. Aufl. (XI, 111 S.) '06. Geb. M. 1,—.

— dasselbe. Wörterbücher. 8°. Ebd. 20. Coppée, François: Oeuvres. Zusammengestellt v. Rud. Schoening. (29 S.) '06. M. —,30. 54. L'Empire 1813—1815. L'Allemagne anti-napoléonienne. Zusammengestellt v. Dr. Thdr. Haas. (38 S.) '06. M. —,40. 55. Figuier, Louis: Vie et moeurs

des insectes. Zusammengestellt v. Oberlehr. Dr. Fritz Strohmeyer (49 S.) '06. M. —,50.

Schülerbibliothek, französische. I. Serie. kl. 8°. Paderborn, F. Schöningh. 2 Bdchn. Beauchesne, A. de: Louis XVII. Sa vie, sa mort. Auszüge aus dem Werke v. B. Mit Anmerkgn. zum Schulgebrauch versehen v. F. Mersmann. (110, 35 u. 15 S.) ('06.) Geb. M. 1,50. 3. Bdchn. Courville, Ctesse L de: Marmiton! Mit Anmerkgn. zum Schulgebrauch versehen v. F. Mersmann. (66 u. 24 S.) ('06.) Geb. M. 1,—.

Scribe, Eugène. Le verre d'eau ou les effets et les causes. Comédie. Ed. accompagnée d'un commentaire et d'un questionnaire répétiteur par *Jos. Delâge.* 2 Tle. (XIII, 41 u. 84 S.) 8°. Wien, K. Graeser & Co. — Leipzig, B. G. Teubner '05. M. 2,—.

Zeitschrift

für

französische Sprache und Litteratur

begründet von

Dr. G. Kœrting und **Dr. E. Koschwitz**
Professor a. d. Universität z. Kiel — weil. Professor a. d. Univers. z. Königsberg i. Pr.

herausgegeben

von

Dr. D. Behrens,
Professor an der Universität zu Giessen.



Band XXX, Heft 6 u. 8.
Der Referate und Rezensionen
drittes und viertes Heft.

Chemnitz und Leipzig.
Verlag von Wilhelm Gronau.
1906.

Ausgegeben am 17. Dezember 1906.

INHALT.

Referate und Rezensionen.

Miszelle.

Beilagen:

Prospekt der Firma Friedrich Brandstetter, Leipzig.
Prospekt der Firma Ed. Hölzel, Wien.

Referate und Rezensionen.

Congrès International pour l'Extension et la Culture de la Langue Française. Paris, H. Champion 1906. gr. 8⁰. 10 frcs.

C'est un ouvrage important pour quiconque s'intéresse à la langue et à la culture françaises.

Il rend compte des travaux du Congrès International qui tint ses séances à Liège en Septembre 1905.

Préparé sous la direction éclairée de M. Wilmotte, président du Comité organisateur, et de M. Ch. Beck, secrétaire général, le Congrès avait réuni nombre de savants illustres venus de toutes les parties du monde.

Le compte-rendu des séances, malgré l'intérêt des questions débattues, est trop long et trop complexe pour pouvoir être condensé ici: je passerai donc sous silence les nombreux voeux émis, me contentant d'un bref résumé des 40 mémoires inclus dans le volume.

A. Progrès et pertes de la langue française. Albert Métin, *Notes et documents sur la langue française et l'enseignement du français hors de France.* Ce rapport étendu et très documenté conclut en général aux progrès de la langue française. M. Paul Meyer conteste ces conclusions optimistes, particulièrement en ce qui concerne le Canada, tandis que la plupart des orateurs se rangent à l'avis du rapporteur.

E. Bouchette, *L'état légal du Français au Canada* ajoute quelques faits aux précédents.

Arnold Rey, *La Langue française est-elle en regression dans le monde? Causes et remèdes*, cherche a établir, par des statistiques, que l'enseignement de l'anglais et de l'allemand tend à supplanter, dans nombre de pays, celui du français. Il déplore la diminution de la natalité en France.

F. Mallieux, *L'Universalité de la Langue Française. Progrès ou régression*, s'attache à présenter le problème de l'hégémonie des langues comme très complexe et subjectif. Il croit cependant que le francais, comme langue universelle continuerait une

tradition; mais il la voudrait plus souple, plus accueillante pour les archaïsmes et provincialismes.

Henri Albert, *La Langue et la Littérature françaises en Alsace*, résume de façon intéressante l'histoire de l'Alsace, ses attaches anciennes avec la civilisation latine, son rôle prépondérant dans l'assimilation réciproque des cultures; il rappelle le désarroi produit par l'occupation allemande, les proscriptions linguistiques, la situation des lettres après l'annexion, et conclut que le français a largement maintenu ses positions.

Henry Bigot, *La Langue française et l'âme arabe*, établit que si les Arabes d'Algérie et de Tunisie sont inassimilables, ils le doivent particulièrement à leur langue et à leur religion. Il fait un parallèle des plus curieux entre le pouvoir éducateur des langues arabe et française, et réclame une réforme radicale dans l'enseignement de celle-ci aux colonies.

Albert Bonnard, *Le Français en Suisse*, résume les lois très libérales régissant l'emploi des langues en Suisse. Aucune modification ne s'est produite dans les positions respectives de celles-ci, sauf dans le Valais, où l'allemand recule.

Maurice Ansiaux, *La pénétration allemande en Belgique*, rend compte des prétentions de certains pangermanistes, nous fait connaître de façon très précise les puissants moyens de pénétration en Belgique du Commerce et de l'industrie allemande, mais il les considère à tort comme menaçant la langue et la culture françaises: cette action serait, jusqu'à un certain point possible en Flandre, mais tout à fait impuissante à transformer les mœurs dans la partie wallonne.

R. Petrucci, *Sur le rôle actuel de la langue française en Belgique*, précise la position du français vis-à-vis du flamand en Belgique; il considère que si les flamingants ont émis différentes fois des prétentions justifiées, ce serait folie de leur part que vouloir repousser de leur territoire la langue française; le bilinguisme est. dit-il très judicieusement, un minimum à obtenir en Flandre.

Robert Catteau, *La langue française et la question flamande en Belgique.* Cet exposé très impartial et d'une grande clarté ne pourrait malheureusement guère être résumé.

Louis Stuyck, *La langue française à Anvers,* dépeint la réaction flamingante organisée par l'Administration de cette ville.

G. Van Montagu, *Pourquoi fut fondée l'Association flamande pour la vulgarisation de la langue française*, en un exposé très ferme, complète les données fournies dans les rapports précédants sur la situation respective des langues française et flamande en Belgique.

Madame Poirier, *La Décroissance de la langue française dans le Grand-Duché de Luxembourg*, nous montre le français repoussé pour diverses causes, et particulièrement en raison des idées

libérales que répand sa littérature; aussi celle-ci est-elle enseignée dans le Grand-Duché suivant des méthodes volontairement surannées.

Pompiliu Eliade, *Les premiers „Bonjouristes“ [1818—1828]*, fait l'histoire de l'introduction de la langue et de la culture françaises en Roumanie.

François Zapata Lillo, *Les chances et les moyens de pénétration du français dans l'Amérique du Sud, particulièrement au Chili.* La force du français au Chili, dit l'auteur, réside dans sa haute civilisation, son puissant pouvoir de vulgarisation des sciences et de la plus haute philosophie; nous l'aimons et nous la respectons comme la mère de toutes nos libertés, aussi le français est-il loin de perdre pied au Chili où il est officiellement et officieusement la seconde langue du pays.

André Gugler présente un *Rapport sur les travaux du Cercle de Conversation française de Nuremberg.* Tandis que M. L. Dufourmentelle rédige une *Note concernant „l'Alliance française“* destinée à la propagation du français; les résultats obtenus sont des plus brillants.

B. Littérature et Culture Française. Hubert Krains, *La littérature française en Belgique*, sera lu avec intérêt. On pourra le rapprocher du réquisitoire de G. Van Montagu: *Les primes pour l'encouragement de l'art dramatique en Belgique*, qui met en lumière la façon dont sont accordées ces primes, entrave, plutôt qu'encouragement à la littérature scénique.

Gustave Kahn, après une courte étude sur *Les lettres françaises en Alsace-Lorraine (Pays Lorrain annexé)*, étudie la question du vers libre, constate sa solidité et sa vitalité dans: *Les vers libres — La diction des poèmes.*

A. G. Van Hamel, *Le Vers français à l'Etranger*, apporte une contribution des plus curieuses à cette question; il nous montre combien les étrangers les plus distingués ont mal compris le caractère du rythme français.

L. Dumont-Wilden étudie le *rôle du roman dans la culture française* tandis que François de Nion dit quelques mots sur *Le problème du style.* Dans un domaine un peu différent, le Dr. Paul Sollier examine attentivement les qualités de *la langue française considérée dans ses rapports avec le travail scientifique et la production scientifique.*

C. Critique. La décadence de la critique littéraire en France, par son caractère alarmant, préoccupe beaucoup les congressistes et donne naissance à de nombreuses discussions. Les rapports qui suivent et qui ne se prêtent guère à un bref résumé, étudient avec compétence la question:

E. Gilbert, *La critique littéraire dans les revues périodiques.*

Remy de Gourmont, *La critique littéraire dans la presse quotidienne.*

Gérard Harry, *La Littérature dans ses rapports avec la presse.*

L. Paschal, *La critique française et l'étranger.*

D. Pédagogie — Bibliographie: M. Blondiau. *Que peut faire l'école primaire pour l'extension et la culture de la langue française?* élabore un programme judicieux de réforme de l'enseignement primaire.

Jean Chalon, *A propos de l'enseignement du français dans nos athenées.* L'auteur analyse les programmes officiels, constate qu'ils font une large part au fond, aux études littéraires générales qui sont au dessus des langues, mais qu'ils laissent une place très petite à la forme, à l'art littéraire proprement dit, et à la langue française en particulier. Il fait un projet de réforme tendant à donner aux élèves des notions élémentaires de l'histoire du mot, d'analyses stylistiques, d'analyse des gallicismes et des finesses de la langue.

Nous ne pouvons qu'applaudir à ces vues larges et progressives. Constatons cependant que des professeurs intelligents ont pu, officieusement élargir les programmes qui ne manquent pas de souplesse malgré leurs graves défauts.

Oscar Pecqueur, *L'enseignement du français dans les athénées et collèges,* indique les différents points du programme qu'il voudrait voir modifier.

A. Stassart (Georges Rency), *L'enseignement littéraire du français en Belgique,* croit que la littérature belge n'aurait pas tant tardé à se développer si l'enseignement eût été mieux organisé de ce côté. Il montre combien il est illogique de charger du cours de français dans les athénées, des docteurs en philologie classique, mais il va trop loin à mon sens en demandant que ces cours soient faits par des littérateurs; des philologues romans me semblent plus aptes à donner un enseignement artistique étayé sur une forte base scientifique. D'autre part, je pense comme M. Stassart, qu'il serait bon d'augmenter le nombre d'heures consacrées au français, tout en faisant une plus large part aux œuvres des écrivains belges.

Salomon Reinach. *N'y a-t-il pas lieu de substituer, dans l'enseignement de la langue française, la lecture des prosateurs du XVIIIe siècle à celle des prosateurs du XVIIe?* Cette proposition tend à ostraciser presque complètement la langue et la littérature du XVIIe siècle qui ne sont plus génératrices de nos idées et de nos sentiments, afin de donner une part plus large au XVIIIe siècle. J'applaudirais des deux mains si je ne trouvais cette part quelque peu disproportionnée, et l'ostracisme un peu trop sévère.

E. Rochelle présente un rapport sur *l'Alliance française et la méthode directe,* tandis que Gustave Cohen s'occupe de *L'organisation de la bibliographie dans le domaine de la littérature et de la philologie française* qu'il voudrait unifier.

E. Lexicologie et dialectologie. H. Vaganay, *Le Vocabulaire français du XVI[e] siècle et deux lexicographes flamands du même siècle. 2000 mots inconnus à Cotgrave.* Le contenu de ce travail s'indique de lui-même.

Gustave Cohen, *Le parler Belge*, apporte une contribution des plus utiles à la connaissance des particularités du français parlé en Belgique. Il établit que beaucoup de particularités qu'on y remarque sont des archaismes plutôt que des germanismes.

Je suis parfaitement d'accord, mais je ne pense pas comme lui qu'il existe un „*Parler Belge*" dans le sens où il l'entend. Je m'attacherai à le démontrer lorsqu'il aura publié l'excellent livre qu'il prépare sur cette question.

Oscar Colson, dans son étude sur *Les Patois du Français*, fait un plaidoyer éloquent en faveur des patois et de leur vertu éducative. Il ajoute que la guerre au Wallon a donné à la Belgique une langue froide, académique excluant tout ce qui est souple et familier. Il s'élève à juste titre contre cette tendance naïve et peu scientifique qui fait considérer comme des monstruosités toute expression qui n'a que le malheur de n'être point née dans les limites de l'Ile de France.

Jules Feller, *Le français et les dialectes romans dans le Nord-Est.* Se basant sur l'important ouvrage de M. G. Kurth, *La frontière linguistique en Belgiqne et dans le Nord de la France* (Bruxelles 1895—98), M. Jules Feller retrace l'histoire linguistique de nos provinces Wallonnes. Il y ajoute l'apport de sa science personnelle, croit que la coexistance des terminologies gallo-romaine et thioise dans le nord du domaine Wallon, s'explique par une période assez longue de bilinguisme (cf. M. Wilmotte, *le Wallon*, Bruxelles 1893 p. 35).

M. Feller est d'accord avec Monsieur Kurth pour constater le recul du thiois sur toute la ligne; la perte, la plupart du temps, de une commune, est de 4 dans les environs de Warsage. Dans la Flandre française, le flamand a été éliminé sur un large espace. Dans la Flandre belge, le français en honneur de tout temps a conservé ses positions, tandis que dans la région wallonne il se substitue rapidement aux dialectes. A peine édité le „*Congrès Internat. pour la Cult. etc.*" est près d'être épuisé. Une seconde édition serait désirable.

GIESSEN. LUCIEN PAUL THOMAS.

Jordan, Leo. *Die Sage von den vier Haimonskindern.* Münchener Habilitationsschrift. Erlangen Junge 1905 X und 198 S. 8°.

Seit einigen Jahren ist L. Jordan bereits mehrfach mit Beiträgen zur Sagengeschichte hervorgetreten, die sich gleichmäßig durch eine

ausgedehnte Belesenheit und durch eine oft freilich etwas kühne Kombinationsgabe auszeichnen, demgemäß auch in ihren Schlußfolgerungen vielfach Widerspruch erfahren haben. Ich selbst bin ihm dankbar für den Quellennachweis von Hervis de Mes (im *Arch. f. d. St. d. n. Spr.* 114, 432 ff.), den ich in allen Hauptpunkten für vollkommen geglückt halte. In einem weiteren Aufsatze hatte J. sich mit einer Outlawsage beschäftigt (mit *Eustache le Moine* im *Arch. f. d. St. d. neueren Spr.* 113, 66 ff.), und schon vordem in der viele neue Auffassungen bietenden Abhandlung *über Entstehung und Entwicklung des altfranzösischen Epos* (in *Rom. Forsch.* XVI) hatte er die Vermutung ausgesprochen, „es habe sich in sehr alter Zeit neben dem nordfranzösischen, dem burgundischen, dem postulierten südfranzösischen auch um Bordeaux ein episches Zentrum befunden." Durch die vorliegende umfangreiche und detaillierte Untersuchung glaubt er nun nicht nur eine weitere sehr alte Outlawsage nachgewiesen, nicht nur die Frage, ob in der Gascogne ein dichterisches Zentrum bestand, bejaht zu haben, sondern auch den in Michelants Ausgabe vorliegenden Text der Haimonskinder als das Produkt von sieben nacheinander folgenden Überarbeitungen festgestellt, die einzelnen Schichtungen und den alten Kern bloßgelegt zu haben. Dies soll dem Umstande zu danken sein, daß die Kernpatien aus einer offenbar konservativen Gegend verhältnismässig spät nach Nordfrankreich kamen und kein neues sprachliches Gewand erhielten, sonderlich die alten Assonanzen belassen wurden. Er verlangt daher von dem Bearbeiter einer kritischen Ausgabe, daß er sich auf die assonierte Chanson beschränke und von den Zutaten der 5.—7. Bearbeitung in einem Anhange nur die Stellen gebe, die nicht auf Erfindung der Überarbeiter beruhen: Bues d'Aigremont, Ardennensage, Legende. Schon diese Forderung geht meiner Meinung nach weit über das hinaus, was eine vorsichtige philologische Forschung zunächst ins Auge zu fassen hat. Zunächst sollte doch das gesamte überlieferte Material ganz ohne vorgefaßte Meinung zusammengestellt, und ermittelt werden, eine wie beschaffene Fassung des Gedichtes sich damit reconstruieren läßt. Erst dann darf man der Frage nach Ausscheidung von Partien, welche schon diese Fassung enthielt, und der weiteren nach dem eigentlichen Kern der Dichtung näher treten, will man nicht von vorherein den festen Boden unter den Füßen verlieren. Dieser prinzipielle Einwand trifft natürlich auch J.s Untersuchung selbst. Er bemerkt (S. 9) zwar mit Recht, gegenüber Zwick, der bereits auf die verschiedene poetische Form der Vor- und Nachgeschichte wie des Grundstockes der Dichtung hingewiesen hatte: „Hätte ein Archäologe an einer Kulturstätte drei Schichtungen entdeckt, so würde er natürlich bestrebt sein, diese Schichtungen möglichst auseinanderzuhalten, um keine Verwirrungen zu veranlassen." Aber würde derselbe Archäologe nicht auch zuerst alles Material, dessen er habhaft werden könnte, sammeln und dann von Verunreinigungen älterer oder neuerer Zeit

säubern? J. begnügt sich dagegen hinsichtlich der Textüberlieferung der Haimonskinder eingestandenermaßen mit den doch noch recht dürftigen und lückenhaften bisherigen Forschungsresultaten und meint ihre Vervollständigung sei nicht die Aufgabe des Sagenforschers, sondern die des Textgestalters und Bibliographen. Dabei basiert er aber seine sagengeschichtliche Untersuchung selbst auf eine recht eingehende sprachliche Analyse des gedruckten Textes. Schon die ganze Anordnung des Stoffes bei ihm läßt erkennen, von wie untergeordneter Bedeutung ihm eine sorgfältige Prüfung des handschriftlichen und sonstigen Materials erscheint. Steht doch der den Handschriften, Bearbeitungen, Drucken gewidmete Abschnitt am Schluß statt am Beginn seines Buches und gehen ihm voraus doch die, welche die bisherige Kunde von der Sage und ihren geschichtlichen Kern darlegen, eine sprachliche und literargeschichliche Analyse der alfranzösichen Dichtung und eine chronologische Darstellung der Entwicklung der Sage bis zur Gestaltung in Michelants Ausgabe bieten wollen.

J. nimmt ohne weiteres an, daß der von Michelant veröffentlichte und der Hauptsache nach einer einzigen Hs. entnommene Text die älteste überlieferte Redaktion der Dichtung repräsentiere, die uns noch in 12 oder 13 anderen Hss. mit nur wenigen Abweichungen erhalten sei. Das mag im Ganzen zutreffen, immerhin hat aber F. Castets, der eine neue Ausgabe der Chanson in Angriff genommen hat, neuerdings in der *Revue d. l. r.* XLIX, 107 ff. dargetan, daß Michelant bei seiner Wiedergabe der Hs. La Vallière 24387 (**L**) vielfache Ungenauigkeiten (dabei zeigt C.s Liste freilich auch verschiedene Fehler, namentlich in den Zahlenangaben), Auslassungen, stillschweigende Änderungen untergelaufen sind, und daß er von den zahlreichen Abweichungen der anderen Hss. nur recht wenige und ungenaue Mitteilungen machte, so daß von einer Herstellung der für uns zunächst erreichbaren ältesten Textgestalt in seiner Ausgabe noch nicht die Rede sein kann. — Parenthetisch will ich hier übrigens gleich bemerken, daß wir auch von Castets höchstens eine getreuere Wiedergabe der Hs. **L** zu erwarten haben. Sagt er doch *l. c.* S. 104 mit Bezug auf Michelant: „S'il n'a pas multiplié les variantes, je ne saurais l'en blâmer, car ç'aurait été abuser de la patience du typographe. Quel interêt aurait-on à montrer que les leçons de **ABC MPV** ne valent pas la leçon de **L** que l'on inprime? Nos trouvères ont une provision de formules, et d'avance on est sûr de les retrouver toutes employées sans choix réel. Quel avantage y aurait-il à dresser l'interminable liste de différences qui n'ont aucune valeur ni au point de vue littéraire ni au point de vue grammatical? Editer dix-huit mille vers est en soi une grosse entreprise: l'essentiel me paraît de reproduire fidèlement le manuscrit que l'on croit le meilleur et d'y toucher le moins possible, car ce manuscrit, avec ses imperfections, est un document d'une epoque particulière. A vouloir l'améliorer, dans l'intention d'en établir une édition critique, on court grand

risque de l'altérer." Die sonst bekannten Hss. in Metz und Oxford gat Castet, wie aus S. 133 Anm. hervorgeht, ganz außer Acht helassen.

J. fußt also lediglich auf Michelants Text und sucht ausgehend von Zwicks Feststellungen durch eine detaillierte sprachliche Analyse der verschiedenen von diesem konstatierten Teile des Gedichtes die vorhandenen Unterschiede deutlicher bloßzulegen. Er zitiert dabei nach der erst von ihm durchgeführten Tiradenzählung, deren Konkordanz mit Seite und Zeile bei Michelant man in der Übersicht der Tiradenfolge auf S. 182—187 finden kann. An dieser Übersicht ist mir aufgefallen, daß J. es unterlassen hat gleichzeitig die Reimsilben, beziehungsweise die Assonanzvokale anzuführen. Hätte er das getan, so würden schon hier die Unterschiede zwischen I, II, III, IV auf den ersten Blick in die Augen springen. Da ich das Versäumte für mich nachgeholt habe, kann ich auf einige Versehen, die J. bei der Aufstellung der Tiradenzählung untergelaufen sind, aufmerksam machen. Teil I besteht nicht aus 120 sondern aus 122 Tiraden, denn nach *-er* 148 ist auf S. 48, Z. 37 eine neue Tirade auf *-és* und nach *-ié* 90 auf S. 101, Z. 10 eine solche auf *-iés* anzusetzen, genau so, wie das bei den Tiraden 84, 85 und 93, 94 geschehen ist.

J. stellt nun zunächst immer lediglich nach Michelants Text die verschiedenen Reimbildungen von Teil I (Tir. 1—120 bez. 122) und von Teil IV (Tir. 1—316) gegenüber, begnügt sich aber nicht mit dem sich daraus ergebenden Unterschiede beider Teile, sondern sucht auch noch innerhalb beider Verschiedenheiten zu konstatieren, welche eine speziellere Zerlegung in Ia (Tir. 1—43), Ib (—Tir. 87), Ic (—Schluß), IVa (Tir. 1—190), IVb (—Tir. 235), IVc (—Tir. 276), IVd (—Schluß) ermöglichen sollen. Seine positiven Feststellungen sind hier recht dankenswert, wenn auch gegen viele Schlußfolgerungen von vornherein der Einwand erhoben werden kann, daß ja noch garnicht feststeht, ob die Lesarten Michelants durch die Hss. bestätigt werden. Das gilt namentlich von den vereinzelten Bindungen von *-ue* : *-è* (*s'orgueille* IV 18, *linçuel* IV 179) oder *-è* : *-ue* (*[cembel]* IV 89), von der isolierten *-ol* Tirade IV 176, von den Bindungen *-ui* : *-i* (*anui* IV 43), *-i* : *-ui* (*nuncie* IV 175 [*aïe* ebenda kann nach 349,27 ohne weiteres in *aiue* geändert werden], *malisse* IV 270), *-ai* : *-a* (*mais* I 17), *-o . . . -e*: *-on . . . -e* (*reconforte* IV 159). Ich gebe weiter zu bedenken, daß *nelui*, *hui* die Reimworte der beiden entbehrlichen Schlußzeilen von IV 91 auf *-i*, *-is* bilden. — Wenn J. S. 29 bemerkt: die Tiraden auf *ǫ* in I sind rein, d. h. nicht mit *ọ* gemicht, so bedachte man, daß es sich nur um 3 männliche Reimtiraden auf *-or* (63, 96, 100) handelt, da natürlich die nasalen *-on* Tiraden garnicht in Betracht kommen. Die Mischung in IV begegnet in der schon erwähnten einzigen *ol*- Tirade 176, sowie in vier weiblichen Tiraden. — Bei den *-é* Tiraden glaubt J. S. 30 einen Unterschied zwischen Ia (Bues d'Aigremont) einerseits und Ib Ic andererseits konstatieren zu können.

In Ia befänden sich nur 8 solche auf im Ganzen 43; in Ib und Ic aber 26 auf 77. Das ist nicht ganz richtig, übersehen ist in Ia Tirade 41 und die beiden *ée*-Tiraden 12 und 30, in Ib und Ic die weiblichen Tiraden 65, 91, 102 und, wie bereits angedeutet, die übersehene *-és* Tirade 48a. Es vermindert sich also das Misverhältnis dahin, daß in Ia: 11 auf 43, in Ib Ic: 30 auf 79 solcher Tiraden kommen. Auch darauf, daß die Tiraden in Ia nur am Anfang und am Schluß auftreten, wird nun nicht mehr zu viel Gewicht zu legen sein, da ja nun nur die Tiraden 13—22 keine *é*-Tirade aufweisen. — S. 33 sagt J.: „Die einzige lange *ie*-Tirade 88 in Ibc, sei gegenüber häufigem Auftreten von *-ie* = *-iee* in Ia, frei von diesem Pikardismus; ebenso seien die Tiraden auf *-ié* rein. Letztere Bemerkung ist natürlich ganz bedeutungslos, da eine weibliche *iée*-Tirade garnicht vorliegt und männliches *-ié* nichts mit diesem Pikardismus zu tun hat. Aber auch die angebliche Länge der Tirade 88 ist nicht auf die Nerven fallend, sie zählt 28 Zeilen, in diesen kann sehr wohl rein zufällig kein *-ie* = *-iee* im Reim auftreten. — Mit Bezug auf *ę+j* heißt es ebenda: „Weder in *-oi* noch in *-e* finden sich beweisende Reime. Für *ę+l+i̯* (lat. *-ilium*, *-iculum*) ist daher anzunehmen, daß sie mit der Endung *-eil* eine Gruppe für sich bilden, die zu klein ist, um in den langen Tiraden zu figurieren." Aber auch bei einer Entwicklung zu *-oil* wäre die Endung bei einer langen Reimtirade recht unbequem gewesen.

Hiernach bleiben zwar noch verschiedene deutliche Unterschiede von I und IV bestehen, dagegen lassen sich solche zwischen Ia und Ib Ic, IVa und IVb-d nicht für erwiesen ansehen. Daran können auch J.s weitere aus der Diktion entnommene Argumente zur Zeit nichts ändern, und wenn er auf S. 42 meint, darin daß der Verfasser von Ic, der auf Grund des Anfangs von II einen Sachsenkrieg vor sich gehen ließ, Escorfaut und nicht Wittekind als Gegner nenne, darin zeige er, daß er erfinde und den Spielmannsanfang wenig genau betrachtet habe, so vermag ich auch dieser Auffassung nicht zuzustimmen. Woraus ergibt sich denn, daß Ic seinen Sachsenkrieg auf Grund des Anfangs von II vor sich gehen ließ? In II handelt es sich um einen eben beendeten Kriegszug Karls gegen die Sachsen, in welchem Guiteckin von Karl selbst getödet sein soll, in Ic dagegen zieht Roland zum Entsatz des belagerten Köln mit 20000 Mann aus, und kehrt nach Besiegung der Belagerer und Gefangennahme Escorfauts sofort zu Karl zurück. Das ist doch etwas ganz anderes. Zwichen I und II tritt also inhaltlich eine klaffende Lücke zu Tage, da von dem im Anfang von II bereits beendet Kriegszuge Karls am Ende von I gar keine Rede ist. Es darf aber auch nicht außer Acht gelassen werden, daß der Anfang von II offenbar sehr stark überarbeitet ist, da ja die ersten Tiraden im Gegensatz zu den folgenden völlig gereimt sind.

Bei der Beurteilung der Assonanzen und Reime von II und III rechnet J. mit Recht von vornherein mit vielen späten Zutaten, doch

scheint mir die Richtigkeit seiner Annahme noch keineswegs ausgemacht, daß diese von den Verfassern von I und IV herrühren müßten. Es steht doch nichts der Annahme im Wege, daß ein Kompilator Teile verschiedener Redaktionen zu einem Ganzen hat vereinigen wollen, und daß er dann an allen Teilen schon um die Fugen zu verdecken mehr oder weniger starke Änderungen und Erweiterungen vorgenommen hat. Diese Kompilation kann dann von den Schreibern der einzelnen Hs. wieder weitere Änderungen erfahren haben. Zunächst müßten wir aber auch wieder diese Kompilation möglichst in ihrer ursprünglichen Form hergestellt haben, ehe wir sie in ihre einzelnen Bestandteile zu zerlegen versuchten. — Mit Recht wird ferner von J. ein bedeutsamer formaler Unterschied zwischen II und III scharf betont. Während nämlich auf 34 Tiraden in II nur 1411 Zeilen entfallen, enthalten in III 30 Tiraden (also abgesehen noch von der letzten, die J. für jüngeres Fabrikat erklärt und allein 1600 Zeilen zählt) 4214 Zeilen und unter diesen 30 Tiraden wieder 9 *ǫ*-Tiraden allein 2649 und Tirade 35 (nach Ausschaltung einer nichtssagenden jüngeren *i*-Tirade) allein 889 Zeilen. J. sucht nun der rätselhaften Gestaltung von III durch eine für II und III streng gesonderte sprachliche Untersuchung der Assonanzen beizukommen.

Was zunächst die Tirade 29 anlangt, welche bei sonst scharf ausgeprägten *a*-Assonanzen doch auch 4 solche auf *ai*- aufweist (*natural* : *ceval* : *apela* : *Renaut* : *Bertolai* : *sai*: *Ais*: *verrai* : *jà*) so meint er S. 44: „Der Redaktor von I verkürzte den Diphtongen *ai* > *a*, entsprechend also *au* > *a*, so daß die vermeintlich alte Tirade ihm mit Sicherheit zugesprochen werden muß.“ Aber schon die Verkürzung des Diphtongen *au* > *a* anzusetzen ist unnötig, da *Renaut* für den Dichter einfach *Renalt* gelautet haben kann; und die angebliche Verkürzung von *ai* > *a* in I wird durch das einzige *mais* bezeugt, dessen Echtheit um so zweifelhafter ist, als die Zeile deren Abschluß es bildet, sehr wohl entbehrlich ist. Auch in Tirade 29 lassen sich die 4 Assonanzen leicht ausmerzen, selbst wenn der Michelantsche Text hier von anderen Hss. bestätigt werden sollte. Die Stelle lautet in der Ausgabe:

„A grant tort m'a ocis mon oncle Bertolai.
Il venront ja ici, de verité le sai;
Rois Yus les a traïs a Karlemaine d'Ais.
Sempres au bien ferir qui m'aidera, verai.“

Sie könnten gelautet haben:

„Mon oncle Bertolai a grant tort ocis m'a.
De verité le sai : ici venront il ja,
A Karlemaine d'Ais rois Yus traïs les a.
Sempres au bien ferir verai qui m'aidera.“

Tirade 8 soll nach J. ebenda die lautliche Entwicklung: *aine* < *ẹne*, *aiηe* < *ẹηe* zeigen, da aber mit den Worten: *Karlemaine : ceigne : ensamble : plegne : regne* auch Worte mit festem *a (Flandre, Gorlande, Horlande, Gerande, Sessoigne la grande)* gebunden sind, „die nicht von derselben Hand sein können“, wurde nach ihm „der Katalog von jüngerer Hand in lautlich unmöglicher Weise vermehrt“. Warum kann denn aber nicht als Assonanz der ganzen Tirade *an . e* angesetzt werden?

Die Vermutung: „der älteste Kern der Haimonskinder bestand aus einer einzigen *ọ*-Tirade“ (S. 49) begründet J. in der Hauptsache damit, daß die *é*-Tiraden von III sich deutlich als Fabrikat eines Spielmannes aus der zweiten Hälfte des 12. Jhs. erweisen, und auch die Sprache der anderen Tiraden einer solchen Annahme nicht widersprechen sollen; auszunehmen seien allein 2 *ọ*-Tiraden in II und die sämtlichen *ọ*-Tiraden in III (außer einer gereimten). Die Mischung der nasalen *ọ* mit oralen sei eine so hohe, daß diese Tiraden ohne weiteres aus viel älterer Fabrik wie sämtliche andere bezeichnet werden müßten. Die dieser Auffassung entgegenstehende Angabe Meyer-Lübkes: „Im altfranzösischen assoniert *ọn* unbedenklich mit jedem andern *ọ*“ soll durch die Reime des Rolandsliedes widerlegt werden, welche bewiesen, „daß dies im 12. Jahrhundert (aus diesem ist die Hs.) nicht mehr der Fall war.“ Tatsächlich enthält die Anfangspartie des Rol., welche nach J.s Ansicht jünger ist als die Kernpartie (den alten Anfang setzt er Z. 703), an männlichen *ọ*-Tiraden 2 ungemischte (17, 49) und 2 wohl ungemischte (15, 33), nicht 3 ungemischte und wohl ungemischte, wie J. angibt. Von da ab mit Nahen der Katastrophe in Roncesvals zeigen nach J. auch die *ọ*-Tiraden Mischung von *ọ* u. Nasal und *ọ* u. Oral: T. 62 (1 Or. 7 Nasalen), 69 (9 : 10), 81 (7 : 4), ebenso weiterhin die Tiraden 99, 107, 139, 164, 180, 188. Schon aus Rambeaus Zusammenstellung (Über die als echt nachweisbaren Assonanzen u. s. w. Halle 1878 S. 183 ff.) ließ sich aber ersehen, daß auch T. 67 und 113 (bez. 112) nur orale, Tir. 71, 118 (117), 144, 225 (223), 241 (237) nur nasale *o*, Tir. 168, u. 196 nahezu nur nasale und Tir. 95 208 (207), 210 (209), 273 (269), 279 (275), 283 (279) sowohl nas. wie orale *o* enthalten. Die angebliche Sonderstellung und spätere Abfassungszeit der Anfangspartie läßt sich also aus diesem Tatbestande um so weniger erschließen, als doch auch noch andere assonierende Chansons außer dem späteren Teil des Roland (einschließlich der Baligantepisode) dieselbe Mischung in ihren *ọ*-Tiraden kennen, so z. B. Couronnement Looïs und die assonierenden Partien des Aiol. Fällt somit J.s Argument für das hohe Alter der männlichen *ọ*-Assonanzen in Teil III der Haimonskinder, so ist auch ihre übermäßige Ausdehnung noch kein sicheres Indiz dafür, daß der älteste Kern dieses Liedes aus einer einzigen *ọ*-Tirade bestanden haben muß, zeigt doch die III abschließende *é*-Tirade fast die doppelte Ausdehnung der längsten *ọ*-Tirade und

geht doch kurz vorher noch eine zweite (T. 62) auf denselben Assonanz-Vokal, welche zirka 380 Zeilen bietet. Starke Interpolationen (solche nimmt ja auch J. von S. 175, 16—176, 33 und Tir. 52 an), etwa auch eine spätere Umarbeitung mögen die immerhin auffällige Erscheinung zu Wege gebracht haben. Eine genaue Kenntnis der handschriftlichen Überlieferung ist aber, wie S. 64 auch J. zugibt, die unerläßliche Vorbedingung weiterer Konjekturen. Nun hebt ja J. freilich in der literargeschichtlichen Analyse S. 51 ff. hervor, daß inhaltlich die *o*-Tiraden ein zusammenhängendes Ganzes bildeten und die anderen sich als Interpolation im jüngeren Geschmack herausstellten. Ich will nicht leugnen, daß diese Angabe viel Bestechendes hat, glaube aber doch, daß über das, was als jüngerer Geschmack zu bezeichnen ist, die Meinungen recht weit auseinander gehen können. Geben wir aber auch zu, daß Teil III der Haimonskinder ursprünglich in ähnlicher Form gedichtet war, wie man das für eine ältere Fassung der Lothringer anzunehmen geneigt ist, so sind damit noch keineswegs die vielen weiteren Schlußfolgerungen J.s gegeben; denn auch sie erheischen zunächst eine ganze Reihe gewagter Hypothesen und kühner Combinationen. So die Identifizierung der beiden Sagen von den Haimonskindern und von den 7 Kindern von Lara und demgemäß die Betrachtung der 850 Verse langen Tirade 35 von II und III unserer Dichtung als deren Kern oder erste Bearbeitung, die Ansetzung einer zweiten Bearbeitung, in welcher der tragische Ausgang verwischt und die *ǫ*-Tirade verlängert wurde. Eine dritte Bearbeitung soll dann die ursprünglich ebenfalls in *ǫ* assonierende Intrigue, die bisher ein Sonderleben geführt hat und noch weiter führt, in wechselnde Tiraden umgedichtet und auch den Kernpartien Tiraden mit wechselnden Assonanzvokalen eingefügt, eine vierte aus dem Ganzen eine „Chanson de geste“ im Geschmack des 12. Jh.s mit Spielmannsanfang, -Unterbrechungen und -Schluß mit zahlreichen Anspielungen auf andere Epen und Entlehnungen aus solchen gemacht, eine fünfte reimende den Spielmannsschluß verwischt und durch unvermittelte Versetzung nach Dortmund bereits auf eine Legende hin gearbeitet, eine sechste eine lange Vorgeschichte hinzu erfunden, eine siebente endlich von drei nachweisbar verschiedenen Händen: Jerusalemsfahrt, Taten der Söhne Renauts und sein Moniage, also die übliche Nachgeschichte gebracht haben. Von einer Kritik all dieser Annahmen und ihrer Begründung durch J. muß ich hier absehen. Manche interessante Übereinstimmungen, viele neue und beachtenswerte Gesichtspunkte und und Auffassungen sind darin sicher enthalten. Überhaupt darf die Lektüre seiner Schrift als äußerst anregend denjenigen, die sich bereit eingehend mit derartigen Fragen beschäftigt haben, warm empfohlen werden. Anfängern kann sie aber leicht gefährlich werden, da die geblendet durch J.s zuversichtliche Schilderungen für erwiesen hi nehmen können, was doch höchstens als möglich zuzugeben ist. ist, so dünkt mir, mit seinen zweifellos scharfsinnigen Hypothesen

nüchternen Forschung vorausgeeilt. Erst wenn der wirkliche Tatbestand noch viel mehr aufgeklärt sein wird, als das heute der Fall ist, wird sich herausstellen, ob und wie weit J.s Vorstellung von der Entwicklung der Sage und von ihren einzelnen Phasen die richtige ist.

E. STENGEL.

Die Turiner Rigomer-Episode hrsg. v. *E. Stengel*, Greifswald 1905. 20 S. 4°.[1])

Die Turiner Hs. L. IV 33, durch den Bibliotheksbrand zerstört, enthielt u. a. eine französische Dichtung, betitelt *D'unne aventure du roy Artu*, die sich als den letzten Teil des von G. Paris *Rigomer* betitelten, sonst nur noch in einer Hs von Chantilly und auch hier nur als Fragment erhaltenen Romans eines gewissen Jehan erwies. G. Paris' Ansicht, daß die Hs von Chantilly selbst die Vorlage der Turiner Hs war, ist in sehr einleuchtender Weise begründet worden. Immerhin sollte sich jetzt, da der Turiner Text veröffentlicht ist, einer der in Paris sich aufhaltenden Romanisten die kleine Mühe nicht verdrießen lassen, hierüber Sicherheit zu verschaffen.[2]) Sollte sich, was kaum zu bezweifeln ist, Paris' Ansicht bewahrheiten, so ist natürlich der Wert des Turiner Textes gering, voraussichtlich auf die Linguistik eingeschränkt.[3]) Der Kopist hat der Hs den Stempel seines eigenen Dialekts (wallonisch) stark aufgedrückt. Stengel, der uns schon so manches wertvolle aus Turiner Hss gegeben hat, rechtfertigt die Veröffentlichung dieses minderwertigen Textes hauptsächlich damit, daß „er dadurch vielleicht allein vor endgültiger Zerstörung geschützt wird". Man wird ihm hierin wohl allgemein beistimmen.[4])

Vom literarischen Standpunkt ist die Dichtung Jehans sehr interessant. Die eigentlichen Protagonisten sind Lancelot und noch mehr Gauvain. In dem jetzt veröffentlichten Teil tritt vorübergehend Artus an die erste Stelle. Dies ist eine Merkwürdigkeit.

[[1]) Ein Korrekturabzug dieses Beitrags hat unter Zustimmung des Herrn Rezensenten dem Herrn Herausgeber vorgelegen. Derselbe hat in durch eckige Klammern kenntlich gemachten Anmerkungen diejenigen Fälle bezeichnet, welche sich sei es als einfache Druck- oder Lesefehler sei es als stillschweigende Änderungen des in Feists Abschrift vorliegenden Textes herausstellen. Auf einzelne Ausführungen des Herrn Rezensenten denkt er später zurückzukommen. D. B.]

[2]) Ich habe selbst einmal die Hs von Chantilly angesehen, aber leider gerade aus dem hier in Betracht kommenden Stück keine Exzerpte gemacht.

[3]) G. Paris (*Hist. lit.* XXX 95) sagt geradezu: *Cette copie n'a donc aucune valeur.*

[4]) Ich las erst nachträglich, vom Herrn Herausgeber dieser Zeitschrift in freundlicher Weise darauf aufmerksam gemacht, Stengels Nachschrift im Literaturblatt 1905 Sp. 182, worin er seine Angabe betr. die Zerstörung der Hs dahin modifiziert, dafs sie zu den schlecht erhaltenen gehöre So ist also Aussicht vorhanden, dafs sich manche der unten namhaft gemachten strittigen Punkte noch aufklären.

Die Untätigkeit Arthurs in den normalen Versromanen ist begreiflich, sobald man weiß, wie die Romane aus den Lais entstanden sind (vgl. hierüber in dieser *Zs.* XX 150 f.) Arthur konnte nur dann hoch über den andern Helden stehen, wenn man ihn entweder allein alle wichtigsten Taten vollbringen ließ (so in Galfrids *Historia* und andern kymrischen Quellen) oder wenn man ihn in erhabener Untätigkeit als Friedensfürsten darstellte. Für die ältern Arthurromane, in denen, genetisch betrachtet, Arthur selbst nur eine Zutat ist, und die nicht Kriege, sondern Privatabenteuer schildern, war die letztere Alternative die gegebene. Robert de Borron aber führte dem arthurischen Roman eine Menge Galfridisches Material mit Arthur als Kriegshelden (besonders die *Mort Artur*) zu, und die Prosaromane, vor allem die pseudohistorische Merlinfortsetzung, bauten hierauf weiter. Der Krieger Arthur hat aber in diesen Romanen nicht die hohe Stellung inne, die der untätige Arthur in den ältern Romanen einnimmt. Die übrigen Helden kommen ihm viel zu nahe. Die Versromane verharrten im allgemeinen bei der alten Tradition; aber ausnahmsweise mochten auch Versromandichter finden, daß Arthur eigentlich für seinen Ruhm zu wenig leiste. Von dieser Ansicht ging wohl auch Jehan, resp. der Verfasser seiner Quelle, aus: er erbarmte sich Arthurs und ließ ihn wenigstens ein Abenteuer, den Kampf mit einem gefürchteten Ritter, selbst übernehmen. Der Verfasser des *conte del papegau* (ursprünglich wohl auch Versroman) übertrug sogar die ganze Rolle des urspr. Protagonisten (Wigalois) auf Arthur; aber bei der Lektüre des Romans fühlt man ordentlich, daß man hier nicht den echten Arthur vor sich hat. Daß Jehan resp. sein Vorgänger das Gefühl hatte, Arthurs Leistungen seien nicht auf der Höhe seines Ruhms, zeigt sich wohl darin, daß er von der bekannten Erzählungsformel Gebrauch machte, wonach ein Fürst sich rühmt, alle andern zu übertreffen, worauf er es durch die Tat beweisen muß.[5]) Nach St. läge hier eine Entlehnung aus der Karlsreise vor; da aber jene Formel sehr verbreitet war und außerhalb der Formel stehende Einzelheiten in den beiden Texten nicht identisch sind, so ist jene Annahme nicht genügend gestützt.[6]) Allerdings, wenn man in der v. 151 ff geschil-

[5]) Im *Rigomer* ist dieses Märchenmotiv entstellt, indem die Königin nicht gegen Arthurs Prahlerei mit der eigenen Tapferkeit Einspruch erhebt. Aber Arthurs Selbstrühmen ist doch (als nutzlos) geblieben. Dies scheint darauf hinzudeuten, dafs in Jehans Quelle das Motiv in der ursprünglichen Form existierte, dafs daselbst Arthurs, nicht Gauvains Tüchtigkeit angezweifelt wurde.

[6]) Eben lese ich einen kürzlich erschienenen interessanten Artikel von K. G. T. Webster, betitelt *Arthur and Charlemagne* in *Englische Studien* 36 (1906), wo auch speziell *the reproving wife episode* untersucht wird. Webster weist diese Erzählung, abgesehen vom *Rigomer*, noch zweimal in der arthurischen Literatur nach. in Türlins Krone (Geschichte von Gasozein) und in der englischen Ballade *King Arthur and King Cornwall*, und er zeigt, dafs sie hier besser motiviert und und ursprünglicher ist (der Fürst, mit dem sich der König messen soll, scheint ursprünglich der ehemalige Geliebte

derten Szene mit St. eine Nachahmung eines Passus des Rolandsliedes erkennen wollte, so dürfte man annehmen, daß auch die andere Chanson de geste benutzt wurde. Aber auch hier beschränkt sich die Ähnlichkeit auf allgemeine Züge, und diese scheinen der arthurischen Literatur nicht fremd zu sein (vgl. z. B. am Anfang der *Vengeance Raguidel* die Szene, in der alle Arthurritter nach einander sich präsentieren, um das Schwertstück aus dem Leichnam Raguidels herauszuziehen). Das Verhältnis der Ritter der Tafelrunde zu Arthur war eben von Anfang an demjenigen der 12 Pairs zu Kaiser Karl angeglichen worden.

St. hat sich darauf beschränkt, den Text „nach einer genauen Abschrift" seines Schülers, des verstorbenen Dr. A. Feist, mit Verbesserungen, Interpunktionen und Accenten versehen, herauszugeben und eine Namenliste und ein Wörterverzeichnis (jedoch ohne Übersetzung) hinzuzufügen. Eine Beschreibung des Dialekts des Kopisten und Anmerkungen zu denen es an Gelegenheiten wahrlich nicht gemangelt hätte, vermißt man. Eine literarhistorische Einleitung und eine Beschreibung der Sprache des Dichters wäre allerdings ohne die Benutzung der Hs von Chantilly verfrüht gewesen. Ich habe im Jahre 1893 die Turiner Rigomer-Episode auch abgeschrieben[7]). Bei der Vergleichung meiner Abschrift mit St's Ausgabe habe ich eine nicht gerade kleine Zahl von Abweichungen entdeckt. Ich will nun nicht etwa behaupten, daß meine Aufzeichnungen, wo sie von St's Text resp. von Feists Abschrift abweichen, immer richtiger sein müssen. Aber in manchen Fällen ist doch die Richtigkeit derselben evident, und daraus schließe ich, daß auch in den anderen Fällen die Möglichkeit besteht, daß sie richtig sind[8]). Die Abweichungen sind allerdings nicht bedeutungsvoll; aber da es sich um den Ersatz für eine verlorene Hs handelt, hielt ich es für angemessen, sie vollständig mitzuteilen. Manches, das wir heutzutage für unbedeutend halten,

---

der Gattin des letztern gewesen zu sein) als in Karls Pilgerfahrt, und macht es wahrscheinlich, dafs die betr. Episode in dem letztern Text ein *hors d'œuvre* ist und gerade am ehesten aus der Arthursage stammen dürfte. Ich glaube, dafs das *reproving-wife*-Motiv, stark entstellt, auch der *Chapele-Saint-Augustin*-Episode des Perlesvaus, mit welcher wiederum andere Abenteuer der arthurischen Literatur verwandt zu sein scheinen, zu Grunde liegt: Guenievre wirft Arthur *mauvaistié* vor, und schickt ihn, um ihn etwas aufzurütteln, allein auf ein gefährliches Abenteuer aus, bei dem er namentlich auch einen Kampf mit einem unheimlichen Ritter siegreich besteht.

[7]) Aufserdem besitze ich Abschriften aus L. den Turiner Hss. II 14 (*Vengeance Nostre Seigneur*), L. V 32 (Kollation der *Bible Guiot* und Kopie der sog. *Suite de la Bible*; ferner: *Li dis de l'espee; C'est des fiez d'amurs; C'est uns dis sor les .V. letres de Marie*, alle 3 von *Jacques de Baisieux*), L IV 10 (Analyse und kurze Auszüge aus der Prosaversion der *Vengeance Nostre Seigneur*). Ich werde diese Texte, abgesehen von dem zuletzt genannten, der vermutlich wertlos ist, gelegentlich veröffentlichen.

[8]) Ich habe meine Abschrift nicht revidirt, und kann sie schon deshalb nicht als fehlerfrei garantieren.

erlangt vielleicht in späteren Zeiten Wichtigkeit; und wohl bekannt ist es, daß oft aus ungenauen Abschriften falsche Schlüsse von nicht geringer Tragweite gezogen wurden, die in ein Nichts zerfielen, sobald man das Original konsultirte. Für linguistische Untersuchungen (und wir haben gesehen, daß unser Text vermutlich nur für solche noch etwas Wert haben kann) ist eine genaue Wiedergabe der Hs unerläßlich[9]). Die richtigste Wiedergabe einer verlorenen Hs ist nach meiner Meinung ein diplomatischer Abdruck. Doch in der Regel nimmt man (und ich schließe mich durchaus nicht aus „man" aus) beim Kopieren der Hss nicht Rücksicht darauf, daß sie zu Grunde gehen können: man kopirt sie ungefähr so, wie man sie zu veröffentlichen wünscht, und von diplomatischen Ausgaben kommt man leider immer mehr ab. Hat man keine genaue Abschrift der verlorenen Hs, so sollte man wenigstens seine Abschrift telle quelle zum Abdruck bringen. Leider ist die St'sche Ausgabe ganz abgesehen von den Klammern, Interpunktionszeichen, Akzenten und dgl. (die ja nichts schaden, weil man weiß, daß sie in der Hs nicht vorhanden sind, von einem diplomatischen Abdruck weit entfernt. Wie weit dies schon von Feists „genauer Abschrift" gilt, wie weit St. geändert hat, erfahren wir nicht. Aus bereits genannten Gründen kann ich auch das rein orthographische nicht als ohne weiteres belanglos betrachten. Ist es vom linguistischen Standpunkt vielleicht uninteressant, so mag es vom paläographischen Standpunkt Interesse haben oder bekommen. So ist z. B. in guten Ausgaben immer zu erfahren, welche Abkürzungen in den Hss vorkommen; der Herausgeber zeichnet entweder alle Auflösungen von Abkürzungen durch den Druck aus, oder gibt wenigstens in der Einleitung an, in welcher Weise die Abkürzungen aufgelöst wurden. Bei einer verlorenen Hs hätte dies schon garnicht unterlassen werden dürfen. Natürlich, wenn Feist die Abkürzungen schon aufgelöst hatte, ohne sie zu kennzeichnen, so konnte St. nicht mehr helfen. Der Leser weiß nun nicht, ob Formen, die abgekürzt geschrieben sein mochten, wirklich handschriftlich belegt oder bloß Feists resp. St's Konjekturen sind.

Die Hs hat St. in seinen „*Mitteilungen aus franz. Handschriften* etc" kurz beschrieben. Er hätte aber in seiner Ausgabe nicht nur auf dieses Werk, sondern auch auf die später erschienene einiges neue enthaltende Beschreibung in Friedwagners *Meraugis*-Ausgabe (p. XX—XXI) hinweisen sollen. St. setzt die Hs ins „14. oder 15. Jh.", Friedwagner an's Ende des 14., Michelant in's 15. Die Schrift ist die kursive, die bekanntlich weniger deutlich ist als die

[9]) So viel ich weiſs, ist der Fall, daſs die direkte Quelle einer Hs erhalten ist, sehr selten, wenn er überhaupt sonst vorkommt; und darin möchte ich den Hauptwert des Turinertextes erblicken, daſs er uns ermöglicht, genau zu bestimmen, wie weit und worin ein Kopist (und ich nehme an, der unsrige sei nicht abnormal gewesen) seine Vorlage ändert. Ein feiner Beobachter kann hier vielleicht mancherlei Interessantes finden.

gothische Minuskel, aus der sie hervorgegangen ist und in der die Arthurromane in der Regel überliefert sind. Der Unterschied zwischen *u* und *n*, *f* und *s*, *s* und *l*, *e* und *o*, *t* und *c*, *r* und *t*, *t* und *d* (namentlich in gewissen Liaisons) ist häufig genug verschwindend gering, und daraus mag sich schon ein Teil der Divergenzen zwischen Feists und meiner Abschrift erklären.

Die Dichtung ist in Abschnitte geteilt, die mit großen Initialen beginnen. In St's Ausgabe sind dieselben durch Einrücken und fettgedruckte Intialen gekennzeichnet. Bloßes Einrücken bezeichnet Abschnitte, die St. von sich aus gemacht hat; nach meiner Meinung wären diese besser unterblieben; sie nützen nichts. Einen Absatz, den die Hs machte, hat St. übersehen, nämlich bei dem *Quant* von v. 649. Die eckige Klammer vor dem *De* von v. 1089 hat keine *raison d'être*.

Interpunktion hatte die Hs nicht. Bei St's Interpunktion fiel mir namentlich auf, daß er bei Apposition und bei Coordination ohne Conjunktion keine Kommata setzt. Ist dies ein neues System? Jedenfalls kein vernünftiges. Wenn man denn schon, wie Stengel, dem Leser die Lektüre so leicht machen will, so sollte man wenigstens da interpungieren, wo man beim Sprechen eine Pause macht. Ich habe folgende Fälle im Auge: v. 75, 97, 149, 179, 390, 517, 519, 661, 665, 999, 1060, 1086, 1203. Inkonsequenterweise setzte St. Kommata in v. 588, 1055. Nach *poutriax* (v. 455) fehlt ein Punkt, ebenso nach *narisne* (v. 605). Die Fälle, bei denen die falsche Interpunktion auf falsche Auffassung des Textes beruht, bespreche ich später.

Betreffend den Gebrauch von Majuskeln gibt mir meine Abschrift vielleicht nicht absolut sichern Aufschluß. Doch mag das Folgende als annähernd sicher gelten: Majuskeln wurden fast immer am Anfang der Verszeilen verwendet; Ausnahmen machten natürlich die Verse, die mit Abkürzungen beginnen; in Betracht kommen Abkürzungen von *et* und *com*, *con*, und *par* (durchstrichenes *p*). Bleibt bei abgekürzten Wörtern der erste Buchstabe intakt (z. B. bei *Qui*), so wurden natürlich Majuskeln verwendet. Minuskeln wurden, wenn ich nicht irre, auch häufig bei *f*, *l*, *y* und vielleicht noch andern gebraucht. Eigennamen erhielten in der Regel Majuskeln. Folgende bei St. mit Majuskeln versehene hatten Minuskeln in der Hs: *quinte ffuelle* 41, 1255, *quinte ffuelle* 1098 (in v. 43 *Quinte ffuelle*, weil am Versanfang), *liz* v. 177, *ly* com*mel* 179, *gaudinz* 183, *nu* 188. Eine Majuskel hatte auch das Appellativ *Gaudine* 637. St. hat 235: *Roy* (auf Gott bezogen); meine Kopie hat *roy*, wie auch immer *diex* (356 etc.).

In wie weit die Hs Wörter oder Wortteile verband oder trennte, ist aus St's Ausgabe nicht ersichtlich. Meine Abschrift erlaubt mir hierüber folgende Aufschlüsse zu geben. Vokallose Enklitika waren (und dies war ja allen Handschriften gemein) mit dem Worte

verbunden, an das sie sich anlehnten: *Sil* 59, *Not* 148, *gay* 644' *entriax* 63, *a lentrer* (nicht *al entrer*) 618, (dagegen *Nel* vor Consonant 688), *quelle* 42, *questoit* 1284, *Quonquez* 1333, *qunne* 698, *quauuech* 404, *Kainc* 742, *Cainch* 680, *cautruy* 72, *jusca* 101, *Tres ca* 1247 (*qu* vor *a* wird dann gewöhnlich durch *c* oder *k* ersetzt). Im übrigen liebte unser Kopist das Verbinden verschiedener Wörter nicht. Immerhin gab es einige derartige Fälle: *ale* 20, *iassambue* 25, *Quile* 34, *asse* 55, *Laffu* 125, *torffaire* 161, *sondouaire* 162, *Sily* 206, *Enffrey* 245, *estil* 305, *Messires* 358, *quila* 529, *nesse* 558, *anous* 570, *affaire* 1047, *lamine* 1100, *assa* 1258, *assiens* 1272, *ossoy* 1284. Häufig verbinden sich bekanntlich zwei oder mehr Begriffe oder Vorstellungen zu einem Begriff resp. einer Vorstellung und die entsprechenden Wörter zu einem Kompositum. Je nachdem in solchen Fällen für den Schreiber die Verschmelzung der Begriffe oder Vorstellungen vollzogen ist oder nicht, wird er die Wörter verbinden oder getrennt lassen. Der Schreiber unserer Handschrift scheint in diesem Punkt oft anderer Meinung gewesen zu sein als sein Herausgeber, wenn er auch nicht immer konsequent verfuhr. Nur sehr selten verband er Wörter, die St. trennte: *lontans* 301, *Desy* 979, *Atant* 1228 (auch St. schreibt *Atant* 1264, wo aber nicht *que* darauf folgt); viel häufiger hielt er Wörter getrennt, die St. verband: *quinte ffuelle* (vgl. oben), *tous jours* 258, *a parmain* 315, *a par main* 380, *coy que* 351 (aber *quanque* 360), *autre ffois* 371, *lon tanz* 373, *par entrer* 523, *par entrant* 540, *de cha* 531, *de la* 532, *Ja maiz* 639 (aber *Jamaiz* 359, *jamais* 574), *par my* 656 (aber *parmy* 888), *ffier vestis* 744, *non pour quant* 873, *par deuant* 893, *contre mont* 924, *par ffust* 935, *me dame* 1072, *De par* 1169, *en my* 1239 (St. schreibt *En my* 1334, weil kein Substantiv folgt), *Tres ca* 1247 (aber *jusca* 101). Es ist fraglich, ob St. Recht hatte, indem er alle diese Fälle als Komposita auffaßte. Allerdings muß hervorgehoben werden, daß unser Kopist die Neigung hatte, auch Komposita, über deren Festigkeit kein Zweifel bestehen kann, zu spalten. Folgendes sind die Beispiele: *de bonnaires* 149, *en ploiez* 160, *a conter* 202, *or en droit* 228, *la ffole* 503, *par fondine* 638, *dez route* 668, *de riere* 675, *de mie* 676, *de vant* 712, *a conssiut* 728, *Len porterent* 978, *a deuiner* 1072, *a matiz* 1132, *ssentre ffierent* 1197, *sse force* 1227, *ssour onde* 1270. Es wurden sogar ausnahmsweise Wörter, die nicht Komposita sind, gespalten: *jour nee* 18, *sse stoient* 444, *tour siax* 456.

Ein eigentümliches Aussehen verlieh der Handschrift die Verdoppelung von *f* und *s* am Anfang der Wörter oder der Komponenten in Kompositis, gleichviel ob Konsonant oder Vokal vorausgeht. Streng durchgeführt wurde dieses System nicht; die Ausnahmen sind sehr häufig. In Stengels Ausgabe finden wir diese Verdoppelung, zwar nicht ganz vollständig, wiedergegeben bis v. 141, von da an nicht

mehr, ohne daß auch nur ein Wort darüber gesagt wäre. Nur v. 1258 ist dem Herausgeber resp. seinem Gewährsmann *ssa*, 1284 *ssoy* in den Text entschlüpft. Man hat, soviel ich weiß, die Verdoppelung der in der Schreibung so ähnlichen Buchstaben *f* und *s* als bloße Verschnörkelung aufgefaßt (vgl. z. B. Schum in Gröbers *Grundriss* I 178, 179 und Tafel IV). Doch, wie dem auch sei, — und bestimmtes läßt sich wohl darüber nicht sagen — in den Ausgaben sollte sie durchaus beibehalten werden[10]). Wenn man sie aber schließlich ignorieren wollte, so müßte man konsequent verfahren und den Leser darauf aufmerksam machen. Ich glaube, hier die Liste derjenigen Wörter, die in der Hs, nicht aber in St's Ausgabe Verdoppelung von *f* oder *s* haben, anführen zu müssen, trotzdem sie sehr lang ist; denn ich halte es für unstatthaft, daß man dem Leser andere Formen vorsetzt als die handschriftlich bezeugten:

ffolz ssaigez 4, *ffurent* 10, *ssoir* 11, *ffu* 21, *desssendre* 22 (vgl. 93 *dezssendent*), *ffont* 24, *ssalue sson* 29 *ssen* 32, *ssalue* 40, *ssez* 123, *ffaille* 123, *sse sset ffaindre* 142, *ffors* 146, *ffu* 147, *sses* 148, *sseray* 154, *ffaire* 161, *SSegremors* 176, *ffiez* 181, *ffu* 189, *sse* 190, *sseruiroie* 192, *enssanble* 195, *ffurent* 197, *desffendre* 199, *ffort* 200, *ffu* 203, *ssur* 209, *ssielle ffu* 211, *ssy* 212, *ffaitez* 215, *ssi* 218, *SSire* 231, *ssoit* 233, *ssarassins* 238, *sse* 239, *ssuy ffix* 240, *sseul* 241, *ssy ffiers ssy ffors* 242. *ffaiche* 243, *ffray* 245, *sse* 246, *ssans* 254, *ssiech ssur* 255, *ffois* 257, *aussy* 259, *ssenty* 260, *ss·y* 261, *ffois* 262, *ssist* 264, *ffors* 265, *ffiers* 272, *ssoit ssiecle* 273, *ssuy ssy* 275, *ssur* 280, *sson* 281, *fforment* 285, *ffoy* 2·7, *sse* 296, *ssaroie* 298, *fferoit* 303, *ssen fforment* 307, *ffu* 319, *fface* 322, *ssadrece* 323, *ssi* 325, *sseroit* 330, *mesffait* 331, *ssy* 337, *ssy ssa* 339, *ssay* 340, *desffaites* 341, *ffaice* 344, *ssi* 346, *ffait* 347, *ffoy* 349, *sserres* 358, *ffauroie* 359, *ssur* 362, *ssay* 366, *ffois* 371, *sseruy* 373, *ffaire* 381, *ssoiez* 382, *ssans* ·92, *sselle* 393, *ssera* 394, *ssy* 398 *ffray ssanz reffuz* 406. *ssi* 407, *ffine* 409. *ffait* 411, *ssentrebaisierent* 414, *Enssy* 426, *ssent ssa* 427, *fforest* 429, *sseptisme* 430, *ffu* 437, *sse ssa* 442, *sse stoient* 444, *fforte* 445, *asseur* 446. *ssoiez* 459, *sse* 461, *fferonz* 462. *ssen* 465, *ssest* 467, *ssi ffrir* 470, *ffrainte* 473, *ffaite* 474, *ssen* 475, *ssur fferant* 476, *ffist* 478, *ssont* 481, *ssont* 482, *ssur sson* 483, *ffery* 484, *SSour* 486, *ffiert* 490, *ffol* 492, *ssur ffautre* 495, *ssy ffrir* 496, *ssy* 497, *ffry* 502, *la ffole* 508, con*fesse* 508. *ssont* 511, *ssen ssi* 513, *ssauuegine* 516, *ssingez* 517, *ssay* 524, *ffurent* 540, *ssans* 544, *ffu* 546, *ffurent* 548, *ffait* 552. *ssourt* 553, *nesse ffist* 559, *ffourffait* 562, *ffait sse* 563, *ssarez* 564, *ssauuages* 572, *ssuy* 576, *ffiance* 584, *sse ssauez* 586, *ssay* 587. *ffuison* 593. *ffont* 596, *ffaice* 600. *fforest* 602, *ffuz fflame* 603, *ssy* 612, *desffendre* 615, *ssaciez* 616. *ffurent* 621, *ffu ssieptismes* 623, *ssanglenz* 624, *ssaffaite* 625. *fforest* 628, *ffors* 629, *ffons* 630, *ssy* 641, *ssont* 643, *ffait ssanblant* 645, *fforest* 646. *ffu* 650, *ssanbler ssaluaige* 652, *ffu* 653, *fforment* 654, *ssanbla* 655, *ffuison* 662, *ssauuaige* 665, *ssinge* 666, *ssi* 667, *sserp·ntine* 668, *ffaisoient* 673, *ffu* 679, *ffu* 680, *ssenty* 681, *ffuir* 682, *ssoing* 683, *ffain* 695, *naconssiuoit ffaire* 702, *ssen ffuient* 703, *sson* 711, *ffaire* 717, *pourssiut* 727, *aconssiut* 728, *ffra* 729, *ssy ffiance* 731, *sse ffust* 732, *ffors* 735, *ffurent* 738, *sseulz* 740, *ffier vestis* 744, *ffamilleuze* 748, *ffait* 749, *ffors* 752, *ssur* 761 *ffieretes* 778, *ssy* 780, *ffust* 793, *ffust* ·94, *ffolz* 805, *esssanchie* 808, *sseriens* 812, *ffray* 826, *ssoit* 832, *ffole* 835, *ssy* 836. *ffors* 838, *ffray* 839, *sseray* 841, *ffres fferay* 845, *ssy* 847, *fflours* 850, *ffist ffu* 853, *ssez* (nachher *sez*) 854, *ffaice* 857, *ffait* 858, *ssay* 865, *ssanz ffaire* 866, *ffu fflame* 867, *ssenestre* 870, *ffry ssy*

---

[10]) Man kann sich gut denken, dafs die Verdoppelung von Verbindungen wie *ass·y* (nachgebildet nach dem Muster von *assiens*), *affaire* etc., die in vielen Texten vorkommen (aber man findet wohl nie *attoi*, *addire* etc.) und die dann auch *a ssoy*, *a ffaire* geschrieben wurden, ihren Ausgang nahmen.

871, *ssans* 872, *ffist ssanblant* 874, *ssen* 875, *ffaire* 876, *ssoing* 877, *ssont* 880, *ssur* 882, *ssil enssy ffait* 883, *ffust sson ffourffait* 884, *ffiere* 885, *reffiere* 886, *ffust ffier fforce* 887, *ffu* 889, *fforment* 890, *ssy* 891, *ffait* 892, *ssanle* 895, *ssen* 899, *ffoie* 900, *ssaiette* 903, *ffier* 904, con*ssiuy* 906, *fflece* 908, *ffie* 909, con*ssiuy* 910, *ffist* 912, *ssez* 914, *ffu* 915, *ffu* 923, *ffu* 925, *ffu* 926, *ffuellez* 927, *ffu ssoupris* 930, *ssot ffaire* 933, par *ffust ssy* 935, *ffust* 936, *ffers* 941, *ffuisent* 945, *ffrue* 947, *ffer* 951, *ssaiettes* 953, *ssans* 955, *ffait* 957, *fforest* 960, *ssanble* 962, *ssoit* 973, *ffaire* 974, *ssur* 978, *ffurent* 985, *desconfforter* 994, *ssent* 996, *ffait* 998, *ffrere* 999, *ssy* 1011, *fforment desconfforte* 1013, *fforte* 1014, *ffortune* 1015, *sse* 1017, *ssist* 1023, *fforment* 1024, *ffu* 1034, *ffait* 1036, *enssengnie* 1046, *ssauoit* 1048, *ssouef ffaire* 1049, *ffu* 1059, *ssen* 1063, *ffist* 1068, *ffiner* 1071, *ffu* 1073, *sseurent* 1078, *ffist* 1079, *quinte ffuelle* 1098, *ffuissent* 1101, *ffu* 1103, *ffust* 1104, *ffrus ffraiz* 1105, *ssy* 1106, *fforce* 1107, *ffille* 1110, *ssaige* 1112, *ssez ssist* 1113, *ssy* 1117, *ssy* 1118, *ffust* 1119, *ssy* 1121, *sseuent* 1125, *ffors* 1129, *ffurent* 1134, *ffu* 1145, *ssest* 1147, *ffirent* 1149, *ffurent fflorisant* 1150, *ssarez* 1180, *ssera* 1186, *ffrez* 1187, *sse* 1188, *ssuy* 1191, *ssoing* 1192, *ssy ssanble* 1193, *enssanble* 1194, *ssur ffautre* 1195, *ssentre ffierent* 1197, *ffors* 1203, *sson* 1209, *ffist* 1210, *ssachiez* 1213, *ssachiez* 1214, *ffiert ffaut* 1216, *ffiert* 1217, *ffendu* 1219, *ssy* 1220, *ffust ffaite* 1222, *ffain* 1226, *sse fforce* 1227, *fforce* 1228, *ffiert* 1229, *ffait* 1234, *ssen ffaut* 1235, *pparffont* 1237, *ffait* 1240, *ffiert* 1245, *ffendu* 1247, *ffust* 1250, *ffeut* 1251, *ffinee* 1254, *quinte ffuelle* 1255, *ssoit* 1256, *ssen* 1258, *ffu ffroisie* 1261, *ssez* 1263, *ffait* 1268, *ssour onde* 1270, *sse* 1271, *ffuise* 1273, *ffors* 1274, *ssouspirant* 1276, *ssentre prisent* 1279, *ssy* 1281, *ssale* 1282, *ffait* 1283, *ffist* 1287, *ffait* 1288, *ssassirent* 1291, *ssanble* 1292, *ffu* 1293, *ffaite* 1295, *sseruoit* 1297, *sse* 1298, *ssuy* 1299, *ffist* 1300, *ssanbloient ffees* 1304, *ssen* 1307, *ffait* 1309, *ffu ssy ffirent* 1311, *ffu* 1314, *ssolaz* 1318, *ssest* 1320, *ssatournerent* 1321, *ssi ssen* 1322, *ffontaine* 1334, *ssoit* 1336.

Für Doppel-*f* wurden, wenn ich nicht irre, nie Majuskeln verwendet, wohl aber für Doppel-*s* nach den oben gegebenen Regeln. Zweimal habe ich einfaches *s*, *f*, wo St. doppeltes hat: *femme* 53, *sanz* 123. Im Inlaut wurde *ss* häufig vereinfacht, einfaches *s* häufig verdoppelt. Letztere Fälle von Verdoppelung haben beim Herausgeber resp. seinem Gewährsmann eher Gnade gefunden. Immerhin sind noch einige Wörter nachzutragen, die in der Hs Doppel-*s*, in der Ausgabe einfaches *s* haben: *pressenta* 184, *fuissent* 327, *tourssel* 506, *toursse* 512, *grosses* 520, *diuersse* 655, *trauersse* 656. *Lansselos* 861 (sonst immer mit einfachem *s*), *peusst* 876, *damoissielle* 1112;[11]) einmal erscheint sogar dreifaches *s* an Stelle von gewöhnlichem Doppel-*s*: *ppassser* 617. Alle diese Fälle sind den oben citierten Kompositis ähnlich. Finales *s* wurde nie verdoppelt. Inlautendes *f* ist bekanntlich (abgesehen vom Kompositis) im Altfranzösischen sehr selten; ich fand ein Beispiel mit Doppel-*f*, wo St. einfaches hat: *triffoire* 1030. Finales *f* wurde nicht verdoppelt (*brief* 32, *ssouef* 1049).

Die Verdoppelung von Anfangskonsonanten beschränkt sich fast ausschließlich auf *f* und *s*. Andere Fälle kamen nur vereinzelt vor. In St's Ausgabe fehlen sie. Ich fand 3 Fälle von verdoppeltem *p* (der erste Teil des *p* wurde zweimal gesetzt; dann der zweite Teil einmal, unten nach links verlängert, so daß er auch den ersten Schaft schnitt): *ppassser* 617, *ppaser* 716, *pparfont* 1237. *L* erschien

[11]) Diese Art von Verdoppelung scheint sich besonders häufig in wallonischen Texten zu finden.

einmal verdoppelt, am Versanfang: *LLors* 1197. Anderer Art ist wohl das Doppel-*n* in *Enne* 217 (= *Et ne*). In ein Paar Fällen hat St. Doppelkonsonanz, wo ich einfache habe: *sajetez* 614, *saiete* 783, *tele* 251.[12])

Eine rein graphische Eigentümlichkeit unserer Handschrift ist die Vertretung von auslautendem und intervokalischem *s* durch *z* (der Lautwert war jedenfalls *s*)[13]). *s* und *z* scheinen in diesen Fällen ungefähr gleich häufig zu sein; letzteres ist jedenfalls eher die häufigere Bezeichnung als umgekehrt. Meine Kopie stimmt hier wieder nicht ganz mit St's Ausgabe überein, indem ich hie und da *z* habe, wo St. *s* hat, viel häufiger aber das Umgekehrte. Da es einem beim Kopieren wohl eher passiert, daß man das gewöhnliche *s* anstatt des ungewöhnlichen *z* setzt, so möchte ich gerne glauben, daß der Fehler hier meinerseits wäre, wenn mir nicht selbst die Zahl der Fälle etwas zu groß schiene und ich nicht mit Rücksicht auf das oben erwähnte und unten noch zu erwähnende in die Genauigkeit der Abschrift Feists Zweifel setzen dürfte. So will ich denn auch diese Fälle zitieren. Ich habe *z* an Stelle von *s* bei St. in folgenden Wörtern: *reffuzez* 204, *ouraclez* 568, *wiurez* 599[14]), *bestez* 703, *quellez* 704, *pasmez* 967. Ich habe *s* an Stelle von *z* bei St. in folgenden Wörtern: *Artus* 3, *asses* 4, *onques* 52, *plus* 64, *des* 196, *autres* 196, *pires* 198, *presentes* 203, *dames* 219, *estes* 249, *Quonques* 263, *mieudres* 264, *des* 320, *desffaites* 341, *espees* 342, *Onques* 370, *maues* 376, *Mais* 377, *mes* 439, *remes* 440, *as autres* 459, *Endementres* 610, *pas* 626, *pars* 666, *vis* 743, *orgilleuse* 747[15]), *veres* 754, *Lanselos* 799, *plus* 938, *ssaiettes* 953, *desarmer* 988, *vaines* 996, *Mes* 999, *larges* 1004, *auques* 1025, *mains* 1086, *Lanselos* 1141, *contes* 1148, *quisistes* 1180, *calengies* 1189, *puis* 1227, *pas* 1241, *estendus* 1253, *vns* 1297, *dorees* 1306.

Was die Verteilung von *u* und *v*, *i* und *j* betrifft, so kann ich nicht ganz sichere Angaben machen; denn ich hatte früher auch häufig die verwerfliche Gewohnheit, auf diesen Unterschied nicht besonders zu achten und jene Buchstaben oft gleich bei der Niederschrift nach den Werten, die wir ihnen heute geben, anzuwenden. Doch glaube ich, auf Grund meiner Abschrift wenigstens noch Folgendes als fast sicher angeben zu können. Im Anlaut stand immer *v*: *vuet*, *veue*, *vous*, *vns*, *vn*, *vnne;* ob auch das Wort *u* (= *ubi*, *aut*) einfach *v* geschrieben wurde, kann ich nicht mehr bestimmt sagen. *v* stand auch im Inlaut nach Konsonant: *malvaises* 78 (aber auch *mavaiz* 174), *envoy* 119. Sonst wurde im Inlaut *u* gebraucht: *Engreuains* 169, *pour auoir couuent* 361, *ssauuegine*

[[12]) *tel(le)* Druckfehler für *tel(e)*]

[13]) Auch diese Erscheinung dürfte für wallonische Texte charakteristisch sein.

[[14]) *ouraclez*, *wiures* F(eist's Abschrift)]

[[15]) *orgilleuse* F.]

516, *souuinne* 1252, *auroit ourer* 534, *ceurex* 663, *naiue* 638 etc., doch bisweilen auch *v*: *Yvain, quavuech* 404 etc. *i* und *j* wurden bereits nach ihrem Lautwert geschieden. *j* bezeichnete den Konsonanten: *ja*, *jour*, *jou*, *je* etc., *i* den Vokal; im Anlaut und Auslaut wurde letzterer häufiger durch *y* als durch *i* ausgedrückt. Nur einmal fand ich *j* an Stelle von *i*: *sajetes* 614 (aber *saiete* 783, *ssaiette* 903).

Die Abkürzungen und Siglen sind in St's Ausgabe aufgelöst, ohne daß man erführe, wo sie standen. Der Leser ist somit nicht im Stande zu kontrolieren, ob sie richtig aufgelöst sind. Ich will darum hier über die in unserer Handschrift gebrauchten Abkürzungen alles mitteilen, was zu wissen nötig sein kann.

Die häufigste Abkürzung in dieser wie in allen Hss ist diejenige von *n*, *m*, ein Bogen über dem vorhergehenden Buchstaben, in unserer Kursivschrift gewöhnlich ein sehr großer Bogen. Intervokalische *n*, *m*, die ja häufig in den Inkunablen auch abgekürzt werden (*cōe* = *come* etc.), fand ich nie durch die Abkürzung wiedergegeben. Da die Hss in der Regel *m* vor *m*, *p*, *b*, vor allen andern Konsonanten dagegen *n* setzen, so wird auch in der Regel das Zeichen für *n*, *m* dem entsprechend aufgelöst. Der Leser von St's Ausgabe wird bemerken, daß diese Regel darin nur teilweise befolgt ist; er findet auch vor *p*, *b* meistens *n*, und er muß mit Recht fragen (aber vergeblich), ob er hier auf sicherem Boden steht. Die Hs gibt Stengel Recht. *mm* kommt, wenn ich nicht irre, darin nie vor. Dennoch wird man das Abkürzungszeichen vor *m* durch *m* wiedergeben dürfen: *eummez* 78, *nommer* 701, *commenchie* 312, *comme* 576 etc. Vor *p*, *b* ist aber, mit einer einzigen Ausnahme (*ssambue* 25), nur *n* bezeugt[16]): *tenpre* 110, *en ploiez* 160, *enssanble* 195, *sanble* 196, *enbrieuees* 422, *anblant* 539, *tenpeste* 962, *ganbes* 1055, *menbrez* 1060, *canbrez* 1113, *canpaingne* 1140, *lenpoint* 1225, *enbatut* 1329 u. a. (v. 1140 schreibt St. *campaigne*[17]). Danach ist also auch *menbre* 543, *tenpret* 594, *remenbre* 1207 u. a. zu schreiben, Vor allen anderen Konsonanten ist selbstredend nur *n* bezeugt. Im Auslaut hat die Hs immer *n*, und zwar nicht nur in den zahlreichen Wörtern, deren *n* ursprünglich ist, sondern auch wo ursprünglich *m* stand: *non* 186, *ffain* 695, *rain* 927. Die Wörter *hom* 1075, *preudom* 185, *com* 782, 1003, 1098, 1166 repräsentieren spezielle Fälle, die für uns nicht maßgebend sein können; *hom* (Substantiv) soll unterschieden werden von dem gleichlautenden Pronomen *on*; *preudom* ist Compositum von *hom*. *quomodo* ergab unbetont regelmäßig 2 Formen mit verschiedener Anssprache: *com* vor Vokal, *con* vor Konsonant. Unser Kopist hielt sie nicht mehr streng aus-

[16]) Auch dies ist für wallonische Texte charakteristisch. Möglicherweise ist es nicht blos eine graphische Eigentümlichkeit.

[[17]) canpaigne F.]

einander; er setzte auch *com* vor Konsonant (782, 1166) neben *con* (145). *nō* (1076) ist folglich in *non*, nicht wie bei St., in *nom* aufzulösen.

Im Anschluß hieran behandeln wir am besten die Abkürzung von *con*, *com*, die bekanntlich ähnlich wie ein umgekehrtes *C* (auf der Zeile geschrieben) aussieht. Als Maßstab für ihre Auflösung gilt das eben gesagte. Wir können vor *m* *com* setzen, obschon wir keine Beispiele haben, welche die Richtigkeit dieser Auflösung beweisen: com*ment* 480, com*me* 114, *recom*m*enc(h)iez* 163, 164, *ly* com*mel* 179 u. a.: vor allen übrigen Konsonanten müssen wir *con* setzen, auch vor *p*, *b*, um so mehr als uns *conpaigne* bezeugt ist (1010), also con*querre* 54, con*roy* 81, con*gie* 1081, *encontrans* 146 etc.; con*paigne* 427, 621, con*batre* 800, con*painz* 999, con*batans* 1002, con*paignon* 1006, con*paignon* 1007 u. a.. So schreibt denn auch St.; dagegen bleibt er nicht konsequent, indem er in den folgenden 2 Fällen: con*paigne* 841, con*paignons* 979, *m* statt *n* schreibt. Die Abkürzung allein bezeichnete die Konjunktion *com*, *con*. Feist-Stengel löste auf: *com* vor Vokal (426, 1002), *con* vor Konsonant (730, 882, 968, 1193, 1250, 1293). Dies mag ja grammatikalisch korrekt sein, obschon man sich fragen dürfte, ob nicht vor *m* (1193, 1292: letzterer Fall fehlt bei St., worüber s. u.) *com* richtiger wäre. Doch ist es fraglich, ob unser Kopist, der, wie wir sahen, *con* und *com* nicht mehr streng auseinander hielt, immer so geschrieben hätte wie St. v. 659 ist con*nin* anstatt *conin*[18]) zu lesen.

Ähnlich der Sigle für *com*, *con*, doch über der Zeile geschrieben, ist diejenige für *us*. Dieselbe wurde von unserm Kopisten nur noch in drei Wörtern angewendet: *v*ous (35, 40, 73, 79, 81 etc.), *n*ous (117, 236, 454, 462 etc.), *t*ous (56, 88, 123, 201, 204, 214 etc.). Sie kamen auch ohne Abkürzung vor: *vous* 121, 461, 844, *tous* 240, 271, 395, 601, 1059 neben *vouz* 116, 360, 759, *touz* 198, 624, 936, 1061, 1085, 1164, 1253. Die Abkürzung tritt nie direkt an *v*, *n*, *t*; das *o* ist also gesichert. Dagegen ist es sehr wahrscheinlich, daß der Kopist, wenn er von der Abkürzung keinen Gebrauch gemacht hätte, mindestens ebenso häufig *uz* wie *us* gesetzt hätte. St. gibt immer die Auflösung *us*. Dadurch erhalten die Formen mit *us* gegenüber denen mit *uz* eine Präponderanz, die ihnen von Rechts wegen nicht zukommt.

Die Gruppe *ri* wird bekanntlich häufig abgekürzt durch ein Zeichen, das einem reduzierten ı ähnlich und über den vorhergehenden Buchstaben gesetzt wird. Wir finden es auch in unserer Hs häufig: c*ris* 164, *pris* 538, *es*c*ria* 739, *pries* (Verb.) 1040 u. a., namentlich oft bei *apries* 177, 187, 440 etc. Ohne Abkürzung wird die Präposition geschrieben: *apries* 1289, *apriez* 139, aber auch *apres* 184, und daz Simplex dazu: *priez* 1142. An Stelle des reduzierten ı

[18]) con*nin* F.]

steht aber häufig nur ein unserm Apostroph ähnliches Zeichen, so *prie* 267, *priuees* 548, *estrine* 869, *triffoire* 1030, *reprist* 1052, *apriez* 1052 u. a. Beide Abbreviaturen können offenbar in allen genannten Fällen nichts anderes als *ri* bedeuten. Feist-Stengel konnte hier bei der Auflösung derselben nicht irren. Doch konnte der Apostroph jedenfalls auch *re* bezeichnen, so sicher in *presenta* (169) (vgl. noch unten); in einem andern Fall mag ein Zweifel bestehen: v. 424 hat St. *primiere*; statt des *ri* dieses Wortes hatte die Hs einen Apostroph. In v. 484, wo St. *premier* schreibt, hatte die Hs statt des *re* einen mehr horizontalen Bogen über dem *p* und einem Teil des *m*, ungefähr wie die Abkürzung von *m*, *n* und die unten zu besprechende von *ue*. v. 989 und 1293 hatte die Hs ohne Abkürzung *Premiers, premiers*, 152 und 912 *premeraınz*. In v. 806 ist ein eigentlicher Fehler zu verzeichnen: Die Hs hatte *pril*[19]) (vgl. Formen wie *ffray*, *ffru* etc.). St. hätte also nicht *peril*, sondern nach seinem eigenen System nur *p[e]ril* schreiben dürfen. Die Sigle bedeutet nie *eri*, kommt aber auch nie nach Vokal vor.

Ganz ähnlich wie *ri* wird nach *Q q* die Gruppe *ui* abgekürzt. So hat man *quinte ffuelle* 41,1255, mit Majuskel 43, *requize* 823, *Quil* 575,1162, *quil* 640,1206. Namentlich aber kommt hier das Relativ- und Interrogativpronomen *Qui qui* in Betracht. Dasselbe wird sehr häufig voll geschrieben: *Qui*, *qui*: 185, 214, 218, 282, 408, 419, 529 etc. etc., aber ebenso häufig *Quy quy*: 24, 27, 42, 88, 273, 340, 344 etc. etc.; das *cui* vertretende *qui* scheint ausschließlich in der Schreibung *Quy*, *quy* vorzukommen: 76, 266, 267, 720, 1204, 1256, 1277, 1295. *Q*, *q* mit reduziertem ı als Abkürzung haben wir ungefähr ebenso häufig wie jede von den vollen Schreibungen: 57, 625, 762, 772, 774, 816, 968 etc. etc. Doch kommt, wenigstens nach der Majuskel *Q* auch der bloße Apostroph vor, wo der Sinn *Qui* verlangt: 66, 142, 233, 236, 354, 455, 548, 574, 596, 624, 652, 677, 1100, 1272. In St's Ausgabe sind natürlich die nicht abgekürzten Formen *telles quelles* wiedergegeben. Die beiderlei Abkürzungen sind in *ui* aufgelöst. Als sicher ist aber anzunehmen, daß unser Kopist, wenn er auf die Abkürzungen verzichtet hätte, oft auch *uy* dafür geschrieben hätte. In St's Ausgabe haben also die *ui*- Formen ein Übergewicht, das ihnen eigentlich nicht zukommt. Nur einmal hat Feist-Stengel inkonsequenterweise *Q* mit Apostroph in *Quy* aufgelöst (v. 1149).[20]) Es fragt sich aber sogar, ob nicht etwa der Kopist den Apostroph durch *ue* anstatt durch *ui*, *uy* wiedergegeben hätte. *Que* wurde nämlich auch durch *Q* mit Apostroph abgekürzt und zwar in allen seinen Bedeutungen: 403, 507, 588 (Pronomen); 243, 302, 363, 525 etc. (Kon-

---

[[19]) *pril* F.]
[[20]) ja]

junktion). Bei der Minuskel ging der Apostroph in einen mehr oder weniger horizontalen über dem Konsonanten befindlichen Bogen über: 136, 576, 933 (Pronomen); 52, 144, 230 etc. (Konjunktion). St. hat immer in *Que*, *que* aufgelöst; doch entgeht es mir, weshalb er in v. 52 das *e* in eckige Klammern setzte; er wollte wohl eigentlich runde Klammern setzen.[21]) Die unabgekürzten *Que*, *que* begegneten auch häufig: 134, 270, 569, 620 (Pronomen); 87, 265, 65, 195 etc. (Konjunktion). Aber wir finden auch Beispiele, die zu zeigen scheinen, daß der Kopist nicht nur *Que* und *Qui* in derselben Weise abkürzte, sondern die beiden Pronomina überhaupt nicht mehr streng auseinander hielt. So hatte die Hs unabgekürztes *Que* 256, *526 [22]), *que* 860, *892, wo der Sinn durchaus *Qui* resp. *qui* verlangt. St. hat letztere Formen ohne weiteres in den Text gesetzt, außer in v. 860, wo er *que* stehen ließ. Auch in v. 792 und 880 ist das handschriftlich gesicherte und von St. angenommene *Que* resp. *que* kaum berechtigt. Anderseits ist es zweifelhaft, ob das v. 303 handschriftlich gesicherte **Que* wirklich durch *Qui* ersetzt werden mußte, wie es von St. getan wurde. Das nicht abgekürzte *Que* von v. 144, das St., wohl mit Recht, als überflüssig einklammerte, hat der Kopist, der es einführte, jedenfalls kaum anders denn als Nom. Sing. des Relativs auffassen können. *Q* mit Apostroph in v. 391 und 577, von St. in *Qui* aufgelöst, kann wohl ebensogut *Que* (= denn) bedeuten. In v. 886 hatte die Hs *q* mit reduziertem *ı*, also *qui*. St. setzt dafür unmögliches *qu'i*. Die richtige Korrektur ist entweder *qu'il* oder *que*. *qu'une* in v. 698 ist St's Wiedergabe von handschriftlichem *quñe*, welches nach St's System *q[u]'unne* geschrieben werden sollte.[23]) Das vereinzelte *Q̃bien* von v. 101 wird wohl St. mit *Quenbien* richtig wiedergegeben haben; ein *Conbien* wäre jedenfalls anders abgekürzt worden. *qnt* mit einem Bogen (statt Apostroph) über dem *q* bedeutet *qu'ent* (= *qui ent* (v. 106), während dasselbe *qnt* mit dem Bogen über *n* (290) *quant* bedeuten muß, welch letzteres Wort aber auch anders abgekürzt wurde, indem nämlich *ua* durch ein mehr dem *u* als dem *a* ähnliches, aber wahrscheinlich aus *a* entstelltes über dem *q* oder *n* befindliches Zeichen wiedergegeben wurde: v. 385, 847. In der Regel aber wurde *Quant quant* ohne Abkürzung geschrieben: 964 etc. Ein ähnliches, wenn nicht dasselbe Zeichen, fand sich mit der Bedeutung *u* nur drei Mal in *Signour* (v. 1), *pour* (v. 20) (sonst immer *pour* ohne Abkürzung), *autre* (v. 1006).

[21]) ja]

[22]) Die hier und im folgenden mit Sternchen bezeichneten Wörter sind solche, bei denen Lesefehler ausgeschlossen sind. Ich habe, wie ich die Hs kopierte, Wörter, von denen ich dachte, dafs sie mir später als seltsam auffallen würden zum Zeichen, dafs ich sie genau wiedergegeben habe, unterstrichen, damit ich nicht etwa später die Richtigkeit meiner Abschrift bezweifle. Diese Wörter zeichne ich wenn nötig durch Sternchen aus.

[23]) ja]

Wie *ui* und *ri* dieselbe Abbreviatur haben, so wird das *u*-ähnliche Zeichen, welches *ua* in *quant* ersetzt, auch für *ra* verwendet. In unserer Hs findet es außer bei *quant* und *Signour, pour, autre* nur noch einmal bei *grande* 1109 und mehrmals bei dem Verbum *prandre* Verwendung: *prandez* 81, *prandrez* 403, *prandent* 531, *prandra* 828. Letzteres ist auffällig, da gerade dieses Wort sonst in der Regel *e* statt *a* hat. Bei unserem Kopisten, der als Wallone *en* und *an* unterscheidet, sollte man die gewöhnliche Schreibung erwarten. In der Tat das einzige Mal, da er nicht von jener Abkürzung Gebrauch machte, schrieb er *e*: *prendez* 579. Beigefügt mag noch werden, daß v. 531 das Verbum mit *pendent* reimt. St. hat die Abbreviatur immer in *ra* aufgelöst; es fragt sich doch, ob es nicht bei unserm Kopisten auch *re* bezeichnen konnte. Finales *re* wurde in dem einen Wort *respondre* zweimal adgekürzt, indem dem *d* ein bis unter die Linie reichender konkaver Bogen angehängt wurde: 68, 70 (aber *respondre* 72). In *autre* (v. 120) wird *re* durch eine dem *t* angehängte auf der Linie stehende Schleife ausgedrückt.

Das Wort resp. die Buchstabengruppe *par* wurde in der Regel durch das bekannte unten durchstrichene *p* wiedergegeben: *par* 7, 14. 26, etc., *parolle* 31, *parle* 337, *pardon* 385, *departir* 414 etc. 1045 ist *aparllie*, 1137 *aparllies*, 1163 *aparlliez* zu lesen (vgl. *ffray, pril* u. a.); St. hat hierfür fälschlich: *aparellie, aparillies, apareliez*. *e* zwischen *r* und *l* ist für das Versmaß nötig; es sollte aber in eckige Klammern gesetzt werden.[24]) Neben ungekürztem *sont* (328, 457, 708) und *ssont* (481, 482) wurde auch häufig *st'* geschrieben, das St. immer in *sont* auflöste, welches dadurch vielleicht dem *ssont* gegenüber zu sehr begünstigt wurde: 76, 506, 508, 531, 582, 1063. *m* mit Apostroph (v. 114) ist sicher in *me*, nicht in *ma* (Stengel) aufzulösen. Neben einmaligem nicht gekürztem *moult* (v. 1263) wurde sonst immer die Abkürzung *mlt* mit Apostroph nach dem *l* oder Querstrich durch das *l* gebraucht. Die Konjunktion *e(t)* wurde stets durch eine Sigle wiedergegeben, mit Ausnahme eines einzigen Falles, der aber, weil die Konjunktion mit dem folgenden Wort verbunden ist, nicht maßgebend sein dürfte, nämlich *Enne* 217; dies ist ein eigentliches Compositum mit der Bedeutung *vraiment, donc* (vgl. Burguy, *Grammaire* II 287), und hätte darum, wie in der Hs, in einem Wort geschrieben werden sollen. In der weitaus größten Zahl der Fälle wurde die gewöhnliche Sigle verwendet; bloß eine Strecke weit war, aber nur am Versanfang, ein anderes Zeichen in Gebrauch, das etwa einem *a* mit angehängtem geschweiftem *z* (welch letzteres in lateinischen Hss schon allein *et* und *que* bezeichnen konnte) ähnlich war: 339, 345, 361, 376, 380, 393, 400, 444, 452, 459, 477. Nur zweimal fand sich noch eine dritte Sigle, die in einem Fall (v. 504) einer arabischen 2, im andern (v. 1138) mehr einem ge-

[[24]) ja]

schweiften *z* ähnlich war. St. löste die Abkürzung an 2 Stellen (17, 346) in *e*, sonst immer in *et* auf. Diese Unterscheidung hat keine Berechtigung. Das Wort *saint* (1069) wurde durch *s* mit Apostroph abgekürzt; *chlr(s)* mit durchstrichenem *l* oder Apostroph nach *l* wurde stets für *chevalier(s)* gesetzt (23, 49, 120 etc.). In eigentümlicher Weise wurde das Verbum *(re)presenter* abgekürzt: *pñsta* 152, *pñstes* 203, *repñste* 1165 (dagegen *presenta* 169, *presenta* 173, 175, 190. *pressenta* 185, *presenterent* 195, *presentez* 1136): *s* und *n* haben also in der Abkürzung Stelle gewechselt. Die Abkürzungen *mesz* (183, 213, 223, 304), *messz* (345) hat St. in *mesire* resp. *messire* aufgelöst; aber die beiden Male, wo er nicht abkürzte, schrieb der Kopist: *mesires* 151, *messires* 358. Da er auch in ähnlichen Wörtern fast stets das Nominativ-*s* (oder *z*) setzte, so dürfte St's Auflösung nicht die richtige sein. *xp* mit einem Bogen darüber (= griech. χρ) bezeichnet die Silbe *crest* oder, vielleicht, wie St. schreibt: *chrest*, in *chrestiens* 238. Nur einmal fand ich in unserer Hs die sonst so häufige Abbreviatur für *er* (ein geschwungenes Häkchen), in *gerre* 239. St. schreibt *guerre*; aber da das *u* sicher nicht in der Abbreviatur enthalten ist, so hätte es zum mindesten in eckige Klammern gesetzt werden sollen. Unser Kopist fügte nach velarem *g* vor *e*, *i* bald *u* hinzu bald nicht: *gueredon* 378, *orguel* 713 etc., *guerre* 1254, aber *geredon* 378, *geule* 604, *orgilleuze* 686, *orgilleuse* 747, *ongement* 1028, 1049 etc., *orgilleux* 1183, *Longement* 796, *longement* 1058. St. hat in den letzteren Wörtern immer ein in eckige Klammern gesetztes *u* eingefügt. Es fragt sich, ob mit Recht. Das einfache *g* auch für den velaren Laut vor *e*, *i* scheint doch für die wallonische Schreibart mehr oder weniger charakteristisch zu sein. Abgekürzt wurde endlich noch der Name von Arthurs Neffen, und zwar: *G* mit Punkt. St. hat hier ausnahmsweise die Auflösung der Abkürzung durch eckige Klammern kenntlich gemacht. Er schreibt im Obliquus *G[avain]* (316, 1074, 1208), im Nominativ *G[avains]* (26), *G[avainz]* (151, 210, 213, 222, 304 etc.). Das einzige Mal, wo der Name nicht abgekürzt war, stand *Gauain* (Nomin.) (369). St. fügt hier *[z]* hinzu. Es fragt sich, ob man nicht eher auch in den andern Fällen St's *s*, *z* tilgen sollte. In v. 179—181 könnte man allerdings alle 4 *Yvain* als Akkusative, abhängig von *E vous*, auffassen; doch bliebe dann für *presenterent* kein Subjekt mehr übrig; anderseits stößt auch die Auffassung, daß die letzten beiden *Yvain* wenigstens Nominative seien, auf Schwierigkeiten wegen des durch den Reim gesicherten *le bel*. Aber die Verbindung *Yvain* mit *ly fiex*, im Verein mit dem Nominativ *Gavain* von 369, (vgl. auch noch v. 1285) dürfte beweisen, daß für den Kopisten *Yvain* ebensogut Nominativ wie Akkusativ sein konnte (vgl. 100—101: Vokative *Lanselot* — *chevaliers*). Ich weiß wohl, daß St. häufig, aber mit ganz unzureichenden Mitteln, über den Kopisten hinaus

gehen und dem Original näher kommen wollte; doch dies heißt den Zweck der Ausgabe verkennen; und übrigens hätte natürlich das Original immer *Gavains* und nicht *Gavainz* gehabt.

Die Untersuchung der Abkürzungen dürfte die Unzuverlässigkeit von St's Ausgabe in kleinen Dingen klar gemacht haben. Gerade bei einem Text mit so schwankender Schreibung war die Kennzeichnung der Abkürzungen durchaus notwendig.

Ich gebe nun noch eine Liste der übrigen Fälle, in denen meine Kopie von St's Ausgabe abweicht. Ihre Zahl ist ziemlich groß. Doch möchte ich keineswegs behaupten, daß meine Kopie immer das Richtige hat. Zunächst möchte ich erwähnen, daß sich in St's Ausgabe sehr häufig die Form *gran* (etwa 30 Mal) neben *grant* (etwa 10 Mal) findet. In meiner Kopie habe ich *gran* ein einziges Mal (v. 1245). Es ist mir kaum möglich zu glauben, daß ich diese Form in so zahlreichen Fällen übersehen hätte; und um sie bewußt zu ignorieren, hatte ich auch keinen Grund. Auch kann ich nicht glauben, daß ich etwa eine Abkürzung unrichtig aufgelöst hätte; denn ich habe sonst Abkürzungen überhaupt nicht aufgelöst.

Folgendes sind die übrigen Fälle: **8.** *Aprez* statt *Apriez*; **14.** *carree* st. *cavee*; **17.** *travillie* st. *traveillie*; **20.** *le* st. *la*[25]); **30.** *roine* st. *reine* (vgl. *roine* 84, 106, 157, 162 etc); **32.** *ssen* st. *son* (vgl. auch unten zu 542, 899, 970, 1052, 750, jenes ist die richtige wallonische Form, die bei St. gar nie vorkommt); **35.** *couient* st. *comenc* (letzteres hat keinen Sinn); **37.** *Biax* st. *Beax* (vgl. *biax* 91, 455; *beax* sonst nie); **44.** *vnne* st. *une*; **62.** **Quelle* (d. h. *Qu'elle*) st. *Qu'il le*[26]) (*le ne* ist überhaupt unmöglich); **62.** *ausy* st. *ansy*; **64.** *de]om* (ist aber unentbehrlich). **80.** *ffaiciez* st. *ffaciez*[27]); **89.** *disoit* st. *lisoit* (letzteres dürfte richtiger sein); **112.** *Lors* st. *Lore*; **122.** *Au* st. *Cau*; **125.** *la* st. *li*; **128.** *poinz* st. *pointz* (*tz* kommt sonst nirgends vor); **134.** *millours* st. *milleurs* (vgl. auch zu 255, 418); **137.** *esporonz* st. *esperonz* (vgl. **esporons* 260; aber *esperon* 1325); **141.** *vnne* st. *une;* **142.** *sset* st. *fel*[28]) (ersteres gibt einen besseren Sinn); **155.** *venrez* (ohne Abkürzung!) st. *venez*[29]) (auch im folgenden Satz Futurum); **159.** *Jou* st. *J'en* (lezteres paßt nicht); **179.** **del* st. *de*[30]); **181.** **ovain* st. *Yvain* (trotzdem *ovain* eine genau kontrollierte Lesart ist, halte ich dafür, daß *yvain* zu lesen ist; denn ich habe noch Fälle beobachtet, in denen der untere Teil des y fehlte oder ausgelöscht wurde, wodurch das *y* von einem *o* nicht mehr zu unterscheiden war); **194.** *Germion* st. *Germien;* **197.** *bien*

[25) *le* F.]
[26) *Quelle* F.]
[27) *ffaiciez* F.]
[28) *set* F.]
[29) *venrez* F.]
[30) del ly comm*el* F.]

st. *tui*[31]) (letzteres offenbar falsch); **199.** *asallir* st. *asaillir*[32]); **250.** *Meudre* st. *Mieudre* (doch vgl. 259, 264); **255.** *milleur* st. *millour*[33]) (vgl. noch zu 134, 418); **266.** *croy* st. *creroy* (das Futurum paßt nicht gut; dagegen fehlt, wenn man *croy* wählt, dem Vers eine Silbe; dem wäre abzuhelfen, indem man *jou* für *j'* einsetzte: vgl. z. B. v. 314); **303.** **Que* st. *Qui ne*; **309.** **convera* st. *convenra*[34]) (ersteres kann sehr wohl für *converra* stehen; denn *rr* konnte von unserm Kopisten auch vereinfacht werden); **312.** *oeure* st. *oeuvre* (vgl. auch 596); **318.** *feste* st. *fieste* (auf den Reim hat der Kopist in der Regel nicht Rücksicht genommen); **322.** *fface* st. *faice* (vgl. Bemerkung zu 318); **330.** *vilonie* st. *vilonnie*; **335.** *l'ot* (= *audit*) *bien* et *escoute* st. *l'ot bien escouté*[35]) (der unsinnige Reim *boute*: *escouté* figuriert auch in St's Wortverzeichnis); **360.** Der von Feist-Stengel ausgelassene Vers lautet: *De quanque ffaire vouz poroie.* **362.** *men* st. *mon* (vgl. auch zu 750, 32); **367.** *en*] om. (*en* ist unentbehrlich); **393.** *na* st. *nara*[36]); **397.** *tant* st. *tout*; **418.** *milleur* st. *millour*[37]) (vgl. auch zu 134, 255; *milleur* 310, *millòur* 316); **427.** **Lait* st. *Vait*[38]) (letzteres muß richtig sein; ich halte es aber für eine Korrektur; ich habe das *L* der Hs nachgemalt; es war einem *V* gar nicht ähnlich); **433.** *tour* st. *cour* (letzteres ist sicher unrichtig; vgl. auch 445); **435.** *casties ne dongūs* (oder *dongn̄s*) st. *castiel ne dongnon* (über Konfusion von Nominativ und Akkusativ vgl. 180—181; ich halte St's Lesart für eine Korrektur, bei der übrigens das *n* nach *g* schlecht angebracht ist); **443.** *remenant* st. *remennant*; **448.** *dys* st. *diz*; **453.** **entrant* (nur das erste *t* ist etwas zweifelhaft) st. *erranment*[39]) (letzteres kann ich nur für eine Korrektur halten; man könnte aber auch *e(s)rant*, welches ebenfalls zu belegen ist (v. 475), für die richtige Korrektur halten; der vorausgehende Hiatus ist erlaubt, vgl. z. B. v. 428); **542.** *sen* st. *son*[40]) (vgl. auch zu 32, 542, 970, 1052); **549.** *Lanseloz* st. *Lansceloz* (letztere Form in diesem Text sonst nie zu finden); **562.** *locoison* st. *l'acoison* (*acoison* auch v. 392); **568.** et *vertus* st. *a vertus* (letzteres hat keinen Sinn, *vertus* hat die Bedeutung „Zaubereien“); **572.** **ssauuages* st. *sauvaiges* (vgl. auch Bemerkung zu 318); **573.** **autre* st. *outre* (in der Hs steht zweifellos *a*; ich habe es genau abgezeichnet; doch ist *outre* offenbar die richtige Korrektur); **649.**

[31]) undeutlich *tui* F.]
[32]) *asallir* F.]
[33]) *milleur* F.]
[34]) *conuera* F.]
[35]) *lot* bien et *escoute* F.]
[36]) *na* F.]
[37]) *milleur* F.]
[38]) *Lait* F.]
[39]) *entrant* oder *enrrant* F.]
[40]) *sen* F.]

la st. *le*; **652.** **pott* st. *pout*[41]) (vgl. 668); **738.** **le* st. *li* (letzteres ist die richtige Korrektur); **742.** *Kainc* st. *Haine* (ersteres gibt den bessern Sinn); **750.** *men* st. *mon*[42]) (vgl. zu 32 etc); **767.** *commant* st. *commanc*; **758.** *outrage* st. *outraige*; **810.** **reuir* st. *venir*[43]) (Korrektur wäre also *rev[en]ir*). **827.** *aquytray* st. *aquytrai*; **836.** *guars* st. *gars* (Burguy, Gramm. I p. 71 belegt *guars* in Gerard de Viane 171). **851.** *Oez* st. *Vez*[44]) (ersteres paßt viel besser und gibt dem Vers die richtige Silbenzahl); **856.** *croupe* st. *crupe* (*u* für *o,ou* finde ich sonst nirgends außer in dem Wörtchen *u* und in *furnie* 690) **901.** *varllet* st. *varlet*; **901.** *dont* st. *don*; **914.** *Dont* st. *Tout* (letzteres gibt keinen Sinn); **918.** *le *vee *et garde*[45]) st. *le vee[i]r garde* (ersteres gibt einen guten, letzteres keinen Sinn); **919.** *ne* st. *nel*; **921.** *ly mist* st. *li nuist*[46]); **941.** **ars* st. *art*[47]) (letzteres ist die richtige Korrektur); **950.** *lesquine* st. *l'esquinne*; **951.** *ffer* st. *fier* **964.** *trebuchie* st. *trebuscie*: **970.** **sen* st. *son*[48]) (vgl. zu 32 etc.); **1026.** *Mon* st. *Mien* (*mon ensient* ist jedenfalls korrekter als *mien ensient*, wenn auch letzteres vereinzelt vorzukommen scheint [Meyer-Lübke, Grammaire des langues rom. III 207]; vgl. unten Bemerkung zu 1158 und 723); **1034.** *roiz* st. *royz*[49]); **1052.** *sen* st. *son*[50]) (vgl. zu 32 etc); **1061.** **vis* st. *jus*[51]) (ersteres war mit *v*, nicht mit *u* geschrieben, so daß es sich von *jus* gut unterschied; *jus cheoir* kommt zwar vor; *vis* müßte hier eine spezielle Bedeutung haben; übrigens hat man es vielleicht nicht mit *vivus*, sondern mit *vetulus* zu tun; denn Jehan reimte letzteres mit *-is* (439—440: *viex* : *aviz*); als besonders stark betont folgt *vis* seinem Substantiv. **1069.** *Bertremieu* st. *Betremieu*; **1073.** *me dame* st. *madame*; **1082.** *Ausy* st. *Ansy*[52]); **1087.** *joiaux* st. *joioux*[53]) (ein Adjektiv *joial* wird es gegeben haben, da es ein Adverb *joiaument* gibt [s. Godefroy]; v. 347 erscheint *joianz*, v. 1257 *joans* oder *joaus*; vielleicht handelt es sich an allen 3 Stellen um dasselbe Wort); **1087.** *ffu* st. *fut* (letztere Form fand ich in unserer Hs nirgends); **1100.** *mis* st. *ans* (letzteres gibt keinen Sinn; *enz* hätte unser Kopist nie *ans* geschrieben; *mis* paßt sehr gut; *mettre en la mine* ist ein häufiger Ausdruck); **1100.** *minne* st. *mine*[54]); **1149.** *ffirent* st. *furent* (*faire connissan*

[41]) *poū* undeutlich F.]
[42]) *men* F.]
[43]) beides möglich in F]
[44]) beides möglich in F.]
[45]) *le vee et garde* F.]
[46]) *li mist*]
[47]) *ars* F.]
[48]) *sen* F.]
[49]) *roiz* F]
[50]) *sen* F]
[51]) *vis* F.]
[52]) beides möglich F.]
[53]) *joiaux* F.]
[54]) *minne*]

= *proclamer* ist ein häufiger Ausdruck; *furent* gibt kaum einen Sinn); **1158.** *Men ensient* st. *Mien ensient* (vgl. zu 1026); **1164.** *arengez* st. *arengiez*; **1196—1198.** In der Hs hatten diese Verse folgende Reihenfolge: 1198, 1196, 1197 (ganz sicher)[55]. **1211.** *requere* st. *requerre*[56]); **1272.** *assiens* st. *a[s] siens* (das *s* sollte also nicht eingeklammert sein); **1284.** *questoit* st. *qui estoit* (die Elision des *i* von *qui* vor *e* ist ganz regelmäßig; es ist darum unnötig, *estoit* durch *ert* zu ersetzen); **1292.** com st. *a* (ersteres paßt viel besser als letzteres); **1305.** *ssanbloient* st. *ssanblerent*; **1309.** **ffait* st. *faic*[57]) (letzteres ist Korrektur); **1333.** *Quonquez* st. *Qonquez*; **1336.** *crestaux* st. *cristaux*[58]). **1337.** Ich habe wie St. *Ly rois*, während G. Paris (*Hist. lit.* XXX 95) *Li roys* schreibt.

Endlich noch einige Bemerkungen und Verbesserungsvorschläge, die ich nicht an Hand meiner Kopie mache. Ich habe bereits gesagt, daß die Kopie einer verlorenen Hs so genau als möglich abgedruckt werden sollte. Die Vergleichung von St's Text mit meiner Kopie hat gezeigt, daß St. oder sein Gewährsmann nicht selten Korrekturen, sogar hie und da Verschlimmbesserungen, unternommen hat, ohne dem Leser davon Mitteilung zu machen. Aber auch von den Klammern wurde ein zu reichlicher Gebrauch gemacht. So sehe ich z. B. nicht ein, was es für einen Zweck hatte, in *peres* 47, *perez* 87, *sirez* 88, *debonnaires* 149, *mieudres* 271, *mieudrez* 263, 264 etc. den Schlußkonsonanten einzuklammern. Derselbe war allerdings eine Zugabe unseres Kopisten (der aber hier wie immer nicht konsequent vorging, vgl. *mieudre* 250, 259); Jehan kannte ihn nicht, wie es schon die Reime (88, 149) beweisen. Aber es hatte doch keinen Zweck zu versuchen, die Sprache des Dichters wieder herzustellen, abgesehen davon, daß dieser Versuch auf Grund unserer Hs garnicht durchführbar ist[59]). Vermutlich besteht ja der Wert derselben überhaupt nur darin, daß sie uns mit der Sprache des Kopisten bekannt macht. Wo das *s* das Versmaß stört (in *ssires* 151, *messires* 358), mag ja die Einklammerung desselben zu rechtfertigen sein. Aber solche und alle andern Korrekturen hätten viel besser unter dem Text ihren Platz gefunden. Die Fragezeichen, die St. hie und da als Zeichen der Unsicherheit gesetzt hat und noch öfter hätte setzen dürfen, kann ich leider auch nicht immer aus dem Weg schaffen. Der v. 466, der bei St. in eckigen Klammern steht, also wohl von ihm selbst gedichtet wurde, sowie der v. 733, der bei St. durch Punkte bezeichnet ist, fehlen auch

[55]) Man sieht, dafs Feist, resp. Stengel, von sich aus Korrekturen unternommen hat, ohne dem Leser etwas darüber mitzuteilen.

[[56]) *requere* F.]

[[57]) *fait* F.]

[[58]) *crestaux* F.]

[59]) Warum wird z. B. das *t* von *garnit* (: *yssy* 457—458) nicht ebenfalls eingeklammert?

in meiner Kopie. Da Feist und ich wohl nicht genau dieselben Verse übersehen haben werden, so ist anzunehmen, daß sie in der Hs fehlen. Druckfehler liegen wohl vor[60]) in: *douteroié* 837, *gete* (st. *geté*) 926, *monlt* 970, *amé* st. *ame* 1040. Sonst habe ich noch folgendes zu bemerken: **4.** Die Hs hat *Asséz y ot de folz et de saigez.* St. setzt das zweite *de* in runde Klammern. Es scheint mir sehr fraglich, ob *de* hier ausgelassen werden darf, da doch *folz* und *saigez* nicht Synonyme, sondern Gegensätze sind. Warum nicht mit der Hs von Chantilly, die hier von G. Paris (*Hist. lit.* XXX 94) zitiert wird, . . . *ot et folz et saigez* lesen? **44.** *S'i* wäre besser als *Si*[61]) (*apendre* regiert *a*). **62.** Nach meiner Kopie hat die Hs *Quelle ne vuelle ffaire ausy* (s. o.), was keinen guten Sinn gibt. Man darf vielleicht verbessern: *Qu'il ne le vuelle ffaire ausy.* **77—78.** Der zweite dieser Verse ist nicht recht klar. Ohne Änderungen vorzunehmen, kann ich ihn nur unter der Bedingung einigermaßen verständlich finden, daß man nicht nur ihn, sondern den vorhergehenden Vers mit ihm als Parenthese auffaßt. Es sollte also am Anfang von v. 77 statt am Anfang von v. 78 ein Gedankenstrich stehen. **101.** Statt *la senee* ist *l'asenee* zu schreiben. **170.** Die Hs erlaubt zwar, *Cadonainz* zu lesen; aber *n* und *u* sind meist nicht oder kaum zu unterscheiden; die Etymologie (*Cadvan*) (vgl. Galfrid) verlangt *Cadouainz* oder *Cadovainz.* **180.** *l'aoutre* ist zu belassen; das Wort kommt wohl häufiger ohne als mit *v* vor; das *v* ist auch etymologisch nicht gerechtfertigt. **179—182.** Hier ist vielleicht auch eine Korrektur nötig; sie ist aber schwierig zu machen (vgl. oben). Oder sollte man hier den Fall haben, daß die 4 Yvains zugleich Objekte von *E vous* und Subjekte von *presenterent* wären?[62]). **201.** Die Auflösung von *Nez* in *Ne[le]z* ist unnötig, da der Hiatus zwischen *mie* und *or* zulässig ist (vgl. 642, 702, 781 etc.). Der Kopist hätte viel eher *Nez* in *Ne lez* geändert (so tat er es auch v. 984), als *Ne lez* in *Nez* kontrahiert (vgl. auch *Nez* 830, *Jez* 834). **206.** Anstatt *S'il y* ist wohl *S'il l'y* zu lesen. **232—234.** Eigentümlich ist, daß St. diese Stelle nicht verstanden hat; er setzt 3 Punkte nach v. 232, nimmt also dort eine Lücke an, und setzt ein Fragezeichen nach v. 233. Die Stelle wird ohne starke Verbesserung klar; nur muß man nicht *montans,* sondern *mon tans* lesen, wie es übrigens auch in der Hs steht, und *monde* für *mont* einsetzen. Die Übersetzung möge die Stelle aufklären: „Dame, ich ich sage Euch fürwahr: „Wer immer in der Welt zu meiner Zeit

---

[60) ja] [60) ja]

[62]) Σχῆμα ἀπὸ κοινοῦ, worüber Tobler, *Verm. Beitr.* p. 115—118 handelt; namentlich das letzte Beispiel bei Tobler: *Atant estes vos Carados Se fiert entr'eus toz abrivez* (Perc. 14156) ist unserm Fall ähnlich. Ich darf wohl hier noch ein Beispiel anreihen, das ich in dem noch ungedruckten Roman *Hunbaut* (fol. 127 r) fand: *Ains fait voler plus de. x. pas, La teste au pautonir est loins Et cil ouvri ans. II. les puins* etc.

Waffe und Krone trägt" (d. h. zugleich König und Ritter ist) — nun folgt eine Parenthese von 4 Versen —, „wenn irgend einer von denen (*nuls* entspricht dem *Qui*) sich mit mir im Kriege mißt, so" etc. **340.** Das Futurum scheint mir hier wenig Sinn zu haben; ich möchte daher *portera,* das dem Vers eine Silbe zu viel gibt, eher in *porte* (Hiatus ist erlaubt; vgl. 428, 702) statt in *portra* korrigieren. Ob die letztere Form überhaupt für Jehan zulässig wäre, ist zweifelhaft (vgl. z. B. 350, 1096; 384 ist ein spezieller Fall). **394.** Man wird wohl *a[u] vo[stre] commant* zu lesen haben; denn das unbetonte Possessiv heißt bei Jehan *vo* (vgl. 820, 841, 1174); *vostre* muß also die betonte Form sein; diese aber verlangt den Artikel. **419.** *qu'i* [sic!] *ançoiz pot* kann nicht richtig sein; es muß wohl ein Ausdruck vorhanden gewesen sein, der „so schnell als möglich" bedeutete. *qui ançoiz pot* könnte allerdings diese Bedeutung haben (vgl. v. 991: *qui miex peurent* = so gut als möglich), würde aber nur passen, wenn *qui* in der Bedeutung „wer" auch Subjekt des Hauptsatzes sein könnte; dann müßte man *Li roiz* in der folgenden Zeile zum folgenden Satz ziehen und das *s'* (= *si*) streichen. Diese Lösung ist nicht empfehlenswert. *plus tost qu'il pot* würde sehr gut passen; aber analog gebildetes *ançois qu'il pot* könnte wohl nur die eine Bedeutung „bevor er konnte" haben. *a l'ainz que* kommt im Sinn von *aussitôt que* vor; auch *com il ains pot* hat die gewünschte Bedeutung, ebenso *com ains pot* (Belege in Toblers Vermischten Beiträgen 1886 p. 143 ff.). Durch Einführung von *ançoiz* an Stelle von *ainz* würde wohl der Sinn garnicht geändert (vgl. auch v. 293). Ich möchte darum als Korrektur vorschlagen: *com ançoiz pot,* d. h. bloße Einführung von *com* an Stelle von *qui.* **441.** Man sieht nicht, worauf sich das feminine *L'* beziehen kann; das vorausgehende *mes* (437) ist doch Masculin (vgl. auch 449). Die einfachste Korrektur ist die Streichung von *L'*. Das Komma nach *essillie* wäre dann zu tilgen, und ein Semikolon nach *maisnie* (443) einzusetzen. **511—512.** Hier dürften die Partizipia die feminine Form gehabt haben: *trouve[e]: tourse[e].* **516—519.** St. schreibt: *Ou trop avoit, de sauvegine, de singez d'ours et de lions, Et avoit moult gran(de)z legions Serpens lupars et autrez bestez.* Das Komma nach *avoit* in v. 516 hat keinen Sinn[63]). Aber auch *Serpens* etc. kann sich wohl in diesem Zusammenhang nicht ohne weiteres an *legions* anschließen. *De* wird sich aber kaum einschieben lassen. Ich halte dafür, daß das *Et* von v. 518 eingeklammert, daß *grandez* belassen werden sollte (Jehan kannte das Feminin *grande*). Dann muß nach *sauvegine* ein Punkt gesetzt, das Komma nach *lions* getilgt, dagegen ein solches nach *legions* gesetzt werden: die *Serpens* etc. werden dann den *singez* etc. koordiniert, aber ohne *de*, was wohl zulässig ist, da 4 Worte dazwischen stehen. **528.** Das Komma nach *Haches* ist zu streichen;

[[63]) Druckfehler]

denn *Haches danoizes* gehört zusammen. Daß St. das Komma nicht aus Versehen gesetzt hat, scheint das „Wortverzeichnis" zu beweisen[64]. **543.** Mit St's Konjektur scheint mir der Satz nicht gut altfranzösisch zu sein. Lieber als *nul* möchte ich *il* nach *u* einsetzen, oder dann *n'ot* in *n'ëust* verwandeln. **594.** *buison* gibt hier keinen Sinn; es ist *puison* zu lesen (vgl. 825); der Kopist ist jedenfalls durch das *buison* von 882, 896, 929 verwirrt worden; darum schrieb er auch *mal* statt *male*. Im Wortverzeichnis fehlt jene Belegstelle unter *buison*, trotzdem sie am auffälligsten ist. St. hat vielleicht an *la boisson* gedacht; dieses Wort würde aber den leoninischen Reim zerstören. **605.** Am Schluß dieses Verses sollte ein Punkt stehen. **612.** Um das Versmaß herzustellen, tilgt St. von *Endementrez* die erste Silbe. Da aber der Dichter jenes Wort auch sonst mit *en-* anwendet (v. 89), so möchte man lieber auf diese Korrektur verzichten; das *de* vor *chou* ist überflüssig. **612.** Besser als *sy* wäre *s'y*; auch *Tout un* möchte ich lieber durch etwas anderes ersetzt wissen, z. B. *Tuit au*, wenn dies nicht etwas zu kühn ist. **629.** Auffällig ist *ly ame*; Jehan hat jedenfalls das feminine *ly* nicht gekannt; er muß *l'ame* geschrieben haben. Einzusetzen braucht man nichts, da man zwischen *l'ame* und *estoit* Hiatus annehmen kann. **644—645.** Der Punkt nach v. 644 hat keinen Sinn; der Satz mit *Que* hängt jedenfalls von *recort* ab. Ich möchte darum nicht nur 644, sondern damit auch 645 in Parenthese setzen. **648.** *Ly escripture* ist für Jehan nicht zulässig (vgl. zu 629). Man kann den Vers z. B. so verbessern: *Et l'escripture nous despont.* **714.** Die Hs trennt: *Quil lor*; St. machte daraus *Qui llor*; da initiales *ll* kaum zu belegen ist (vgl. oben), so wird man besser tun zu schreiben: *Qui(l) lor.* **722—723.** Das Komma nach 722 scheint keinen Sinn zu haben; dagegen sollte dann ein Semikolon nach *ensient* (723) gesetzt werden. *A mien ensient* ist wohl in *A[u] m. e.* zu verbessern (vgl. 448 und oben zu 1026). **734.** *A bon dieu* wird in *A[u] b. d.* zu korrigieren sein. **744.** *nul chevalier fiervestis* ist kaum zulässig. Da das *s* des Adjektivs durch den Reim gesichert ist, so wird man *nus chevaliers* (Akk. Pl.) einzusetzen haben, wenn auch der Singular besser passen würde. **768—771.** Der Vers 770 ist korrupt; St. setzt ein Fragezeichen dazu. Aber auch die beiden vorausgehenden Verse können nicht korrekt sein; denn es kann sich wegen des *avec luy* von v. 771 nur um einen Ritter handeln; die Verben sollten also im Singular stehen. Deshalb kann doch, mit *et* verbunden, *ly ·III· varlet* Subjekt dazu sein; gemeint sind natürlich nicht „die drei Knappen", sondern „drei Knappen" (von den vieren). Ich gestatte mir einen Verbesserungsvorschlag: *Atant s'en part de* (oder *tout*) *maintenant De Lanselot et si le laise Au cemin, son*

[64]) Eine *hache danoise* ist abgebildet bei A. Schultz, *Das höfische Leben* II 181.

ceval eslaise Et etc. **790.** In *beney* klammert St. das zweite *e* ein, weil der Vers eine Silbe zu viel hat. Für Jehan war aber das Wort jedenfalls dreisilbig (vgl. auch *maleoiz* 1176). Einzuklammern ist wohl das vorausgehende *Sy*. **796.** St. schreibt *s'estoit te[n]uz cois;* die Verbesserung ist unnötig. Ich finde in der noch unedierten Turiner-Hs der *Vengeance Nostre Seigneur* (Laisse 89 bei W. Suchier), die ebenfalls im wallonischen Dialekt geschrieben ist: *s'est tous cois teus* (reimend auf *s'ert tenus*). Ob *soi taire cois* eine Eigentümlichkeit des wallonischen Sprachgebiets ist oder wie das deutsche „stillschweigen" allgemein gebräuchlich ist, weiß ich nicht. Derselbe Text der *Vengeance* hat aber auch *tous cois se tenist* (Laisse 59) und *s'est coie tenue* (Laisse 79). **820—822.** St. schreibt mit der Hs: *Que diriens nous en no(stre) contree, Que nommer l'ariens eüe, Et sy ne l'ariens veüe* (*l'* bezieht sich auf *la pante*). v. 821 ist offenbar sinnlos; er wird aber vernünftig, wenn man *oïe* an Stelle von *eüe* setzt; dann aber muß auch das Reimwort von v. 822 geändert werden; *veïe* ist gerade die Form, die wir von unserm Dichter erwartet hätten; denn er war jedenfalls Pikarde (vgl. z B. gerade das *no* in v. 820) und als solcher kannte er unser Verbum in der Form *veïr* (*veue* ist zwar auch durch den Reim gesichert: v. 39 etc.). **836.** Die Hs hat: *Et ssy voy que chis gars* (oder *guars?*) *ne le doupte.* Um die richtige Sibenzahl herzustellen, klammert St. *que* ein. Die fast selbstverständliche Korrektur ist aber die Kontraktion von *ne le* in *nel* (vgl. auch *nel* 754, *quel* 804 u. a.). **845—846.** St. schreibt: *Se vous f[e]rés que jou feray, Se vous morez et g'y moray.* Ich kann dies nur so verstehen: „Wenn Ihr tut, was ich tun werde, so [werde ich auch tun, was ihr tut, also im gegebenen Fall] werde auch ich sterben, wenn Ihr sterben solltet". Das *et* leitet offenbar den Hauptsatz ein, und das *moray* ist dem *morez* nicht koordiniert. Dies hätte dadurch kenntlich gemacht werden sollen, daß vor *et* ein Komma oder Kolon gesetzt worden wäre. Übrigens scheint mir das *y* sinnlos zu sein; zum mindesten hätte man auch *y morez* sagen müssen. Ich denke, daß *gy* aus *gié* entstellt ist, das unser Kopist nicht mehr verstanden haben wird, da er als betonte Form des Pronomens nur *jou* kennt. **849.** Nach *tillués* setzt St. ein *sic!* bedeutendes Ausrufungszeichen. Das Reimwort dazu ist nämlich *flours.* Man hat wohl anzunehmen, daß Jehan reimte: *tilleus: fleurs* (vgl. den Reim: *clers : esmerés* 1335—36); *eu* ergab sich wohl aus *ueu* (= *uel*), welches regelmäßig zu *ieu* wurde (vgl. den Plural des Wortes *oeil*), dessen *i* in dem vorausgehenden mouillierten *l* aufging. Für den Kopisten waren wohl *ue* und *eu* schon in einen einzigen Laut zusammengeflossen. **854.** Die Hs hat *haiammez.* Der Vers verlangt ein zweisilbiges Wort. St. hat darum *ai* eingeklammert. Unser Kopist hat aber selbstredend das Wort auch nicht dreisilbig ausgesprochen. Daß er *ai* jedoch nicht bloß aus Versehen schrieb, beweist das *haiamme* von 1245.

Der Herausgeber hätte also seine eigentümliche Schreibung respektieren sollen, um so mehr als er ja die Schreibung des Dichters nicht kennt. Vermutlich hatte das *ai* den Lautwert *e;* der Kopist sprach wohl entweder mit Diphthong *heamme* oder mit Triphthong *heiamme* (vgl. auch noch die Graphien *paiiz* 1179, *repaiier* 1227). **899.** *son espee* ist etwas zweifelhaft; die Hs hat übrigens *ssen,* was aber hier ohne Belang ist. Man könnte anstatt *Que ssen espee* lesen: *Si que s'espee*; dies gibt einen sehr guten Sinn. Vereinzelt scheinen aber doch die Maskulinformen vor femininen Substantiven mit vokalischem Anlaut vorzukommen. So finde ich in der wallonischen Turiner Hs der Vengeance Jesucrist (Laisse 94) *men ame* (vgl. auch Meyer-Lübke, Grammaire II_{125}). **908.** Anstatt *la lemelle* ist *l'alemelle* zu setzen; die Verwachsung mit dem Artikel ist viel älter als unser Text. **932.** Jehan wird *il,* nicht *ly* vor *meïsmez* geschrieben haben. **937.** Die Hs hat *Ne quidiez pas quil fust aise.* Es fehlt eine Silbe. St. liest darum *qu[e] il.* Die evidente Korrektur scheint mir zu sein: *[a] aise.* **940.** *bruist* hätte ein Trema bekommen sollen. **953.** In St's *quil(e)* ist *l(e)* Pron. femin. Die Apokope von *le,* das das sich sogar in *de le* gewöhnlich erhält, mag, weil selten (vgl. Meyer-Lübke, *Grammaire* II 117—118). bedenklich scheinen. Aber die richtige Silbenzahl ist wohl kaum anders zu erlangen; das *Et* würde man nicht gern vermissen. **961—962.** St. schreibt: *Tel(e) noise demaine la beste, Partout sanble, (que) ce soit tenpeste.* Der Konjunktivsatz ohne Konjunktion ist hier kaum passend oder zulässig. Man kann ihn vermeiden, indem man *Partout* durch *Qu' il* ersetzt. *Partout* ist nach meiner Auffassung überhaupt störend. **970—971.** Man sagte wohl immer: *avoir le cuer dolant*, nicht *avoir son cuer dolant.* v. 971 schließt sich an v. 970, nicht an v. 972 an. Die Interpunktion sollte demgemäß geändert werden. **988.** St. schreibt: *Dou dezarmer sont entremis.* Man könnte sich fragen, ob nicht *s'ont* zu lesen wäre, also Reflexiv mit *avoir*; doch kann auch Passiv mit reflexiver Bedeutung vorliegen (vgl. hierüber Tobler, *Vrai Aniel* 166); und dafür spricht v. 965: *Et Lanseloz est trais ariere*, wo man allerdings leicht *s'* einsetzen könnte und 105: *La nuit est celle a ostel traite* und namentlich v. 22: *Pour dessendre est al peron traite,* wo jenes nicht möglich ist (vgl. *soi traire* in derselben Bedeutung v. 1043). Ähnlich wie in 988 auch in 1329. **1017—1018.** Diese Verse sind parenthetisch und sollten daher von Gedankenstrichen umgeben sein. **1020—1028.** Ich halte hier die Interpunktion und die ihr zu Grunde liegende Auffassung für unrichtig. St. schreibt: *Adont lor vint belle et plaisant Unne dame blanque vestue — Ainc plus belle n'orent veüe — Et sist sur un ceval tout blanc. Forment ly batoient ly flanc*; *Car tost venoit et d'auquez loig Mien ensïent pour tel besoig*[65]). *Et aportoit enz*

[65]) Wenn man übrigens wie St. *g[u]eule* etc schreiben zu müssen glaubt, dann könnte man schon mindestens ebenso gut auch *loi[n]g* und *besoi[n]g* schreiben

en sa main Un ong[u]ement etc. v. 1022 mag allerdings parenthetisch sein, aber nicht nur dieser, sondern mindestens 1022—1026. Es wird erzählt, daß eine Dame kam; dann wird sie beschrieben in den Versen 1022—24; der Inhalt des letzten Verses wird dann noch begründet durch die 2 folgenden Verse; erst dann wird weiter erzählt, daß sie eine Salbe brachte. Nicht das *Et sist*, sondern das *Et aportoit* schließt sich an *vint* an, trotzdem das erstere ein *Prétérit*, das letztere ein *Imparfait* ist. Der Gebrauch der Tempora wäre nach heutigem Usus nicht korrekt; aber der mittelalterliche Stil unterschied sich gerade in diesem Punkt von dem modernen (vgl. Meyer-Lübke, *Grammaire des langues romanes* III 141). Wir müssen also den Gedankenstrich am Schluß von v. 1022 durch ein Komma oder Semikolon, den Punkt am Schluß von v. 1026 durch einen Gedankenstrich ersetzen. Man könnte allerdings auch noch die Verse 1027—1030 zur Beschreibung rechnen. In diesem Fall wäre es aber besser, auf die Gedankenstriche zu verzichten, da der folgende Vers nicht mit *Et* beginnt. **1040.** Bei *priés pour l'amé* (der Akzent ist ein Druckfehler) erfährt man nicht, für wessen Seele gebetet werden soll. Statt *l'* ist jedenfalls *s'* zusetzen; die beiden Buchstaben sind einander sehr ähnlich; ich las auch *l*. **1041—1042.** Die Hs hat: *Car ly corps n'a mestier d'aïe, Ne je ne voy que respaz n'i ait mie.* Da der letztere Vers zu viele Silben hat, setzt St. *respaz* (Heilung) in Klammern. Also gerade das wichtigste Wort! *ait* hat nun kein logisches Subjekt mehr. Zum mindesten müßte man dann *i* durch partitives, auf *aïe* bezügliches *en* ersetzen. Aber trotzdem hat der Vers noch keinen vernünftigen Sinn. Arthur, den Lancelot für tot hält, sagt, daß sein Körper keine Hülfe mehr nötig habe. Wie kann er dann fortfahren: „Und ich sehe nicht, daß es keine (Hülfe) gibt"? Er muß vielmehr sagen: „Und ich sehe, daß etc." Wir haben also wohl zu korrigiren: *Et je voy que* etc. Wann man nun *respaz* noch tilgte, so würde dem Vers eine Silbe mangeln. Wir brauchen nur das im Neufranzösischen notwendige, aber im Altfranzösischen überflüssige, in älterer Zeit überhaupt nicht übliche *i* zu tilgen und den Indikativ zu setzen. Der Vers sollte also lauten: *Et je voy que respaz n'a mie.* **1050—1057.** St. schreibt: *A Lanselot oint le viaire Et le cief et le col entour Et puiz apriez reprist son tour As espaulez et puiz az bras Tout ensy comme (il) estoient las, Le corps, les ganbes et les piés, Tout, si comme il iert mehaigniéz, La moult bien oint del ong[u]ment.* Daß St. den Passus nicht verstanden hat, geht schon aus seinem *La* von v. 1057 hervor. Worauf soll sich dieses Adverb oder Pronomen beziehen? Und was für eine Wortstellung, wenn *oint* Präsens sein muß! Selbstverständlich ist *L'a* zu schreiben. Aber auch die Interpunktion ist ganz falsch. Die ersten 4 Verse habe ich nur zitiert, damit die übrigen klar erscheinen. Am Schluß von v. 1054 hat ein Komma keinen Sinn, sondern nur ein Punkt; denn die Akkusative *Le corps — les piés* können doch nicht den Dativen

As espaulez et . . . az bras koordiniert sein. Sie müssen vielmehr die Objekte des Verbums *a . . . oint* sein. Das *Tout* von v. 1056 ist nicht rekapitulierend; es soll nicht *Le corps — les piés* in einem Wort zusammen gefaßt werden. Vielmehr ist das *Tout si comme* von v. 1056 gerade so aufzufassen, wie *Tout ensy comme* von v. 1054. Ein Komma nach *Tout* hat ebensowenig Sinn wie hier. Um den Parallelismus noch vollständiger zu machen, möchte man sogar daran denken, den Text etwas zu ändern: *Tout [en]sy comme (il) iert mehaigniéz.* Doch in einem Punkt läuft v. 1056 dem v. 1054 nicht parallel. Subjekt ist dort nicht wie hier die vorausgehenden Subjektiva, sondern ein singularisches *il* (= Lancelot), in dem jene deshalb nicht gut vereinigt sind, weil sie nicht alle genannten Körperteile bezeichnen. Das *il* wirkte aber weiter auf den folgenden Vers, indem die vorausgehenden Objekte von *a . . . oint* nicht durch *les* resumiert wurden, sondern statt dessen ein auf *il* bezügliches *l'* gesetzt wurde. Darum möchte ich das *il* nicht verlieren und folglich auf die Änderung *si* in *ensi* verzichten. Der Dichter konnte wegen des Reimes nicht *ierent mehaignié* einsetzen. Darum griff er zum singularischen *il*, verderbte aber dadurch die Konstruktion. Noch ein graphisches Versehen: Statt *del* in 1057 sollte *de l'* gesetzt werden wie in 1067. **1072.** St. scheint *nient* als einsilbig aufzufassen, was aber mindestens für die Zeit, in der Jehan lebte, nicht zulässig ist (vgl. auch *noient* 384). Da aber bei zweisilbiger Lesung der Vers eine Silbe zu viel hat, so wird man wohl *nient* durch *rien* zu ersetzen haben. **1097.** Dieser Vers ist parenthetisch und würde daher am besten von Gedankenstrichen umgeben. **1138.** St. schreibt: *Bien iert aparilliés ly pars Et [ly] baron de toute[s] pars.* Ich stoße mich hier nicht daran, daß zu einem Verbum im Singular auch ein Subjekt im Plural gehören soll, sondern daran, daß der Kampfplatz und die Barone auf dieselbe Linie gestellt werden. Es ist vermutlich zu verbessern: *Pour les barons de* etc. **1180.** Der Ritter von *Quinteffuelle* kann nicht gut zu Arthur sagen: „Ihr werdet wohl wissen (oder erfahren), was Ihr suchtet, bevor Ihr zurückkehrt". Arthur wußte ja schon längst, was er suchte, oder weshalb er kam. *Vous saréz* ist jedenfalls in *Vous aréz* zu ändern: „Ihr werdet wohl haben (bekommen), erlangen, was etc." Natürlich ironisch gemeint. **1190.** *sa* würde besser passen als *la.* **1202.** Für *mesc[e]ane,* wozu St. mit Recht ein Fragezeichen setzt, könnte vielleicht *no ceance* gelesen werden. **1226.** Ich zweifle sehr, ob *ne se* noch in Jehans Zeit zu *nes(e)* kontrahiert werden konnte; *me, te, se* lassen sich nicht so leicht wie *le* verkürzen (vgl. hierüber Meyer-Lübke Grammaire II 117). Das *Maiz* am Anfang des Verses ist ganz überflüssig, und kann darum sehr leicht getilgt werden. **1229.** *Le* ist wohl in *Li* zu ändern. Denn *ferir* kann kaum zwei Akkusativobjekte haben; und *.II. cos* läßt sich wohl nicht wie *.II. foiz* temporal auffassen. **1235.** St. schreibt: *Petit s'en faut (que) n'est*

affolés. Er tilgt also wieder ein kaum entbehrliches *que.* Das richtige Versmaß ist auf viel einfachere Weise herzustellen, indem man *Petit* durch *Poi* ersetzt. **1243**. Warum figuriert das Wort *ponee* nicht im Wortverzeichnis? Zur Erklärung hätte dann die ältere Form *posnee* hinzugefügt werden können. **1245.** Über *h(a)iamme* vgl. oben zu v. 854. **1255–1256.** Der Vers 1256 gehört offenbar zum vorhergehenden, nicht zum folgenden. Die Interpunktion ist daher falsch. v. 1255 sollte mit einem Punkt schließen, v. 1256 mit einem Komma. **1258.** *a* ist wohl in *o* (= mit) (vgl. z. B. 1284) zu korrigieren: der Sinn scheint dies zu verlangen. **1280.** St. hätte *a l'ainz* schreiben sollen, ebensogut wie er 1308 *a l'anuitant* schrieb. **1285.** St. schreibt: *Et cascun un[s] varle(t)[z] aporte.* In dem *cascun* hätten wir einen präpositionslosen Dativ. Aber in dieser Stellung ist ein solcher wohl kaum erlaubt. Ich vermute, daß der Kopist in seiner Quelle *A cascun* fand, und das *A* für das Abkürzungszeichen der Konjunktion *Et* ansah, das er dann einsetzte. **1291—1295.** St. schreibt: *Al mengier s'assirent ensanble, Ly roiz Artus, si a* [l. con vgl. oben!] *moy sanble, Sy con droiz fu: trestous premiers Ly roiz, et la roïne apriès Pour quy ot faite la bataille.* Der Reim *premiers : apriès* ist gewiß nicht ursprünglich. Jehan reimt zwar *rs : s;* aber *ié : è* (das *iè* gehört dem wallonischen Kopisten an) hätte er nicht gereimt. Das *apriès* postuliert hier *premiers*; aber letzteres postuliert nicht *apriès.* Wir können also offenbar auf *apriès* viel leichter verzichten als auf *premiers.* v. 1293 ist falsch interpungiert: anstatt des Kolon sollte nur ein Komma stehen, und nach *premiers* ein Punkt. Wenn man zu *Artus* als Subjekt ein Verbum vermißt, so kann man sehr gut *trestous* durch *s'asist* ersetzen; in diesem Falle gehört dann ein Punkt hinter *ensanble.* Der ganze Vers 1294 ist, wie er uns erhalten, vollständig sinnlos; und dieser Umstand spricht sehr dafür, daß auch sein Reimwort falsch ist. Eine totale Änderung ist kaum zu vermeiden, aber eine solche muß natürlich etwas willkürlich sein. Ich kann mir z. B. folgenden Vers denken: *Lez la roïne volentiers.* **1301.** *Les napez et puiz s'i laverent.* Es ist wohl *si* zu schreiben (zu *si* nach *puis* vgl. Burguy *Grammaire* II, 392). **1302.** Am Schluß sollte ein Komma oder Semikolon stehen. **1328—1329.** *Tant oirrent, qu' en unne valee Sont enbatut ly doy vassal.* Über die Konstruktion vgl. oben zu 988. **1333.** Das *Quonquez*, das St. *Q(onq)ue(z)* schreibt, kann man einsilbig machen, ohne so stark von der Überlieferung abzuweichen: *Qu'onc.*

Ich bin am Ende. Die Kritik des kurzen Textes ist etwas lang geworden Es ist nicht meine Schuld. Da meine Verbesserungen größtenteils auf andern Lesungen fußten, so nehme ich an, daß Feists Abschrift nicht musterhaft war. Sehr „genau" war sie jedenfalls nicht. Aber auch Stengel, dessen Ausgaben ja sonst zu den besten gehören, hat sich diesmal verschiedene Flüchtigkeiten zu Schulden kommen lassen. Doch ich gestehe gern, daß es leichter ist, bei

andern Fehler anfzudecken, als selber solche zu vermeiden. Ich hoffe, durch meine Mitteilungen die Ausgabe, die, so wie sie ist, für exakte Untersuchungen nicht verwendet werden darf, brauchbar gemacht zu haben.

ZÜRICH E. BRUGGER.

Niedermann, Max. *Précis de phonétique historique du Latin,* Avec un avant-propos par A. Meillet. Paris, Klincksieck, 1906. XII, 151 S. 2,50 fr. [Nouvelle collection à l'usage des classes XXVIII.]

Je fester jemand von dem Werte des humanistischen Gymnasialunterrichts auch für unsere Zeit überzeugt ist, nm so rückhaltloser muss er andrerseits die Dringlichkeit einer durchgreifenden Verbesserung in der Methode dieses Unterrichts zugeben, die nur selten etwas von dem modernen Geiste verrät, der den ganzen Mittelschulbetrieb durchdringen soll. Wird auch die Bewältigung des rein grammatischen Stoffes der beiden klassischen Sprachen notwendig in erster Linie Gedächtnissache bleiben müssen, so soll doch seine Betrachtung von dem Geiste des Entwicklungsgedankens erfüllt und belebt werden; die Errungenschaften der geschichtlichen Betrachtnngsweise der Sprache als eines sich stetig wandelnden Gebildes müssen auch für den humanistischen Unterricht am Gymnasium fruchtbar gemacht werden, will dieser nicht Gefahr laufen, gegenüber den andern Fächern rückständig und ein todtes Element zu bleiben, wie ihn Meillet in der Einleitung zum vorliegenden Buche nur allzu treffend nennt. So ist es mit lebhafter Freude zu begrüssen, daß der Herr Verfasser, ausgerüstet mit vollster Beherrschung des Materials und der sprachwissenschaftlichen Methode, sowie mit ganz hervorragendem pädagogischen Geschicke, sich der ebenso entsagungsvollen als schwierigen Aufgabe unterzogen hat, für die Zwecke des Unterrichts einen Abriß der lat. Lautlehre zu liefern, in dem das entwicklungsgeschichtliche Moment voll und ganz zu Worte kommt. Entsagungsvoll, weil er kaum hoffen darf, im Rahmen eines solchen Handbuches dem Mitforscher etwas neues zu bieten; um so glänzender dafür tritt darin seine pädagogische Darstellungsgabe zutage, wenn er trotz des durch die Zwecke der Schule gebotenen grundsätzlichen Verzichtes auf Vergleichung anderer indogermanischer Sprachen, ja selbst des Griechischen, es doch verstanden hat ein außerordentlich knappes, klares und anschauliches Bild der lateinischen Lautentwicklung zu zeichnen, das bei möglichster Vollständigkeit doch in nichts über den Gesichtskreis eines Gymnasisten der mittleren und oberen Klassen hinaus geht. Die Vorgänge des Lautwandels werden ausschließlich durch Nebeneinanderstellung der klassischen Wortformen, sowie durch Heranziehung des ältern Lateins beleuchtet, wobei es

selbstverständlich ist, daß Dinge, die nur durch Heranziehung anderer Sprachen aufgehellt werden könnten, wie zb. der verschiedene Ursprung des lateinischen f, im vorliegenden Buche außer Betracht bleiben mußten.

Die vorzüglich gelungene Darstellung gibt nur in geringfügigen Einzelheiten zu Bemerkungen Anlaß. Aus dem Gebiete des Vokalismus, der schon als Beilage zum Jahresberichte des Gymnasiums in La Chaux-de-Fonds 1903/4 erschienen war, notierte ich *temperī* (S. 30), dessen *-er-* nicht *-os-* fortsetzt; daß zb. *seclūdo* aus *-claudo* über *-cleudo*, *-cloudo* entwickelt sei (s. 30, 40), hiermit einen Nachzügler des Wandels von *eu* zu *ou* darstelle, liest sich sehr hübsch, ist aber kaum erweislich; über das *oe* von *poena* u. dgl. (S. 39) urteile ich wie Sommer Hdb. 89; für die Erhaltung von *-ă* im Auslaute (S. 47) ist mir weder *ita*, noch *genera* ein ausreichendes Beweisstück. Bei den Schlußsilben wäre zb. *ager* aus *agros* darstellbar gewesen. Im Abschnitte über den Konsonantismus schließe ich mich betreffs Aspirationen wie *anchora* (gr. ἄγκυρα; S. 63 f.) den Anschauungen Schulzes und Sommers an; für Fälle wie *anser*, *olus* (neben *holus*), *humerus*, *harundo*, *hirpex* wäre wohl erwähnenswert gewesen, daß bei der Festsetzung des Schriftbildes mit oder ohne *h* zum Teil gelehrt-volksetymologische Anlehnung an begrifflich oder formell nahestehende Worte (*anas*, *oleo*, *humus*, *hirundo*, *hirpus*) mitgewirkt hat; *dexter*, *juxta* (S. 138) haben nicht analogisch wiederhergestelltes *x* (woher?), sondern erlitten als syncopierte Formen erst später Verlust des *c* als die alte Lautgruppe *kst*. Von Konsonantengruppen wäre im Rahmen des Buches noch die Behandlung der folgenden möglich gewesen: *ii* aus *gi̯* (*maiior: magis*), *tr* aus *dr* (*taeter: taedet*), *fr-*, *br* aus *sr* (*funebris: funus*), anlautend *n* aus *gn* (*cn*; *nixus* aus *gnixus*; S. 111 f. ist nur die Inlautgruppe *gn* behandelt), *n* aus *ncn* (*quīni*); vielleicht gelingt es dem Geschicke des Herrn Verfassers auch für *j-* aus *di̯-* (*Juppiter: dies*) eine dem Schüler zugängliche Fassung zu finden. Derartige geringfügige Erweiterungen des Stoffes würden ja den Umfang des Bändchens nicht wesentlich anschwellen.

Ich schließe mit dem Wunsche, daß Niedermanns Abriß, für den gewiß bald eine Neuauflage nötig werden wird und den wir auch gerne in deutscher Ausgabe sehen möchten, von den Lehrern der humanistischen Gymnasien eindringlich studiert und beim Unterrichte verwertet werde, damit auf Grund der hierbei gewonnenen, zweifelsohne günstigen Erfahrungen baldigst an die Unterrichtsverwaltungen behufs entsprechender Modernisierung der Lehrpläne herangetreten werden könne.

INNSBRUCK. A. WALDE.

Rydberg, Gust.: *Zur Geschichte des französischen ə.* Upsala Almquist & Wiksells Buchdruckerei-Aktiengesellschaft. 1896 bis 1906. 754 S. 8⁰.

Von der in vier Teilen geplanten, groß angelegten und einzigartigen Monographie sind von 1896 bis 1906 Teil I und II 1. 2. 3. 4. erschienen, welche die Entstehung des ə-Lautes (I), die geschichtliche Entwickelung des ə in alt- und neufranzös. Zeit (bis Ende des 17. Jh. II_1), die vorliterarische Entwickelung der Monosyllaba (II_2), die Monosyllaba im Französischen (Artikel und Objektspronomina II_3) und die Entwickelung des lat. *ego* (II 4) behandeln und bereits ein abschließendes Urteil über die weittragende Bedeutung dieser Arbeit, die zur Aufhellung schwierigster Gebiete aus der Geschichte der französ. Sprache unternommen wurde, möglich machen. Der Fleiß und die Ausdauer, mit welcher der Verfasser ein geradezu ungeheures Material bearbeitet und daraus seine Beispielsammlungen zusammengestellt, die sichere zielbewußte Methode und Verwertung dieses Materials, die Korrektheit der Darstellung, die von klarem und sicherem Sprachempfinden zeugt, sind rühmenswerte Eigenschaften des an wissenschaftlichen Ergebnissen so reichen Werkes. Von den unter dem Gesamttitel vereinigten Forschungen sind einzelne Punkte bereits früher Gegenstand der Untersuchung von andrer Seite gewesen. Es war jedoch nur natürlich, daß diese Einzelforschungen, losgelöst aus dem Rahmen eines großen, weitschichtigen Entwickelungsprozesses, dessen einzelne Zweige einander beeinflußten, nicht die Ergebnisse zeitigen konnten, die eine gleichzeitige vergleichende Untersuchung der Gesamtmaterie bringen mußte, und so hat R. fast alle diese früheren Darstellungen vertiefen, reicher motivieren und überholen können. Neben den reichen eigentlichen Resultaten sind auch noch Ergebnisse zu verzeichnen, die mit dem eigentlichen Ziele der Untersuchung nichts zu tun haben, aber darum an Bedeutung nicht verlieren, weil sie dem Forscher im Laufe der Untersuchung gewissermaßen als reife Frucht in den Schoß fielen. Es kann für diejenigen, die den hier behandelten Gebieten der französ. Sprachgeschichte weitergehende Studien gewidmet haben, nicht fraglich sein, daß es R. gelungen ist, in einer ganzen Reihe von Punkten abschließende Ergebnisse zu erzielen, und die Vorführung reicher Beispielsammlungen als Unterlage seiner Beweisführung ist nur zu begrüßen selbst auf die Gefahr hin, daß das Werk dadurch erheblich anschwillt. Dem Verfasser dieser Besprechung ist es bei einer Untersuchung über *„die Formen des Artikels in den französ. Mundarten"* (*ZFSL* 24 (1901) 90—108, 208—261) schon möglich gewesen, eine Reihe Rydbergischer Resultate aus I. II 1. 2. zu verwerten.

Durch die ganze Darlegung hindurch zieht sich wie ein roter Faden der Hinweis auf den Akzent (Wort- und Satzakcent), dem der Haupteinfluß auf die Entstehung und den Verlauf der meisten Prozesse beigemessen wird; besonders gewidmet ist ihm Teil I. Der Vollständigkeit halber und wegen ihrer Wichtigkeit für alle späteren

Darlegungen gibt R. hier eine Entwickelung der Synkope- und Reduktionserscheinungen, deren Wurzeln bereits im klassischen Latein zu finden sind, die in der Volkssprache ohne hemmende Tendenzen zur Wirkung kommen konnten, und die als die wichtigsten Momente anzusehen sind, die den Abstand zwischen Literatur- und Volkssprache immer größer werden ließen, in dem Maße zunehmend als die verschiedenen Kolonisationsgebiete vom Mutterlande sich entfernten und damit der hemmenden Wirkung der Literatursprache entrückt wurden. Diese Tendenz mußte eine erhebliche Verstärkung erfahren als die Gallier das Lateinische angenommen hatten; denn nun wurde der noch stärkere expiratorische Akzent des Keltischen auf das Latein zur Anwendung gebracht und die angedeutete Entwickelung beschleunigt. Das Volkslatein hat demnach im Munde der Gallier die weitgehendste Fortentwickelung erfahren und hierin liegt auch der Grund für die spezifische Form des (Nord)französischen. Es wird hier nacheinander der Einfluß des Hauptakzents auf die Nachtonvokale, die Vortonvokale (aber nicht initial), die Finalvokale *e, i, o, u*, die schwachtonige Penultima, den Vokal der ersten Silbe und Finalvokal *a* untersucht und die Differenzierung (p. 32) in der Entwickelung einer Reihe von Fällen zwischen Nord- und Südgallien auf diesen stärkeren keltischen Akzent des Nordens zurückgeführt. — Es wäre hier nur zu wünschen, daß dieser stärkere expiratorische Akcent der reinen Kelten besser bezeugt wäre, als er es tatsächlich ist. — Diesem gallo-lat. Akzent gelang es, die Synkopierung in einer Reihe von Fällen durchzuführen, wo die Kraft des lat. Akzents nicht hinreichend gewesen war, die durch Synkope entstehenden ungeläufigen Konsonantengruppen zu überwinden. Für die Reduktion der Endvokale geht R. ebenfalls von den ältesten Zeiten aus und führt den Nachweis, daß die späteren Abschwächungen im Prinzip schon in alter Zeit vorhanden sind, d. h. es lassen sich Vorstufen nachweisen, die allmählich sich in der angedeuteten Richtung weiterentwickeln mußten, die Abschwächung und späterhin der Schwund der verschiedenen Endvokale fand unter verschiedenen Bedingungen und zu sehr verschiedenen Zeiten statt. So muß z. B. scharf unterschieden werden zwischen der Reduktion in gallo-rom. Paroxytonis und in den länger proparoxyton gebliebenen Wörtern, weil hier die Endvokale schwach- bezw. nebentonig waren. Alle Abschwächungsergebnisse von *a, e, i, o, u*, sind schon in afr. Zeit ə (*ẹ*), nicht *ẹ* oder *ę* (p. 64). Während jedoch die ə < *e, i, o, u* im 8. Jh. bereits fertig waren, wurde *a* erst im Anfang des 9. Jh. > ə reduziert.

Teil II_1 beginnt mit einer Darlegung der Elisionsverhältnisse im Lateinischen, die sich in Synalöphe, Apokope und Aphärese als Regel kennzeichnen, neben welchen der seltenere Hiat die Ausnahme ist. Schon in der Kaiserzeit wird die Synalöphe durch Apokope und Aphärese ersetzt. Indem die ältesten französ. Sprachdenkmäler die Apokope der tonlosen ə dartun, ist das Weiterwirken des alten Gesetzes auch für die galloroman. Zeit bewiesen. Auch die Aphärese

hat sich unter den alten Bedingungen erhalten. Eine besonders eingehende und gründliche Untersuchung wird dem Hiatus im Französ. gewidmet. Auf Grund dieser Untersuchung und unter Vorführung eines ungeheuren Belegmaterials unterscheidet R. sechs Gruppen von Hiatfällen, deren Benennungen sich aus der Natur des betr. Hiats bis zu einem gewissen Grade ergeben: logischer, metrischer, historisch-grammatischer, analogischer oder Konsonantengruppen- und dialektischer Hiat. Die zahlreichen Fälle, die sich unter keiner der genannten Gruppen unterbringen, unter sich aber auch kein zusammenfassendes Merkmal erkennen lassen, werden als willkürlicher Hiat bezeichnet. Schon die Aufstellung dieser letzten Gruppe und die Tatsache, daß oft mehrere Gründe zur Erklärung des Hiats in den aufgeführten Beispielen herangezogen werden können, zeigen die große Schwierigkeit, durchgreifende Einteilungsmomente zu gewinnen. Die getroffene Einteilung und die gewählten Namen dürften den Tatbestand darstellen und darum wohl allgemein anzunehmen sein, wobei man dem Verfasser die Verlegenheit, die ihn zur Schaffung der letzterwähnten Gruppe zwang, wohl nachfühlen kann. Es wird das unbestrittene Verdienst R.s bleiben, diese schwierige Frage in Angriff genommen und durch mühevolle Untersuchung das Regelmäßige, soweit es vorhanden, festgestellt zu haben. — Besonders glücklich durchgeführt ist die Untersuchung über den metrischen Hiat, die eine Reihe beachtenswerter Ergebnisse bietet. Unter metr. Hiat versteht R. nicht in erster Linie die zahllosen Fälle von Hiat in der Cäsur der zehn- und zwölfsilbigen Verse der älteren Periode (d. h. ə nach betonter 4. oder 6. Silbe), sondern vorzugsweise den Hiat innerhalb des Achtsilblers (wenn unbetontes ə vor vokal. Anlaut gezählt, also gesprochen werden mußte) und gewisser Formen des Zehn- und Zwölfsilblers, in denen die 4. bezw. 6. Silbe unbetont (also unelidierbar) ist, und die 2. Vershälfte mit Vokal beginnt. Die Berechtigung hier von Hiat zu sprechen liegt eben darin, daß die 4. bezw. 6. Silbe notwendig gesprochen werden muß und die Pause hinter ihr nur unbedeutend ist *(car ki aime || ainc diex me fit celui)*. Die Verkürzung resp. Beseitigung der Cäsur mußte eine Veränderung im Satzbau des Verses zur Folge haben und umgekehrt, doch der Satzbau wird nun oft derart, daß die Cäsur bedeutungslos wird. Bei Marot ist die Bewegung abgeschlossen: 10silbige Verse mit der Cäsur nach unbetonter 4. Silbe (die bei den Schriftstellern des ausdehenden Mittelalters so häufig sind, daß sie als besondere metrische Form betrachtet werden müssen, auf der Bedeutungslosigkeit der Cäsur für die neue Satzstruktur beruhend) sind verschwunden, solche mit unelidierbarem ə nach betonter 4. Silbe so gut wie beseitigt und der moderne Gebrauch konsequent durchgeführt, also metrischer Hiat nicht mehr vorhanden. — Beachtenswerte Gesichtspunkte bietet auch die Schlußbetrachtung über die hiattilgenden Neigungen der Kopisten späterer Epochen und die für die modernen Textkritiker daraus

resultierende Notwendigkeit, bei der Tilgung von Hiatfällen äußerste Vorsicht walten zu lassen, unbeirrt durch die Tatsache, daß sie im Vergleich mit den Elisionen als selten bezeichnet werden müssen.

Teil II_2. Nach einigen Vorbemerkungen über die Notwendigkeit des Studiums der mittellat. Literatur, um hier Aufschluß zu suchen über sprachliche Veränderungen, die sich in vorliter. französ. Zeit vollzogen und deren Ergebnisse wir bei Beginn der liter. Zeit fertig vorfinden, untersucht R. die Wörtchen *de, non, nec, sīc, ego, mihi* etc., *meus, tuus, ille, ipse, iste* z. T. unter Hinweis auf die Resultate Schuchardts, Seelmanns und Lindsays. Eine besondere Betrachtung erfährt das vielumstrittene *illi* < *ille*, dessen früheste literarische Spuren bei Gregor v. Tours sich finden und das in der Volkssprache von der 2. Hälfte des 6. Jh. an allgemein durchgedrungen ist. *illi* (*ille*) ist nicht entstanden durch Substitution der Pluralform oder auch nur durch Beeinflußung, auch nicht dadurch, daß *illic* oder *ill(e-h)ic* das alte *ille* ersetzte. Es ist auch nicht unter dem Einfluß von *qui* entstanden, denn die Denkmäler bieten keinen Anhalt dafür. Diese Beeinflußung erscheint ihm auch an sich fraglich wegen des weitgehenden Übergangs vom Nom. Sg. lat. *qui* > *que, ke,* wozu auch Ansätze in Gallien vorhanden waren. In spätlat. Zeit wurde *ille* als Fürwort der 3. Person, als Determinativum und später als Artikel gebraucht. Schon im 2. Jh. nach Chr. ist es als Personalpronomen der 3. P. nachgewiesen und wechselt später in allen seinen Funktionen lange Zeit mit *ipse* und *iste*, wobei jedoch diese beiden letzteren im Gebrauche hinter *ille* zurückstehen, alle drei aber konnten proklitisch und enklitisch gebraucht werden. Zu der an diesem Punkte sich anschließenden Untersuchung des Übergangs *ille* > *illi* (vlt. *ẹlle* > *ẹlli*) habe ich bereits früher Stellung genommen (*Z F S L* 24_{106}). Die Tatsache, daß *illi* in gallolat. Urkunden sich häufiger vor Vokal als vor Konsonant findet (p. 265), erscheint doch als wenig beweisfähig, und R. weist (p. 261) selbst darauf hin, daß **ẹlli* erst von dem Zeitpunkt an in den schriftl. Aufzeichnungen Anwendung findet, als es im mündl. Sprachgebrauch *elle* in allen Stellungen verdrängt hatte. Die Schreiber resp. Kopisten, denen die eine Form (*ẹlli* schriftmäßig *illi*) aus ihrer Umgangssprache, die andere (*ille*) aus älteren schriftlichen Darstellungen geläufig war, haben einfach planlos beide Formen angewendet, und daß das Verhältnis in der Anwendung beider Formen etwas zu Gunsten von *illi* + Vok. neigt, kann doch wohl nicht als „direkter" Beweis für die Entstehung von *illi̯* < *ille* + Vok. angesprochen werden, um so weniger als ja bereits eine abgeschlossene Entwickelung vorlag (d. h. die neue Form bereits verallgemeinert war), von der eben nur zufällige Reflexe sich in der Schriftsprache geltend machten. — Was die Entstehung der Artikelformen *li, la, lo* (p. 271) anlangt, so kann diese Frage heute als gelöst angesehen werden durch frühere Untersuchungen, die durch R.s Forschungen bestätigt und durch weitere Momente wertvollster

Art ergänzt werden: Entstehung von *li*, *la*, *lo* auch in proklitischer Stellung d. h. hier vor dem Substantiv durch Anlehnung an die außerordentlich häufig davorstehenden Kleinwörter *ante*, *se*, *ne*, *de*, *qua* — *per*, *ad etc.* und auch ohne diese durch Anlehnung an sonstige Wörter[1]). — Sehr ansprechend ist die Untersuchung über die Demonstrativa *ecce* und *hoc* und *ille* und *iste* etc. Die aus *ecce* und *hoc* (afr. *czo*, *ço*) nach dem Muster alter Kombinationen (z. B. *eccum* < *ecce* + *eum*) angesetzte Form **eccoc* ist nach R.s Ansicht, die sich auf eine Vergleichung aller der roman. Sprachzweige gründet, die diese Form entwickelt haben, nicht haltbar. Es ist **eccioc* anzusetzen d. h. das auslautende *e* in *ecce* schwand nicht in später geformten Kombinationen mit *ecce*. Was die Verbindung von *ecce* mit den Pronomen anlangt, so finden sich anfangs nur Kombinationen mit der 1. und 2. Person; mit dem Fürwort der 3. Person erst als *ille*, *ipse*, *iste* dafür eintraten. Unter den zahlreichen formelhaften Ausdrücken der spätlat. Dokumente wie *hic ipse*, *is ipse*, *iste ipse*, *iste ille*, *iste hic*, *ipse ille* ist der letztere von einiger Bedeutung für das ältere Französisch geworden. — Hieran schließt sich (p. 327) eine Untersuchung über die Pronomina *qui*, *quem*, *quod*, *cui* etc. an, die sich auf die Forschungen Jeanjaquets über den Ursprung der Konjunktion *que* stützt.

Teil II_3 bringt an erster Stelle nur die Ergebnisse der Untersuchung R.s über die afr. Artikelformen, bezüglich des Untersuchungsmaterials und der Belege wird auf meine Arbeit in *Z F S L* 24 verwiesen. Die Tatsache der ausnahmslosen Proklise des Artikels beim Substantiv schon zu Beginn der liter. Zeit hat R. veranlaßt, der Herausbildung dieses Zustandes nachzugehen. Nach Kühner wird zunächst fetsgestellt, daß in klass. Zeit das Demonstrativ *illum* nur verhältnismäßig selten (nur in rhetor. Sprache) hinter das Substantiv gestellt wurde, und daß dieser Gebrauch im Spätlatein immer weiter abnahm bis wir sein vollständiges Verschwinden in der ältesten französischen Literatur feststellen können. — Es wird sich demnach empfehlen in Zukunft Typen wie **múrollo* < *murum illum*, die von Meyer-Lübke (Z R Ph 21_{313}) aufgestellt und auch von mir übernommen worden waren, auszuschalten. Die Anlehnung von vlt. *ello* (cl. *illum*) an vorausgehende Präpositionen und tonfähige Kleinwörter — sowohl vokalisch wie konsonantisch auslautende — ist vollständig ausreichend, die Monosyllabierung nachzuweisen: *dello*, *antello*, *selli*, *nelli*, *qualli (qua) — allo (ad* und *ello)*, *per ello*, *por ello*, *contre* + *ello*, *entre* + *ello* u. a. ebenso *el*, *quel*, *col*, *quil* (< *et*, *que* etc. + Artikel*)*. — Daß im Nordfranzösischen die Verbindung des proklit. *lo* + Substantiv enger ist als im Südfranzösischen, soll auf dem stärkeren expiratorischen Akzent des rein gallischen Nordens beruhen,

---

[1]) Herzog, den diese Darlegungen noch nicht befriedigen, kündigt *Z R Ph* 30_{345} abermals eine Untersuchung über diesen Gegenstand an.

doch kann auch hier das proklit. *lo* verschieden stark an sein Substantiv angelehnt sein: *perlə pedrə (per ello patre)* andrerseits *davant lopedrə, denz lovillagə — veis loupedrə.* Nur alte lateinische Präpositionen können demnach mit dem Artikel verschmelzen, nicht so die neugebildeten galloromanischen *(soz, enz, denz, vers* etc.*).* Bei diesen letzteren war eine Anlehnung nicht möglich wegen der dadurch entstehenden Konsonantenhäufung, und so mußte der Artikel sich in diesen Fällen an das folgende Nomen anlehnen. (Das Provenzalische half sich über diese Schwierigkeit hinweg durch Assimilation und Verstummung von Konsonanten: *vers* + *lo* > *vel*, *suz* + *lo* > *sul*). So mußten zunächst *lo* und *le* nebeneinander stehen (*perlə pedre — denz lovillagə*), wie wir sie bei Beginn der liter. Periode vorfinden. Die Entscheidung zu Gunsten von *le* fiel nach R.s Dafürhalten durch den Einfluß des Pron. masc. der dritten Person *(le)*; denn auch hier war der Acc. *lo* in häufiger enklitischer Stellung gleichzeitig zu *lə* geworden, jedoch nur im Zentrum, Westen und Norden. Im Osten und Süden, wo nach R.s Ansicht die Pronominalform *lo (lou)* lautgesetzliches Ergebnis der Entwicklung ist, wurde auch *lo (lou)* als Artikel durchgeführt. Für diese „lautgesetzliche" Entwicklung hat er aber nur das Moment anzuführen, daß im Osten und Südosten die Akzentwirkung weniger nachhaltig war als sonst (p. 485). Die Möglichkeit, daß *lo* in diesen Gegenden sich allgemeine Geltung verschafft habe, weil diese proklitische Form hier häufiger war, hält er für ausgeschlossen, trotzdem er zugeben muß, daß diese Erklärung, die auch an der Entwicklung der Vollwörter eine treffliche Stütze findet, viel Verlockendes hat. — Es muß hier unumwunden anerkannt werden, daß R.s Darlegungen in dieser Frage neue Gesichtspunkte zur Anwendung bringen, und es ist ohne weiteres zuzugeben, daß im Zentrum, Norden und Westen die allgemeine Herausbildung des Pronomens *le* das Durchdringen der Artikelform *lə* gegen *lo* entscheidend beeinflussen mußte. Für den Osten und Südosten stellt R. dieselbe analogische Beeinflussung aber hier von seiten des Pron. *lo(u)* als entscheidend für die Durchführung von *lou* als Acc. des Artikels auf. Den Nachweis für die lautgesetzliche Entwicklung des Pron. *lou* sucht er im zweiten Hauptteile von II_3 (Objektspronomina p. 490 ff.) zu erbringen [*préndello* > *pren-lou* (Formenverbindung, trotz *damnatico* > *damagə* (Silbenverbindung)]. Der auf dem enklit. Pronomen ruhende Ton soll in diesem Gebiet immer noch stark genug gewesen sein, eine weitere Reduktion zu verhüten. Er muß jedoch zugeben, daß es Formenverbindungen in Menge gab, in denen wohl oder übel Reduktion eintreten mußte *(quàrello dóna)*, und doch nimmt er an, wenn auch nur auf unzureichende Gründe gestützt, daß die reduzierte Form nicht recht zur Ausbildung kam. Die Beweisführung für die eben beschriebene analogische Beeinflussung des Acc. des masc. Artikels durch die allein bestehende Form *lou* des Pronomens wird durch diese Annahme allerdings wesentlich erleichtert und ein in die Augen

fallender Parallelismus zu dem Angleichungsvorgang im Zentrum, Westen und Norden hergestellt. Es läge nun der Schluß nahe, daß dieselben Gründe, die für die Ausbildung einer einzigen Form des Pronomens *lou* entscheidend waren, auch nur eine Artikelform lautgerecht erwarten ließen, nämlich *lou*. Dem ist jedoch nicht so; die ältesten Originalurkunden aus Metz und Verdun weisen *le* neben *lou* auf, und erst in der 2. Hälfte des 13. Jahrhunderts verschwindet *le* allmählich. P. 422 ff. nimmt R. zunächst Stellung zu meiner *ZFSL* 24_{117} ausgesprochenen Ansicht, daß Elision des *i* in Nom. Sg. masc. *li* nicht absolut unmöglich gewesen sei. Er gründet seine Beweisführung, daß in *l'evesques*, *l'anfes*, *l'abbes* etc. keine Elision vorliege, auf die Entwicklung der Gruppen *li* (dat.) und *en (*inde.*)* + *si* (adv.) + *en*, die anfangs *li'n*, *si'n* bildeten, im 12. und 13. Jh. dagegen zu *l'en*, *s'en* umgebildet wurden. — Demnach wären für *l'evesques*, *l'enfes* ältere Bildungen *li'vesques*, *li'nfes li'mpereres*, *li'stat*, *li'm*, *li'n* (*illi homo*) (es sollen bei Beginn der Erscheinung nur *e*-anlautende Wörter in Betracht kommen) vorauszusetzen, also nur eine Aphärese bei Substantiven mit *e* im Anlaut, die fast ausschließlich mit dem bestimmten Artikel gebraucht und so zunächst zu stereotypen Erscheinungen wurden wie oben *li'n*, *si'n:* Unter der Einwirkung unverbundener Formen (*en*, *evesques*) gingen diese Bildungen dann in *l'evesques*, *l'en* (*li* + *en*), *l'enfes*, *l'en* (*l'on*, *l'em* < *illi homo*) über und zogen auch begrifflich- und formverwandte Wörter allmählich in ihren Kreis: *l'arcevesques*, *l'abbes*, *l'uns*, *l'autres*. Die Elision ist also nur scheinbar, es ist eine versteckte Aphärese. So verstehe ich R.s Ausführungen und in Anbetracht der Tatsache, daß Formen wie *livesques*, *listat* unschwer aus Urkunden zu belegen sind, glaube ich gerne, daß damit das Richtige getroffen wurde; obwohl noch erst der Nachweis zu erbringen ist, daß in der Zeit der Umbildung von *ẹlle* > *ẹlli* Formen wie *ẹllomo*, *ẹllenfes* unmöglich waren resp. nicht erhalten werden konnten beim Übergang von *ẹlle* > *elli*. — Der Nom. Sg. Masc. *le* in agn. Handschriften des 13. Jh. beruht doch ohne Zweifel auf dem Verfall der Zweikasusflexion. Über den chronologischen und lokalen Verlauf dieses Vorgangs glaube ich in meiner mehrfach erwähnten Arbeit hinreichendes Material beigebracht zu haben. Es darf demnach als feststehend angesehen werden, daß in Bretagne und Normandie die Flexion schon im 12. Jh. verfiel, und die französisch sprechende englische Gesellschaft, die gerade in diesem Jh. noch im engsten Konnex mit der normannischen Heimat stand, hätte sich dieser Tendenz schwerlich entziehen können, auch wenn letztere sich nicht organisch entwickelt hätte. — Was den Südwesten anlangt, so ist die von R. aufgeworfene Frage (p. 425), ob hier nicht wie im Provenzalischen *ẹlle* als Etymon für den Nom. Sg. Masc. anzusetzen, also *le* von Anfang an die Nominativform gewesen sei, von beachtenswerter Bedeutung. Wenn man den Beweis dafür durch R.s kurze Ausführungen (p. 426) als erbracht ansehen will, so bleibt

immerhin noch die Frage zu beantworten, woher der Nom. Sg. Masc. *li* stammt, der sich im 13. Jh. in den Urkunden und Handschriften so sehr zahlreich feststellen läßt. Es müßte hier ein schon im 12. Jh. beginnender Übergang von Nom. Sg. *le* > *li*, allem Anscheine nach rein analogischen Ursprungs, angenommen werden, der dann mitten in seinem Verlauf durch den Verfall der Zweikasusflexion unterbrochen wurde, noch ehe *li* allgemeine Geltung erlangt hatte. Ob in der langen Erhaltung des *li* in den Urkunden der Einfluß agn. Schreiber gesehen werden darf, erscheint mir sehr fraglich.

Ehe R. in die Betrachtung der Objekspronomina eintritt, schickt er eine Untersuchung über die Inklination im Französischen voraus, da ohne Feststellung ihrer Gesetze die Frage der Entwickelung der Objektspronomina nicht gelöst werden kann. Eine Reihe neuer Resultate stellen die Ergebnisse früherer, von anderer Seite geführter Untersuchungen richtig. So kommt er im Gegensatz zu Tobler (*Versbau* 34) zu dem Ergebnis, daß die aus den sog. Kontraktionen — richtiger Inklinationskomplexen — hervorgegangenen Veränderungen nicht in Proklise vor einem eigentonigen Wort, sondern in Enklise des zweiten Bestandteils der Kontraktion hinter einer mindestens halbstarktonigen Stützform bewirkt wurde (*nel* | *aimet* nicht *ne l'aimet*). Die Pronomina sind bei Beginn der liter. Periode bereits fertig entwickelt in enklitischer Stellung, und der Schwund des Auslautsvokals in *nel*, *nem* etc. ist mit dem allgem. Schwund des Finalvokals erfolgt. Da aber zur selben Zeit die Loslösung der Kurzformen *lo*, *la*, *los* erfolgte, so kann z. B. *nel* nicht erst < *no (ne)* + *lo* sondern muß schon weit früher < *no* + *ello* gebildet worden sein. Also liegt eine sehr alte Erscheinung vor. Schon im 9. Jh. ist die Inklination im Rückgang; sie findet sich nicht nur in der Sprache der Literatur, sondern auch noch in Urkunden, was Wersdorf bestritten hatte, allerdings nur Reste (aus *non* resp. *sic* + *ille)* in lothr., wallon. und ostchampagnischen Dokumenten. Der schließliche Untergang der Inklination mußte erfolgen, weil die Stützwörter ihren Eigenton verloren, wobei ihr Vokal reduziert und die reduzierte Form, die wegen ihrer Tonschwäche nun nicht mehr Stützwort sein konnte, generalisiert wurde. In liter. Zeit (Roland, Alexius) sehen wir, wie das Pronominalobjekt sich von satzeinlautendem, konsonantisch auslautendem Adverb loslöst und sich an das folgende Verb anlehnt, also aus der Enklise zur Proklise übergeht, und das ehemalige Stützwort sich dieser Proklise anschließt. Dieser engere Anschluß der Komplexe an das folgende Vollwort erzeugte Konsonantengruppen, die den Kombinationsmöglichkeiten des Altfranzösischen nicht entsprachen und darum vielfach direkt zur Auflösung führten (*nem*, *net*, *nes* — *nel* > *nou*). Andere Stützwörter konnten Komplexe bilden, so lange ihr Finalvokal einfach war und verloren diese Möglichkeit mit der Diphthongierung dieses Vokals (*purque* + *te* > *purquet* aber nicht mehr *purqueit* etc.

Die Enklise von *me*, *te*, *se* zu satzeinleitendem Verb wird früh gelöst wie die Entwickelung *sálvə-mè* > *saúvə-mé* > *sauvə-mei* beweist; denn in wirklicher Enklise hätte *me* nicht *mei* werden können; im Norden und Osten bestand sie am längsten. Mit besonderer Schwierigkeit verknüpft war die Aufhellung der Enklise von *illum* bei satzeinleitendem Verb. Hier wurde analogisch zu *mei*, *tei*, *sei* ein *lei* entwickelt, besonders da, wo *lə* die Neigung hatte zu *le* zu werden (Westen); im Osten ausnahmslos *lo* vorkonsonantisch und vorvokalisch ued auch da, wo der Westen *me*, *te*, *se* hat, d. h. während hier die anderen Pronomina enklitische Form annahmen, behielt *lou* proklitische Form in enklitischer Stellung; der Grund hierfür ist nach R. weder in analogischer noch dialektischer Beeinflussung zu suchen sondern einfach darin, daß im Ostfranzösischen wie im Provenzalischen die Pronominalform *lo* in Enklise eine Tonstärke besaß, welche hinreichte die Enklise zu lockern und Abschwächung zu verhindern (*préndellò* > *prent-lo*). Den Beweis dafür findet er in typischen Hiaterscheinungen. Diese Erhaltung von *lo* im Osten ist der Erhaltung des enklitischen *la* im Zentrum und Westen zu vergleichen, mit dem es auch die gleichen Betonungsverhältnisse hatte. (Im Norden unter anderen Betonungsverhälnissen *la* > *lə*). Man könnte die Frage aufwerfen, warum gerade *lo*, *la* erhalten, *los*, *las* aber zu *les* reduziert wurden. Nach R. spielte der auslautende Konsonant hier eine entscheidende Rolle, denn er war hemmend für die Bildung neuer Gruppen, in denen *los*, *las* in Proklise hätten stehen können. Sie verharrten darum in Enklise, unterlagen somit der Reduktion und verblieben auch in dieser noch enklitisch und zwar nicht bloß im Zentrum, Westen und Norden, sondern auch im Osten; denn Denkmäler und Urkunden weisen alle *les* auf; doch ist in einigen Patois auch *los* noch anzutreffen. Alle *ille*-Formen wurden in enklitischer Stellung gebildet, sowohl Pronomen wie Artikel, und die dialektischen Abweichungen beruhen auf verschiedenen Betonungsverhältnissen und der ungleichen Fähigkeit der einzelnen Formen zur Gruppenbildung. — Es ist hier nicht einzusehen, warum im Zentrum und Westen *la* so starktonig d. h. die Enklise so schwach gewesen, daß es sein *a* erhielt, während *lo* (die masc. Form) so schwachtonig war, daß die Abschwächung erfolgte. — In dem Kapitel „Ehemaliges Stützwort + Pronomen + Verb“ untersucht R. die Frage, inwieweit die Stellung der Pronomina im Satze durch die Inklination und dann durch deren Auflösung bedingt worden ist (p. 499). Da die Inklinationen mit *me*, *te*, *se* zuerst aufgelöst wurden, während die mit *ille* gebildeten daneben fortbestanden, so wurde zunächst durch diese Enklise der *ille*-Formen einerseits und die Proklise von *me*, *te*, *se* die Wortfolge bestimmt (*jes lur dirrai*; *nes i devons laiser*). *Nel me* (*te*, *se*) etc. mußten zunächst zur Wortfolge *le me*, *le te*, *les leur*, *les y* führen. Die moderne Aufeinanderfolge konnte erst nach Lösung der Inklination sich bilden und ist in alter Zeit selten. — Satz-

einleitende Objektspronomina sind zwar nicht häufig, kommen aber doch überall vor, natürlich nur starktonige Formen, die auch vor *en*, *y* nicht apokopiert werden. Früh tritt die unbetonte Form an die Stelle der starktonigen, während sonst doch schwachtonige Formen stets nur hinter dem Verb stehend in Fragen ohne Fragewort (Pron. oder Adverb) Regel waren (*dis me tu verité?*) oder vor dem Verb in Fragen mit Fragewort. Die Proklise wurde nach und nach durchgeführt mit Ausnahme einiger imperativischer Verbindungen. Was die Formen *mi*, *ti* anlangt, so sucht R., entgegen der allgemeinen Annahme, den Nachweis zu führen (p. 578), daß *mihi* nicht auf französ. Boden fortgelebt habe und *tibi* ihm angeglichen worden sei. Er stützt sich dabei vorzugsweise auf die Tatsache, daß sie nicht postverbal (*dites-mi*, *donnez-mi*), auch nicht nach Imperativ und nie nach satzeinleitendem Verb vorkommen, dagegen *me*, *te*, manchmal *mei*, *tei*. — Für die Stellung der Pronomina als Objekt zu Infinitiv oder Partizip hat R. nur das von andrer Seite (Tobler, Mussafia, Stimming, Meyer-Lübke) noch nicht Bearbeitete untersucht: Die Behandlung der pronominalen Objekte bei präpositionalem Infinitiv. Die Präposition als Proklitikon konnte sich nur an eine starktonige Form oder an eine aus Proklitikon und starktonigem Wort gebildete Gruppe anlehnen. Eine solche Gruppe konnten aber proklitisches Pronomen + Verb nicht bilden; wo also die Wortfolge: Präposition + Objektspronomen + Verb vorkam, war das Pronomen starktonig und seine Weiterbildung folgte den Gesetzen für die Stellung hinter Präposition ohne folgendes Verb. Tritt die Wortfolge: Präposition + schwachton. Pron. der 3. Person + Verb auf, so liegt substantivierter Infinitiv vor (*por le veeir*). Vorstehender Tatbestand ist im größten Teil des französ. Sprach-Gebietes die Regel. Nur im Nordwesten (Perche bis Poitou) findet sich dafür Präposition + Verb + Pronomen (schwachtonig der 1., 2. Person, starktonig der 3. Person), daneben aber auch Verbindungen von Präposition + schwachton. Pronomen + Verb, die nicht substantivierte Infinitive sein können (*por la (me) veeir)*. Diese Proklise kann nicht ursprünglich sein: die schwachtonigen Pronomina haben die starktonigen hier in ihrer Funktion ersetzt auf Grund einer lautlichen Annäherung beider Gruppen (*mei* > *me*[i] resp. *me*). Was die *ille*-Formen anlangt, so wurde eine masc. Analogieform *lei* gebildet, die stark- und schwachtonig verwendet wurde, ebenso der Dativ *li*. Es ist nur natürlich, daß diese *ille*-Formen durch Gebrauch und Stellung von *me*, *te*, *se* als Infinitivobjekt in der Richtung dieser letzteren beeinflußt wurden. Außerdem war dieser mittlere Westen in Gebiete eingeschlossen, von denen das eine *por veeir le*, das andere *por lui veeir* bildeten, so daß *por le veeir* auch wohl eine Kompromißform des beiderseitigen Einflusses repräsentieren kann. Im Zentrum wurde schwachton. Pronomen zwischen Präposition und Infinitiv erst in der letzten Hälfte des 15. Jh. durchgeführt. Doch sind die Gründe

hierfür ganz andrer Art und die Entwickelung ist fast umgekehrt, denn die Verdrängung der starktonigen Formen, welch letztere durch den Übergang von *mei* in *moi* besonders gut geschützt waren, ging hier von den *ille*-Formen aus, indem das schwachtonige neutrale *le* (starktoniges *el* existierte nicht mehr) analog dem substantivierten Infinitiv früh vor diesen gestellt wurde und dann allmählich die anderen Formen nach sich zog, wodurch dann der heutige Status erreicht wurde; zuletzt kamen die reflexiven *eux*, *elles* an die Reihe durch Substitution von *se* (p. 611).

Im neuesten Teile (II_4) über „*die Entwickelung des lat. ego*" stellt R. seinen eigenen Ausführungen eine Zusammenstellung der bekannten Erklärungsversuche voran, deren Verschiedenartigkeit der beste Beweis für ihre Unzulänglichkeit ist und darum eine Neubearbeitung auf umfassendster Grundlage wünschenswert erscheinen läßt. Er führt zunächst eine Untersuchung über die Verbreitung der verschiedenen Formen, unter denen *ego* im Französischen auftritt. Auf Grund lokalisierter Denkmäler und Urkunden wird festgestellt, daß *jo* nur dem pikardischen und wallonischen Norden und dem Anglonormanischen angehört und sich in seinem kontinentalen Verbreitungsgebiet im 13. Jh. zu *jou*, *ju* entwickelt. Westen, Zentrum und Osten haben *jo* nie gehabt, sondern ursprünglich das starktonige *gié*, das nach der Literatur jedoch nur in Südchampagne, Nordburgund und Orléanais fortlebt, sonst durch *gẹ* ersetzt wird, also im Zentrum, der Normandie, südpikard. und südwallon. Gebiet. Alle anderen Formen (*jen*, *jeu*) sind sekundäre Bildungen im äußersten Nordwesten bezw. Nordosten. An diese Übersicht schließt sich die Untersuchung über den Verlauf der Entwickelung von *ego*, der interessant und neuartig genug ist, um hier kurz skizziert zu werden, besonders da auch die im Verlauf der Gesamtabhandlung gewonnenen Resultate mit bestem Erfolge verwendet werden. Lat. *ĕgo* wurde zu gemeinromanisch *ęo*, das in jeder Stellung seinen Eigenton bewahrte. Auch ein Kleinwort (*ed*, *qued*, *ned*, *od*, *com*) konnte ihm vorangehen, aber dieses wurde dann schwächer betont und schloß sich proklitisch an *ego* an. Wurde der Satz dagegen durch stärker betonte Adverbien (*si*, *sic*, *non*, *ja*, *or*, *lors*), durch starktonige Pronomina (*mei*, *lei*, *lui*), durch Substantivobjekt oder Adverbial eingeleitet, so konnte diesen starktonigen Formen nicht das auch eigentonige *eo* folgen, vielmehr wurde dann umgebildet in *ço*, *ja*, *si* etc. + Verb + *eo;* denn hier, postverbal, konnte es starktonig bleiben. Die Starktonigkeit von *eo* auch in vorverbaler Stellung wird durch die Geschichte der Inklination unzweideutig bewiesen. Diese Eigentonigkeit unterwarf *ęo* auch der Diphthongierung: in Mittel- und Nordfrankreich > **íeo*. Für die weitere Entwickelung waren außer den für die einzelnen Gegenden maßgebenden Lautgesetzen vor allem die im inneren Satzbau vor sich gehenden Veränderungen maßgebend, durch welche gerade die Kleinwörter entscheidend betroffen wurden. Zunächst folgte der Übergang in *iéo* im Zentrum, West und Südost;

im Nordosten dagegen blieb der fallende Diphthong *íe* erhalten, demnach auch *íeo*. Mit dem Übergang von *íe* > *i* im pikardischen und wallonischen Norden erfolgte dann auch die Umwandlung von *íeo* > *io*. Das nördl. *io(ego)*-Gebiet und das Gebiet des Übergangs von *ie* > *i* decken sich genau. Dieses *io(ego)* repräsentiert die Aussprache *džo* (ebenso im Agn. bei ähnlicher Entwickelung). Nebenher ging natürlich die fester werdende Wortgruppierung und damit eine stärker ausgeprägte Proklise (*ed* + *i̯ eo* + Verb), wodurch der Anlaut *i* zum Konsonant und die Reduktion des Triphthongen beschleunigt wurde. Die dem pikard-wallon. Norden eigentümliche spätere Fortbildung (13. Jh.) zu *jou* (in Proklise) hat im Agn. nicht stattgefunden. Hier ist es *jéo* (Kreuzungsform aus *jo* und *je*, ebenso wie das seltenere *joé*). — Was die Entwicklung von *iéo* (*ǧiéo*) im Zentrum, Ost und West anlangt, so verlor es zunächst sein *o* in vorliter. Zeit und wurde zu *ǧié*, das je nach dem Übergang von *ié* > *e* zu *ǧẹ* zu verschiedenen Zeiten weitergebildet wurde, von West nach Ost fortschreitend. Von einer Abschwächung von *jo* > *je* (*jə*) kann demnach nicht die Rede sein. In proklit. Stellung trat nun vom Anfang des 13. Jh. an die Abschwächung von *gẹ* > *jə* ein unter der Wirkung derselben Tendenz, die bei den anderen Pronominalformen die Lösung der Inklination und ausgeprägtere Proklise bewirkte. Für die Abschwächung d. h. Abnahme der Tonstärke spricht auch das Auftreten von *mei*, *moi* für starktoniges *gẹ*; am sichersten aber beweisen es die Reime (*prendrai ge* : *gage*). Es standen also im Zentrum etc. starktoniges *gẹ* und schwachtoniges *jə* von nun an einander gegenüber. Was das *gen* (neben *ge*) im Nordwesten anlangt, so wird der Nachweis geführt, daß es hauptsächlich in starktoniger Stellung vorkommt, wo früher *gẹ* Regel gewesen, also besonders postverbal, und daß seine Ausbildung auf Verallgemeinerung einer satzphonetischen Erscheinung beruht [ebenso *cen* (*ce*), *quen* (*que*)] vor Wörtern mit Nasal im Anlaut (*jẽ ne sui*). Im Verlaufe dieser Darstellung werden dann und wann die französ. Formen von **eccioc* herangezogen, die einen gewissen Parallelismus der Behandlung zeigen. — An diese Darlegung schließt sich eine umfassende Untersuchung über *ego* und *eccioc* vor Vokal, durch welche vor allem die bisher angenommene fakultative Elision bei *je* und *ce* als falsch nachgewiesen wird. In den Handschriften aus dem *jo*-Gebiet hat *jo* vor Vokal stets den Hiat gewahrt (ebenso *ço*), vor *en* ist Aphärese eingetreten (*jo'n*); Elision bei *ço* + *est* kommt ebenso häufig vor wie Hiat; diese Elision ist jedoch nicht echt, es ist Aphärese dafür zu substituieren (*ço'st* statt *c'est*). Wo Elision bei *jo* sich findet, liegt immer *je* vor, das dann auch vor Konsonant sich findet und auf außerdialektischen Ursachen beruht. — Wenn nun in den *ge*- und *gie*-Gebieten eine anscheinend willkürliche Behandlung in vorvokalischer Stellung eintrat, so beruhte dieser Umstand auf der Tatsache, daß eine starkbetonte und eine schwachtonige Form vorhanden waren, die zwar lautlich aber nicht graphisch unterschieden wurden

(ebenso bei *ce*). Bei stärkerer Betonung (infolge Stellung oder Bedeutung) mußte vor Vokal Hiat eintreten; sonst Elision. Da nun bei immer weitergehender Abschwächung *je* in emphatischer Stellung schließlich durch *moi* ersetzt wurde, so wurde die Elision bei *je* vor Vokal ausnahmslose Regel.

FRANKFURT A. M. GEORG NEHB.

Menger, Louis Emil, *The Anglo-Norman Dialect.* A Manual of its Phonology and Morphology with illustrative Specimens of its Literature. New York, The Columbia University Press. London, Macmillan & Co. 1904. XX u. 167 S. 8°.

Schon der Titel lehrt, daß es sich in Mengers Buch nur um Laut- und Flexionslehre handelt. Dies ist zu bedauern; denn die äußere Geschichte des Anglonormannischen, die Geschichte der anglonormannischen Literatur, die anglonormannische Wortbildungslehre und Verslehre sind ebenso interessante Kapitel, die einer eingehenden Behandlung bedürfen. Wäre nicht der Verfasser so früh durch einen Unfall hinweggerafft worden, so hätte er uns vermutlich auch diese Kapitel gegeben.

Einige „*General Considerations*“ eröffnen zwar die Darstellung aber sie sind äußerst knapp (5 Seiten). Sie berühren die Verbreitung der französischen Sprache in England und deren Verfall, der auf individueller Unkundigkeit beruht und also mit keiner eigentlichen dialektalen Differenzierung oder zeitlichen Entwicklung verbunden war.

Die darauf folgende Liste von Texten, die das Material für die sprachliche Untersuchung geliefert haben, muß in mehr als einer Hinsicht befremden. Sämtliche Texte — es sind 33 an der Zahl aus dem XII.—XIV. Jh. — werden nach der Zeit der vorliegenden Niederschriften angeordnet. Also werden z. B. Brandan der 2. Hälfte des XII. Jhs, das Adamsspiel der Mitte und die Karlsreise dem Ende des XIII. Jhs zugewiesen. Dies Verfahren kann ja richtig sein, wenn man nur beabsichtigt orthographische Fragen zu behandeln. Da aber Verf. öfters die Reime der poetischen Texte als Belege anführt, hätte er richtiger getan, die zitierten Schriftwerke nach ihrer Entstehungszeit zu gruppieren, da die Reime natürlich für diese, nicht für die Zeit der Niederschrift, charakteristisch sind. Auf der anderen Seite scheint Verf. aus Prosatexten Belege für den Sprachgebrauch der Periode, in welcher sie verfaßt wurden, zu suchen. So verstehe ich wenigstens z. B. seine Angabe, daß *e* für *ie* (=lat. *ę*) seit ältester Zeit vorkomme, mit Belegen aus dem *Domesday Book*, *Ox. Ps.*, *Cambr. Ps.* und *Q. L. R.* (S. 55). Von den Beispielen (einigen Namen) aus dem *Domesday Book* muß abgesehen werden; die Beispiele aus den anderen drei Texten repräsentieren, der Zeit ihrer Niederschrift gemäß, das letzte Drittel des XII. Jhs und durchaus nicht „*the beginning of the*

Anglo-Norman period.“ Auf dieser Konfusion von Entstehungszeit und Zeit der Niederschrift der angeführten Texte scheint mehr als ein unrichtiges Resultat zu beruhen; vor allem daß Verf. die Reduktion von *ie* zu *e* in „*rhyme words*“ und in „*the interior of the verse*“ als zwei verschiedene Phänomene betrachtet (S. 55).

Weiter befremdet es, daß Verf. unter seine Texte *Alexis*, *Roland* und *Karlsreise* ohne weiteres aufgenommen hat; ein Bruchstück aus der letzteren figuriert sogar unter den anglonormannischen „*Text Selections*“ (S. 164).

Denis Pyramus, der öfters zitiert wird (S. 42, 54, 79, 91, 112, 121, 127, 128), ist nicht in der Liste der Texte genannt worden. Seine Sprache ist von einem unkundigen Schreiber aufs ärgste entstellt worden.

Wichtiger wäre es gewesen, so typische Werke wie *Horn*, *Conquest of Ireland*, *Waddington*, *Briton* und andere Juristen, Chroniken und grammatische Schriften anzuführen.

Die Phonologie bildet das Hauptkapital des Buches und bietet eine Fülle von Notizen, die man dankbar sein muß, so gesammelt zur Hand zu haben. Indes hätte man gern mehr Selbstständigkeit und mehr Kritik bei der Zusammenstellung dieser Notizen gesehen. So z. B. gibt Verf. an, daß *aun* für *an* eigentlich von 1266 datiere (nach Stürzinger, *Orth. Gall.* S. XXXIX), und daß Koch einige frühere Beispiele in der Hs. L des Chardri gefunden hat. Eingehendere Studien hätten den Verf. belehrt, daß dieses *aun* in vielen älteren Hss. vorkommt, z. B. in der *Apokalypse*-Hs. Cambridge Trin. Coll. R. 16. 2 (kurz nach 1200 geschrieben; *aun* ganz gewöhnlich), in Hs. D von Thomas' *Tristan* (um dieselbe Zeit oder vielleicht älter), in der Hs. fonds fr. 403 der *Apokalypse*, u. s. w. Auf diese Weise sind mehrere Angaben allzu knapp geworden; z. B. Mom. 3 (S. 46), Mom. 6,4 (S. 50) u. s. w. Bei Ausführung von entgegengesetzten Ansichten nimmt Verf. selten Partei, z. B. bei Besprechung des Lautwerts von *ie*, *ei*, *ee* (S. 39 ff). Dies ist ohne Zweifel auf Rechnung seiner großen Bescheidenheit zu schreiben, und in den genannten Fällen war eine Entscheidung ohnedies äußerst schwierig. In einem Falle, in dem Verf. seine eigene Ansicht ausspricht, nämlich über *eo*, *oe*, *ö* (S. 76), erscheint dieselbe nicht hinlänglich motiviert.

Kürzer als die Phonologie ist die Morphologie. Vermutlich hatte Verf. dieselbe gründlicher auszuarbeiten beabsichtigt. Die Angabe, daß die 2. Pl. in 5 Texten auf *et* statt *ez* ausgeht (S. 122), ist offenbar ganz ungenügend; die Konjunktivformen *alisum*, *menisum* werden als Seltenheit angeführt (S. 127), u. s. w.

Auch die abgedruckten Texte entbehren der abschließenden Arbeit. Wort- und andere Erklärungen wären doch in einem Handbuch sehr erwünscht gewesen. Und, um ein spezielles Beispiel anzuführen, es kann nicht richtig sein als Probe einen Text zu geben, der auf Grund ungenügender Berücksichtigung des Handschriften-

materials ein falsches Bild von dem betreffenden Schriftwerk gibt. So ist es der Fall mit dem Brandantext, dessen Vers 46 f. bei Menger lauten:

Quer astrestuz ert amis
Mais d'une en li p[i]st talent,

wobei, mit Berücksichtigung der Hss. L. und O. ein metrisch unrichtiger und ein sinnloser Vers gegeben werden. Es ist mit den übrigen Hss. zu lesen:

Quer as trestuz esteit amis
Mais d[e]une ren li prist talent.

GÖTEBORG. JOHAN VISING.

Herzog, E. *Neufranzösische Dialekttexte.* Mit grammatischer Einleitung und Wörterverzeichnis. Leipzig, O. R. Reisland 1906. XII u. 79 u. 130 S. 8⁰ [Sammlung romanischer Lesebücher. Zum Gebrauch bei linguistischen Vorlesungen und Seminarübungen I].

Ein gutes Buch zur rechten Zeit ist das vorliegende, das nach Zweck, Anlage und Ausführung allgemein beifällige Beurteilung finden dürfte. Dem Mangel eines geeigneten Hilfsmittels, die Anfänger in das Studium der für die Linguistik so wichtigen modernen Mundarten einzuführen, ist durch dasselbe für das französische Sprachgebiet in vortrefflicher Weise abgeholfen, und es steht zu hoffen, daß Vf. eine von ihm vorbereitete ähnliche Sammlung neuprovenzalischer Dialekttexte recht bald wird folgen lassen können[1]). Mögen sich bei eingehenderer Prüfung Mängel im Einzelnen naturgemäß ergeben, so wird sich doch gegen die Grundsätze, nach denen bei Auswahl und Wiedergabe der Texte, bei der Anlage des Wörterverzeichnisses, sowie bei der Ausarbeitung der 79 Seiten umfassenden, auf Lautlehre, Formenlehre, Wortbildungslehre und Syntax sich erstreckenden grammatischen Einleitung verfahren wurde, im Allgemeinen kaum viel einwenden lassen. Referent hat eine Nachprüfung im Einzelnen noch nicht vornehmen können und beschränkt sich darauf, von dem, was ihm bei flüchtiger Durchsicht aufgefallen, einiges hier anzumerken: In Stück 3, einem Weihnachtsliede aus Verviers, begegnet Zeile 8 das Wort *bokẹt.* A. Doutrepont gibt dasselbe in der *Rev. des pat. gallo-rom.* II, 81 mit *crêpe* wieder, während es Herzog im Wörterverzeichnis p. 116 mit „Pfannkuchen" verdeutscht. Nähere Auskunft gibt Semertier *Voc. des boulangers, patissiers, confiseurs* etc.

---

[1]) Weiter sind für die „Sammlung romanischer Lehrbücher in Aussicht genommen: Modernitalienische Dialekttexte, rumänische Dialekttexte, altfranzösische Dialexttexte, altfranzösisches Lehrbuch für textkritische Übungen.

Derselbe verzeichnet p. 244 *bouquette* „crêpe ou mieux bouquette" und fügt als Erläuterung hinzu: „Cette préparation wallonne se fait en rissolant du beurre seul ou un mélange d'huile de colza comestible et de beurre dans une poêle à frire, puis en y versant 5 à 6 millimètre de haut d'une pâte suffisamment levée faite par moitié de farine de froment et de farine de bouquette, additionnée de levûre, d'un verre de bière ou de rhum et d'eau en quantité suffisante . . ." Da ein wesentliches Ingredienz des hier näher beschriebenen Gebäcks Buchweizenmehl (farine de bouquette) ist, so kann kein Zweifel bestehen, daß es hiernach seinen Namen hat. Im Deutschen wird es somit besser als mit „Pfannkuchen" mit „Buchweizen- Pfannkuchen" wiedergegeben, ein Gericht, das als *bôkweiten pankôk*, *bôkweiten kniper*, *bôkweiten schubbert* (vgl. ten Doornkaat Koolman *Ostfrs. Wtb.* I, 198 unter *bôkweiten)* auch im nordwestlichen Deutschland bekannt und verbreitet ist. — *Fôtriquet*, das 17,15 in einer nach Contejean wiedergegebenen Erzählung begegnet, wird im Wörterverzeichnis mit *fotrike* nicht richtig transcribiert. Es ist *fuetrike*, wie aus Contejeans Angabe im Gloßar (*foue-tri-quet*) sich ergibt. Wenn dann H. das Wort mit „Dreckkerl" übersetzt und zu *foutre* stellt, so hätte ich bei dieser letzteren Angabe ein Fragezeichen gewünscht, da die Richtigkeit der vorgetragenen Herleitung schwerlich als erwiesen gelten kann. Littré verzeichnet im *Supplément foutriquet*, ohne sich über die Herkunft zu äußern. Grandgagnage verweist *Dict.* I. 218 zu *fotrikè* (jeune éventé), *foutriquet* (jeune blanc bec qui veut s'en faire accroire) auf *si foter* (se moquer), das er zu holl. *fut* stellt. Jouancoux verzeichnet *Études* I p. 261 ein pikardisches Verbum *faustriquer*, tromper au jeu, das er auf fläm. *vallstric* (piége, trébuchet) zurückführt. Ohne mich entscheiden zu wollen, möchte ich bemerken, daß ich die Zusammengehörigkeit von *faustriquer* mit *foutriquet* für wohl möglich und die von Jouancoux gegebene Herleitung daher für weiterer Erwägung wert halte. Hingewiesen sei auf dtsch. *Fallstrickseele* (Grimm *Wtb.* III, Sp. 1290) und auf die Bedeutungsentwicklung, welche dtsch. *Strick* (in Verbindungen wie *durchtriebener Strick, kleiner Strick*), sowie auch frz. *corde* eingeschlagen haben. Die Richtigkeit der Jouancouxschen Herleitung vorausgesetzt, könnte das franz. Lehnwort durch Angleichung an genuine Wörter von seinem Ursprung sich entfernt haben. — Mit *rîta*, Hanfsträhne, das p. 101 in einem savoyischen Text begegnet, wird im Wörterverzeichnis lat. *restis* verglichen. Näher lag ein Hinweis auf dtsch. *rîsta* (vgl. ds. *Zeitschr.* XXX[1], S. 166). — Wörterverzeichnis p. 125 wäre unter *patakõ* neben oder statt Hinweis auf Godefroy ein solcher auf Littré und das *Dict. général (patagon, patard)* am Platz gewesen.

D. Behrens.

Dagnet, A. et **J. Mathurin.** *Le parler ou langage populaire cancalais.* Lettre-préface de M. Loth. J. Haize imprimeur-éditeur, rue Jacques-Cartier, Saint-Servan, Ille-et-Vilaine. 1906. 68 S. 8⁰.

Das Büchlein handelt von der Sprache der Bewohner des im Arrondissement St. Malo gelegenen Städtchens Cancale. Es enthält ein 64 Seiten umfassendes Verzeichnis mundartlicher Wörter und Redensarten, außerdem eine kurze Mundartprobe, 2 Strophen eines in Cancale gesungenen Liedes in der Schriftsprache, ein Schlußwort und eine Inhaltsübersicht. Aus letzterer, sowie aus dem Umschlagtitel und aus der lettre-préface Loths entnehmen wir, daß es der zweite Teil einer im Jahre 1905 unter dem Titel *Le parler pittoresque de Cancale* erschienenen, die Aussprache und Formenlehre behandelnden Schrift ist. Wenn Loth a. a. O. die Arbeit der Verfasser als einen sehr nützlichen Beitrag zum Studium der französischen Mundarten der Bretagne charakterisiert, so unterschreibe ich dieses Urteil in Bezug auf den mir vorliegenden Teil gern. Streng wissenschaftlichen Anforderungen freilich genügt derselbe nicht, wie er denn auch nicht, wenigsten nicht in erster Linie, in wissenschaftlicher Ab-icnt abgefaßt wurde. Aus der Zahl der aufgeführten Wörter sei hier eines herausgehoben, um eine kurze Bemerkung daran zu knüpfen: *surois*, das p. 66 in der Bedeutung *chapeau imperméable, en toile huilée, et à oreillettes que portent les marins par mauvais temps* verzeichnet wird. Die Etymologie des Wortes ist nicht zweifelhaft. Dasselbe entspricht gleichbedeutendem *sud-ouest* bei Littré, nach Sachs auch frz. *sud-ouestrier*, in der deutschen Seemannssprache *Südwester*. Das inlautende *r* beruht auf Angleichung an den gleichen Laut in *nor(d)-ouest* (anders Baist *German. Seemansworte* p. 7) und begegnet ebenso u. a. in bess. (s. Joret) *surrouëe*, *sorouëe* (mit Angleichung auch des dem *r* vorangehende *o*) < *sud* + *west* und *surée* neben *suée (sud-est)*. Da Dagnet und Mathurin den Namen des Windes, *surouâ* (neben *norouâ*; s. v. *ouâsse*) schreiben, so dürfte daraus, was angemerkt zu werden verdient, folgen, daß *surois* in seiner ursprünglichen Bildungsweise von ihnen nicht mehr verstanden worden ist.

D. Behrens.

Travaux français sur l'art d'écrire.

Gourmont, Remy de. *Esthétique de la langue française.* Paris, Société du Mercure de France, 1899.

— — *Le problème du style.* Ibidem, 1902.

Albalat, Antoine. *L'art d'écrire enseigné en vingt leçons.* Paris, Armand Colin, 1899.

— — *La formation du style par l'assimilation des auteurs.* Ibid 1901.

Albalat, Antoine. *Le travail du style enseigné par les corrections manuscrites des grands écrivains.* Ibid, 1903.

Bally, Ch. *Précis de stylistique*, Genève, Eggiman. S. d. [1905].

Voilà un assemblage de titres et de livres qui est fait pour étonner. En quelques années, en France et en Suisse, mais particulièrement en France, toute une série de travaux, dont les principaux sont dus à deux hommes d'une remarquable persévérance, ont été consacrés à l'élucidation d'un problème qui n'est ni de grammaire, ni de littérature à proprement parler, mais qui suppose la connaissance préalable des règles et la lecture familière des grands écrivains. On pourrait rattacher à cet ensemble d'autres écrits, qui sont l'étude expérimentale des procédés, à l'aide desquels l'inspiration d'un grand écrivain a pris les formes caractéristiques qui le rendent aussitôt reconnaissable parmi ses pairs de la poésie romantique ou de la littérature romanesque[1]).

Il resterait, semble-t-il, à s'enquérir, enfin, de la méthode des écrivains classiques, par opposition à celle des romantiques et des naturalistes. L'enquête a été faite, ou, si l'on veut, esquissée par M. Gustave Lanson dans d'admirables articles des *Annales Politiques et Littéraires,* dont il n'y a à critiquer que les dates irrégulières de parution[2]). Mais on se tromperait fort si l'on cherchait dans ces notes savantes, pénétrantes, concises à souhait, un exposé synthétique, et surtout si l'on espérait y découvrir une définition du "style classique". Chaque époque a le sien, et dans chaque époque, chaque écrivain de génie. Les similitudes qu'on relève entre deux grands prosateurs contemporains sont plus apparentes que réelles. Elles tiennent à certaines communautés de vie générale, d'orientation morale, de goût littéraire, de vocabulaire et de syntaxe. Ce sont là des éléments ordonnateurs, non générateurs et constitutifs du style, ce n'est pas le style.

Peut-être est-on autorisé à aller encore au-delà et à dire que les images que préfère un écrivain du XVIIe siècle sont autres que celles qui naissent dans le cerveau d'un écrivain du XVIIIe, tandis qu'elles se répètent, en partie, chez un de ses contemporains. Et de fait, il y a des figures de style familières à tous les prédicateurs du règne de Louis XIV, comme il y a des procédés familiers à tous les dramaturges du même temps. Mais souvenons-nous que tout genre littéraire, par son objet, sa destination, son public, a ses exigences formelles, et que le génie le plus indépendant ne peut pas ne pas se conformer à certains usages qui — c'est le cas de le dire — sont de style et s'imposent à lui. Les divisions d'une oraison funèbre, le

---

[1]) Voyez Mabilleau, *Victor Hugo*, Paris in-18, 1898; Edmond Huguet, *Le sens de la forme dans les métaphores de Victor Hugo*, 2 voll. in-8°, Paris, 1904—5; H. Massis, *Comment Emile Zola composait ses romans.* Paris in-16, 1906, etc.

[2]) *Annales politiques et littéraires*, à partir du 26 mars 1905, en une succession irrégulière de nos.

ton apologétique, les fleurs jetées sur un cercueil étaient toujours les mêmes, et le public qui se pressait sous les arceaux d'une cathédrale eût été fort scandalisé, si le sermonnaire eût dérogé d'un point à cette tradition sacrosainte. L'on s'aperçoit des contraintes qu'a subies un Bossuet en lisant les pages immortelles qu'il a écrites pour sauver de l'oubli une Anne de Gonzague ou un Le Tellier, animé par le même zèle qu'il avait légitimement mis au service de l'immortel souvenir d'un grand général, ou d'une princesse, dont les aventures, la beauté et la jeunesse rendaient la fin si touchante.

Cela est vrai; mais ce qui est aussi vrai, c'est qu'à peine a-t-on lu dix lignes de n'importe laquelle des oraisons funèbres de l'évêque de Condom, qu'on reconnaît la touche du génie; l'envol d'une pensée, l'ampleur savante d'une période, un tour de phrase, un mot nous avertissent de l'approche du „monstre".

Les livres de M. R. de Gourmont échappent à une analyse rigoureuse. Ce sont des dissertation élégantes, relevées d'une pointe de paradoxe, où l'auteur exagère visiblement certains dédains et aussi certaines ferveurs pour l'unique volupté d'une contradiction, rendue facile et brillante par un talent de dialecticien, qui n'a d'égal que le talent du styliste. Ancien chartiste et très versé dans l'ancienne littérature française, M. de Gourmont éprouve un malin plaisir à bousculer les admirations traditionnelles, les formules de critique et d'enseignement, qui sont le patrimoine des professeurs de collège. Il reste irréductiblement sceptique devant les méthodes et les résultats d'une critique, qui, en procédant comparativement, prétend remonter aux sources de certaines inspirations, démontrer l'influence subie par un poète, découvrir l'origine de certaines imaginations, de certaines façons de sentir et d'exprimer qui semblaient caractéristiques de son art. Il y a là, de la part de l'élégant écrivain, tactique littéraire, trahissant une prédisposition marquée au respect fétichiste de la personnalité de l'artiste et de la liberté de son inspiration. Comme si l'oeuvre d'art était autre chose qu' une parcelle de vie, sujette aux mêmes déterminations et aux mêmes attractions que tous les composants physiques du Cosmos! Là où le scalpel de l'anatomiste peut s'enfoncer impunément, pourquoi l'outil plus délicat du critique devrait-il rester inerte et impuissant devant un mystère, qui n'est pas plus nécessairement impénétrable que le mystère de la constitution physique de notre globe?

Le titre seul de l'un des livres de M. de Gourmont, *Esthétique de la langue française*, nous dit assez ce qu'il renferme et ce qu'il n'y faut point chercher. C'est sous l'angle de la beauté que l'auteur envisage l'instrument d'art avec lequel toutes les générations ont exprimé leurs espoirs et leurs douleurs. Il ne trace donc point de règles, mais il gémit noblement sur les laideurs officielles ou tolérées de notre langue.

Point de règles, ce n'est pas tout à fait exact. L'auteur de ce curieux livre est un volontaire; il est de ceux qui pensent que la foi non agissante est une foi inutile. Aussi demande-t-il des réformes, comme les Jacobins demandaient des têtes. Et c'est peut-être le côté hypothétique et vraiment faible de son œuvre.

On ne dicte pas des lois à une langue; on n'en arrête point le cours, on n'endigue pas ses flots précipités et même débordants. L'Académie, qui fait œuvre obscure, quoique utile, constate simplement l'usage. Mais, pour le surplus, elle n'empêche pas le populaire de forger des vocables et d'en déformer d'autres. Elle attend que la force de la coutume ait assuré à ces créations ou à ces déformations la mesure de continuité et d'expansion, sans laquelle la vogue d'un terme est une mode et rien de plus. Peu importe donc que des érudits mal inspirés, que des commerçants peu scrupuleux en fait d'esthétique multiplient les monstres du néologisme et, pendant huit jours, nous imposent des sauces ou des bouillons concentrés à nom grecs ou barbares; autant en emporte le vent; et si la botanique, la zoologie, la thérapeutique et d'autres disciplines encore complotent éperdument pour hérisser leurs vocabulaires respectifs de mots absurdes, comme „acanthophage“ „chondroptérygien“, ou „chalazion“, qu'est-ce que cela peut bien nous faire?

Ces mots, pareils à certains instruments ou à certaines odeurs caractéristiques, ne sortent pas des officines où un génie malfaisant, mais impuissant, les a fabriqués de toutes pièces; ils constituent des produits morts-nés, que le plus grand nombre ignorera toujours et qui, en le sens le plus vrai du mot, ne seront jamais français. Il est donc superflu de les exhumer, fût-ce pour les vouer à l'exécration, comme il est superflu de rappeler qu'il existe d'excellents termes, de verte et antique popularité, pour désigner toutes ces choses qui ont exercé la sotte imagination des gens de laboratoire. Ces termes excellents restent populaires et le resteront longtemps, en dépit de quelques leçons d'école primaire, aussitôt oubliées qu'apprises, et dont les maîtres eux-mêmes, plus intelligents et moins passifs qu'on ne le croit, se désintéressent dans la mesure où le permet la profession. La réforme des mots grecs et étrangers que propose M. de Gourmont a-t-elle plus d'utilité et plus de chances de succès? Elle n'est qu' orthographique, elle est donc vraie. Encore faut-il observer qu'il y a quelque inconséquence à vouloir élaguer tant de lettres parasites de la part d'un homme, qui ne se rallie point aux très timides innovations de la Société de réforme orthographique. Car, où s'arrêtera-t-on et quel sera le point de démarcation entre les vocables qu'on peut repeindre à neuf et ceux dont il faut respecter la rouille?

M. de Gourmont n'en veut qu'à ce qui est savant ou étranger. Fort bien. Mais lui-même, très informé et généralement très exact, nous énumère tous les termes allemands, anglais, italiens, orientaux

même, que le français s'est assimilés dans le cours des siècles. Et qui nous dit qu'il n'en fera pas autant de certains de ces intrus de fraîche date? Et pourquoi entreprendre leur toilette, lorsque les lavabos populaires sont tout près? Sur les 300 pages de ce volume de M. de Gourmont il en est une moitié qui, comme il dit, forme „le tableau des mauvaises moeurs de la langue française"; quelques pages sont consacrées à la métaphore et quelques autres au cliché.[3]) J'y voudrais, en ce qui concerne la première, moins de nomenclatures et plus de philosophie. En revanche le cliché a inspiré a l'élégant écrivain des déductions aussi fines qu'érudites. Sans qu'il ait l'air d'y toucher, avec une discrétion spirituelle et une légèreté ironique, il formule quelques préceptes qui sont déjà l'essentiel d'une théorie de l'art d'écrire; il donne une classification sommaire des écrivains d'après leur style, comme aussi des notions un peu écourtées, mais très justes, sur les phénomènes de la mémoire, pour autant qu'ils soient impliqués dans l'élaboration de l'œuvre d'art[4]). En quelques lignes il prélude à cette apologie du *Télémaque,* qui sera développée ailleurs et qui lui a fourni le prétexte d'une brillante ferraillerie avec M. Albalat.

Parmi les études recueillies dans le second livre de M. de Gourmont, mentionné en tête de ce compte rendu, la plus complète et la plus originale est celle qui lui a donné son titre. C'est une réfutation, en partie justifiée, en partie excessive, des travaux de M. Albalat,[5]) dont il convient maintenant de nous occuper. Les autres portions de ce second volume traitent des matières étrangères; il suffira de signaler le chapitre (p. 219—67) où, avec une verve quelque peu paradoxale, est critiqué le décret du 1er août 1900 sur la simplification de l'orthographe française.

M. Albalat a préludé à ses travaux de pédagogie par des articles de critique littéraire et des fictions de peu d'intérêt. Quand, en 1899, il publia son *Art d'écrire en vingt leçons,* il y eut plus

[3]) La troisième partie du livre a pour objet *le vers libre* et *le vers populaire.* C'est sur quoi revient l'auteur dans deux brefs chapitres de son second volume, l'un qui est de critique littéraire générale, l'autre de pure et sèche technique. On en reparlera quelque jour.

[4]) Il s'en réfère aux *Maladies de la mémoire* de Ribot, ailleurs à *L'Imagination créatrice* du même savant. Ce sont là, en effet des livres fondamentaux. Mais on ne peut omettre ici les noms de MM Paul Souriau et Lucien Arréat, qui ont consacré de longues années à cette passionnante question des rapports du physique et du moral chez l'artiste.

[5]) M. de Gourmont s'était déjà occupé de M. Albalat dans une note, d'ailleurs bienveillante, de son *Esthétique de la langue française.* Il est, disait il de *l'art d'écrire,* bien meilleur «que son titre, en ce sens qu'il soulève toutes sortes de questions de psychologie linguistique, alors qu'on aurait pu s'attendre à un simple manuel scolaire» (p. 206). Il a consacré à une critique serrée et spirituelle de cet *art* le seul chapitre relatif à notre objet d'un autre livre, *La culture des idées,* Paris, 1900.

de surprise accusée que d'enthousiasme. Les écrivains ne pouvaient admettre qu'on apprît à écrire une bonne page de français à peu près avec la même promptitude d'assimilation et la même dextérité mnémotechnique qu'un garçon de café se rend capable de répondre à l'impatience d'un consommateur en pays étranger. Les gens de métier ne furent, en général, pas plus confiants dans une méthode aussi aisée et rapide. Néanmoins l'œuvre fut lue, elle fut discutée, et ses adversaires eux-mêmes aidèrent à sa diffusion. On ne peut dire qu'elle ait fait progresser l'art de la rédaction française. Mais est-ce la faute de M. Albalat? Et enseigne-t-on, en vingt ou en cent leçons, l'art d'écrire? Tout au plus l'art d'exprimer correctement, suivant les préceptes de la grammaire et les exigences de la clarté et de la propriété des termes, les idées que l'on a, les souvenirs ou les imaginations où se condensent, en se déformant le plus souvent, les spectacles dont on a été le témoin. Le tort de M. Albalat réside dans le programme ambitieux qu'il s'est assigné. Au lieu du terre-à-terre de règles grammaticales ou de la modestie de préceptes généraux, fondés sur une longue expérience de professeur, il donne à ceux qui le lisent des leçons assez hasardeuses de critique littéraire, prétendant déterminer ce qui est bon et ce qui est mauvais chez tel ou tel écrivain, s'évertuant, par l'analyse de détail d'une page célèbre, à nous convaincre qu'un adjectif, qu'un verbe, qu'une répétition d'idées y nuisent à la perfection désirable. Tantôt c'est une phrase d'Alfred de Vigny, mal faite à cause d'un mot inutile; tantôt c'est l'abus des auxiliaires *avoir* et *être*, tantôt l'emploi des *qui* et des *que;* tantôt la chasse aux "expressions banales„ dont ne se privent pas les grands maîtres, quitte à les "relever„ par un contexte où leur originalité s'affirme. Mais cette originalité, peut-il être question de la communiquer d'en faire une sorte de transfusion au profit du jeune étudiant qui lira M. Albalat? Hélas, non, et c'est pourtant moins en ces conseils, négatifs, en ces démonstrations par l'absurde que dans l'apport positif d'un secours intellectuel, que devrait consister un traité de l'espèce! Comme l'a finement touché du doigt M. de Gourmont, le mal vient de ce que M. Albalat fait une distinction injustifiée entre le fond et la forme et qu'il s'imagine qu'en s'appropriant des procédés stylistiques, on peut devenir un bon écrivain.

Cette fausse conception, on la retrouve dans un autre livre, *La Formation du style par l'assimilation des auteurs.* C'est là qu'on apprend que "la bonne imitation . . . consiste à mettre en valeur les choses que les autres ont dites" ou encore „à s'approprier une partie des conceptions ou des développements d'autrui et à les mettre en oeuvre, suivant ses qualités personnelles et sa tournure d'esprit". L'auteur va plus loin et, après avoir reconnu, comme il est de toute évidence, que "les tours de phrase (*disons*: *le style*) loin d'être le résultat d'une méthode artificielle, sont le résultat de la sensibilité intérieure", il a la candeur d'ajouter: „c'est cette sensibilité

qu'il faut s'approprier, et non la partie matérielle du métier d'écrire" [6]).

S'approprier la sensibilité d'autrui! Autant dire: échanger sa propre construction anatomique avec celle d'autrui! Si les trois volumes de M. Albalat n'étaient que le développement d'une thèse aussi absurde, il n'y aurait qu' à sourire et à déposer la plume. En fait, on y trouve réunies beaucoup de notions, dont quelques unes attestent un chercheur érudit, un esprit ingénieux, sinon un pédagogue averti [7]). La division des styles en style descriptif et style abstrait n'est pas irréprochable: je préfère celle qu' indique M. R. de Gourmont, rangeant les écrivains en deux classes: les visuels [8]), ou plus précisément les idéo-émotifs, et les sensoriels, ce qui est une ingénieuse facon de dégager les lointains psycho-physiologiques du problème, agité dans cette série de livres.

Mais pourquoi ces classifications? M. Albalat juge nécessaire celle qu'il propose. Afin de faciliter „l'assimilation du style descriptif, ensuite l'assimilation du style abstrait„ il s'efforce d'établir une distinction rigoureuse entre des écrivains tels que Buffon, Chateaubriand [9]), Jules Vallès (pour lequel il a un faible qui nous semble excessif), Zola et quelques autres d'une part, et, d'autre part, les écrivains antithétiques qu'il confond avec ceux "de style abstrait ou style d'idées„ à savoir Hugo, Taine, sans remonter à Fléchier, Massillon et J. J. Rousseau. Mais quoi! Victor Hugo, le Taine du *Voyage aux Pyrénées* et du *Voyage en Italie,* le Rousseau de la *Nouvelle Héloïse* ne sont-ils pas des descriptifs? Et qui ne sent que ces distinctions d'école sont plutôt faites pour dérouter l'étudiant que pour le guider dans ses lectures? Au surplus, M. Albalat, qui a écrit maintes

---

[6]) Combien plus justement s'exprime M. Lanson, dans ses *Conseils sur l'art d'écrire* (4e édition, avertissement): «Bien écrire, c'est penser ou sentir quelque chose qui vaille la peine d'être dit, et le dire précisément comme on le pense ou comme on le sent» Et plus radicalement, M. de Gourmont: «On peut apprendre le métier d'écrire; on ne peut apprendre à avoir un style ... On apprend si peu à avoir un style qu'au cours de la vie souvent on désapprend; quand la force vitale est moindre, on écrit moins bien ...» *(Culture des idées,* 12).

[7]) L'écrivain est souvent médiocre, lui qui entend faire la leçon aux autres: "Cette imitation ... est rehaussée, mise en œuvre, présentée en relief par le style du poète latin.„ (*Formation*, p. 37); p. 82, il est question de "la véhémence de la prononciation „cicéronienne. Et toujours à propos du grand rhéteur romain, qu'est-ce à dire que de lui reconnaître, dans une énumération maladroite" l'amplification, *le talent*, la verve, *l'esprit, l'entraînement*, les ressources de l'écrivain à l'état de procédés visibles. „Ailleurs (p. 260) „Fléchier est le roi de l'antithèse à l'état aigu„. Un collégien s'exprimerait peut-être ainsi ...

[8]) Les visuels sont en même temps des auditifs. Il n'y a pas de visuels purs (Voyez *Problème du style*, p. 52) sauf peut-être Victor Hugo, dont M. Mabilleau a si admirablement défini la vision en quelques chapitres de son étude sur le poète (Paris, Hachette).

[9]) Quelques anciens, Homère, Démosthène, Cicéron trouvent place dans l'exposé. Mais à quelle traduction faut-il se fier? Voyez les objections de M. R. de Gourmont, *Problème du style*, p. 83 et sv.

pages sur l'école romantique, soutient que ses prosateurs n'ont rien à apprendre à nos collégiens. Comme Delille, ils ne nous ont laissé que "De la pure rhétorique . . . Nous n'avons rien à gagner avec eux„ (169). Pour des raisons bien différentes, Voltaire "qui résume le genre de style sans rhétorique „ne peut être un modèle utile; l'étude de ses écrits "est sans profit immédiat„. Dès lors . . .

Je ne m'avançais donc guère en contestant la portée pédagogique de livres où se lisent ces étrangetés. Mais je dois répéter qu'il y a là d'importants matériaux pour une histoire du style français. Ces matériaux sont plus abondants dans le dernier des traités de M. Albalat, celui qui a pour sujet Le *travail du style,* et qui nous expose en un certain nombre de chapitres, d'une ordonnance d'ailleurs peu nette, la façon dont se corrigeaient les grands écrivains [10]).

Est-ce à dire que la comparaison des rédactions successives d'une page de littérature ait toute la valeur intuitive que lui assigne le critique français? J'en doute un peu, l'utilisation directe de la leçon qui s'en dégage étant subordonnée à un don de discernement fort rare, et le plus souvent personnel à l'écrivain; je doute aussi qu'il faille négliger totalement les indications biographiques que nous possédons sur la méthode de travail des grands artistes; ceux qui les ont recueillies, d'après M. Albalat, «sont tombés dans la compilation [11]), et ont préféré nous donner des volumes d'anecdotes sur la vie littéraire des grands écrivains, leurs habitudes, leurs efforts, leur caractère et leurs mœurs . . . de pareils ouvrages seront toujours sans résultat pour l'enseignement du style». C'est là une condamnation un peu sommaire. En réalité, rien de ce qui aide à mieux comprendre l'élaboration d'une œuvre d'art n'est perdu pour notre instruction.

Quoiqu'il en soit, de tous les travaux de M. Albalat, ses études documentaires sur les rédactions successives d'un certain nombre de pages d'écrivains célèbres restent celui qui mérite le plus de considération scientifique et qui sert aussi plus directement les fins d'une saine pédagogie. Moins ambitieuses, ses observations y ont

---

[10]) Dans un de ses précédents ouvrages M. Albalat avait trouvé spirituel de se charger lui-même de la correction; c'est ainsi que la sobriété de Mérimée, qui est classique, lui avait paru en défaut dans tel passage d'une de ses nouvelles, et qu'il avait cru devoir concentrer davantage le plus concentré des styles. Il avait fait grâce des mêmes mutilations à Lamennais, sans pour cela lui épargner ses critiques. C'est un petit jeu que rien ne l'empêchait de répéter à l'infini. Sachons lui gré d'avoir varié son plaisir et ajouté ainsi à la sécurité du nôtre.

[11]) Ce n'est pas toujours vrai, et notamment M. Gustave Abel [et non Henry comme l'écrit M. Albalat, dans son *Labeur de la prose*], a su combiner avec intelligence les deux méthodes. Voyez *Revue de l'Instruction publique en Belgique*, XLV. Au surplus M. Albalat ne dédaigne pas le renseignement anecdotique. Voyez pp. 13, 21, 66—7, 123, 139, 151 etc. P. 158 il reconnaît que les anecdotes de Mme Necker [sur Buffon] "sont précieuses pour l'enseignement du style„.

plus de prix, il faudrait y changer et surtout en retrancher peu de chose, quelques pages agaçantes sur Fénelon, (sur Stendhal vers la fin) pour en faire un manuel à recommander dans les cours supérieurs de langue française.

Il y aurait toute une étude à faire sur les manuels ou précis de la rédaction française. Celui de M. Bally est loin d'être isolé. Chaque pays, chaque enseignement, chaque degré d'enseignement a les siens[12]).

M. Bally dédie son livre à M. Bernard Bouvier, professeur à l'université de Genève et le principal organisateur des cours de vacances qui ont rapidement prospéré là-bas; il offre ici le résultat d'une expérience acquise, en faisant des cours pour étrangers, ainsi que des leçons pratiques au séminaire de français moderne de la dite université. La destination de son livre nous explique la façon un peu particulière dont il a entendu le composer et l'ordonner en ses matières. Rien ne ressemble moins que ce livre à un «Art d'écrire». Et pour cause. Ce qui importe aux jeunes allemands — ce sont, semble-t-il surtout des allemands — qui se rendent à Genève, c'est de parler et d'écrire correctement le français, écrire dans le sens de rédiger et non dans celui de faire œuvre artistique. M. Bally l'a fort bien vu, au cours des années antérieures, et c'est pourquoi il a borné ses ambitions à l'étude des mots et des groupes de mots, c'est-à-dire au vocabulaire, à la synonymie, à la phraséologie, au langage figuré, à la construction française, enfin au langage subjectif, par quoi il entend des formes de langage plus particulières (intonations, exclamations, ellipses etc.) où se dénonce la sensibilité de chacun. Un appendice est consacré à l'art de traduire. C'est une gradation très juste et bien calculée; on entrevoit l'étranger apprenant des mots, puis apprenant à les distinguer d'autres mots qui leur ressemblent, puis groupant les mots entre eux, puis accueillant les tours imagés (tours vieillis, et comme fossiles pour la plupart, dont il est délicat d'user), puis s'exerçant à des constructions plus compliquées et plus hardies, puis enfin se libérant des entraves et courant tout seul, comme l'enfant qui a appris à marcher.

Voilà le programme que M. Bally a suivi avec une tenace fidélité[13]). Il l'a fait avec une grande modestie, mais aussi avec une dextérité remarquable, sachant être net, simple et en même temps

---

[12]) Parmi les meilleurs que j'ai eus entre les mains, en Belgique, je citerai le petit livre sans prétention de Melle Rose.

[13]) Je ne le querellerai que sur son titre et sa définition de la stylistique qui bouscule des habitudes reçues sans profit pour personne. Un traité de la rédaction ou de l'élocution française (voyez pp. 32, 61, 132) n'est pas une stylistique, et c'est introduire une fâcheuse terminologie allemande que d'appeler de ce dernier nom un traité, d'où le souci d'un style littéraire est absent.

original dans le détail de son exposé, moins préoccupé d'accumuler les données que de tracer des voies, d'inculquer une méthode de travail personnel, de faire réfléchir. Maintes pages attestent encore plus d'expérience que d'érudition; elles sont d'une finesse d'observation ou d'adaptation qui charme et rend agréablement lisible ce qui, par ailleurs, aurait quelque excuse d'être rebutant. Le ton d'un livre élémentaire a été néanmoins conservé, et c'est un gros mérite. D'après le peu que j'en ai dit, on peut voir que M. Bally s'arrête là où M. Lanson prend la plume; leurs deux traités se complètent donc heureusement; je crois, rien que par un tel rapprochement, faire beaucoup d'honneur au jeune docent de Genève et dire grand bien de son écrit.

LÜTTICH. M. WILMOTTE.

Ader, Guillaume. *Poésies publiées avec notice, traduction et notes. I. Lou Gentilome Gascoun* par A. Vignaux. *II. Lou Catounet Gascoun* par A. Jeanroy. Toulouse, E. Privat, Paris, A. Picard. 1904. XLVIII. 230 S. 8°.

— — *Le Gentilhomme Gascon de Guillaume Ader. (Une Henriade gasconne)* par A. Jeanroy. Toulouse, E. Privat. 1905. 23 S. 8°.

Guillaume Ader ist entschieden ein eigenartiger Schriftsteller und verdiente nicht bloß aus rein sprachgeschichtlicher Rücksicht eine sorgsame, weiteren Leserkreisen zugängliche Neuausgabe seines *Gentilhomme Gascoun* und des *Catounet Gascoun.* A. Jeanroy hat Aders Platz in der Literaturgeschichte vortrefflich gekennzeichnet und eine Ehrenrettung vorgenommen, die einem farbenprächtigen Schilderer historisch merkwürdiger Zustände endlich Gerechtigkeit widerfahren läßt. „*Donnez au poète le sens plastique et le souci du détail d'un Rostand et vous aurez là un des plus étincelants couplets de Cyrano. C'est du moins déjà du Théophile, du Saint-Amand et du meilleur. Ce rimeur de province est un précurseur du romantisme avorté qui préluda au grand siècle. L'auteur du Capitaine Fracasse, s'il eût connu le Gentilhomme gascon en eût certainement raffolé . . . Il était en retard sur le seizième siècle, en avance sur la Fronde littéraire du temps de Richelieu,*" lautet sein schwerwiegendes aber wohlbegründetes Urteil.[1])

Die beiden Textausgaben sind verschiedenwertig. Dem *Gentilome Gascoun* ist der Vortritt gelassen, wohl wegen des Umfangs und des bedeutenden Inhalts der Dichtung. Denn chronologisch war der *Catounet Gascoun* früher anzusetzen, da er 1607 veröffentlicht wurde, während der *Gentilome* erst 1610 bekannt wird.

---

[1]) *Le Gentilhomme Gascon*, p. 22.

Vignaux hat tapfer gearbeitet, obschon seine Leistungsfähigkeit naturgemäß hinter der des geschulten Philologen etwas zurücksteht. In der *Revue des Langues Romanes* (März-Juni 1906, p. 230—240) hat bereits G. Clavelier den grundverschiedenen Wert der beiden Textausgaben mit untrüglichen Beweisen belegt. Unter den Aussetzungen, die er gegen Vignaux vorbringt, ist aber vielleicht die Beurteilung der beigegebenen französischen Übersetzung etwas zu schroff ausgefallen. Einzelne Stellen der französischen Wiedergabe des *Gentilome Gascoun* sind sogar prächtig gelungen. Ich führe nur eine an, die zugleich geeignet ist, Guillaume Aders Darstellungsgabe von einer sehr anmutigen Seite aus zu beleuchten. Ich meine die Verse 1170—1315. Sie schildern den ritterlichen Gaskogner im Verkehr mit der Damenwelt bei Anlaß öffentlicher Festlichkeiten: I. *La cousse de bagues* (1170—1195), II. *Demande de bague* (1192—1231), III. *Gaing de Bague* (1233—1269), IV. *La danse* (1270—1315). Diese Schilderung beansprucht zwar nicht das welthistorische Interesse derjenigen Verse, die das Elend des Bauernstandes in Kriegszeiten so drastisch zu malen verstehen,[2]) aber sie hat doch auch kulturhistorische Bedeutung. Schon das Gleichnis, mit dem der *La cousse de bagues* betitelte Abschnitt anhebt, ist von eigenartigem Reize. Auch die Übersetzung schmiegt sich an dieser Stelle dem Originale höchst glücklich an: — *Dans la basse-cour de la métairie, parmi de nombreux chapons à la gorge dorée, aux pattes éperonnées, parmi tant de poulets qui grattent la paille, fiers d'un grand demi-pied de crête, de dindons, de canards et d'oies, de coqs barbus, le paon les surpasse tous. Sa queue lumineuse éclaire le clos, éclatante de feux et d'étincelles. — Ainsi se montre le premier le chevalier Gascon et, comme un soleil, fait l'ornement de la garnison* (p. 77, v. 1170—1179). Nicht weniger anmutig wirkt die Beschreibung des Empfangs des siegreichen Ritters durch die den Preis verleihende Dame: *Joyeusement alors, ses jolis yeux à demi baissés, elle sort de ses doigts mignons, blancs comme le lait, une rose de diamants étincelante, et à la vue de tous, la baise et la lui offre. Gracieux et courtois, on voit alors le gentil Gascon arracher un baiser à ces lèvres de corail, à ce frais visage où l'oeil amoureux danse comme la lune au ciel. — Belle, dit-il encore, puisque j'ai, grâce au grand Dieu d'amour et à la fortune, eu l'heur d'obtenir le don courtois que je souhaitais, je vous jure, en vous saluant, un saint amour. Comme un oiseau englué dans un chardon, je ne serai jamais à nulle autre du monde; par nulle autre que vous ne me blessera la flèche de ce traître archer qui vise tous les humains* (p. 82—83, v. 1254—1269). Nicht minder lebhaft wird der Ball geschildert, der die Festlichkeiten beschließt . . . *Cette danse donc,*

[2]) Ib. p. 19 ss.

cette douce nuit leur ont fait oublier le sommeil, et si le kikiriki du coq ne dominait les sons du rebec qui guide leurs mouvements, l'oeil allumé par l'amour ne songerait pas, dans ces doux ébats, à fermer la paupière" (p. 85, v. 1310—1315).

Der *Catounet Gascoun* beansprucht nur geringen literarischen Wert. Der verdienstvolle Herausgeber Jeanroy bemerkt selbst: *. . . ce code du paysan, dont les cent articles pourraient aisément être réduits des deux tiers. Ce qui en fait le mérite à nos yeux, ce sont moins quelques vers d'une frappe nette et ferme, que les expressions de terroir, les naïves locutions du bon vieux temps dont il est émaillé, et surtout les innombrables proverbes qui en forment la trame*" (p. XXIX). Die Textausgabe ist trefflich gelungen, die Übersetzung, die mit vielen Schwierigkeiten zu kämpfen hatte, schmiegt sich dem originellen Volkston zumeist kraftvoll an[3]) z. B. XXI (p. 193): *Au travail emploie toutes tes forces*; *évertue-toi où que tu te trouves; c'est un piètre métier que celui d'un ivrogne, d'un pain-perdu, d'un écervelé, d'un gobe-mouches*".

Wertvoll ist die Vorrede, die teilweise den Inhalt des Artikels der *Revue des Pyrénées* (2e trimestre, 1905) spiegelt. Sie eröffnet auch einen interessanten Ausblick auf die Plejade (p. 7) und ruft die Vermutung wach, daß ein Vergleich der Sprachmittel, die Du Bartas und Guillaume Ader handhaben, manchen lehrreichen Gewinn zur Folge haben könnte. Besonders das onomatopoetische Gebiet[4]) würde mit Hilfe Guillaume Aders manche Bereicherung verzeichnen können.

München. M. J. Minckwitz.

Dübi, Heinrich. *Cyrano de Bergerac (1619—1655), sein Leben und seine Werke.* Bern, Francke, 1906. IV und 144 S. 8⁰.

Dieser „Versuch" ist zum großen Teil bereits früher erschienen: „*Archiv für das Studium der neueren Sprachen und Literaturen*" (Bd. 113—115 in 4 Tl.) und ein Zusatz im „*Anz. für Schweizerische Gesch.*" (1903, No. 4). Das Vorwort gibt über die wesentlichen Zusätze und Verbesserungen der Buchausgabe Rechenschaft. Man merkt dem Buche diese Entstehungsart an: es fehlt eine übersichtliche Disposition und sogar ein Inhaltsverzeichnis. Auch zahlreiche Druckfehler stören, zum Glück, so weit ich nachprüfen konnte, seltener in den Abschriften und Zitaten (erwähnt sei: p. 4, Anm. 1: Lotheißen p. 446—461 (nicht 460—61); p. 80: Campanellas: Universalis

---

[3]) Man vergleiche auch die stellenweise veränderte Übersetzung der Verse 915—1009, die Jeanroy (p. 19, 20) wegen der kulturhistorischen Bedeutung dieses Absatzes der Dichtung in seiner Charakteristik der Werke zitiert.

[4]) Cf. Die wichtige Anmerkung S. 18 des Separatabdruckes aus der *Revue des Pyrénées.*

Philosophia seu Metaphysica etc.). Abgesehen von diesen rein äußerlichen, die Benutzung erschwerenden Mängeln kann man jedoch dem Verf. gründliche Kenntnis seines Themas, scharfe sachliche Kritik der vorhandenen Literatur, die Bekämpfung verbreiteter Irrtümer, eigene neu aufgestellte und gut begründete Ansichten, das Aufzeigen zahlreicher noch zu lösender Probleme und — was noch immer als besonderer Vorzug genannt werden muß — Freiheit von moralischen Vorurteilen nachrühmen.

Einen großen Teil des Buches nehmen Inhaltsangaben der Werke Cyranos und genaue Abschriften aus den Manuskripten in Anspruch. Das war nötig zur Ergänzung der zahlreichen bisherigen Ausgaben, die alle, zumeist aus moralischen Gründen, einen stark verstümmelten Text aufweisen. Der Verf. bietet dadurch auch dem, der die Hss. nicht kennt, Gelegenheit, sich einen Begriff vom Originaltext zu verschaffen, und will zugleich zu weiterer Cyranoforschung und zu einer unverkürzten Ausgabe anregen, die diese Werke zweifellos verdienen. Auch Cyranos Leben und wissenschaftliche Bedeutung werden nach Urkunden erörtert, besonders in dem nicht mehr neuen, aber wohl aussichtslosen Bestreben, bis in weitere Kreise hinein an Stelle des süßlichen Helden der sehr stark retouchierenden sentimentalen Dichtung Rostands den tieferen und interessanteren wahren Cyrano zu setzen. Auf den Vergleich mit diesem Drama, den schon die Berliner Diss. von Platow (*Die Personen von Rostands Cyrano* etc. 1902) anstellt, geht Dübi nicht ein. Cyranos bemerkenswerte „naturphilosophische Ideen,“ die Löwenstein in Steins „*Archiv für Philosophie*“ (Nov. 1902) durchaus unzulänglich behandelt, verdienten für sich eine eingehendere Erörterung, als Dübi sie im Rahmen seiner Abhandlung bieten kann. Cyranos Stellung zwischen Descartes und Gassendi scheint mir auch hier nicht ausreichend festgelegt. Eine vollständigere Bibliographie, Biographie und Behandlung von Cyranos Werken liefert die allerdings gelegentlich von moralischen Bedenken gequälte Pariser These von P.-Ant. Brun (*Sav. de Cyrano Bergerac*, Paris 1893), zu der aber Dübis Arbeit wie überhaupt für alle weitere Cyrano-Literatur als Ergänzung und Berichtigung nicht zu entbehren ist.

Leipzig. Wolfgang Martini.

Chatelain, U. V. *Le Surintendant Nicolas Foucquet protecteur des lettres, des arts et des sciences.* Thèse. Paris, Perrin et Cie, 1905. 598 S. 8⁰.

Die umfangreiche Arbeit behandelt das im Titel deutlich umschriebene Thema „Foucquet als Maecen“ mit erschöpfender Gründlichkeit. Sie steht in der vielbändigen Literatur über den berühmten Finanzmann besonders den Büchern von Chéruel und Lair, von denen der erste in „Memoiren“ Foucquets öffentliches und privates Leben,

der zweite seine staatsmännische Tätigkeit beleuchtet, ergänzend zur Seite. Die Bibliographie (p. 569—581), die aus zahlreichen Archiven, Bibliotheken, Sammlungen geschöpft hat und auch die Museen nicht vergißt, nennt über 350 benutzte Handschriften, Drucke, Bilder, Dichtungen und Abhandlungen, ohne die vielen nur gelegentlich zitierten Werke alle aufzuführen. Dieses große Material ist organisch verarbeitet, jedes Wort wird durch Quellen belegt, die einer vorsichtigen Kritik unterzogen werden.

Die Hauptaufgabe des Buches ist es, Foucquets Anteil an der künstlerischen Entwicklung Frankreichs in dem kurzen Jahrzehnt seines Glückes bis zu seinem grausamen Sturze (1661) durch Ludwig XIV. sorgsam abzuwägen. Das Resultat ist nicht allzu günstig: es widerspricht ebenso den massenhaften prosaischen und poetischen, lateinischen und französischen Lobgesängen seiner Zeitgenossen, unter denen Pellisson, Mlle de Scudéry, La Fontaine an der Spitze stehen, wie dem Urteile Sainte-Beuves (*Lundis* vom 12. und 19. Jan. 1852), der, ziemlich unhistorisch denkend, in den fast durchgängig platten und preziösen Produkten dieses Kreises bereits den Beginn der literarischen Glanzzeit des 18. Jahrh. erkennen will, die ohne den frühen Sturz Foucquets 100 Jahre früher gekommen wäre. Literarische Werke von Bedeutung wurden durch dieses Maecenat kaum angeregt, dagegen ein ungeheurer Wust langweiligster Schmeicheleien. La Fontaines „*Elégie aux Nymphes de Vaux*", Molières „*Fâcheux*," die für das berühmte letzte Fest zu Vaux verfaßt wurden, einige Werke Scarrons, die „*Clélie*" der Scudéry sind die hervorragendsten. La Fontaines und Molières bedeutendere Dichtungen sind unabhängig von diesem Kreise entstanden. Foucquet steht der Entwicklung der klassischen Literatur fern, sein Geschmack weist mehr rückwärts zum Preziosentum als vorwärts.

Chatelain ist, soviel ich sehe, der erste, der hier richtig abwägt. Die bisherige Kritik war den zeitgenössischen Lobsängern Foucquets allzu gläubig gefolgt, hatte sich durch die Namen der zum Teil berühmten Schriftsteller, denen er eine Pension gewährte, bestechen, durch den Glanz der vom großen Ludwig neidisch betrachteten Feste in Vaux blenden lassen, und darüber die stillere und fruchtbarere wissenschaftliche Tätigkeit in Saint-Mandé vergessen. Foucquets vielseitiges Interesse förderte bedeutende Gelehrte. Namen wie Carcavy, Pecquet, Vatier, Herbelot, Sorbière u. a. sind hier zu nennen. Medizin, Physiologie und die historisch-philologischen Wissenschaften verdanken ihm dauernde Vorteile durch die Gründung von Bibliotheken und Archiven, von juristischen, historischen und geographischen Sammlungen zu Saint-Mandé, durch die Förderung zahlreicher anderer Bibliotheken, u. a. der des Louvre, durch die Bereitwilligkeit, mit der er diese seine kostbaren Schätze den Gelehrten zur Verfügung stellte.

Nicht ebenso hoch bewertet Chatelain, der die Reste der von Foucquet ins Leben gerufenen Werke mit eigenen Augen sah, seinen

Einfluß auf die bildenden Künste. Wie in der Literatur so machte Foucquet auch hier seiner Eitelkeit zu große Konzessionen. Doch stellten die Millionen-Bauten und Parkanlagen des Schlosses von Vaux, an denen Le Brun und Le Nôtre mitwirkten, zahlreichen Künstlern große Aufgaben. Großer Wert liegt auch in Foucquets Sammlungen von Büsten und Statuen, Gemälden und Drucken, Antiken und Münzen.

Chatelain läßt den Charakter dieses merkwürdigen Mannes und sein Werk in seinem Buche allmählich entstehen, indem er beides aus seiner Abstammung, seiner Erziehung in der Familie und bei den Jesuiten, deren Zögling er Zeit seines Lebens blieb, und aus seiner Laufbahn zur Zeit der Fronde und Mazarins hervorleitet. Er geleitet ihn über seine kurze Glanzzeit bis zu seinem jähen Sturze und über die 16 frommen Jahre der vom großen Ludwig willkürlich über ihn verhängten Gefangenschaft bis zu seinem Tode, immer unter dem Gesichtspunkte seiner künstlerischen Betätigung. Das bisher Ungedruckte, was der Verfasser bringt, ist ohne große Bedeutung. Doch ist das Buch für die Entwicklung der Kunst um die Mitte des 17. Jahrh. als maßgebend und grundlegend zu betrachten.

LEIPZIG. WOLFGANG MARTINI.

Currier, Th. F. and **E. L. Gay.** *Catalogue of the Molière Collection in Harvard College Library*, aquired chiefly from the library of the late Ferdinand Bôcher [Library of Harvard University. Bibliographical contributions edited by *William Coolidge Lane*, Librarian No. 57]. Cambridge, Mass. Issued by the Library of Harvard University. 1906. 148 S. 4⁰.

Die Harvard Universität hat aus dem Nachlaß von Prof. Ferd. Bôcher († 1902) die von diesem angelegte reichhaltige Molière-Sammlung erworben und legt nun den mit Sorgfalt und Sachverständnis angefertigten Katalog vor, der natürlich in erster Linie für die Benützer der Bibliothek ein wertvoller Führer sein wird, aber bei seiner Handlichkeit und Reichhaltigkeit auch neben den Bibliographien von P. Lacroix und A. Desfeuilles (Grands écrivains) seinen selbständigen Wert hat, da er bis 1906 weitergeführt ist. Zahlreiche zerstreute Artikel über Molière werden als Sonderabzüge verzeichnet; ein ausführlicher Index orientiert über die im Moliériste aufgespeicherten Gegenstände; eine Übersichtstafel verzeichnet die einzelnen Stücke und ihre Stelle in den Gesamtausgaben usw. Auf jede Weise sind die Herausgeber des Katalogs bestrebt gewesen, einen nützlichen und leicht zu hantierenden Leitfaden herzustellen, der bei jeder umfänglichen Arbeit über Molière auch uns ein nicht zu übersehender Ratgeber sein soll.

WIEN. PH. AUG. BECKER.

Lenz, Karl Gotthold. *Über Rousseaus Verbindung mit Weibern.* 2 Teile in 1 Bd. Unverkürzte Original-Neu-Ausgabe von 1792. Mit 12 Porträts und 18 Illustrationen nebst 18 neuaufgefundenen, bisher unveröffentlichten Briefen Rousseaus an die Gräfin Houdetot. VII. und 376 S. Berlin W. 30, H. Barsdorf 1906.

Neu-Ausgaben, wenn sie unter so pomphaftem Titel, wie dem obigen, erscheinen, pflegen im Voraus mancherlei Bedenken hervorzurufen, indessen hier ist der Wiederabdruck nicht unberechtigt. Die von dem Herzogl.-Sächs.-Weimarischen Rat K. G. Lenz verfaßte Schrift ist nämlich für die damalige idealisierende Auffassung des geschichtlichen Rousseau bezeichnend. Lenz schildert R's Herzensbeziehungen zumeist nach den „*Confessions*", hie und da indessen den Briefwechsel des großen Genfers und einzelne zeitgenössische Zeugnisse, soweit die Lückenhaftigkeit des damaligen Materiales dies gestattete, zur Ergänzung heranziehend. Das eigentliche Thema weiß er geschickt zu einer Biographie R's zu erweitern. Seine Auffassung ist also im Wesentlichen die von Rousseau selbst herrührende, hat sozusagen einen offiziellen Charakter. Für den heutigen Standpunkt der Rousseau-Forschung kann sie also kaum mehr in Betracht kommen. Dagegen wird man noch jetzt in Bd. II (247—276) die beiden Exkurse „über die Aussetzung der Rousseauschen Kinder" und „über Rousseaus Todesart" wegen der fleißigen Zusammenstellung sachlicher Erörterungen auf Grund des oben angedeuteten Quellenmateriales mit Interesse lesen. Mit Recht tritt auch Lenz gegen die Beschuldigung eines Selbstmordes in dem 2. Exkurs auf. Was 277 ff. dann über R's Bekenntnisse gesagt wird, ist aber nach Jansens und anderer Forschungen und Auseinandersetzungen belanglos. Die 18 Briefe R's an die von ihm heißgeliebte Gräfin Houdetot sind nach dem Texte in Hippolyte Buffenoir *La comtesse d'Houdetot, sà famille ses amis* etc. Paris 1905 [Vgl. ds. *Zeitschr.* XXIX², S. 258 ff.] ins Deutsche übertragen. Daß sie auch vorher nur größtenteils ungedruckt waren, gibt der Hsg. selbst 328, 330 an. Wenn auch das ihnen erteilte Lob (VI), sie seinen „fast alle bedeutend, einige sogar allerersten Ranges, sie füllten eine große Lücke in der Korrespondenz Rousseaus aus, etwas überschwänglich ist, so wird man sie doch gern durchlesen. Erheblich neue Gesichtspunkte für die Beurteilung der verhängnißvollen Liebe R's zur Gräfin oder des so unglücklich auslaufenden Idylls in der „Ermitage" dürften sie kaum bieten.

Druck und Ausstattung dieser Neuausgabe sind vortrefflich.

DRESDEN. R. MAHRENHOLTZ.

Dühren, Eugen. *Rétif de la Bretonne.* Der Mensch, der Schriftsteller, der Reformator. Berlin 1906. Max Harrwitz XXVII und 515 S. 8⁰. 12 M.

Der Verfasser, der durch seine Studien über den Marquis de Sade bekannt ist, gibt eine Darstellung des Lebens und Wirkens des fruchtbaren Schriftstellers Rétif. Er schließt sich unter Berücksichtigung der Rétif-Literatur, wobei ihm manches, z. B. Le Breton's Aufsatz über Rétif in dessen Geschichte des Romans, entgangen ist, hauptsächlich an den Monsieur Nicolas an, der während und nach der Schreckenszeit geschrieben und gedruckt wurde. Die biographische Seite ist am reichlichsten bedacht, während die literarische und reformatorische Tätigkeit Rétifs ungenügend behandelt sind.

Die Biographie selbst ist hauptsächlich eine Darstellung der von Rétif selbst geschilderten Liebesverhältnisse; es ist begreiflich, daß der Verfasser, der Arzt ist, die so interessante Darstellung der Jugendzeit im *Monsieur Nicolas* nicht vom Standpunkte der Volkskunde aus betrachtet hat, obwohl er die betreffenden Stellen berührt. Die erotische Seite tritt überhaupt allzusehr hervor.

Demjenigen, der sich oberflächlich über Rétif informieren will, mag das Buch gute Dienste leisten; aber wer wirklich diesen eigenartigen Schriftsteller kennen lernen will, wird zu den Werken selbst — vor allem zum *Paysan perverti* — greifen müssen. Denn nach der Darstellung Dührens kann sich der Leser nur eine falsche Vorstellung von diesen Werken machen und sie in ihrer eigentümlichen Formlosigkeit, in ihrer eigenartigen unbeholfenen plumpen Kraft nicht erfassen.

Was die literarische Bedeutung Rétifs anbetrifft, so ist Dührens Buch eher ein Panegyricus als eine kritische Würdigung. Rétif und Balzac gleichzustellen, weit über beide Zola zu heben, das ist denn doch ein Standpunkt, der nicht zu verteidigen ist. Wie wenig Rétif einer Balzacschen Darstellung fähig ist, zeigt z. B. die Geschichte der Mme Jeudy (*Mr Nicolas* Orig. Ausg. p. 497 ff.), wo Rétif auch nicht annähernd die tragische Kraft Balzacs erreicht.

Sehr bequem ist es z. B. auch von den *Contemporaines* bewundernd die verschiedenen behandelten Berufsarten aufzuzählen. Welchen Wert hat das? Den eines Adreßbuchs! Der Nachweis, daß Rétif eine dem Stande entsprechende Individualisierung gelungen ist, daß karakteristische Milieuschilderungen in ihrer Beziehung zu den Menschenseelen vorhanden sind, würde dieser Aufzählung erst ihren Wert geben; aber dieser Nachweis dürfte nicht beizubringen sein.

Sollte der Verfasser „Neue Forschungen über Rétif" publizieren, so wäre eine Revision der literarischen Abschnitte durchaus nötig; auch findet er vielleicht Zeit, seinen Rousseau zur Hand zu nehmen und mit dem Anfang des *Monsieur Nicolas* und mit anderen Stellen zu vergleichen; wir werden dann in diesen „Neuen Forschungen über Rétif" nicht mehr dem Satze begegnen, daß „die Naturschilderungen

Rétifs denjenigen Rousseaus gleichwertig sind[1])" und auch folgender Bemerkung nicht mehr, daß in der Darstellung des wirklichen Lebens *Monsieur Nicolas* weit über Rousseau zu stellen sei.

Der Fleiß, mit der von diesen Mängeln und einigen kleineren anderen abgesehen das Material zusammengetragen ist, sei ausdrücklich anerkannt.

FREIBURG I. BR. J. HAAS.

Balzac, H. de. *Oeuvres Posthumes II: Lettres à l'Etrangère (1842–1844).* Paris, Calmann-Lévy, 1906. 475 S. Frs. 7,50.

1899 erschien der erste Band der Briefe Balzacs an Frau v. *Hanska.* Der Besitzer des Manuskripts, Herr V[te] de Spoelberch de Lovenjoul, hatte die Briefe in Abschrift erst 1886 dem „Geschäft", das durch Vertrag das Recht auf die Ausgabe der von Balzac hinterlassenen Korrespondenz erworben hat, und das aus diesem Recht der Ausgabe ein Recht der Nichtausgabe gemacht hat, übergeben[1]); 7 Jahre später folgt dem 1. Band der zweite und, wenn für die beiden weiteren Bände das beschleunigte Tempo bewahrt wird, so werden die jetzt lebenden Literarhistoriker und Verehrer Balzacs im Greisenalter im Besitze dieser Briefe sein, die für das Leben und die Werke Balzacs und auch für viele seiner Zeitgenossen so reichen Aufschluß geben. Freuen wir uns also, daß nicht erst unsere Enkel, sondern schon unsere Söhne — in gereiftem Alter allerdings erst — sich dieser interessanten Lektüre werden hingeben können.

Was den Text anbetrifft, so ist nur eine Person jetzt im Stande, die Ausgabe zu beurteilen; das ist derjenige, der die Handschriften besitzt und abgeschrieben hat, Herr de Spoelberch de Lovenjoul. In dieser Ausgabe haben einzelne Kürzungen vorgenommen werden müssen; nun teilt mir Herr de Lovenjoul mit, daß in keinem der beiden Bände diese Kürzungen, die aus persönlichen Gründen nötig waren, durch Punkte kenntlich gemacht worden sind, außerdem seien unnötige Kürzungen vorgenommen worden, so daß der Text nicht unbedingt zuverlässig ist. Brunetière und Biré führen in ihren Büchern über *Balzac* die vorliegende Ausgabe auf Herrn de Lovenjoul mit Unrecht zurück.

Trotzdem aber ist das Material über *Balzac*, über seine tägliche Arbeit, über andere Schriftsteller seiner Zeit so reich, daß der vor-

---

[1]) „wird" im Text p. 2 ist jedenfalls ein Druckfehler.

[1]) Um gerecht zu sein, müssen wir sagen, dafs die rührige Verlagshandlung Briefe aus dem ersten Bande von 1894 ab in der Revue de Paris von Zeit zu Zeit — sozusagen tropfenweise — erscheinen liefs.

liegende Band, ebenso wie der erste zu den wichtigsten literarischen Quellen der Zeit von 1842—1844 (soweit reicht der zweite Band) gehört. Ohne die Kenntnis dieser Briefe ist eine Kenntnis der Persönlichkeit Balzacs unmöglich.

Freiburg i. Br. J. Haas.

Mann, Heinrich. *Eine Freundschaft. Gustave Flaubert und George Sand.* Verlegt bei E. W. Bonsels, München-Schwabing 1905/6. 52 S.

In einem Aufsatze „*Beiträge zu einer modernen Aesthetik*" („*Die Insel*" I_1 1899) schrieb J. Meier-Gräfe „wir streben auch nichts weniger als Wissenschaft an. Es ist mehr an eine Art Gymnastik gedacht, die den Leser nicht lehren soll, ebenso zu empfinden, sondern überhaupt zu empfinden". Die zugleich populäre und doch künstlerische Form des literarischen Essays, wie er in der neueren Zeit in Sammlungen wie „*Die Dichtung*" oder „*Die Literatur*" ausgebildet ist, läßt sich mit diesen Worten wohl bezeichnen. Als eine Art Gymnastik, d. h. als eine Kraft- und Gewandtheitsprobe stellt sich eine gewisse Reihe von modernen Essays dar. Es gehört Kraft der Konzentrierung und Gewandtheit des Ausdruckes dazu, Persönlichkeiten in ihrem ureigensten Wesen, Probleme in ihrer innerlichsten Bedeutung, Zeiten in ihren ausschlaggebenden Regungen, Handlungen in ihren mächtigsten, und doch so häufig verborgensten Impulsen zu deutlichster Anschauung zu bringen. Es gehört mehr Kraft und Gewandtheit dazu, einen vollständig befriedigenden, kunstvollen Essay zu schaffen, als ein gelehrtes Buch in langsam bedächtiger, gründlicher, entsagender Detailarbeit Schritt für Schritt anwachsen zu lassen. Aber da Kraft und Gewandtheit häufig versagen, so führt doch in den meisten Fällen die gelehrte, sorgsam-prüfende Arbeit zu sichereren, deutlicheren Resultaten — und Wahrheiten.

Wenn auch häufig genug der moderne Essay noch nicht befriedigt in der erschöpfenden, wenn auch kurzen, Behandlung seines Themas, so darf er doch das Verdienst für sich in Anspuch nehmen reizvolle Anregungen und weite Gesichtspunkte gegeben, Interesse und Verständnis erweckt und die Notwendigkeit persönlich-selbständiger literarischer Beschäftigung glücklich und beredt betont zu haben. Der künstlerisch geschriebene und fein durchdachte Essay leistet für die Verbreitung guter Literatur unter der gebildeten Masse mehr als das wissenschaftliche, nur für die Berufsgenossen bestimmte Buch. Wenn z. B. die Schrift Hugo von Hoffmannsthals über *Victor Hugo*[1]) viel bei uns gelesen würde, so würde sicher ein tieferes und allgemeineres Verständnis des französischen Dichters erzielt werden. Ebenso würden die

---

[1]) *Die Dichtung*, herausgegeben von Paul Remer. Bd. III.

in dem Bändchen „*Die galante Zeit und ihr Ende*“ von Franz Blei[2]) vereinigten kürzeren Essays manchen Lesern einen Begriff von dem Wesen des Galanten im 18. Jahrh. geben können, — deswegen, weil Hoffmannsthal wie Blei knapp und deutlich wesentliche Züge und charakteristische Eigenschaften ihrer Persönlichkeiten in populär-kunstvoller Form darzustellen wissen. Dieses Verdienst kann dem mir vorliegenden Essay von Heinrich Mann nicht zugesprochen werden. Heinrich Mann nämlich verfällt in eine Gefahr, der der moderne Essayist leicht ausgesetzt ist. In dem berechtigten Streben orginell sein zu wollen, wird er nämlich dunkel, schwer und kompliziert, der Wunsch, seinen Gedanken eine kunstvolle Form geben zu wollen, verleitet ihn zu Künsteleien, die auf die Dauer bei dem Leser Mißbehagen und Nervosität erregen; die Tendenz, den Grund seines Problems — das ist die Freundschaft Flauberts und George Sands — auszuschöpfen, veranlaßt ihn zu Abschweifungen und mehr oder minder anfechtbaren Erwägungen und Allgemeinheiten.

Mann hat ohne Zweifel ein tiefes Verständnis für die qualvolle Natur des in einsamer Selbstverzehrung grübelnden und schaffenden Sondermenschen Flaubert, er hat, was übrigens auch nicht schwer ist, die optimistische, kraftvoll-unbekümmerte Idealistin und Sozialistin Sand, der das Künstlerische kein Zweck, sondern ein Mittel ist, sehr gut erfaßt, und er erkennt den Kampf, der die Freundschaft dieser beiden Menschen war; leider ist er nicht einfach und natürlich genug, um ungeschminkt und ungezwungen uns diesen Kampf zu erzählen. Den Denker und Nachempfinder, ebenso wie den Kenner und Verehrer französischer Literatur und Kultur glaube ich in diesem Schriftchen zu finden, aber das was ich von dem Essaysten verlange, Kunst und Klarheit, fehlt ihm durchaus.

Gerade weil man der wissenschaftlichen Arbeit so häufig Mangel an Stil, Gleichgültigkeit gegen Einfachheit, Kunst und Klarheit vorwirft, sollte der Essayst, der in bewußtem Gegensatz zu wissenschaftlicher Methode steht, vor allen Dingen darauf achten, das klar Erfaßte auch klar und anschaulich wiederzugeben. Denn nur dann hat seine Arbeit einen Wert.

GIESSEN. WALTHER KÜCHLER.

Grein, Heinrich. *Die „Idylles Prussiennes“ von Théodore de Banville.* Ein Beitrag zur Geschichte der Kriegspoesie von 1870/71. [Beilage zum Jahresbericht des Realgymnasiums in Neunkirchen, Bez. Trier, Ostern 1906. 50 S.].

Die „*Idylles Prussiennes*“ sind eine Sammlung von 65 Kriegsliedern, die 1870/71, während der Schrecken der Belagerung, in Paris entstanden, Gelegenheitsgedichte im wahren Sinne des Wortes, denen

[2]) *Die Literatur*, herausgegeben von Georg Brandes. Bd. III.

der Dichter in grellem Gegensatz zu ihrem Inhalt diesen seltsamen Titel gab. Sie wurden unmittelbar nach ihrem jeweiligen Entstehen im „National“ veröffentlicht und haben nicht wenig dazu beigetragen, den Belagerten Mut und Hoffnung einzuflößen. Der Schauspieler Saint-Germain brachte mehrere von ihnen auf den Brettern zum Vortrag, und der stürmische Beifall, den er erzielte, galt nicht minder dem Dichter als seinem Interpreten. Der literarische Wert der „*Idylles Prussiennes*“ ist in Frankreich auch von fachmännischer Seite anerkannt worden, während sie in Deutschland nicht die Würdigung gefunden haben, die sie verdienen. Als den Zweck seiner Arbeit bezeichnet es nun Grein in der Einleitung (S. 3), „einige beachtenswerte poetische Erzeugnisse, wie es die „*Idylles Prussiennes*“ sind, in denjenigen literarhistorischen Rahmen zu setzen, in welchen sie gehören“.

S. 4—9 behandelt er die Geschichte der „*Idylles Prussiennes*“, S. 9—11 ihre äußere Form und S. 11—50 ihren Inhalt, wobei der Dichter selbst in umfangreicher Weise zu Worte kommt. In Kreyssigs *Geschichte der französischen Nationalliteratur* (6. Aufl., Bd. 2, S. 353) wird der Ton der „geschmacklosen“ „*Idylles Prussiennes*“ als „innerlich unwahr“ bezeichnet; Bornhak, *Geschichte der französischen Litteratur*, Berlin 1886, nennt sie (S. 562) „Gedichte chauvinistischen Inhalts“. Diesen absprechenden Urteilen gegenüber stellt Grein fest:

1. daß Banville seine Gedichte „*toujours sincères*“ nennt und daß kein Grund vorliegt, an seiner Aufrichtigkeit zu zweifeln.

2. daß die Motive des Dichters — Vaterlandsliebe, Schmerz über das Elend des Krieges, Haß gegen die Deutschen als Feinde (nicht als Nation oder als Menschen) — durchaus poetisch, natürlich und menschlich erklärbar sind, der Vorwurf der Geschmacklosigkeit und des Chauvinismus daher zurückgewiesen werden muß.

3. daß die „*Idylles Prussiennes*“ „vom literarischen und historischen Standpunkte aus viel des Interessanten und Beachtenswerten bieten.“

HILDESHEIM. WILHELM HATTENDORF.

Gourmont, Remy de. *Promenades littéraires*, in-12. Paris 1904. Société du Mercure de France.

Je voudrai rendre compte du dernier recueil d'essais de M. de Gourmont de manière à en dire l'utilité pour les travailleurs. J'en donnerai donc le sommaire avec quelques notes explicatives, puis j'indiquerai la méthode générale de M. de Gourmont.

Et d'abord le sommaire: *l'enfance d'un grand écrivain* (Renan); *Renan et l'idée scientifique* (à propos des *lettres sur Renan* de M. Brunetière); *M. Huysmans, écrivain pieux; le sentimentalisme*

de M. Barrès; *de la fécondité littéraire* (sur Balzac et M. Paul Adam); *le bonheur littéraire* (M. Edmond Rostand); *Octave Mirbeau; un nouveau philosophe* (M. Jules de Gaultier); *Nietzsche et l'amour* (M. de Gourmont suspecte «l'opinion sur les femmes et l'amour d'un homme, fût-il un grand philosophe, qui ignore et l'amour et les femmes»); *Jules Lemaître*; *la sensibilité de Jules Laforgue*; *un célèbre amateur* (Prosper Mérimée); *un homme qui pense* (M. Edmond Thiaudière); *les pensées de Jean Dolent*; *les souvenirs de Judith Gautier*; *une impératrice* (sur le livre de Constantin Christomanos: *Elisabeth de Bavière, impératrice d'Autriche)*; *il pleut, il pleut, bergère* (sur Fabre d'Eglantine); *les survivants* (d'après les souvenirs de M. Philibert Audebrand); *le mariage de Balzac; Verlaine et Victor Hugo; Anecdotes littéraires* (sur les décadents et les symbolistes); *les voyages de M. Moréas; la poésie d'Henri de Régnier; Emile Verhaeren; Charles Guérin*; *Poètes normands*; *les contes de fées; la vie de Barbey d'Aurevilly* (peut-être ce que l'on a écrit de mieux sur le connétable); *la femme naturelle* (sur la dissertation de Laclos, *de l'éducation des femmes*); *la littérature anglaise en France* (c'est dans l'absence presque absolue de travaux de littérature comparée quelque chose d'indispensable et très solide à la fois); *les transplantés* (essai de fixation d'un terme plus adéquat que le terme «déraciné» de M. Maurice Barrès); *marginalia sur Edgar Poe et Baudelaire.*

Parmi les critiques français M. de Gourmont marque sa personnalité en un développement spécial de l'intelligence et surtout par la liberté de son esprit et le sentiment de la réalité qui l'anime.

M. de Gourmont a cette souplesse et cette facilité d'accommodation qui devraient être le propre de tout critique et que l'on reconnaissait à Renan, mais ces qualités viennent chez lui, non pas d'un détachement de toutes choses, mais comme des restes de toutes les personnalités qu'il traversa avant d'être le Gourmont actuel, homme de science et critique de la vie. Ayant été capable de créer des œuvres qui ne prétendent à être que de l'art pur (les *litanies de la rose* par exemple), il s'intéresse aux œuvres purement artistiques, et spécialement pour l'originalité de leur art, et cette préoccupation est absente de toute la critique morale, si bien représentée par M. Doumic. Philosophe qui a vécu des systèmes, homme de science avec cependant une sensibilité qui sut s'instruire aux mille expériences de la vie, il représente en face de la critique universitaire, qui dogmatise et jette l'anathème, cette facilité à vivre les plus diverses aventures qui caractérise sa race normande, et en même temps une difficulté à se laisser complétement surprendre que cette famille d'imprimeurs dut acquérir au contact de tant de papier couvert d'encre.

Et surtout ce qui nous le rend précieux et ce en quoi il peut être utile à des étrangers plus facilement disposés à se laisser tromper quand il s'agit d'une littérature qui n'est pas la leur et qui est

contemporaine, c'est cette liberté qui prend le droit de tout dire pour éviter l'erreur et qui chez un homme assagi par l'âge sait se modérer, précisément parce qu'elle ne veut dire que les choses justes et convenables. Cette liberté est une suite des luttes auxquelles M. de Gourmont prit part aux temps merveilleux du symbolisme. Comme il le dit en parlant de ses amis d'autrefois: «nous autres, il y a quinze ans, nous ne savions même pas qu'il y eût un gouvernement. On jouissait de la liberté d'écrire, de la liberté de vivre, de toutes les libertés, et l'on ne songeait à rien qu'à dire sa pensée, même quand elle était un peu folle».

Mais, comme je l'indiquais, cette liberté et cette infinie compréhension n'aboutissent pas à un scepticisme de débutant, sans doute parce qu'on ne comprend bien les choses qu'en se les assimilant, en les vivant, ou à une répétition fatigante d'un relativisme facile. M. de Gourmont juge et contredit quelquefois: ses arrêts sont alors dictés par la considération de quelque fait méconnu ou travesti et qu'il sait retrouver en sa simplicité naturelle; il juge en homme de science et non en dogmatique. C'est le dernier terme de l'intelligence qui, après les livres, comprend la vie multiforme et s'y plie.

PARIS. LOUIS THOMAS.

Bordeaux, Henri. *Deux méditations sur la mort* (La sensibilité de Maurice Barrès — La sensibilité de Pierre Loti). Paris 1905. Sansot, in-12. 1 fr.

La mort est, d'après M. Bordeaux, comme un moment dans les philosophies que M.M. Barrès et Loti ont développées dans leurs œuvres. Pour M. Barrès, c'est l'éternelle ennemie, contre laquelle il a édifié tout son système, allant pour cela de l'idéalisme qui nie la mort en niant l'univers à sa théorie actuelle de la terre et des morts qui par la continuité héréditaire reste victorieuse de cette mort autrefois inéluctable. Chez M. Loti c'est le terme dernier de son panthéisme et le moyen même par lequel il se consolide, la mort étant une des phases dans «l'éternel retour» qui constitue la vie des mondes.

On comprend par ce résumé tout l'intérêt de ces deux analyses joignant deux auteurs, si dissemblables, sous un même rapport.

J'aurais aimé voir M. Bordeaux insister sur un autre point, qui est, pour moi, la source profonde de cette méditation sur la mort signalée par lui chez nos deux contemporains. Je veux dire la source chrétienne de ces deux tempéraments. Ceci demanderait de longs développements: l'on pourrait d'abord essayer de prouver que le début des deux systèmes est quelque chose de chrétien, — pour M. Barrès l'idéalisme qui est une forme de la réaction chrétienne

contre le divertissement[1]), — pour M. Loti, amour panthéistique de la nature qui est une réaction, par simple opposition[2]), contre l'éducation protestante qu'il reçut pendant sa jeunesse.[3]) Mais le point sur lequel je veux insister, c'est, qu'étant donné ces deux débuts, idéalisme et panthéisme, la suite pourrait être fort différente si les tendances chrétiennes héréditaires ne venaient jeter dans le débat l'idée qui est la base de tout le christianisme, la crainte de la mort. En effet nous connaissons d'autres idéalismes, et d'autres panthéismes qui ont tout autrement évolué précisément, parce que leurs auteurs sont incroyants; je citerai seulement: Spinoza, Goethe, Nietzsche, Remy de Gourmont et Hugues Rebell, chez lesquels des idées étrangères ne sont pas venues corrompre les données primitives.

PARIS. LOUIS THOMAS.

Lambert, Louis. *Chants et chansons populaires du Languedoc*, recueillis et publiés avec la musique notée et la traduction française. Deux tomes. Paris et Leipzig, Welter, 1906. VIII, 385 p. et 345 p. gr. 8°.

Unter denjenigen Franzosen, die heiß bemüht sind, vom heimatlichen Volksliede möglichst viel aufzuzeichnen, bevor es dem drohenden Aussterben anheimfällt, steht Lambert für Languedoc in erster Reihe. Abgesehen von *Contes populaires*, die in der *Revue des langues romanes* abgedruckt sind, hat er mit Montel zusammen in derselben Zeitschrift vor gut 30 Jahren languedocische Volkslieder herausgegeben, die 1880 in Buchform erschienen. Da der stattliche Band bei der Fülle des Stoffes aber nur ein ganz kleines Gebiet umfaßte, gedachte man die Veröffentlichung fortzusetzen, ein Plan, der indes durch Montels Tod gründlich gestört wurde. Lambert hat aber weiter gesammelt und auf vielfaches Zureden sich schließlich doch noch entschlossen, seine Schätze dem Druck zu übergeben. Der Umstand, daß die mit Montel publizierte Sammlung Wiegen- und Kinderlieder enthielt, klärt uns darüber auf, wie die beiden Verfasser ihr Material damals anzuordnen gedachten: in der Reihenfolge, wie das Lied den Menschen auf seinem Lebenswege begleitet, so sollte es dem Leser dargeboten werden. Diese Gruppierung behält nun auch Lambert bei; genauer sagt er darüber in der Vorrede: *Les chants du premier âge seront suivis des jeux de l'enfance, les danses, rondes, les chants d'amour, de mariage, les métiers, les chants satiriques, les chants relatifs aux usages, les chansons pastorales, les chants religieux, noëls,*

---

[1]) au sens de Pascal (et à ce propos je demanderai assez volontiers à M. Bordeaux qui a oublié de nous le dire, si ses premières pages ne sont pas une transposition de la théoire pascalienne du divertissement).

[2]) au sens de Tarde.

[3]) cf. Loti, *Le roman d'un enfant.*

cantiques, les légendes dramatiques, les chansons narratives, les chants historiques et politiques. Von der Publikation, in welcher dieses umfangreiche Programm verwirklicht werden soll, liegen nun die beiden ersten Bände vor. Daß sie nicht weiter als bis zu den Eheliedern reichen, zeigt den Reichtum des Materials, das dem Herausgeber zur Verfügung steht. An Mitarbeitern hat es ihm beim Sammeln nicht gefehlt — eine Ehrentafel kündet im ersten Bande ihre Namen —, aber er ist die langen Jahre hindurch doch die Seele des Unternehmens gewesen, und die Arbeit eines Menschenlebens ist in seinem Werke niedergelegt.

Um uns über den Inhalt der beiden bis jetzt erschienenen Bände genauer zu unterrichten, greifen wir unwillkürlich zur *Table des matières.* Leider fehlen aber hier die lateinischen Zahlen, die bei den Überschriften im eigentlichen Text verwandt sind, so daß man über die Disposition des Ganzen nicht recht klar wird. So müssen wir es denn mit dem Durchblättern versuchen, was wohl im ersten, aber nicht im zweiten Bande zum Ziele führt, wo wir die Zahlzeichen auch bei den Textüberschriften vermissen. Nach solchen Schwierigkeiten stellt sich schließlich folgende Anordnung heraus: Chants du premier âge — Branles, rondes enfantines — La sauteuse — Jeux d'enfants — Dialogues, randonnées — Difficultés de prononciation — Dictons facétieux sur des noms de baptême — Incantations enfantines — Rondes — Farandoles (erster Band); Danses rustiques — Chansons de printemps — Chants d'amour — Chants de mariage (zweiter Band). Von all diesen Gattungen werden reichliche Proben gegeben; der Anfang des ersten Bandes macht davon allerdings eine Ausnahme, weil es sich dort eigentlich nur um Nachträge zu den Chants du premier âge von 1880 handelt, deren Fortsetzung die neue Publikation ja sein soll. Aber in der Behandlung des einzelnen Textes zeigen beide Arbeiten eine einschneidende Verschiedenheit, auf die Lambert selbst den Leser im Vorwort resigniert hinweist: *tout en conservant ce plan, mon âge ne me permet plus de lui donner le même développement que dans la première partie. Je me borne donc à publier ces chants à titre de documents, sans les accompagner de commentaires et de notes comparatives avec les recueils publiés en France ou à l'étranger.* Es ist sehr schade, daß die reiche Fülle erklärender und vergleichender Bemerkungen, mit welchen Montel und Lambert ihre Lieder begleiteten, in der neuen Veröffentlichung fast ganz fortfällt. Immerhin sind wir aber schon für die Texte dankbar, zumal Noten wieder beigefügt sind. Daß die französische Übersetzung nicht fehlt, zeigt zwar einerseits wieder, daß man dem gebildeten Franzosen die Kenntnis der südlichen Dialekte nicht zutraut, andererseits aber auch, daß man ihn als Käufer und Leser voraussetzt. Man kann nur wünschen, daß sich Lambert und seine gleichgesinnten Landsleute in diesem Punkte nicht täuschen: die französische Nation kann garnicht genug auf solche Quellen reiner Poesie und wirklichen Empfindens hin-

gewiesen werden. Uns Deutschen ist die Liebe zur Volksdichtung mehr anerzogen, und wie man einst die languedocischen Wiegen- und Kinderlieder warm bei uns begrüßte, darf auch die nun zur Veröffentlichung gelangte Lebensarbeit Lamberts regster Anteilnahme in Deutschland sicher sein. Wir freuen uns, daß der Greis die Saat seiner Mannesjahre einerntet, und hoffen, daß es ihm vergönnt ist, die ganze Frucht sicher unter Dach und Fach zu bringen.

Hannover. Carl Friesland.

Freitags Sammlung franz. u. engl. Schriftsteller.

1. *Alphonse Daudet*, Ausgewählte Erzählungen. Für den Schulgebrauch herausgegeben von Prof. Dr. Schindler. Leipzig, G. Freytag 1905. 103 S. geb. 1,20 M. Hierzu ein Wörterbuch brosch. 32 Seiten 40 Pf.

Eine Notwendigkeit für das Erscheinen der Ausgabe lag nicht vor, da schon in Schmagers Textausgaben (Dresden, Gerhard Kühtmann: 80 Pf.) und bei Velhagen & Klasing (A-, B- und Reformausgabe: 90 Pf.) brauchbare Ausgaben ausgewählter Erzählungen A. Daudets veröffentlicht worden sind. Auch bei Friedberg & Mode (Hrsg. A. Lundehn, vergl. Zeitschr. VI S. 285) und bei Seemann (Hrsg. E. Hönncher) sind *Lettres de mon Moulin* und *Contes choisis* und bei Renger Ausgewählte Erzählungen erschienen. An und für sich betrachtet läfst sich Schindlers Ausgabe wohl empfehlen. Im grofsen und ganzen ist die Auswahl dieselbe wie in den beiden erst genannten Ausgaben: ihr eigen ist *Le poète Mistral, la partie de billard, le Turco de la Commune, les trois sommations.* Die Anmerkungen S. 79—105 sind sorgfältig gearbeitet und dienen der Erklärung des Textes in angemessener Weise. Die Einleitung S. 3—9 gibt eine kurze Übersicht über das Leben und die Werke Daudets.

2. *Jules Sandeau, Mademoiselle de la Seiglière* (*Roman*). Für den Schulgebrauch herausgegeben von O. F. Schmidt, Oberl. am städt. Gymn. u. Realgymn. in Köln. Leipzig, G. Freytag 1905. 123 S. geb. 1,20 M. hierzu ein Wörterb. brosch. 46 S. 50 Pf.

Der Roman ist weniger bekannt als das Lustspiel gleichen Namens desselben Verfassers, das ja in mehreren Schulausgaben veröffentlicht ist und viel gelesen wird. Der Hauptunterschied zwischen beiden ist der, dafs im Lustspiel die Verbindung zwischen Helene und Bernhard zustande kommt; im Roman geht Bernhard freiwillig in den Tod, Helene nimmt den Schleier. Der Advokat ist hier verheiratet und Familienvater, die Gestalten des Marquis, der Helene, der Baronin und Bernhards sind im wesentlich dieselben geblieben. Wo man das Lustspiel zur Schullektüre für geeignet erachtet, wird man meist auch dem Roman dafür Eingang gestatten können, da er ebenso wie das Lustspiel ein fesselndes Lebens- und Sittenbild aus der Zeit der Restauration darbietet. Die Einleitung S. 3—6 gibt eine kurze Charakteristik Sandeaus und seiner Werke. Die Anmerkungen S. 104—123 sind, wie das Wörterbuch, im Hinblick auf die Privatlektüre angelegt und bemessen. Die Anmerkungen hätten aber dann in Bezug auf phraseologische Mitteilungen etwas sparsamer sein könnnen. So bedurfte z. B. 93, 2/3 *vers une rive où chantaient la jeunesse et l'amour* keiner Anmerkung, und die mit einem Gleichheitszeichen eingeführte Übersetzung: „nach den Gestaden seliger Jugendliebe“ weicht unnötigerweise von den Textworten ab.

3. *Jules Sandeau, La roche aux mouettes.* Für den Schulgebrauch herausgegeben von Hanna Glinzer, Oberlehrerin an der Schule des Paulsenstifts zu Hamburg. G. Freytag 1905. 77 S. mit Wörterbuch Preis geb. 1,00 M.

Auch hiervon war schon eine brauchbare Ausgabe vorhanden bei Velhagen & Klasing (Hrsg. Karl Strüver. 1897. A- u. B-Ausgabe 80 Pf, Wörterb. 20 Pf.). Die Kürzung ist in der vorliegenden jedoch anders vorgenommen, und die Erzählung liest sich auch hier lückenlos: der Text bietet hier manches Hübsche, was sich in der anderen Ausgabe nicht findet, die ihrerseits wieder hie und da eine Stelle aufweist, die man ungern missen würde (z. B. in B-Augabe 4, 27—5, 19 verglichen mit S. 9, Z. 1). Das Buch läfst sich zur Lektüre in der Oberklasse der Mittelstufe wohl empfehlen. Die Einleitung S. 3—5 gibt eine knappe Charakteristik Sandeaus, Anmerkungen folgen auf S. 46—53 und enthalten manche überflüssige phraseologische und grammatische Bemerkung; zu S. 11, 25: *Il eût vu le ciel entr'ouvert, il eût entendu ... qu'il n'aurait pas été plus vivement tenté* wird blofs angegeben, wie die Übersetzung zu verfahren habe, aber keine Erklärung der Konstruktion versucht, ebenso freilich wie in Strüvers Ausgabe (13, 11). Dankenswert ist die Aufstellung einer Übersicht über die Fälle, in denen der Konjunktiv im Texte vorkommt, auf S. 52 f. — S. 54—77 geben das Wörterverzeichnis.

4. *Le Commerce de France.* Für die Oberklassen von Handelsschulen aller Art herausgegeben von Prof. H. Fr. Haastert, Leiter der Kaufmännischen Fortbildungsschule zu Hagen i. W. G. Freytag 1905. 146 S. Preis geb. 1,50 M. hierzu ein Wörterbuch 34 S. brosch. 40 Pf.

Das Buch enthält 8 Kapitel unter den Überschriften: Coup d'œil sur l'histoire du commerce de France (G. François), Productions, Industrie et Commerce de la France actuelle (Theod. H. Barrau), Importance et utilités de nos colonies (Alfred Rambaud), Le commerce et son personnel, la monnaie et le crédit (P. Maigne), L'achat et la vente dans les grands magasins, Les épiceries Potin, Les effets du commerce (G. d'Avenel), La répartition de la richesse (Th. Desdouits) und bietet so einen interessanten Inhalt, der auch über die Kreise hinaus, für die er zunächst bestimmt ist, wohl Anziehungskraft zu üben vermag. Es ist mit einem Worte eine gediegene, höchst verdienstliche Arbeit, deren Wert durch die Beigabe der sorgfältig behandelten, nur sachlichen Anmerkungen (S. 108—146) erhöht wird. Die Einleitung (S. 5—7) gibt eine Übersicht über das Leben und die Werke der oben in Klammern genannten Verfasser der in dem Bändchen aufgenommenen Abschnitte. Es läfst sich auch zur Lektüre in Oberrealschulen wohl empfehlen. Statt *Il s'en suivit* (21, 8) lese man *Il s'ensuivit* und statt *elle a envelé* (38, 18) *elle a enlevé.*

Dortmund. C. Th. Lion.

Miszelle.

Nochmals *Estregales* und *Gorre*.

Erwiderung auf A. Schulzes Referat in *Zs. f. rom. Phil* XXX pp. 352—54, 357—59.

Wohl niemand, der neue Hypothesen aufstellt, darf erwarten, gleich allgemein bis in alle Détails Zustimmung zu finden. Aber soviel habe ich, offen gestanden, erwartet, dafs wenigstens die Hauptresultate meiner in dieser *Zs.* XXVII u. XXVIII erschienenen Abhandlung wenn nicht als sicher, so doch als plausibel erachtet würden; und ich war nicht wenig erstaunt, gleich zuerst ein Referat zu lesen, welches alles rundweg ablehnt und meine Hypothesen fast als blofse Hirngespinste erklärt. Eine solche Art der Behandlung veranlafste mich, eine Verteidigung zu schreiben, und dies war für mich eine sehr leichte Aufgabe. Es kommen bei Sch's Ablehnung und bei meiner Verteidigung nicht nur spezielle, sondern auch prinzipielle Fragen in Betracht.

Nach Sch. (p. 353) ist es z. B. reine Willkür, wenn ich neben *Tergalo* und *Trigale-Estregales* (die Identität der 2 letztern Formen ist im *Caradoc* gesichert) ein **Estregalo* ansetze, trotzdem er wissen sollte, dafs die hier vorausgesetzten Änderungen (Abfall von *Es*-, und Wechsel von *er, re, ri)* zu dem allergewöhnlichsten gehören, das es nur gibt, und aufserdem in dem eben zitierten Beispiel aus dem Caradoc belegt sind! Es ist reine Willkür (p. 354—55), wenn ich aus Hartmanns *Boydurant* und französischen Varianten wie *Raindurans*, *Rinduranz*, *Randuraz*, *Riduars* schliefse, dafs eine Form **Roiderant* möglich war. Ich mag für meine erschlossene Form Argumente anführen, so viel ich will; Sch. nennt sie doch „ohne Motivierung vermutet". Übrigens habe ich später (*Zs.* XXVIII p. 3. A.) noch die Form *Roiduraine* belegt, was Sch. nicht gesehen zu haben scheint. Ist auch diese dem vermuteten **Roiderant* noch zu unähnlich? Es ist reine Willkür (p. 358), wenn ich eine Form **Estramore* ansetze, um von *Estremore* zu *Strathmore*, resp. umgekehrt zu gelangen! Aber, frage ich verblüfft, was ist denn überhaupt dem Kritiker noch erlaubt? Wenn solche Hypothesen als willkürlich nicht mehr gestattet wären, dann müfste die arthurische Literatur und Sage für die Kritik ein *noli me tangere* bleiben; denn ohne solche kommt man da keinen Schritt vorwärts. Jeder Herausgeber eines kritischen Textes, auch der gewissenhafteste, erlaubt sich gröfsere Freiheiten als ich in den genannten Beispielen.

Meine Identifikation von *Estremore* und *Estrangore* beruht auf folgenden 3 Tatsachen: 1. offenkundige Ähnlichkeit der Namensformen[1]; 2. ungefähr

[1]) Wie immer man den Übergang **Estramor(e)* > *Estrangor(e)* erklärt, ist mir gleichgültig. Ich schlug vor *m* > *ni* *(nj)* > *ng* und führte (p. 64) Belege für das tatsächliche Vorkommen dieser Übergänge an. Sch. meint, ich könnte aber „niemandem das Recht bestreiten, auch umgekehrt zu schliefsen": *Estrangor* > *Estranjor* > *Estramor*. Ich bestreite dieses Recht niemandem. Nur glaube ich, dafs es dem Kritiker immer erlaubt ist, von

identische Lage nach den Angaben der Texte (Nord-, wahrscheinlich Nordost-Schottland); 3. die Herrscher der beiden Länder erscheinen als Entführer der Königin Guenievre. Ebenso beruht die Identifikation von *Estregorre* und *Gorre* auf folgenden 3 Tatsachen: 1. offenbare Ähnlichkeit resp. Zusammengehörigkeit der Namensformen (*Estregorre* kann als zugehörig zu *Gorre* aufgefafst werden ebenso wie *Estregales*, *Sorgales* als zugehörig zu *Gales*); 2. ungefähr identische Lage nach den Angaben der Texte (wie oben); 3. die Herrscher beider Länder erscheinen als Entführer der Königin Guenievre. Sind zwei Gröfsen einer dritten gleich, so sind sie untereinander gleich; also *Gorre* = *Estremore*. Gewissermafsen als Bestätigung tritt hinzu die Tatsache, dafs der Name des Herrschers von *Estremore*, nämlich *Raolais-Abaholais (Belias)* dem Namen des Herrschers von *Gorre*, *Maheloas (Meleagant)* sehr ähnlich ist, indem ja so zu sagen nur die Initiale sich geändert hat, die übrigens auch in den Varianten des Namens des Herrschers von *Estremore* wechselt. Dafs auch *Gasoains*, der Name des Herrschers von *Estrangorre*, aus *Maheloas* entstanden sei, habe ich als nicht unmöglich bezeichnet, mehr nicht. Das Etymon habe ich in der Gegend gesucht, in welche uns die Texte weisen, und daselbst ein Gebiet, genannt *Srath-mor* gefunden, welches als Etymon so gut pafst, wie man sichs nur wünschen konnte (das finale *e* ist auch in den französischen Texten nicht fest, indem ja Formen wie *Estrangor* und daraus entstelltes *Estrangot* häufig sind). Gewissermafsen als Bestätigung tritt wieder hinzu die Tatsache, dafs gerade in *Strathmore* Sagen über die Entführung der Königin Guenievre lokalisirt sind, und dafs dieses Tal wahrscheinlich ein Teil jenes Gebietes ist, das ehemals als ein Reich der Toten gegolten zu haben scheint, ebenso wie *Gorre*. Dies war in Kürze meine Argumentation; und ich glaube, sie noch vollständig aufrecht halten zu können. Es ist nur eine Hypothese; dies gebe ich zu; aber sie hängt nicht blofs an einem schwachen Faden. Ebenso kann meine Erklärung des Namens *Estregales* die Sch'sche Kritik sehr wohl aushalten. Ich will sie nicht auch rekapitulieren; denn der betr. Abschnitt meiner Arbeit ist kurz und übersichtlich (p. 97—113). Sch. wird wohl wie fast jedermann die Identifikation von *Meleagant* und *Maelwas* akzeptieren. Die Hypothese stammt von G. Paris. Kostet es wirklich so viel mehr Mühe, meiner Identifikation von *Roderc-us-Riderch-Rederech* mit *Roidurains-Boydurant-Rindurans-Riduars* zuzustimmen?

---

2 a priori gleichwertigen Alternativen diejenige vorzuziehen, die zu einem befriedigenden Resultate führt. Wenn Sch. mit Bevorzugung von *Estrangore* ein besseres Etymon findet, dann gebe ich meine Erklärung auf. Hätte ich z. B. in Schottland anstatt *Strathmore* ein Gebiet genannt *Strangor* gefunden, so hätte ich jener zweiten Alternative den Vorzug gegeben. Sch. macht noch zu Gunsten der letztern, die er übrigens nicht etwa acceptirt sondern nur für relativ weniger falsch hält, geltend, dafs nach meiner eigenen Angabe „die (nachgewiesene) Form *Estremore* nur durch einen einzigen Beleg bezeugt sei," während „die meisten Varianten des Namens in seltner Einmütigkeit nicht *m*, sondern *ng* zeigen.„ Dazu mufs ich bemerken, dafs in meiner Arbeit vor dem zitirten „nur" noch das Wort „eigentlich" geschrieben steht und dafs gleich nachher erklärend hinzugefügt ist: „eine Stelle der Vulgata-Merlinfortsetzung, auf welcher der Freymondsche Text beruht" (p. 64). Ich nannte also hier 2 verschiedene Texte (mit einer Gesammtzahl von 3 Belegen, vgl. p. 52, 53, 57); ich zählte die drei Belege als „eigentlich nur einen" weil sie in nahe verwandten Texten vorkommen. Aber ebenso haben die zahlreichen Belege der *ng*- Formen im Lancelot und den von ihm abhängigen Romanen auch nur den Wert eines einzigen Belegs. Man mufs die Belege nicht zählen, sondern wägen. Dann ist die Discrepanz nicht mehr grofs. Doch, wie gesagt, wie immer man die Übergänge erklären will: Tatsache ist, dafs die Formen *Estremore* und *Estrangore* einander so ähnlich sind, dafs sie, falls das übrige stimmt, identifiziert werden können.

Auch das „prinzipielle Bedenken" Sch's (p. 358), dafs, um ein konkretes Beispiel zu nehmen, „wer *Estramor* durch Verlesen von *m* in *ni* zu *Estranior* oder *Estrangor* verkehrte", die geographische Bedeutung nicht mehr kannte, und darum nicht aus dieser Verdrehung wieder eine Form entstehen konnte, „die allgemein im Gebrauch und zwar in geographisch zutreffendem Gebrauch war" (*Gorre*), ist nicht gerechtfertigt. Dies könnte doch nur zutreffen, wenn man immer annehmen müfste, dafs die Namen ganz nackt überliefert wurden. Dies war wohl in den trockenen Ritternamenlisten meistens der Fall, bei den mit Sagen verknüpften Namen dagegen in der Regel nicht. Wenn es z. B. hiefs *Estramor en Escosse* (vgl. *Sinaudon* in *Gales*, *Arestuel* in *la marche d'Escosse*, Zs. 28 p. 51, etc.), so konnte sich die Determination von *Estramor* erhalten, wie immer sich dieser Name ändern mochte; und da ja die Determination in der Regel das einzige dem französischen Dichter und seinem Publikum verständliche war, so lag es in seinem Interesse, gerade dieses Element zu erhalten.

Weil ich die Hypothesen anderer bekämpfte, so scheint es Sch. geradezu für eine Dreistigkeit zu halten, dafs ich überhaupt selbst Hyphothesen aufstelle (p. 353, 357). Ich sollte gewissermafsen das Recht hierzu verwirkt haben. So werde ich denn sehr hart angefahren, weil ich für einen Vers des *Erec* eine Konjektur vorschlug, „obgleich sämtliche Handschriften einmütig" das von Foerster in den Text aufgenommene bieten. Foerster selbst neigt der Ansicht zu, dafs der Archetypus der Erec-Hss nicht das Original ist, und ich hatte Gründe beigebracht, um zu zeigen, dafs gerade die Turnierbeschreibung und Ritterliste defekt überliefert ist (vgl. *Zs.* XXVII 107—08 und XXVIII 3A.). Wenn man den Archetypus korrigieren will, so ist offenbar die einmütige Übereinstimmung der Hss ein ganz gleichgiltiges Moment. Meine Konjektur war ein unschuldiger Vorschlag; ob man ihn annimmt oder nicht (ihre Unmöglichkeit zu beweisen dürfte jedenfalls schwer halten), ändert an meinem Gesamtresultat gar nichts[2]). „Die Krone von allem" ist nach Sch. (p. 357) meine „Identifizirung der Namen *Belias* und *Modor* (S. 60)" (nämlich Ableitung beider Namen von *Maheloas*). Aber es ist leicht, etwas als unwahrscheinlich hinzustellen, wenn man aus der Argumentation nur ein herausgerissenes Stück zitirt. Sch. bringt nämlich nur den Anfang meiner auf die Form bezüglichen, auf S. 61 (!) fortgesetzten Kette von Argumenten, indem er den Leser glauben läfst, sie sei zu Ende; die auf die Bedeutung Bezug habenden Argumente erwähnt er schon gar nicht. Wenn man nicht vollständig zitiren mag, so soll mans wenigstens sagen. Bei meinen Namensidentifikationen gilt mir immer als oberstes Prinzip, dafs vor allem die Bedeutung des Namens, seine Verknüpfung mit anderen Namen, mit Sagenmotiven etc., das, was man seine Funktion nennen könnte, sich ungezwungen erklären lasse; die Form kommt erst in zweiter Linie. Bei der ungeheuren Zahl der uns überlieferten Namen trifft es sich häufig genug, dafs Namen einander sehr ähnlich sind, trotzdem sie einander gar nichts angehen. Ich kann es natürlich nicht verhindern, dafs ich bisweilen zuerst von der Ähnlichkeit der Formen frappirt werde; aber wenn die Bedeutung, die Funktion, nicht gut pafst, so verzichte ich auf Identifikation. Anderseits ist es eine Tatsache, dafs die Namen sich bei der Überlieferung sehr stark ändern, und zwar hauptsächlich graphisch. Man sehe sich nur die Varianten in den Texten, die in mehreren Hss erhalten sind, an! Bei meiner Lektüre laufen mir eben zwei Beispiele in die Hände. Im Gauvainkomplex von

---

[2]) Der Herausgeber natürlich darf ohne zwingende Gründe nicht über den Archetypus hinausgehen; hätte ich den Text herauszugeben gehabt, so hätte ich dasselbe gesetzt wie Foerster. Es handelte sich übrigens nur um die Ersetzung von *la vielle* durch *li vielz*; das übrige mag meinetwegen jeder ändern, wie es ihm beliebt.

Chétiens *Perceval* erscheint eine Person, deren Name in den Hss belegt ist als: *Hermans, Herbaus, Bertrans, Brehais* (vgl. J. Weston, *The legend of Sir Perceval* I. 1906 p. 185). Der Name der Heimat des ersten Fortsetzers von Chrétiens *Perceval* ist in den französischen Hss überliefert in den Formen: *Denet, Donaing, Doulenz, Dordain, Doudain, Dons, douz tans* (ibid. p. 270). Ist die Ähnlichkeit zwischen *Hermans* und *Brehais*, zwischen *Denet* und *Dordain* größer als zwischen *Meloax-Maleus* und *Belias* oder zwischen *Mahalos-Maleus* und *Mados*? Jenes sind nur Abweichungen von Handschrift zu Handschrift. Wie viel stärker können die Abweichungen von Roman zu Roman sein! Ich verweise beispielsweise auf Varianten des Namens *Vannes (Guened)*: *Jaigne, Moine, Onjuire, Benoic, Gomeret*, etc. (vgl. meinen Beitrag zur *Festschrift für H. Morf*, p. 1—5 [3]). Von der erwähnten Tatsache darf und mufs der Kritiker Gebrauch machen, indem er sich einerseits nicht zu sehr auf die Ähnlichkeit der Namen verläßt, anderseits sich nicht gleich durch ihre Unähnlichkeit abschrecken lässt. Natürlich, je mehr er die überlieferten Namensformen in ungewöhnlicher Weise „verdreht," um so unsicherer sind seine Erklärungen, und eine Hauptsache ist es, dafs bei langen Reihen von Änderungen Zwischenformen in genügender Zahl vorhanden sind. [4]) Alles das weifs ich sehr wohl und habe es bei meiner Arbeit nie vergessen. Ich habe zahlreiche Hypothesen auf-

[3]) Meine daselbst, p. 3, geäufserte Vermutung, dafs *Gomeret* aus *Goinnec* entstanden sei, ist nun bestätigt worden, indem jenes als Variante von diesem belegt wurde (vgl. J. Weston, *l. c.* p. 299).

[4]) Sch. (p. 358) meint, wenn man von der Phonetik abgehe, so verliere man ganz den Boden unter den Füfsen. Aber auch bei den graphischen Änderungen gibt es viele sehr häufig wiederkehrende Erscheinungen. Wie beim Lautwandel ein Laut immer nur in einen ähnlichen Laut übergeht, so wird bei graphischen Änderungen ein Zeichen gewöhnlich durch ein ähnliches ersetzt. Und wie schwache Laute aus- oder abgestofsen werden können, so können unscheinbare Zeichen, z. B. für *er*, *n*, übersehen werden. Es ist bekannt, dafs in vielen Hss ein Unterschied zwischen beispielsweise *u* und *n*, *c* und *t*, *s* und *l* häufig garnicht vorhanden ist, so dafs dann bei unbekannten Eigennamen für den Leser eine Entscheidung geradezu unmöglich wird. Namentlich sind auch die Majuskeln wegen ihrer Verschnörkelung und relativ seltenen Verwendung eine häufige Quelle von Irrtümern. Und wie zahlreich sind die Fälle, dafs sogar die Herausgeber von Texten die Eigennamen unrichtig lasen! Dem Individuellen kommt beim graphischen Wandel eine ungleich gröfsere Macht zu als beim Lautwandel. Es gibt denn auch da keine eigentlichen Regeln, keine „Gesetze"; es gibt kein „mufs", sondern nur ein „kann". Darum genügt auch die Ähnlichkeit der Form nicht; mit ihr mufs, wenn man den Zufall soviel als möglich ausschliefsen will, die Ähnlichkeit der Funktion Hand in Hand gehen, wie übrigens auch die Phonetik noch die Semantik zu Hülfe nehmen mufs. Auch das Zusammenwirken der letztern beiden erzeugt ja nicht immer Sicherheit. Je häufiger gewisse graphische Änderungen vorkommen und je natürlicher sie sind, um so weniger bilden sie ein Hindernis für anderweitig begründete Identifikationen. Sehr häufige Änderungen wie *u* > *n* etc. bilden schon gar kein Hindernis mehr, indem bei ungeläufigen Namen die falsche Wiedergabe wohl gerade so oft vorkommt wie die richtige. Je fremdartiger und seltener ein Eigenname, um so mehr ist er graphischen Änderungen ausgesetzt. Sehr bekannte Eigennamen, sind gegen graphische Entstellungen geschützt. Mit der Möglichkeit solcher zu rechnen ist dem Namenforscher nicht nur erlaubt, sondern es ist geradezu ein Fehler, wenn er es nicht tut, wenn er nur auf die Phonetik Rücksicht nimmt. Ohne einschlägige paläographische Kenntnisse ist daher die Erklärung schriftlich überlieferter Eigennamen nicht möglich.

gestellt, von denen einige vielleicht sehr kühn genannt worden dürfen;[5]) aber diese (so auch die beiden eben besprochenen) liegen abseits von der Hauptargumentation, und durch den Nachweis, dafs sie falsch wären, würden meine Hauptresultate nicht im geringsten gefährdet. Was unsicher ist, habe ich als unsicher gegeben.

Ich teile meine Hypothesen mit, damit man sie prüfe. Vielleicht findet der eine oder andere neue Argumente zu ihren Gunsten; vielleicht kann er sie als unrichtig erweisen; dann nehme ich sie zurück. Ich nehme es niemandem übel, wenn er meine Hypothesen angreift, wie ich auch diejenigen anderer angriff; aber ich darf erwarten, dafs er wenigstens wirkliche Argumente bringe. Sch. aber sucht ohne solche alles ins Lächerliche zu ziehen. Er macht sich lustig über meinen häufigen Gebrauch des Wörtchens „wohl“ und anderer die relative Unsicherheit ausdrückenden Redewendungen (es gefiel ihm, sie alle gesperrt drucken zu lassen), deren ich mich aus lauter Vorsicht, wo immer nötig, bediente, so wenig vorteilhaft sie vom stilistischen Standpunkt sind. Gleichzeitig aber macht er mir den Vorwurf, dafs ich meine Hypothesen als Tatsachen hinstelle.[5a]) So soll ich z. B. in meinem Satz „der im Erec und der Caradoc-Interpolation erwähnte Fürst von *Estregalo(u)(-i)* hat etc.“ eine „postulierte“ Form direkt als Überlieferung hinstellen“ (p. 353), d. h. also durch Vorspieglung falscher Tatsachen die Leser irre führen wollen; und doch habe ich gerade vorher ausführlich mitgeteilt, welches die überlieferten und welches die erschlossenen Formen sind. Ich hätte wohl besser getan, den Namen mit einem Sternchen zu versehen. Aber kann man solche Haarspalterei voraussehen?

Eine längere Diskussion widmet Sch. (p. 354) nur der Frage, ob Chrétien *Roiderec* in *Roi Erec* mifsverstehen konnte.[6]) Ich hatte zwar gesagt, dafs man dieses Mifsverständnis nicht Chrétien aufladen müsse, und bin geneigt, was Sch. erkannte, es eher seiner Quelle zuzuschreiben. Ich habe aber Chrétien selbst nicht ausgeschlossen. weil ich weifs, wie weit die Gedankenlosigkeit der Arthurdichter, auch Chrétiens, ging. War nicht derselbe Chrétien auch „von allen guten Geistern verlassen“, als er im *Erec* seinen Helden von Grofsbritannien nach Kleinbritannien, und umgekehrt, „reiten“ liefs (vgl. diese *Zs.* XXVII 94), als er im *Perceval* die 5-jährige Abenteuerfahrt des Protagonisten und die 6-wöchentliche Gauvains als gleichzeitig hinstellte (vgl. J. Weston, *l. c.* p. 176)? Solche Dinge sind bei Chrétien nichts Ungewöhnliches (vgl. auch J. Weston, *Legend of Sir Lancelot* p. 43—44).

Sch. macht mir endlich noch das Kompliment, es „trete bei meiner Arbeitsweise mit Deutlichkeit zu Tage“: „Das Ziel ist da, bevor der Weg

---

[5]) Ich habe mich jedoch nie in eine so pfadlose Wildnis begeben wie Settegast mit seinen altgermanischen, antiken und orientalischen Hypothesen in seinen „*Quellenstudien zur galloromanischen Epik*“ und kürzlich wieder in einem Aufsatz der *Zs. f. rom. Phil.* 29 und im Beiheft IX derselben Zeitschrift. Sch. sehe sich einmal die „Namenverdrehungen“ dieses Gelehrten an, neben denen die kühnsten unter den meinigen sich äufserst zahm ausnehmen!

[5a]) Auch Jeanroy (*Romania* XXXV 485) glaubte bei der Kritik meiner Arbeit meine *superbe assurance* hervorheben zu müssen. Er scheint aber mehr Sch's Referat (auf das er seine Leser verweist) als meine Arbeit selbst studiert zu haben.

[6]) Hippeau, der wenig lobenswerte Herausgeber des *Bel Desconëu*, (vgl. Foerster in *Zs. f. rom. Phil.* II 78), schrieb auch *roi Durains* statt *Roidurains*. Hätte er einen berühmten Helden Namens *Urains* gekannt: er hätte sich gewifs nicht geniert, einfach *roi Urains* zu schreiben. War so etwas im Mittelalter nicht auch möglich? Einen analogen Fall habe ich übrigens *Zs.* XXVIII 3 A. zitiert.

zu ihm führte; die ganze Untersuchung macht den Eindruck des Wegräumens von Hindernissen, die den Weg zu einem vorherbekannten Ausgang versperren" (p. 357, ähnlich schon p. 353). Man bekommt eben leicht diejenigen Eindrücke, für die man besonders empfänglich ist! Tut hier Sch. nicht gerade das, was er mir vorwarf? Ist, was er hier sagt, nicht auch eine recht kühne Hypothese und Behauptung, „ohne Motivierung" aufgestellt? Ich nehme an, dafs ich selbst hierüber ebenfalls etwas wissen mufs. Ich könnte mich mit der Versicherung begnügen, dafs Sch's Beschuldigung vollständig unzutreffend ist. Aber ich möchte doch auch fragen: Wie ist es denkbar, dafs jemand, der eine Erklärung für *Gorre* sucht, auf den Namen *Strathmore*, der doch jenem so unähnlich als möglich ist, verfällt, und dann erst nach Zwischenformen fahndet und die Hemmnisse wegzuräumen sucht?[7] Sch. mutet seinen Lesern doch sehr vieles zu. Ich erkläre offen — und man wird mirs glauben —, dafs, wenn ich mit Voreingenommenheit an meine Arbeit gegangen wäre, und, wenn ich, wie Sch. (p. 357) meint, mit meiner Methode alles aus allem ableiten könnte, ich als überzeugter Anhänger der armorikanischen Theorie sicher bretonische Etyma aufgetischt hätte. Ich habe meine Erklärungen überhaupt nicht gesucht, sondern sie sind mir gleichsam entgegengekommen, und zwar schon vor mehr als einem Jahrzehnt. Bei der Lektüre des Prosa-Lancelot wurde ich frappiert von der Ähnlichkeit von *Estrangorre* und *Gorre* in Form und Funktion; als dann Freymonds Analyse des sog. *Livre d'Artus* erschien, gesellte sich dazu dieselbe Ähnlichkeit von jenem und *Estremore.* Dann erst suchte ich da, wo uns die Texte hinweisen, und nur da, und fand in dem betr. Gebiet *Strathmore*, welches als Etymon vorzüglich pafste. Mit *Estregorre* und *Estremore* war aber bei mir schon damals wegen der Ähnlichkeit der ersten zwei Silben *Estregales* assoziirt. Es präsentierte sich dann von selbst als Etymon *Strathwales.* Wie ich der Sache weiter nachging, konnte ich zwar letztere Form nachweisen (*Stregwalli*), entdeckte aber zugleich die französische Form *Tergalo* welche ich mit *Estregales* zusammenbringen zu müssen glaubte und nicht für die jüngere halten konnte. Durfte ich daher den englischen Namen nur noch in sehr bedingter Weise als Etymon zulassen, so fand ich dagegen, dafs der kymrische Name desselben Gebietes alle Bedingungen erfüllt. Von *Tergaolo* kam ich zu **Roidurant*; ich suchte, ob es unter den Herrschern von *Cumbria* einen gab, der einen ähnlichen Namen trug. Ich hatte nicht lange zu suchen; denn der Name des berühmtesten, der zudem auch als Sagenheld nachzuweisen ist, pafste ausgezeichnet, ausgezeichnet wiederhole ich trotz Sch's Protest! Im Laufe der Zeit mehrten sich die Argumente, die zu Gunsten meiner Hypothesen sprechen. Ich glaube nicht, dafs dieses mein Vorgehen unwissenschaftlich, oder gar voreingenommen, genannt werden kann, und ich wüfste nicht, wo von mir den Zeugnissen irgendwie Gewalt angetan worden wäre.

Ich bin kein Freund von fortgesetzten Diskussionen über dasselbe Thema, und erkläre schon jetzt, dafs ich auf eine etwaige Replik Sch's nicht zu antworten gedenke. Die Sache bedarf nun keiner Aufklärung mehr.

Dagegen möge es mir erlaubt sein, bei dieser Gelegenheit noch einige Nachträge zu meiner Abhandlung über *Gorre* zu geben. Sie betreffen nur Détails.

Zs. XXVIII p. 66 ff. erwähnte ich die von Prokop überlieferte Sage, dafs der Norden von Βριττία als ein Reich der Toten galt. Dieser Bericht ist aber, wie ich seither fand, nicht der einzige. Auf der katalanischen Karte von 1375 (vgl. *Notices et extraits* XIV p. 43—44) ist folgende Bemerkung über Irland eingetragen: *En Inhernia ha moltes illes meravellosas, que son credores, en les quals ni a una poque, quels* (deren) *homens nuyl temps no y moren; mas con*

---

[7]) Von *d'Estregales* schweift der Geist leicht auf ein *Dextera Gallia* (oder *Wallia*), von *Outregales* auch ziemlich leicht auf ein *Australis Wallia.* Damit ist doch *Gorre* — *Strathmore* nicht zu vergleichen.

son molt veyls que muyren (aber wenn sie so alt sind, dafs sie sterben müfsten), *son aportats fora la illa. No y a neguna serpent ne nayuna granota* etc.[8]) Die Sage war weit verbreitet, von der bretonischen Küste bis zur Nordseeküste, und lebt auch heute noch (vgl. den Artikel *Enfers* in der *Grande Encyclopédie*; Laistner, *Rätsel der Sphinx* I 205 f.; Heine erwähnte eine solche Sage von der friesischen Küste in *Les dieux en exil* 1852).[9]) Gewöhnlich ist „England", d. h. Grofsbritannien, das Ziel der nächtlichen Kahnfahrt der Toten des Kontinents. Dies mag schon daher rühren, dafs England, wenn man sich das Totenreich als ein überseeisches vorstellte, am nächsten lag. Dazu mag, wenigstens bei germanischen Völkern, kommen, dafs die Namen *Albion* und *Albania* mit den Alben (Elfen) in Beziehung gebracht werden konnten. Laistner (*l. c.*) hat darauf hingewiesen, dafs auch die Fee *Melusine* als Tochter eines Königs von *Albanie* (wozu nach unserer Annahme auch *Gorre* gehört) galt. Dies brachte mich noch auf einen andern Gedanken. Melusinens Vater, der König von *Albanie* und Geliebter der Fee Pressine, heist *Elinas*. Ich habe nun (p. 52) einen *Elias-Belias* von *Estremores* nachgewiesen, den ich mit *Abaholais* von *Estremore* und mit *Raolais* von *Estremore*, schliefslich auch mit *Maheloas (Meleagant)* von *Gorre* identifizieren zu dürfen glaubte. Auch *Maelwas* erscheint als Herrscher von *Albania* in einem alten kymrischen Texte (*l. c.* p. 10). In meinem Beitrag zur *Festschrift für H. Morf* (p. 44) wies ich ferner auf einen *Helyas* hin, welcher die eine der beiden nach *Sorelois* (in Schottland) führenden Brücken, die sehr viel Ähnlichkeit mit den 2 nach *Gorre* führenden Brücken haben (vgl. Zs. 28 p. 16—19), zu bewachen hat, und dessen Vorgänger, ursprünglich wohl mit ihm identisch, *(H)elinant des Illes* hiefs. Dafs die Namensformen *Helias*, *Helian*, *Helain*, *Alain*, *Helinan* einander ersetzen können, zeigt z. B. ein Blick auf Löseths Namen-Index zum *Tristan*. Es ist also wohl möglich, dafs Melusinens Vater kein anderer ist, als der Herrscher von *Estremor* oder von *Gorre*, d. h. *Maelwas* König von *Albania*. Und da nun gerade jene Küstenvölker, welche die Sage von dem überseeischen Totenreich in *Albion* oder *Albania* kennen, auch diejenigen sind, die die Schwanrittersage ausgebildet haben, so ist wohl die Hypothese erlaubt, dafs auch der Schwanritter *(H)elyas*, der Sohn des Königs *Oriant* von *Illefort*, einer *isle de mer*, ursprünglich kein anderer ist als *Maheloas*, der Herrscher der *Isle de voirre*, *(H)elinant des Illes*, der Brückenwächter von *Sorelois*, und *Elinas* von *Albanie*, der Vater Melusinens und Geliebter der Fee Pressine. Bei den Kelten war eben der Herrscher des Totenreiches auch der Herrscher des Reiches der Ewiglebenden, der Geliebte oder Gemahl der Feenkönigin. Der Name des Schwanritters war sicher ursprünglich nicht der vulgäre französische Name *Helies* oder der biblische Name *Elias*. Der Name einer so vollständig mythischen Persönlichkeit mufs wohl ursprünglich auch eine mythische Bedeutung gehabt haben; und eine solche kommt ihm zu, wenn man ihn (wie *Abaholais*, *Belias*, *Elias* von *[Estremore]*) als Entstellung von *Maheloas* (vielleicht durch Angleichung an den Namen *Helies* oder *Elias*; vgl. ähnlich *Tradelinan-Belinan-Helinan*, worüber s. meinen *Alain de Gomeret* p. 44) auffafste (vgl. Zs. XXVIII p. 6 A. 10). Der Glaube an das überseeische Reich, wo Maheloas über die Toten und Ewiglebenden herrschte, mag sehr wohl in der Bretagne entstanden und von da aus der Küste entlang bis zum germanischen Nordseestrand gewandert sein, woselbst später der keltische Name des mythischen Helden

---

[8]) Die letztere Bemerkung findet sich auch in der *Topographia hibernica* das Giraldus Cambrensis, ferner, wie der Herausgeber der Karte mitteilt, in Fazio's *Dittamondo*. Zwischen den 3 Versionen mufs irgend ein Zusammenhang bestehen. Bekanntlich wird auch in Chrétiens *Erec* dasselbe über die *Isle de voirre* des *Maheloas* gesagt.

[9]) Die katalanische Version scheint die einzige zu sein, die die Lebenden, nicht die Toten, abholen läfst. Hier liegt wohl Kontamination mit einem Imram-Motiv vor.

zu Gunsten eines andern mythischen Namens germanischer Herkunft (*Lorengrin*) (über die Etymologie dieses Namens vgl. Laistner in *Germania* XXXI 42) aufgegeben wurde. Der Glaube an das Wegführen der Toten in ein fernes Land entstand wohl, wie der Verfasser des Artikels *Enfers* in der *Grande Encyclopédie* richtig bemerkt, zunächst bei Völkern, die ausgewandert waren. Das betr. Land war die ursprüngliche Heimat, wo die Toten bei ihren Vätern ruhen sollten. Die Sage von der Überfahrt der Toten übers Meer nach Grofsbritannien, der Heimat der Bretonen, entstand darum wohl am natürlichsten in der Bretagne; und ich glaube, es auch wahrscheinlich gemacht zu haben, dafs Prokops Gewährsmänner Bretonen waren. Dafs auch die Sage vom Schwanritter keltischen Ursprungs ist oder wenigstens sein kann, beweist die *Vengeance Raguidel*, welche das Schwanschiff kennt, während anderseits das der Schwanrittersage zu Grunde liegende Hauptmotiv namentlich durch den *Tidorel-Lai* (vgl. hierzu meinen *Alain de Gomeret* p. 39 f.) für die Bretagne bezeugt ist. Zu erwähnen wäre auch die Polemik eines Redaktors des *Chevalier au cygne* gegen die *jougleors bretons*, die also diesen Stoff auch in ihrem Repertoire geführt zu haben scheinen (zitiert nach dem Ms BN fr. 795 von P. Paris, Man. fr. VI 225 und von Reiffenberg in seiner Ausgabe p. CXLVI: *Del chevalier au cigne ci endroit vous diron; Souvent en ont canté* (so P. Paris; *conté* bei Reiffenberg) *cil jougleor breton; Mais n'en sevent nient le monte d'un boton*. Wenn der keltische Totengott Malewas schon bis nach den Niederlanden wanderte, so mochte er auch noch weiter ins deutsche Reich vorgedrungen sein; und da darf man sich fragen, ob nicht etwa der im grofsen Wolfsdietrich eine wichtige Rolle spielende König *Belion* ein Nachkomme des *Maheloas-Helias* sein könnte. Webster, der auf diesen Roman kürzlich zu sprechen kam und die Rollen des Belian untersuchte (*Engl. Studien* 36 p. 361 ff.) erklärte, ohne an *Maheloas-Helias* zu denken, Belian als einen *Other World monarch*. Germanischen Ursprungs ist dieser Gott jedenfalls nicht. Im Anschlufs an diese Erwägungen halte ich es nun doch für möglich, dafs der in Türlins Krone erwähnte *Belianz li rus* (vgl. diese *Zs.* 28 p. 61 A. 117) wenigstens indirekt hierher gehört. Nach Webster ginge die Maelwassage auf eine irische Sage, *the wooing of Etain*, zurück. Es scheint mir aber doch wahrscheinlicher, dafs eine Sage, die auch den Griechen bekannt war, gemeinkeltisch war.

Zs. XXVIII 53—54 habe ich auf einen Passus des *Lancelot* hingewiesen, in welchem von dem Besuch eines alten Mönchs und ehemaligen Ritters, Namens *Adragain le Brun*, an Arthurs Hof die Rede ist: Keiner der Anwesenden kennt ihn aufser *Hervis de Rinel*, welcher Seneschall des Königs *Uter Pendragon* gewesen war. In Chrétiens *Erec* wird *Hervis* (*Kerrins*, *Jernis* etc.) genannt als einer der mit Arthur befreundeten Herrscher, die zu Erecs Vermählung an Arthurs Hof erschienen (v. 1985, nicht etwa als einer der Ritter der Tafelrunde oder *maisnie* Arthurs, die v. 1691—1750 aufgezählt worden waren). *Kerrins* wird da genannt *li viauz rois de Riel*, und auf sein Alter kann man aus der Bemerkung schliefsen, dafs der jüngste unter den 300 Rittern, die sein Gefolge bildeten, über 140 Jahre alt war. *Hervis* stellt im Lancelot den *Adragain* vor als den Bruder des (offenbar bekanntern) *Mador* (*le noir chevalier de l'Ile Noire, le vieux compagnon d'armes du bon roi Uren* (*Uter?*). Im Erec erscheint als einer der mit Arthur verbündeten Herrscher neben *Kerrins de Riel*, u. a. auch *Mahelvas*, König der *Isle de Voirre*. Ich habe den *Mador de l'Ile Noire*, den Zeitgenossen des alten *Hervis de Rinel*, mit *Maheloas de l'Isle de Voirre* (wofür der Bel Desc. *Ille Noire* setzt: Zs. XXVIII 61 A. 118), dem Zeitgenossen des *Kerrins de Riel* zu identifizieren gewagt, wie ich anderseits den *Adragain le Brun*, *Madors* Bruder, mit *Aganadrain—Agravadain* (*le Noir*), den Bruder des (*B*)*elias d'Estremores*, identifizierte, welch letzterer (resp. der mit ihm identische *Raolais d'Estremore*) als Entführer der Königin Guenievre, wieder mit *Meleagant-Maheloas* von *Gorre* resp. *l'Isle de voirre* identifiziert wurde. So kam ich zu der Gleichung *Belias* = *Mados*, was Sch.

„die Krone von allem" nannte. Ich habe p. 61 A. 114 nur flüchtig auf *Males li Bruns* hingewiesen, der in der pseudohistorischen Merlinfortsetzung (in der von mir einst kollationierten vatikanischen Hs. ebenso wie bei Sommer) mit *Hervis de Riuel*, dem *gonfanonnier*, die Führerschaft der Ritter der Tafelrunde (derjenigen *Leodegans* von *Carmelide*, welcher nach der Merlinfortsetzung die Tafelrunde von *Uterpendragon* überkommen hatte) teilt. Jetzt scheint es mir kaum noch zweifelhaft, dafs dieser *Males* mit *Mados*, dem Zeitgenossen des *Hervis de Rinel* im Lancelot, und zugleich mit *Maheloas* (Var. *Maleus*), dem Zeitgenossen des *Kerrins de Riel* im Erec, identisch ist. *Males* resp. **Malos*[10]) ist die postulierte Zwischenform zwischen *Maheloas* (Var. *Mahalos*) und der unter dem Einflufs eines andern Namens (*Madoc*) entstandenen Form *Mado(r)s*. Ich glaube, hiermit meine Hypothese klarer dargestellt zu haben.

Bei der Lektüre von Rhys' *Hibbert Lectures* kam mir eine Erklärung der Namen *Gasoain* und *Guingasoain* in den Sinn, deren Zulässigkeit wohl kaum zu bestreiten ist, falls das, was Rhys sagt, richtig ist. Nach Rhys (p. 153) bedeutet nämlich der Name *Gwasgwyn* in kymrischen Erzählungen *White or Blissful Abode (of the happy dead)* (*gwas* = *abode, mansion*; *gwyn* = *white*). Aber *Gwyn* ist auch einer der kymrischen Namen des Königs der *fairies* und des Jägers, welcher die Seelen der Toten zu sich holt, des Herrschers des Totenreichs (ibid. p. 84, 146, 179). Ich stelle mir vor, dafs dieser auch genannt werden konnte *Gwyn Gwasgwyn* (= der Weifse von den weifsen Gefilden) (über die Bildung derartiger Komposita durch blofse Juxtaposition cf. *ibid.* p. 11—12). Dieses Kompositum in seiner altbritischen Form würde wohl im Französischen ziemlich regelmäfsig *Guengaso(a)in* ergeben, und daraus mochte dann durch die Spaltung des Kompositums, aber ohne das Bewufstsein, dafs der zweite Kompoment eigentlich ein Ortsname ist, *Gasoain* entstehen (vgl. ähnlich *Evrain* aus *Mabon Evrain*), der Name des Fürsten, der als Entführer der Königin Guenievre, d. h. in der Rolle des Fürsten der Toten, auftritt und als König von *Estrangor*(*re*) galt. Vielleicht hatte in dem alten *Yder*-Roman ebenso *Guingasouain* die Rolle des Liebhabers der Königin Guenievre, welche Rolle dann durch Konfusion auf seinen Gegner, *Yder*, übertragen worden wäre. Übrigens ist in dem von mir Zs. XXVIII p. 46 A. 82 zitierten Passus der *Folie Tristan* (*Onques Yder qui ocist l'ors N'ot tant ne poines ne dolors Por Guenievre, la fame Artur, Con je por vos, car je en mur*) nicht gerade notwendig ausgedrückt, dafs Yder Guenievrens Liebhaber war; er mag als ihr uneigennütziger Befreier *poines* und *dolors* erduldet haben.

In dem schottischen Gebiet, das nach meiner Meinung mit *Gorre* gemeint ist, wohnten in römischer Zeit die *Vacomagi*, ein mächtiger Piktenstamm mit 4 Städten (vgl. über sie Rhys, *Celtic Britain* 4. ed. p. 162 ff. Macbain, *Ptolemy's Geography of Scotland* in *Transactions of the Gaelic Society of Inverness* XVIII p. 271, 282, 285 und die Karte). Dieser Name erinnert an *Bademagus*, und man könnte sich denken, dafs letzterer Name eigentlich der Eponymus jenes Volksstamms war (*Vacomagus* > **Bagomagus* > [Dissimilation] *Bademagus* und *Bagomedes*?) Ich möchte nicht behaupten, dafs mir diese Erklärung besser gefiele als die früher von mir erwähnten (Zs. XXVIII p. 12—13, 49—50). Ich will hier auch noch den Namen *Mandemagon* erwähnen, der nach Langlois (*Table des noms propres*) als *gonfalonnier sarrasin* in den *Enfances Vivien* auftritt. Aber, wie gesagt, auf blofse Ähnlichkeit der Formen von Namen lege ich kein Gewicht.

[10]) Muss ich nochmals die bekannten Tatsachen erwähnen, dafs *e* und *o* graphisch häufig nicht zu unterscheiden sind, und dafs im Bretonischen *-oc*, *-uec*, *-euc*, *-uc*, *-ec* (im französischen Nominativ *s* statt *c*) Formen eines und desselben Suffixes sind? Wenn ichs nicht täte, hiefse es wohl wieder „ohne Motivirung vermutet." — Nachträglich finde ich übrigens entsprechend Sommer's *males li bruns* (152/18) im Merlindruck von 1498: *maloc le blons*.

Endlich mag es mir noch gestattet sein, einige Varianten von in meiner Abhandlung erwähnten Namen nachzutragen:

Für *chastel Vagan* in der französischen *Queste* (vgl. *Zs.* XXVIII 48) hat die portugiesische *Demanda : castello de Negam*; daselbst geht es dann weiter: . . . *e em aquel Negam era hũu caualleyro boo* etc. (Reinhardstöttner p. 29).

Adragain le Brun, welcher in der eben besprochenen Episode des Lancelot als alter Mönch auftritt, erscheint in der pseudohistorischen Merlinfortsetzung, welche ja über die Ereignisse einer älteren Periode berichtet, noch als Turnierritter vor *Caroaise*. P. Paris (*RTR* II 236) gibt daselbst die Form *Adragant*, Sommer (p. 237/29): *Dragains*. *Adragain* und *Nascien* zeichneten sich vor allen andern aus. *I·il Nasciens ot puis Lancelot dou lac . . . en sa baillie* (237/9–10). Erklärt sich etwa aus Adragains Kameradschaft mit Nascien seine nachherige Fürsorge für Lancelot und dessen Familie?

Ich habe Zs. XXVIII 52 ff auf *Agravadain des Mares* hingewiesen, welcher mit dem *Agravadain Aganadrain*, dem Bruder des *Belias d'Estremores* identisch zu sein scheint. In einer Anmerkung zu RTR II 120 bemerkt P. Paris *Dans la dernière laisse, où la naissance d'Hector est raconté, le châtelain des Mares n'est plus Agravadain, mais Gossui.* In der von Sommer publizierten Hs finde ich nun allerdings auch dort wieder *Agravadain* (p. 479); doch dies könnte ja eine Korrektur sein. *Gossui* konnte sehr wohl aus *Gosuin*, dem Namen des Königs von *Estrangor(re)* entstanden sein.

Belias li amoureus (Zs. XXVIII 63 A. 120) erscheint auch in Sommers Merlin (110 15) und bei P. Paris (*RTR* II 144) als *Belyas* (Paris: *Belinas*) *li amoureux del chastel as Puceles*. *Belyas-Belinas* mag auch als Illustration zu dem oben erwähnten *(H)elias-Elinans* dienen.

Eine dem holländischen *Strang(e)loet* (vgl. Zs. XXVIII 38) entsprechende Form kann ich nun auch in einer französischen Hs belegen nämlich in der vatikanischen Merlinhs: *Gosonains d'Estranglot* (der betr. Passus entspricht Sommer p. 163/20). Vielleicht hat das Verbum *estrangler* volksetymologisch eingewirkt.

Ein Beispiel von Vertauschung ähnlicher Namen (also ein Analogon zu oben supponiertem *Modos* statt **Malos* und vielleicht zu *Helias* statt *Maheloas*) ist das *Gorvain* (statt *Gosoain*) *d'Estrangore* der vatikanischen Merlinhs (entsprechend Sommer p. 212 25-30). Ein anderes ist *forest de bredigan* (im Merlindruck von 1498) anstatt Sommers *forest de brekeham* (200/1) (*Bredigan* oder *Bedingran* war im Merlin sehr bekannt als der Name des Schauplatzes einer grofsen Schlacht). So hat Sommers Hs (254/21 und 28) *li rois galaad*, wo der Druck von 1498 das wahrscheinlich richtigere *glaalãs* aufweist. Ein anderes Beispiel habe ich übrigens schon *Zs.* XXVIII p. 43 A. 80 zitiert.

Die Konfusion von *Morez* und *Mares* (vgl. Zs. XXVIII 63) ist nicht nur eine Eigentümlichkeit einer *Perlesvaushs;* ich finde auch entsprechend *cil* = *(li chastelains) des mares* in Sommers Merlin (183/24) „*de mores*“ im Druck von 1498.

Ich vermute, dafs ich mein Zitat (XXVIII p. 41) aus Madden's *Sir Gawain and the Green Knight* nicht dem Texte selbst, sondern der Einleitung entnommen habe. Ich verliefs mich auf einen Auszug, da mir das Buch nicht mehr zugänglich ist. Die dort erwähnte Form *Estrangegorre* findet sich, wie ich jetzt sehe, im Merlindruck von 1498 häufig.

Zürich. E. Brugger.

Novitätenverzeichnis.

(Abgeschlossen am 15. November 1906.)

1. Bibliographie und Handschriftenkunde.

Bittner, Jos.: Systematisch geordnetes Verzeichnis der Programmarbeiten österr. Mittelschulen. III Tl. (Die Arbeiten aus den J. 1890—1905 enth.) (175 u. 28 S.) gr. 8⁰. Czernowitz, Selbstverlag '06. Geb. 4,20.

Catalogue général des livres imprimés de la Bibliothèque nationale. Auteurs. T. 26 : Chaimis-Charoy. In-8 à 2 col., 4 p. et 1218 col. Paris, Impr. nationale. 1906. [Ministère de l'instruction publique et des beaux-arts.]

Geddes, J. et *Rivard*. Bibliographie du parler français au Canada. Catalogue analytique des ouvrages traitant de la langue française au Canada. Paris, H. Champion; Québec, E. Marcotte 1906. 99 S. 10 fr. [= Publications de la Soc. du Parler franç. au Canada].

Giraud, V. Sur Guillaume du Vair. Notes bibliographiques [In: Rev. d'Hist. litt. XIII, 2].

Meunié, F. — Bibliographie de quelques almanachs illustrés des XVIIIe et XIXe siècles. Grand in-8, IV-167 p. Paris, Leclerc. 1906.

Schneider, A. Bibliographie 1903 [Zs. f. rom. Phil. Supplementheft XXVIII (XXVIII. Band 7. Heft)].

Table des trente premiers volumes de la Romania (1872—1901); par le docteur *A. Bos.* In-8 à 2 col., VIII-324 p. Paris, Champion. 1906.

Boinet, A. Un bibliophile du XVe siècle : le grand bâtard de Bourgogne [In: Bibl. de l'Éc. des Chartes LXVII 3/4. Mai-août 1906. S. 255—269] (Darin Beschreibung eines im Besitz eines Pariser Sammlers befindlichen Manuscripts von *Jacques le Grant's Livre de Bonnes mœurs*, suivi des *Dits moraux des philosophes*, par *Jacques de Tignonville*).

Chatelain, Ém. Les secrets des vieilles reliures I. Textes français. II. Textes latins. III. Textes liturgiques [In: Rev. des Bibliothèques XVI, Nos 7—8. S. 261—291].

Delisle, L. — Notice sur les manuscrits du «Liber floridus» de Lambert, chanoine de Saint-Omer. In-4, 219 p. et grav. Paris, C. Klincksieck. 1906. [Tiré des Notices et Extraits des manuscrits de la Bibliothèque nationale et autres bibliothèques, t. 38]

Dühren, Eug.: Rétif-Bibliothek. Verzeichnis der französ. u. deutschen Ausgaben u. Schriften von u. über Rétif de la Bretonne, unter Mitwirkg. v. Max Harrwitz hrsg. Zugleich Suppl. zu des Verf. Werk „Rétif der Mensch, der Schriftsteller, der Reformator". (XII, 42 S.) gr. 8⁰. Berlin, M. Harrwitz '06. 4,—.

Giffard, A. Etudes sur les sources du droit coutumier aux XIVe et XVe siècles. II. Les «Coutumes notoires», les «Décisions de J. des Marès» et leurs sources; III. Un troisième abrégé de *Beaumanoir*. In-8, 21 p. Bar-le-Duc, impr. Contant-Laguerre. Paris, libr. Larose et Tenin. 1906. [Extrait de la «Nouvelle Revue historique de droit français et étranger».]
Handschriften, die, der grofsherzogl. badischen Hof- u. Landesbibliothek in Karlsruhe. Lex. 8°. Leipzig, B. G. Teubner. [V. *Holder, Alfr.*: Die Reichenauer Handschriften. beschrieben u. erläutert. 1. Bd. Die Pergamenthandschriften. (IX, 642 S.) '06. 20,—.]
Langlois, M. Les manuscrits des miracles de Notre-Dame de Chartres. Namur, impr. de Wesmaël Charlier. 1906. 21 S 8° [Aus: Revue Mabillon].
Martin, H. Les miniaturistes français. Paris, H. Leclerc. Pr. 25 fr.
Martin, O. — Le Manuscrit Vatican 4790 et le Grand Coutumier de Jacques d'Ableiges. In-8, 43 p. Bar-le-Duc. Paris, Larose et Tenin. 1906. [Extrait de la «Nouvelle Revue historique de droit français et étranger».]
Mayéras, B. Catalogue des manuscrits de la bibliothèque communale de Limoges (Nouveau supplément). [In: Bulletin de la soc. d'archéol. et hist. du Limousin 55. 1906. S. 649—695].
Schinz, A. Le manuscrit de la première ébauche des „Confessions“ de J.-J. Rousseau [In: Rev. d'Hist. litt. XIII, 2].

Baudrier, J. Bibliographie lyonnaise. Recherches sur les imprimeurs, libraires, relieurs et fondeurs de lettres de Lyon au XVIe siècle; par le président Baudrier. Publiées et continuées par J. Baudrier. 5e série. In-8, 522 p. avec 257 reproductions en fac-similé. Lyon, Brun. Paris, Picard et fils. 1901.
Bres, G. — Della Stamperia e di altre industrie affini in Nizza dal 1492 al 1810. — I. Précis historique sur l'état ancien et moderne des imprimeries, librairies et papeteries de la ville de Nice. (Département des Alpes-Maritimes.) — II. Appunti al Sunto storico della Stamperia. — III. Elenco dei Giornali publicati in Nizza dal 1803 al 1891. In-4, 56 p. Nice, impr. Malvano. 1906.

2. Enzyklopädie, Sammelwerke, Gelehrtengeschichte.

Revue des Études Rabelaisiennes. 4e année 3e fascicule [Sommaire: Rabelais et les saints préposés aux maladies, par le Dr. *H. Folet.* P. 199. Melanges: Gargantua en Limousin avant Rabelais, par *Antoine Thomas*, de l'Institut. P. 217. — Rabelais dans les Pays-Bas, par H. Pirenne. P. 224. — Battre le chien devant le lion, par *F.-Ed. Schneegans.* P. 226. — Généalogie de la famille Rabelais, par *Henri Grimaud.* P. 228. — Sur le Ve livre, par *W.-F. Smith.* P. 235. — Un portrait de Rabelais à Nancy, par *Henri Clouzot.* P. 244. — Quelques « contenances » de Quaresmeprenant, par le Dr. *A. Le Double.* P. 250. — Note pour le Commentaire, par *J. De La Perrière.* P. 264. — Supplique adressée au Parlement en novembre 1534 par la Faculté de médecine de Paris au sujet des « almanachs et prognostications », par le Dr *Paul Dorveaux.* P. 268. — I. Philiatros. II. Licentiatus pro doctore an habeatur? par *Jean Plattard.* P. 270. — Une mention inconnue du nom de « Garguentuas », par *Pierre Champion.* P. 273. Comtes-Rendus. Chronique. P. 287-294. Fac-Similé: Registre du receveur de l'évêque de Limoges à Saint-Léonard.]

Boissier, G. — L'Académie française. In-8, 32 p. Paris, Laurens [Extrait de l'ouvrage sous presse: L'Institut de France.]

3. Sprachgeschichte, Grammatik, Lexikographie.

Meyer-Lübke, W. Die Ziele der romanischen Sprachwifsenschaft. Rektoratsrede Wien 1906. 26 S. 8°.

Meyer-Lübke, W. Grammaire des langues romanes. — T. 4: Tables générales; par *Auguste Doutrepont*, et *Georges Doutrepont*. Avec la collaboration de M.Albert Counson. In-8 à 3 col., VIII-499 p. Paris, Welter. 1906. 40 fr.

Pellissier, M. Un Allemand [Schwab] apologiste de la langue française [In: Mercure de France 1er sept. 1906. S. 63—71.]

Bastide, O. — De Recentiore Gallicorum Verborum Usu in anglica lingua, Faculati Litterarum parisiensi thesim proponebat Ch. Bastide. In-8, 85 p. Paris, Leroux. 1906.

Burghardt, Ernst: Über den Einflufs des Englischen auf das Anglonormannische. (XII, 112 S.) '06. 3.20. [In: Studien zur englischen Philol. Hrsgb. von Lor. Morsbach.]

Heck, C. C.: Beiträge zur Wortgeschichte der nichtgermanischen Lehnwörter im Englischen. Halle, M. Niemeyer.

Juvančič, Fr. Über Gallizismen in Lessings kritischen Schriften. Jahresber. der Oberrealschule in Laibach f. d. Schuljahr 1905/1906. Laibach 1906..

Kellner, L. Zur Geschäftssprache des englischen Parlaments. [In: Bausteine. Zs. f. neuengl. Wortforschung I, 5/6].

Fournier, A. Latin vulgaire et langues neo-latines. Caltanisetta, tip. Panfilo Castaldi, Petrantoni, 1906.

Maas, E. Die Griechen in Südgallien [In: Jahreshefte des österreichischen archäologischen Institutes in Wien. IX (1906), S. 139—164].

Dahms, O. Der Formenbau des Nomens und Verbums in dem anglonormannischen Gedichte „Das Lied vom wackern Ritter Horn." Kieler Diss. 1906. 87 S. 8°.

Friemel, A. Laut- und Formenlehre zu Lognon's Documents relatifs au comté de Champagne et de Brie. I. Hallenser Dissert. 58 S.

Baist, H. Gibt es ein Suffix *scl.*? [In: Zs. f. rom. Phil XXX, 464—467]. — Noch einmal *Español* [In: Zs. f. rom. Phil. XXX, 469 f.].

Ettmayer, K. Intervokalisches *l* für *ll* im Romanischen [In: Zs. f. rom. Phil. XXX, 522—531].

Huber, I. Zu prov. *amb* [In: Zs f. rom. Phil. XXX, 583 f.].

Lotsch, Über Laut- und Schallnachahmung in der französischen Sprache. Progr. Elberfeld 1906. 28 S. 8°.

Matzke, I. E. The history of *ai* and *ei* in French before the Dental, Labial, and Palatal Nasals. [In: Publ. of the Mod. Lang. Assoc. of America XXI, 3].

Rydberg, Gust.: Zur Geschichte des französischen ə. II. 4. Monosyllaba im Französischen: Die Entwickelg. des lat. ego. (III u. S. 619—754.) Lex. 8°. Leipzig, O. Harrassowitz. 5 —

Schultz-Gora, O. afrz. *Ouene*, obl. *Conon* [In: Zs. f. rom. Phil. XXX, 590 f.].

Zettel, I. Auslautsverkennung in der französischen Wortbildung. Programm. Eger 1906.

Barbier fils, Paul. Sur un groupe de mots de la famille de „*caput*" (à suivre) [In: Rev. de phil. fr. XX, 3].

Charencey, de. Sur quelques mots français d'origine obscure: *anchois*, *brailler*, *calin*, *escamoter*, *faraud*, *flon-flon*, *serviette*, *piailler*, *pioler*, *piauler*, *pépin*. [In: Bulletin de la Soc. de linguist. de Paris XIII (1903—1905). p. LXXII-LXXV]. Etymologies françaises et basques: *rideau*, *apote*, *errumes*, *bonnet*, *petit*, *boustifailler*, *godailler* [ib. p. CXXXIV—CXXXV. CXXXVI—CXXXVIII. CXXXVIII—CXL].

Delboulle, A. Historique des mots: *aristocrate, démocrate, monarchiste* [In: Rev. d'Hist. litt. XIII, 2. S. 342].

Dyboski, B. Englisch-Französisches aus einem MS des 16. Jahrhunderts [In: Bausteine. Zs. f. neuengl. Wortforsch. I, 5/6].

Horning, A. Zur Wortgeschichte: fr. *bras* „Malz", afr. *cateron*, lothr. *chévan*, niedermain. *cosaque, écoucher*, voges. *gemme*, afr. *haise*, picard. *lapet*, catal. *maduixa*, lat. *maialis* im Franz., wallon. *mozhe* (phon. *moz*) „Docht", fr. *rampeau, suie* [In: Zs. f. rom. Phil. XXX, 455—462].

Meringer, R. und *W. Meyer-Lübke*, zu französisch *landier*, [In: Zs. f. rom. Phil. XXX, 414—423].

Petersson, H. Über die Etymologie des französischen Wortes *guéret* [In: Zs. f. rom. Phil. XXX, 470].

Sainéan, L. Notes d'étymologie romane. Deuxième série. 1. Français: *barbacane, bariolé, bigarré, cajoler, cochevis, chaloupe* [vgl. Diez IIc *chaloupe*], *gigogne* (mère), *pier*, boire. 2. Provençal: *egalha* disperser, *dindouleto* hirondelle, *soco* souche et sabot [In: Zs. f. rom. Phil. XXX, 563 f.].

Stimming, A. Altfranz. und provenz. *gap, gas* [In: Zs. für rom. Phil. XXX, 584—590].

Ulrich, J. afr. *abosmé* [In: Zs. f. rom. Phil. XXX, 470 f.].

Brüss, F. Der Ausdruck des Konzefsivverhältnifses im Mittel- und Neufranzösischen. Göttinger Dissertat. 1906. 143 S. 8°.

Groiss, F. Zur Lehre von den reflexiven Zeitwörtern im Französischen. Progr. Waidhofen a. d. Ybbs 1906. 14 S. 8°.

Lemme, E. Die Syntax des Demonstrativums im Französischen. Göttinger Dissert. 1906. 151 S. 8°.

Schultz, P. Über den figürlichen Gebrauch der Zahlen im altfranzösischen Rolandsliede sowie in anderen Epen. Greifswalder Diss. 1906. 87 S. 8°.

Shepard, W. P. Parataxis in Provençal [In: Publ. of the mod. Lang. Assoc. of America XXI, 3].

Tobler, A. *Tant pis* [In: Arch. f. n. Spr. CXVII, S. 153—157].

Wacker, H. Über Eigentümlichkeiten der modernen französischen Zeitungssprache. Progr. des Gymnasiums zu Patschkau. Ostern 1906. 22 S. 4°.

Degert, A. Encore le nom de lieu *Tramesaigues* [In: Annales du Midi. Juillet 1906. S. 371—372].

Delaplace, Diverses étymologies de Laon, confusion entre Laon et Lyon [In: Bull. de la soc. archéol., hist. et scient. de Soissons, t. XI. 3e série, 1901—1902. Soisson 1905. S. 103—105].

Devaux, A. — Les Noms de lieux d'origine religieuse dans la région lyonnaise; In-8. 27 p. Lyon, impr. Vitte. 1906. [Extrait de «l'Université catholique».]

Duval, L. — L'Origine du nom de la commune du Pas-Saint-L'Homer. In-8, 19 p. Bellême (Orne), impr. Levayer. 1906.

Gröhler, H. Die Entwickelung französischer Orts- und Landschaftsnamen aus gallischen Volksnamen. Wissenschaftliche Beilage zum Programm des Königl. Friedrichs-Gymnasiums zu Breslau. Breslau 1906. 46 S. 8°.

Jaccard, H. Essai de toponymie. Origine des noms de lieux habités et des lieux-dits de la Suisse romande. Lausanne, G. Bridel & Cie 1906 XIX, 558 S. 8° [Mémoires et documents p. p. la Soc. d'hist. de la Suisse romande. Séconde série. T. VII].

Leriche, J. A. — Origine du nom de Versailles. In-8, 10 p. Versailles; Bernard. 1906. [Revue de l'histoire de Versailles et de Seine-et-Oise.]

Loisne, Comte de, La colonisation saxonne dans le Boulonnais. 1906. 24 S. 8° [Aus: Mém. de la Soc. nat. des antiquaires de France].

Plateau, Encore Noviodunum [In: Bull. de la Soc. archéol., hist. et scient. de Soisson. T. XI. 3e série, 1901-1902. Soisson 1905. S. 33—34].

Bause, Jos. Elementarschrift und wissenschaftliche Lautschrift. Wongrowitz u. Leipzig, 19 6. 8°. 55 pp. 1,—.

Bechtel, A. Die Vereinfachung der französischen Orthographie (Schlufs). [Zs. f. d. Realschulwesen XXXI. 467—478].

Brunot, F. La simplification de l'orthographe [In: La Revue de Paris. 1 nov. 1906].

Querelle (la) de l'orthographe. Réponse à M. Marcel Boulenger· In-8, 39 p. Edition de la «Revue de Lyon et du Sud-Est». Paris, Garnier frères. 1906.

Tanger, G. Zur Einigung über die Aussprachebezeichnung in den sprachlichen Schulbüchern [In: Arch. f. n. Spr. CXVII, S. 151—153].

Wawra, Ferd.: Das französische Lautsystem Rousselots verglichen mit dem Paul Passys. 2 Hefte. Wien, C. Fromme.

Azkue, R. M. de. — Diccionario vasco-español-francés (dictionnaire basque-espagnol-français). T. 2. (M-Z.). In-4 à 3 col., XII-489 p. Paris, Geuthner. Bilbao, 15, Campo Volantin, l'auteur. 1906.

Graffigny, H. de. — Dictionnaire des termes techniques employés dans les sciences et dans l'industrie. Recueil de 25 000 mots techniques avec leurs différentes significations; par Henry de Graffigny, ingénieur civil, rédacteur en chef de la revue «l'Electricité». Préface de Max de Nansouty. Petit in-8 à 2 col., X-839 p. Paris, Dunod et Pinat. 1906. 12 fr. 50.

Levy, Emil. Provenzalisches Supplement-Wörterbuch. Berichtigungen und Ergänzungen zu Raynouards Lexique roman. 20. Heft. Leipzig, 1906. 8°. 4,—.

Schmidt, Charles: Petit supplément au dictionnaire de Du Cange. (VIII, 72 S.) 8°. Strafsburg, J. H. E. Heitz '06. 2,50.

Schuchardt, H. Baskisch und Romanisch (zu de Azkues baskischem Wörterbuch, I. Band). 61 S. 8° [Beiheft 6 der Zs. f. rom. Phil.].

Schweinfurth, G.: Deutsch-französisches Wörterverzeichnis der die Steinzeit betr. Literatur. Kunstsprache zur Beschreibg. des in Gebrauch genommenen, bearb. u. zugeschlagenen Steins. (Langage technique pour la description des pierres utilisées, travaillées et taillées.) (Terms techniques employés pour décrire les pierres utilisées, travaillées et taillées.) Terminologie der vorzeitl. Steinmanufakte. Terminologie der Kunde vom bearb. Stein der Vorzeit. (78 u. 74 S. m. 2 Fig.) gr. 8°. Berlin, (R. Friedländer & Sohn) '06. 2,80.

Soé, G., J. Dupont et *O. Roussin* — Vocabulaire des termes de marine. Yachting à voile. Yachting à vapeur. Yachting automobile. In-16, VII-567 p. avec 500 fig. Paris, au journal de la marine «Le Yacht», 55, rue de Châteaudun.

4. Metrik, Stilistik, Poetik, Rhetorik.

Gladow, J. Vom französischen Versbau neuerer Zeit. Dissert. Berlin 1906. 67 S. 8°.

Monin, H. Note et documents sur le travail du style chez Edgar Quinet [In: Rev. d'Hist. littér. XIII, 2].

Bouchaud, P. de. — La Poétique française. (Le Présent et l'Avenir). In-18 jésus, 164 p. Paris, Sansot et Cie. 1906. 2 fr.

Wenderoth, G. Die poetischen Theorien der französischen Plejade in Martin Opitz' deutscher Poeterei [In: Euphorion XIII, 3. S. 445—468].

5. Moderne Dialekte und Volkskunde.

Bres, G. — Considerazioni sul dialetto nizzardo. Suggermenti per la sua riforma. Documenti inediti del XVIe secolo. In-4, 62 p. Nice, impr. Malvano. 1906.

Daugé, C. Grammaire gasconne [In: Bulletin trimestriel de la Soc. de Borda. Dax (Landes). 30e année, 1905. Dax 1905. S. 77—132, 185—237].

Désormaux, J. Le français parlé en Savoie. (Notes de philologie savoisienne.) Communication faite au Congrès des Sociétés Savantes de la Savoie tenu à Aix-les-Bains le 26 sept. 1905. Chambéry, imprimerie générale savoisienne 1906. 19 S. 8°.

Désormaux, J., L'agglutination de l'article dans les parlers savoyards [In: Rev. de phil. fr. XX, 3].

Gilliéron, J. et *J. Mongin*, Études de géographie linguistique: VI *Pièce* et *Nièce* [In: Rev. de phil. fr. XX, 3].

Harou, A. Les termes d'église dans les patois et le langage populaire. II. En Wallonie [In: Rev. des trad popul. XXI, No. 10. S. 414]

Herzog, E. Eine satzphonetische Erscheinung französischer Mundarten [In: Zs. f. rom. Phil. XXX, 424—437].

Hingre, J. Vocabulaire complet du patois de la Bresse (Vosges) (Suite) [In: Bull. de la soc. philomat. vosgienne. 31me année. 1905—1906. Saint-Dié 1906. S. 293—324].

Hochsteyn, L. Les langues, dialectes, idiomes, patois et jargons principaux de toutes les contrées du globe. Bruxelles, 1906. 8°. 66 pp. 3,—.

Jaberg, K. Zum Atlas linguistique de la France [In: Zs. f. rom. Phil. XXX, 512].

Le Goff, P. Lettre à Taldir sur l'unification des dialectes. In-8, 19 p. Vannes, impr. Lafolye frères. 1906. [Extrait de la «Revue morbihannaise».]

Ader, Guillaume. — A propos d'une récente édition de G. A. p. *J. Ducamin* [In: Annales du Midi. Juillet 1906. S. 357—371].

Armena de L'Vaclette. L' pus comique des Armenas. 14e année. 1907. In-16, 64 p. Lille, impr. Hollain. 1906. 25 cent.

Chèze, Branche tet Plantadis, Poésies populaires du Bas-Limousin [In: Lemousie, mai 1906. S. 109, 137].

Denis, T. — Petits tableaux rustiques en patois d'un coin de la Flandre française; 5e fascicule. In-8, 32 p. Gayeux-sur-mer, impr. Ollivier.

Fontas, F. — L'Abaro, coumédio d'un atté en bersés. Petit in-8 oblong, 20 p. Narbonne, impr. Laffont. 1906. 75 cent.

Rey, P. Poèmes d'Occitanie avec deux mélodies populaires bressane et catalane et quatorze mélodies. In-18 jésus, 287 p. avec musique. Paris, Société française d'impr. et de libr. 1906. 3 fr. 50.

La Chesnaye, J. de. — Proverbes vendéens. Préface; par de Beaurepaire-Fromont. In-8, VIII-46 p. Paris, Edition de la Revue du Traditionnisme, 60, quai des Orfèvres. 1906. 2 fr.

Ledieu, A. — Contribution au traditionnisme picard, baptêmes, mariages, enterrements. Extrait de la conférence des Rosati Picards, faite le 15 avril 1905; In-16, 43 p. Cayeux-sur-Mer, impr. Ollivier. [Conférences des Rosati Picards Amiens, 18]

Recueil de sentences et dictons usités en Corse avec traduction et lexique; par *J. M. Filippi.* In-16, 80 p. Paris, impr. Bouchy et Cie. 1906.

6. Literaturgeschichte.

a. Gesamtdarstellungen.

Colletet, Guillaume. Vies des poètes françois [Restitution de 212 Vies de Poètes des XIIIe, XIVe, XVe, XVIe, et XVIIe, siècles, d'après un Manuscrit

unique conservé à la Bibliothèque Nationale et diverses versions relevées sur les originaux de l'ancienne Bibliothèque du Louvre. Publiées intégralement, annotées et mises au point selon les ressources de la critique contemporaine, précédées d'une Étude sur Guillaume Colletet et ses ouvrages et suives: 1° d'une bibliographie relative à chaque poète; de Tables alphabétiques méthodiques et chronologiques et 3° d'une Carte de la France poétique du XIVe au XVIIe siècle. Par *Ad. van Bever*. [L'ouvrage tiré sur papier alfa, à 350 exemplaires numérotés, formera 5 volumes grand In-8 et sera mis en vente au prix de 15 francs le volume (pour les souscripteurs seuls). A dater du 1er janvier 1907, le prix des volumes sera porté à 100 francs].

Hunt, T. W. Literature, its Principles and Problems. New York, 1906. 8°. 24, 403 p.

Lanson, G. — Histoire de la Littérature française. 9e édition revue. In-16, XVI-1182 p. Paris, Hachette et Cie. 1906. 4 fr. 50.

Lintilhac, E. Histoire générale du théâtre en France. Tome deuxième: La Comédie, moyen âge et renaissance. Paris, E. Flammarion. 3 fr. 50.

Richard-Monnet, Le decor [In: Mercure de France 15 avril 1906].

Greenlaw, E. A. The Vows of Baldwin [In: Publ. of the Mod. Lang. Assoc. of America XXXI, 3].

Michel, M. La chanson de Roland et la littérature chevaleresque. Paris, Plon-Nourrit & Co. Prix: 3 fr. 50.

Paris, G. Esquisse historique de la littérature française au moyen age depuis les origines jusqu'à la fin du XV siècle. Paris, A. Colin. Pr. 3 fr. 50.

Pichon, B. La littérature gallo-romaine et les origines d'esprit français [In: Rev. d. deux mondes 1re oct. 1906].

Schumacher, H. Das Befestigungswesen in der altfranzösischen Literatur. Göttinger Dissert. 1906. 81 S. 8°.

Silcher, G. Tierfabel, Tiermärchen und Tierepos mit besonderer Berücksichtigung des Roman de Renart. Progr. der Oberrealschule zu Reutlingen. 1905. 33 S. 4°.

Thuasne, L. François Villon et Jean de Meun [In: Rev. des Bibliothèques XVI, 3—4. S. 93—144. XVI, 5—6. S. 204—249].

Toldo, P. Leben und Wunder der Heiligen im Mittelalter. XIII. Vervielfältigungen XIV. Das Feuer. XV. Das Wasser. XVI Astronomische und tellurische Wunder. [In: Studien zur vergleichenden Literaturgeschichte VI, 3. S. 289—333]

— Dall' Alphabetum narrationum [In: Arch. f. n. Spr. CXVII, 69—85 (Fortsetzung folgt)].

Webster, K. G. J. Arthur and Charlemagne. Notes on the Ballad of King Arthur and Cornwall and on the Pilgrimage of Charlemagne [In: Engl. Studien XXXVI, 3. S. 337—369].

Weston, L. Jessie. The legend of Merlin [In: Folk.-Lore XVII, 2. S. 30—31].

Babbitt, I. Impressionist *versus* judicial criticism [In: Publ. ot the Mod. Lang. Assoc. of America XXI, 3]

Baldensperger, F. La Société précieuse de Lyon au milieu du XVIIe siècle [In: Revue d'Hist. de Lyon. A. Rey et Cie, t. Ve, fasc. IV, S. 241—270].

van Bever, Ad. Le livre des rondeaux galants et satyriques du 17e siècle. Paris, 1906. 18°.

Bourget, P. — Etudes et Portraits. T. 3: Sociologie et Littérature. In-16, 389 p. Paris, Plon, Nourrit et Cie. 1906.

Brunetière, F. La maladie du burlesque [In: Rev. des deux mondes 1er août 1906].

Cain, G. — Anciens théâtres de Paris. — Le Boulevard du Temple. — Les Théâtres du boulevard. In-18 jésus, XII-391 p. avec 376 grav. Paris, Fasquelle, 1906. 5 fr.
Charlanne, L. L'Influence française au XVIIe siècle. Le théâtre et la critique. Etude sur les relations littéraires de la France et de l'Angleterre surtout dans la seconde moitié du XVIIe siècle (thèse). In-8, 378 p. Paris, Société française d'impr. et de libr. 1906.
Cuvelier, E. — La Fontaine et Boileau sur le terrain de la fable. In-8, 215 p. Lille, Tallandier. 1906.
Doumic, R. — Etudes sur la littérature française. 5e série. Corneille. — Racine. — Le théâtre de la foire. — Diderot. — Sébastien Mercier. — Mirabeau. — Condorcet. — Laclos. — Trente ans de poésie. — Le Roman contemporain. In-16, 327 p. Paris, Perrin et Cie. 1906.
Faguet, E. — Propos de théâtre. 3e série. Sophocle; Euripide; Théâtre breton; Shakespeare; Racine; Molière; Piron; Théâtre français de 1800 à 1840; Victor Hugo; Balzac; Meilhac et Halévy; Erançois Coppée; Romain Coolus; Georges Chesley; Catulle Mendès; Jean Richepin; Maxime Gorki; André Picard; Henri Bergson; par Emile Faguet, de l'Académie française. In-16, 380 p. Poitiers, Société française d'imprimerie et de librairie. Paris, libr. de la même maison. 1906. 3 fr. 50.
Foulet, L., Dorat et Ronsard [In: Rev. d'Hist litt. XIII, 2. S. 312–316].
Granges de Surgères, de. — Répertoire historique et biographique de la Gazette de France, depuis l'origine jusqu'à la Révolution (1631-1790). In-4 à 2 col. Col. 1 à 940. Paris, Leclerc. 1906.
Jakob, G. Die Pseudogenies bei A. Daudet. Eine literar-psychologische Untersuchung zur inneren Entwicklung des franz. Realismus. Diss. Leipzig. 90 S. 8°.
Loliée, Fr. La Comédie-Française (1658—1907). Paris, L. Laveur. Prix: 120 fr.
Martino, P. — L'Orient dans la littérature française au XVIIe et au XVIIIe siècle. In-8, 384 p. Paris, Hachette et Cie. 7 fr. 50.
Modlmayr, H. Ein halbes Hundert zeitgenössischer Dramen. Kurze Übersicht über die von der Zeitschrift „Illustration" in den letzten fünf Jahren veröffentlichten „Pièces à succès". Progr. Würzburg. 71 S. 8°.
Pilon, E. — Portraits français (XVIIe XVIIIe et XIXe siècles); 2e série. Le Voyage de La Fontaine. — Pitton de Tournefort. — Jeunesse de Robespierre. — Pyvert de Sénancour. — Henry de Latouche. La Mort de Rouget de Lisle. — Les Muses plaintives du romantisme. La Vie de M. Paques, etc. In-18 jésus, 272 p. Paris, Sansot et Cie. 1906.
Pszon, St. Étude sur le roman pastoral en France. 22 S. [Progr. d. Polnischen Staats-Realschule in Stanislaus. 1905].
Roca, E. — Le Grand Siècle intime. Le Règne de Richelieu (1617—1642), d'après des documents originaux. In-16, 364 p. Paris, Perrin et Cie. 1906.
Roustan, M., Les philosophes et la Société française au XVIIIe siècle. Paris 1906. Lyon, Rey. Paris, Picard. Preis 6 francs.
Saitschick, R., Französische Skeptiker: Voltaire, Mérimée, Renan. Berlin. E. Hofmann & Co. VI, 304 S. 8°.
De Santi, L. La réaction universitaire à Toulouse d'Aurial. Toulouse 1906 44 S. 8°. [Aus: Mém. de l'Acad. des sc. de Toulouse, Xe série t. VI].

b. Einzelne Autoren.

Arvers, F. p. *Léon Séché* [In: Revue de Paris 13e année. No. 14 u. 15].
— Le centenaire de la naissance d'Arvers, son carnet de voyage en Italie (1841), document inédit, ses sonnets, par *Jean de la Rouxière* [In: Annales Romantiques III, 3].
— *L. Séché*, Un ami d'Arvers. Lettres inédites d'Alfred Tattet [In: Mercure de France 15 juillet 1906].

d'Aubigné, Théodore Agrippa, der Dichter von *W. Winker*. Leipziger Dissert. 1906 96 S. 8°.

Augier, Emile et son théâtre (deux conférences); par *Ch. Lecigne*. In-8, 37 p. Arras-Paris, Sueur-Charruey, édit. 1906. [Extrait de la «Revue de Lille», mai 1906.]

Balzac, Jean-Louis Guez de. — Die literargeschichtlichen Kenntnisse und Urteile des Jean-Louis Guez de Balzac von *H. Vogler*. Kieler Dissert. Altona 1906. X, 219 S 8°.

Balzac au théâtre p. *Ch M. des Granges* [In: Le Correspondant 25 janvier 1906].

Baudelaire. — *F. Gautier*, Documents sur Baudelaire [In: Mercure de France 1 avril 1906].

Bernardin de Saint-Pierre. — *Mlle Menant*, Lettres de Mme le Pesant de Boisguilbert à Bernardin de Saint-Pierre [In: Revue bleue 22 sept., 29 sept. et 6 oct. 1906].

Bossuet et les études bibliques p. *H. de Lacombe* [In: Le Correspondant. 25 mars 1906].

Calvin; par *A. Bossert*. In-16, 223 p. et portrait. Hachette et Cie. 1906. 2 fr. [Les grands écrivains français].

Charrière, Madam de, d'après un livre récent p. *A. Filon*. [In: Rev. des deux mondes 15 août 1906].

Chénier, A. — *Tognozzi*, V. Alfieri e A. Chénier. Edizione postuma, con prefazione di *Guido Mazzoni*. Pistoia, tip. Cino dei fratelli Bracali, 1906. 8°. p. 91, con ritratto.

Cherbuliez. — *E. Tissot*, La nationalité de Victor Cherbuliez [In: Revue Bleue 22 sept. 1906].

Constant, Benjamin, en Alsace p. *A. d'Ochsenfeld* [In: Revue d'Alsace mai-juin 1906] (In Veranlassung von V. Glachant *Benjamin Constant sous l'œil du guet*).

Coppée. — *J. Sageret*, Les grands convertis : M. Coppée. [In: Mercure de France 15 sept. 1906].

Corneille. — Quelques documents sur Pierre Corneille publiés au troisième centenaire de sa naissance par la Société Rouennaise de bibliophiles. In-8 carré. XVI-16 p. avec vignettes et fac-similé d'autographe. Rouen, impr. Gy. 1906.

Courier, P.-L. — *Ch. Joret*, Un épisode inconnu de la vie de P.-L. Courier [In: Rev. d'Hist. litt. XIII, 2].

Dacier, Mme. — *P. B.* Une lettre de la présidente Ferrand sur Madame Dacier [In: Rev. d'Hist. litt. XIII, 2].

Daudet. A. — S. oben p. 218 *Jakob*.

Dorat s. oben p. 218 *Foulet*.

Fénelon. — La Politique de Fénelon; par *Gilbert Gidel*. In-18 jésus, XI-104 p. Mellottée. Paris, Larose et Tenin. 1906.

— *H Heuschkel*, Hat die grofse Übereinstimmung zwischen Spinoza und Fénelon statt die Jakobi in seinem Sendschreiben an Fichte behauptet. Progr. des Progymn. zu Tremessen. 1906.

Flaubert. Son hérédité. Son milieu. Sa méthode; par *René Dumesnil*. Grand in-16, XIII-370 p. Paris, Société française d'impr. et de libr. 3 fr. 50.

Fontenelle. L'Homme, l'Œuvre, l'Influence; par *Louis Maigron*, In-8, IV-440 p. Paris, Plon, Nourrit et Cie. 1906. 7 fr. 50.

— *L. Maigron*, L'influence de Fontenelle [In: Rev. d'Hist. litt. XIII, 2].

Grenier. E. — Le Poète Edouard Grenier; par Charles Baille. In-8, 40 p. Besancon, impr. Dodivers. 1906. [Extrait des «Mémoires de la Société d'émulation du Doubs» (1905).

Hugo, Victor, à Gentilly; par *Fernand Bourlon*. In-8, 11 p. avec grav. Paris Gougy. 1906. [Extrait de la «Correspondance historique et archéologique» année 1906. Publication de la Société «les Hugophiles».]

— *L. Arnould* Une soirée chez Victor Hugo, le 27 september 1846, d'après un nouveau document [In: Annales Romantiques III, 3].

Jacques le Grant, Livre de bonnes mœurs. S. oben p. 211 Boinet.
Jean de Meun S. oben p. 217 *Thuasne*.
La Fosse, Antoine de, Sieur d'Aubigny als Tragiker, von *J. Thiemer*. Leipziger Dissert. 1906. 92 S. 8°.
Lamennais avant «l'Essai sur l'indifférence», d'après des documents inédits (1782-1817). Etude sur sa vie et sur ses ouvrages, suivie de la liste chronologique de sa correspondance et des extraits de ses lettres dispersées ou inédites; par *Anatole Feugère*. In-8, XIII-460 p. Paris, Bloud et Cie. 1906.
Leconte de Lisle d'après des documents nouveaux. (La Vie. — La Jeunesse républicaine et sentimentale. — L'Art et l'Action. — L'Action publique — L'Art; forme impersonnelle de l'action. — L'Antichristianisme. — Le Pessimiste socialiste. — L'Hellénisme républicain. — L'Idéal primitiviste. — Le Patriotisme colonial. — L'Ile natale et le Génie aryen) par *Marius Ary Leblond*. In-18 jésus, 479 p. Paris, Société du Mercure de France 26, rue de Condé. 1906. 3 fr. 50.
Loriot. — *Frédéric Plessis*, Un poète disparu: Charles Florentin Loriot [In: Le Correspondant. 10 janvier 1906].
Maeterlink, M. als Dichter und Philosoph von *v. Oppeln-Bronikowski* (Schlufs) [In: Zs. f. franz. u. engl. Unterricht V, 5].
Maupassant. — La Vie et l'Œuvre de Guy de Maupassant; par *Edouard Maynial*. In-18 jésus. 300 p. Paris, Société du Mercure de France, 26, rue de Condé. 1906. 3 fr. 50.
Mérimée s oben p. 218 *Saitschick*.
— *L. Pinvert*, Sur Mérimée. A propos d'ouvrages récents [In: Bull. du Bibliophile 15 mai, 15 juin et 15 juillet 1906].
Michelet intime p. *de Lanzac de Laborie* [In: Le Correspondant. 25 février 1906].
Mistral, F. Mes origines. Mémoires et Récits. Traduction du provençal. In-16, 371 p. Paris, Plon, Nourrit et Cie; Bibliothèque des «Annales politiques et littéraires», 51, rue Saint-Georges, 1906. 3 fr. 50.
— Moun Espelido. Memori e Raconte de Frederi Mistral. In-16, 351 p. Paris, Plon, Nourrit et Cie; Bibliothèque des «Annales politiques et littéraires», 51, rue Saint-Georges. 1906. 3 fr 50.
— Moun Espelido. Memori e Raconte. Mes origines. Mémoires et Récits de Frédéric Mistral. Texte provençal et français. In-8, 739 p. et deux portraits en taille-douce. Paris, Plon, Nourrit et Cie; Bibliothèque des «Annales politiques et littéraires», 51, rue Saint-Georges. 1906. 10 fr.
Montaigne; par *Fortunat Strowski*. In-8, VIII-356 p. Paris, F. Alcan. 1906. 6fr. [Les grands philosophes.]
— *Montaigne*; par *Paul Stapfer*. In-16, 200 p. et portrait. Paris, Hachette et Cie. 1905. 2 fr. [Les Grands Écrivains français.]
— *F. Brunetière*, Publications récentes sur M. [In: Rev. d. deux mondes 1er sept. 1906. S. 192—227].
Muret — *F. Delage*, Un humaniste limousin du XVIe siècle: Marc-Antoine de Muret [In: Bulletin de la Soc. archéol. et hist. du Limousin IV (1905). S. 147—180].
Musset. — des Camerades d'Alfred de Musset d'après des documents inédits p. *L. Séché* [In: Mercure de France 15 oct. 1906. S. 522—547 à suivre].
L. Séché, Les origines d'A. de Musset, l'homme et l'œuvre [In: Annales Romantiques III, 3]. (Der erste Teil der vorliegenden Studie „le Pays" ist im *Mercure de France* vom 15 Mai und 1. Juni erschienen).
— La „Marraine" d' Alfred de Musset p. *L. Séché* [In: La revue de Paris 1er nov. 1906].
— *Musset, A. de*, d'après des documents inédits p. *L. Séché*. Paris, Mercure de France. 2 vol. in-8 à 7 fr. 50 l'un. (In Vorbereitung).
Nerval, Gérard de. La vie et l'œuvre (1808—1855) p. *Gauthier-Ferrières*. Paris, A. Lemerre. Pr. 3 fr. 50.

Pascal et les prophéties messianiques [In: Revue biblique internationale, Nouvelle Série. III, 4. Oct. 1906. S. 533—560].

Rabelais et les Limousins [In: Le Bibliophile limousin 1905. S. 101—107]

Bourrelly, V.-L. Rabelais, sa vie et son œuvre, d'après des travaux récents. 1900—1905 [In: Rev. d'hist. mod. et contemp. VII (1906) mai et juin].

Renan s. oben p. 218 *Saitschik*.

— *G. Sorel*, Le système historique de Renan. Fasc. IV: Les premiers temps apostoliques. Paris, G. Jacques. Prix: 3 fr.

Rétif. — s. oben p. 211 *Dühren*.

Ronsard s. oben p. 218 *Foulet*.

Rousseau, J. J. s. oben p. 212 *Schinz*.

— Der demokratische Imperialismus. Rousseau — Proudhon — Karl Marx. Berlin, H. Barsdorf 1907. X, 445 S. 8°.

Sainte-Beuve. — *J. Troubat* Albert Glatigny et Sainte-Beuve, souvenirs intimes [In: Mercure de France 1er avril 1906].

— Lettres à Alfred de Vigny. [In: Rev. de Paris 15 août et 1er sept. 1906].

Saint-Évremond, Une lettre inédite sur la mort de, p. *P. B.* [In: Rev. d'Hist. litt. XIII, 2].

Scève, Maurice, et la renaissance lyonnaise. Étude d'histoire littéraire p. *Albert Baur*. Paris, H. Champion 1906. VI, 131 S. 8°.

Stendhal a-t-il dédié à Napoléon son Histoire de la Peinture p. *P. Arbelet* [In: Revue Bleue 27 oct. 1906].

— *E. Seillière*, Germanen und Lateiner bei Stendhal (Henri Bayle) [In: Beilage zur Allgemeinen Zeitung 1906 No. 169. 173.].

— *Conte de Comminges* Stendhal, Homme de Cheval [In: Rev. de Paris 1er août 1906].

Taine, historien de la Révolution français p. *A. Aulard* II. III. [In: La revolution franç. 1906. 14 avril et 14 mai].

— Réfutation esthétique de Taine; par *Péladan*. In-18 jésus, 99 p. Paris, Société du Mercure de France, 26, rue de Condé 1906. 1 fr.

Vauvenargues als Moralphilosoph und Kritiker von *E. Heilmann*. Diss. Heidelberg 1906. 58 S. 8°.

Vigny, A. de. Essai sur A. de Vigny; par *Henry Gaillard de Champris*. In-8, 52 p. La Chapelle-Montligeon (Orne), impr. et libr. de Montligeon. 1906. [Extrait de «la Quinzaine»].

Villon. S. oben p. 217 *Thuasne*.

Voltaire s. oben p. 218 *Saitschick*.

— *P. Sakmann*. Die Probleme der historischen Methodik aus der Geschichtsphilosophie bei Voltaire [In: Histor. Zeitschrift. Dritte Folge I, 2. S. 327—379].

— Voltaire p. *G. Lanson*. Paris, Hachette et Cie [Les Grands Écrivains de la France].

7. Ausgaben. Erläuterungsschriften. Übersetzungen.

Autographes et documents: le cardinal de Bernis, Sénancourt à Bouffiers, Madame le Prince de Baumont, le citoyen Saint-Ange [In: Rev. d'Hist. litt. XIII, 2].

Bertoni, J. Glanures provençales [In: Annales du Midi. Juillet 1906. S. 350—351].

Calmette, J. La correspondance de la ville de Perpignan de 1399 à 1450 (suite) [In: Rev. d. l. rom. Juillet-août 1906, S. 273—298].

Le Codi et les fors de Béarn p. *E. Meynial* [In: Nouv. revue hist. de droit franç. et étranger 1906, Mai-juin].

Inventaires sommaires des archives communales et hospitalières de la ville d'Haubourdin (Nord), rédigés par MM. de Cleene et J. Vermaere. Avec introduction et notice historique par M. J. Finot. In-4 à 2 et 3 col., XXXIV-121 p. Lille, impr. Danel 1906.

Inventaire de la „Librairie“ de Philippe le Bon (1420) p. p. *G. Doutrepont.* Commission royale d'histoire. Bruxelles, Kiessling et Cie. 1906. XLVIII. 189 S.

Lettres de divers écrivains français p. p. *L.-G. Pélisser* [In: Bulletin du Bibliophile 15 mars, 15 mai, 15 juin et 15 juillet] (Enthält u. a. Briefe von Voltaire, Beaumarchais, Marmontel, Bernardin de Saint-Pierre).

Recettes médicales en français p. p. *P. Meyer* [In: Bull. de la Soc. des anc. textes franç. XXXII, 1 S. 37—52]

Rodière, R. Chartes diverses du Boulonnais [In: Mém. de la soc. acad. de l'arrondissement de Boulogne-sur-Mer. XXIV, 1906 S. 1—241].

Vidal, A. Comptes des clavaires de Montagnac (1436—1437) [In: Rev. d. l. rom. Juillet-août 1906. S. 302—320].

Alphabetum narratorium. S. oben p. 217 Toldo.

Aucassin und Nicolete. — *H. Suchier.* Zu Aucassin und Nicolete [In: Zs. f. rom. Phil. XXX, 513—521].

Échecs Amoureux. — *H. Höfler.* Les échecs amoureux. Untersuchung über die Quellen des II Teiles. Münchener Dissert. 1905. 76 S. 8°.

L'enfant sage. — *W. Suchier.* Das provenzalische Gespräch des Kaisers Hadrian mit dem klugen Kinde Epitus (L'enfant sage). Marburger Habilitations-Schrift Marburg a. L. 1906 56 S. 8°. [Der vorliegende Druck umfaſst die Einleitung und den ersten Abschnitt des ersten Teils der eingereichten Arbeit; das ganze soll in erweiterter Form im Buchhandel erscheinen].

Épître à la maison de Bourgogne sur la croisade turque, projetée p. Philippe le Bon (1460) p. p. *G. Doutrepont.* Louvain, Bureau des Analectes, 1906. 56 S. [Aus: Analectes pour servir à l'histoire ecclésiastique de la Belgique XXXII].

Flors u. Blanzeflors. — Die Mülheimer Bruckstücke von Flors und Blanzeflors hrsg. von H. Schafstaedt. Abhandl. zum Jahresbericht des Gymn. u. der Realschule zu Mülheim a. Rh. April 1906.

Giraut de Borneil. — Deux strophes de G. de B. p. *A. Jeanroy* [In: Annales du Midi. Juillet 1906. S. 347—350].

Gormond u. *Isembart.* — *R. Zenker.* Zu Isembart et Gormond [In: Zs. f. rom. Phil. XXX, 572—574].

Guillaume le Clerc. — *W. Marquardt.* Der Einfluſs Kristians von Troyes auf den Roman Fergus des Guillaume le Clerc. Dissert. Göttingen 1906. 66 S. 8°.

Heptaméron, der. Die Erzählungen der Königin v. Navarra. Illustriert v. Coeurdame. Nach den Dokumenten v. Le Roux de Lincy u. Montaiglon aus dem Altfranz. übers. v. Morizeau. (In 30 Heften.) 1—10. Heft. (16 S. u. S. 1—304 m. je 2 Vollbildern.) gr. 8°. Prag, A. Hynek ('06). —,40.

Horn s. oben p. 213 Dahms.

Huon le roi. — *A. Tobler.* Zu dem *Ave Maria* des Huon le roi [In: Zs. f. rom. Phil. XXX, 580 f.].

Jean de Meun S. oben p. 217 *Thuasne.*

Jean Le Seneschal, J. — Les cent Ballades, poème du XIVe siècle, composé par Jean Le Seneschal, avec la collaboration de Philippe d'Artois, comte d'Eu, de Bouccaut le jeune et de Jean de Crésecque, publié avec deux reproductions phototypiques par *Gaston Raynaud.* In-8, LXX-269 p. Paris, Firmin-Didot et Cie. 1905. [Société des anciens textes français.]

Jacques d'Ableiges. S. oben p. 212 *Martin.*

Karlsreise. — *K. G. T. Webster,* Arthur and Charlemagne. Notes on the Ballad of King Arthur and King Cornwall and on the Pilgrimage of Charlemagne [In: Englische Studien XXXVI, 3. S. 337—369].

Louis XI. — Lettres de Louis XI, roi de France. Publiées d'après les originaux pour la Société de l'histoire de France, par *Joseph Vaesen* et *Étienne Charavay.* T. 9. : Lettres de Louis XI (1481—1482), publiées par *Joseph Vaesen.* In-8, 379 p. Paris, Laurens. 1905. 9 fr.

Machaut, Guillaume de. — *E. Hoepffner*, Anagramme und Rätselgedichte bei G. d. M. [In: Zs. f. rom. Phil. XXX, 401—413].
S. Margherita. — *G. Bertoni*, Sulla vita provenzale di S. Margherita [In: Rev. d. l. rom. Juillet-août 1906. S. 299—301].
Miracles de Notre-Dame de Chartres. S. oben p. 212 *Langlois.*
Le *mystère* de conception, nativité, du mariage et de l'annonciation de la benoiste Vierge Marie. (Paris, Bibl. Nat. réserve Yf. 1604) Personenverzeichnis, vergleichende Analyse, Metrisches und Textproben von *K. Kraatz.* Greifswalder Diss. 1906. 53 S 8°.
Passoin. — *A. Kneisel*; Das Mystère „La Passion de Jésus-Christ en Rime franchoise". Handschrift No. 421 der städtischen Bibliothek zu Valenciennes. Teil I. Analyse. Varianten, Gegenüberstellungen, Textproben von Journée 1—10. Greifswalder Diss. 1906. 83 S. 8°.
Pétrarque. — *L. E. Kastner*, A propos d'une prétendue traduction française des Triomphes de P. [In: Zs. f. rom. Phil. XXX, 574—577].
Die *Reichenauer Glossen.* Textkritische und sprachliche Untersuchungen zur Kenntnis des vorliterarischen Französisch von *Kurt Hetzer.* X, 191 S. 8°. [Beiheft 7 der Zs. f. rom. Phil.].
Renart. — S. oben p. 217 *Silcher.*
Roland. — *M. Michel*, La chanson de Roland et la littérature chevaleresque. Paris, Plon-Nourrit & Co. Prix: 3 fr. 50.
Le Savi ou *Libre de Senequa* d'après les deux Manuscrits de Rome et de Paris p. p. *G.-B. Festa* [In: Annales du Midi. Juillet 1906. S. 297—325].
Sponsus. — *Drame (le) liturgique.* Les Vierges sages et les Vierges folles. Titre dans le manuscrit: Sponsus (L'Epoux). Publié d'après le manuscrit (de la fin du XII[e] siècle) 1139 latin de la Bibliothèque Nationale de Paris, avec Glose préliminaire, Texte musical latin et provençal, et traduction française, à l'occasion des Assises musicales de la Schola Cantorum, à Montpellier; par *A. Gastoué.* Grand in-8, 11 p. Paris, Société française d'impr. et de libr.; Bureau d'édition de la «Schola», 269, rue Saint-Jacques. 1906. 1 fr. [Documents pour servir à l'Histoire des origines du Théâtre musical].
Villon. S. oben p. 217 *Thuasne.*
Visio Pauli. — *L.-E Kastner.* Les versions françaises inédites de la descente de saint Paul en Enfer (suite et fin) [In: Rev. d. l. rom. Juillet-août 1906. S. 321—351].
Vivien. — *H Suchier.* Die Fontaine de saint Guillaume [In: Zs. f. rom. Phil. XXX, 463—464].

Barthélemy. — Lettres inédites de Barthélemy à Joseph Autran (Suite et fin) p. p. *J. Garsou.* [In: Annales Romantiques III, 3].
Beaumanoir, s. oben p. 212 *Gifford.*
Bernis. — Lettres inédites du cardinal de Bernis à la marquise de La Ferté-Imbault [In: L'Amateur d'autographes et de documents historiques. Février 1906].
Beaumarchais. S. oben p. 222 *Lettres.*
— Der tolle Tag od. Figaros Hochzeit. Komödie. Übers. u. bearb. v. Jos. Kainz. (145 S.) gr. 8°. Berlin, F. Fontaine & Co. '06. 2 —.
Baumont, Madame le Prince de. — S. oben p. 221 *Autographes et documents.*
Bernardin de Saint-Pierre. — S. oben p. 222 *Lettres.*
— Œuvres choisies. Paul et Virginie. L'Arcadie. La Chaumière indienne. La Pierre d'Abraham. Nouvelle édition. In-16, VIII-427 p. avec 12 grav. dessinées sur bois par Emile Bayard. Paris, Hachette et C[ie]. 1906. 2 fr. 25. [Bibliothèque rose illustrée]
— *Ch. Oulmont*, Sur un exemplaire de „Paul et Virginie" [In: Bulletin du bibliophile et du bibliothécaire 15 mars 1906].
Bernis, le Cardinal de. S. oben p. 221. *Autographes et documents.*

Bossuet. Oraisons funèbres. In 18 jésus, 310 p. Paris, Flammarion. 95 cent. [Les meilleurs auteurs classiques français et étrangers].
Chateaubriand. — *E. Dick*, Quelques sources ignorées du „Voyage en Amérique" de Chateaubriand [In: Rev. d'Hist. litt. XIII, 2].
Constant. — Lettres de Benjamin Constant à Prosper de Barante, dernière partie (1809—1830) [In: Rev. des deux mondes 1er août 1906].
Daudet, A. s. oben p. 218 *Jakob.*
Diderot. — *Daniel Delafarge*, Une lettre inédite de Diderot à Grimm [In: Rev. d'Hist. litt. XIII, 2].
Dumas, Alex.: Der Graf v. Monte Christo. Roman. Vollständig neu ins Deutsche übertr. u. m. einleit. Worten versehen v. Philipp Wanderer. (703 S. m. Bildnis.) 8°. Berlin, A. Weichert.
Du Vair, G. s. oben p. 211. *V. Giraud.*
Flaubert. — La Pathologie mentale dans les œuvres de Gustave Flaubert (thèse); par *Philibert de Lastic.* In 8, 127 p. Paris, J. B. Baillière et fils. 1906.
— „Mme Bovary" à la scène (lettre de G. Flaubert) [In: L'amateur d'autographes et de documents histor. Mars 1906].
Hugo, V. — *Ph. Aug. Becker*, Streifzüge durch V. Hugos Lyrik [In: Arch. f. n. Spr. CXVII, S. 86—113].
La Fontaine. — Contes. In 18 jésus, 376 p. avec autographe. Paris, Flammarion. 95 cent. [Les meilleurs auteurs classiques français et étrangers.]
Lamartine, A. de. — L'Œuvre. Extraits choisis et annotés, à l'usage de la jeunesse, avec une notice sur la vie et les œuvres de l'auteur: par *G. Robertet.* In-16, 484 p. avec portrait. Paris, Hachette et Cie. 1906. 3 fr.
Maistre, X. de. — Œuvres choisies. (Le Lépreux de la cité d'Aoste. — Les Prisonniers du Caucase. — La Jeune Sibérienne. — Voyage autour de ma chambre. — Le Papillon.) Nouvelle édition. In 16, VIII 295 p. avec 15 vignettes d'après les dessins d'Emile Bayard. Paris, Hachette et Cie. 1906. 2 fr. 25. [Bibliothèque rose illustrée.]
Marmontel s. oben p. 222. *Lettres.*
Molière. — *O. Kühn*, Die Ärzte in den Komödien Molières. Progr. des Gymnasiums zu Neisse 1906. 48 S. 8°.
Montaigne. Journal de Voyage publié avec une introduction, des notes, une table des noms propres et la traduction du texte italien de Montaigne par *Louis Lautrey*, Paris, Hachette et Cie. Un vol. in 8°. 6 fr.
— Les essais de Michel de Montaigne publiés d'après l'exemplaire de Bordeaux avec les variantes manuscrites et les leçons des plus anciennes impressions, des notes, des notices et un lexique par *Fortunat Strowski.* Paris, H. Champion. Sous les auspices de la Commission de publication des Archives Municipales: 4 volumes. Tome 1. — 1 vol. in-4°, XXIV-475 pages. 25 francs.
Montesquieu e le sue *Lettres persanes*: studio p. *G. A. Perucca.* Cagliari-Sassari, tip. G. Montorsi, 1906. 85 S. 16°.
Musset, A. de. — Rolla (vers). Grand in-8, 62 p. avec compositions de Georges Desvallières reproduites en couleurs par Fortier et Marotte. Paris, Romagnol. 1906.
Quinet. — S. oben p. 215 unter *Monin.*
Regnard. — „El Amante liberal" et „La belle Provençale" p. *P. Toldo* [In: Rev. d'Hist. litt. XIII, 2].
Rémusat, Mme de. — Mémoires de Madame de Rémusat (1802—1808). Publiés par son petit fils *Paul de Rémusat.* T. 3. In 18 jésus, XXIII 421 p. Paris, Calmann-Lévy. 1906. 3 fr. 50.
Renan, E. Cahiers de jeunesse. 1845—1846. Paris, Calmann-Lévy in 8°. Prix: 8 fr. 50.
— Une lettre inédite d'Ernest Renan [In: L'Amateur d'autographes et de documents historiques. Janvier 1906].

Rétif de la Bretonne: Monsieur Nicolas. (Das enthüllte Menschenherz.) 8⁰. Siena, J. Eichenberg. [4. Bd. Pariser Liebschaften. XVIII, 336 S.) '06.]

Rivarol. — Collection des plus belles pages de Rivarol. Littérature: universalité de la langue française: Voltaire et Fontenelle. Petit almanach de nos grands hommes: Madame de Staël: Le Génie et le Talent. — Politique: Journal politique national: Actes des apôtres: Petit dictionnaire de la Révolution. — Philosophie: Lettres à M. Necker; Discours préliminaire à un dictionnaire de la langue française. Fragments et pensées littéraires, politiques et philosophiques. Lettres. Rivaroliana. — Appendice: documents; Bibliographie. Avec une notice. In-18 jésus. XII-435 p. et portrait. Paris, Société du Mercure de France, 26, rue de Condé. 1906. 2 fr. 50.

Rousseau, J. J. — S. oben p. 212 Schinz.

— Julie ou la Nouvelle Héloïse. Lettres de deux amants, recueillies et publiées; par J. J. Rousseau. In-18 jésus, XIX-666 p. avec grav. Paris Garnier frères. 3 fr.

Saint, Ange, Le citoyen. — S. oben p. 221 *Autographes et documents.*

Sainte Beuve in seinen metrischen Übersetzungen von *Maurice Pierrotet* [In: Studien zur vergleich. Literaturgesch. VI, 4].

— Le Roman de Sainte-Beuve; par Gustave Simon. 4e édition. Petit in-8, VII-323 p. Paris, Ollendorff. 1906. 3 fr. 50.

Saint-Simon. — Mémoires. Nouvelle édition collationnée sur le manuscrit autographe, augmentée des additions de Saint-Simon au Journal de Dangeau et de notes et appendices par A. de Boislisle, de l'Institut, avec la collaboration de L. Lecestre. T. 19. In-8, 613 p. Paris, Hachette et Cie. 1906. [Les grands écrivains de la France.]

Scève, Maurice, Les œuvres poétiques p.p. *Albert Bauer* [In Vorbereitung].

Sénancour. — S. oben p. 221 *Autographes et documents.*

— *J. Merlant,* Notes sur un premier ouvrage attribué à l'auteur d'Oberman [In: Rev. de phil. fr. XX, 3].

Staël, Mme de. Des circonstances actuelles qui peuvent terminer la Révolution et des principes qui doivent fonder la république en France. Ouvrage inédit p.p. *D. Viénot.* Paris, Fischbacher, 1906. C, 352 S. 8⁰.

Stendhal. Dix-neuf lettres inédites à Sutton Sharpe à Londres [In: Mercure de France. 15 mai et 1er juin 1906].

— *Stendhal* correcteur de Stendhal p. *Ricciotto Canudo* [In: Mercure de France 1er juillet 1906].

— *v. Stendhal-Henry Beyle*: Ausgewählte Werke. Hrsg. von *Frdr. v. Oppeln-Bronikowski.* 8⁰. Jena, E. Diederichs. 6. u. 7. Bd. Die Kartause v. Parma. (La charteuse de Parma.) Übertr. v. *Arth. Schurig.* 2 Tle. (XXIV, 376 u. 358 S. m. 1 Taf.) '06. 7 —.

Taine, H.: Die Entstehung des modernen Frankreich. Autoris. deutsche Bearbeitg. v. L. Katscher. III. Bd.: Das nachrevolutionäre Frankreich. 2. Abtlg. 2., veränd. Aufl. (XXVI, 270 S.) gr. 8⁰. Leipzig, P. E. Lindner ('06). 6.50; gebd. 9 —.

Voltaire. S. oben p. 222 *Lettres.*

— Les surprises d'une perquisition (Lettres inédites de Voltaire) [In: Rev. d'Hist. litt. XIII, 2].

8. Geschichte und Theorie des Unterrichts.

Boerner, O. und *E. Stiehler.* Zur Geschichte der neueren Sprachen II. [In: Neue Jahrb. f. das Klassische Altertum etc. 1906. XVIII. Bd. p. 392—412. 459—471].

Fechner, W. Zur Wiederholung der unregelmässigen französischen Verben [Lehrproben u. Lehrgänge. 1906. 1. Heft. S. 72 ff.].

Hasl, A. Lehrmethode und Lehrpersönlichkeit [In: Zs. f. franz. u. engl. Unterricht V, 5].

Henry, V., F. Brunot, H. Goelzer, L. Sudre, Ch. Maquet. — L'Enseignement de la grammaire; Petit in-8, 189 p. Paris, Impr. nationale. 1906. 3 fr. 50. [Conférences du Musée pédagogique, 1906].

Kiessmann, Einige Bemerkungen über den neusprachlichen Unterricht auf der Oberstufe höherer Lehranstalten [Lehrproben und Lehrgänge. 1906. 2. Heft].

Martin, J. Bildung und Sprachunterricht. Kleine vergleichende Betrachtungen, besonders hinsichtlich der Pflege der neueren Sprachen an den hum. Gymnasien Bayerns. Progr. Erlangen 1906. 46 S. 8⁰.

Metzger, Fr., u. O. Ganzmann: Unser Lehrverfahren. Ein Geleitwort zum Lehrbuch der französ. Sprache. 1. Stufe (27 S.). 8⁰. Berlin, Reuther & Reichard '06.

Nicolas. — De l'utilité des langues vivantes. Discours prononcé le 23 juillet 1906, à la distribution des prix du petit séminaire de Sainte-Croix. In-16, 15 p. Orléans, impr. Gout et Cie. 1906.

Ohlert, A. Die Lautgesetze als Grundlage des Unterrichts im französischen Verb. Progr. der Vorstädtischen Realschule zu Königsberg i. Pr. Ostern 1906.

Rohs, A. Französischer Unterricht nach voraufgegangenem Lateinunterricht [In: Neue Jahrb. f. d. klass. Altertum etc. II. Abteil. XVIII. Bd. S. 507—524].

Sigwalt, C. — De l'enseignement des langues vivantes. Idées d'un vieux professeur dédiées aux jeunes. In-16, XIII-288 p. Paris, Hachette et Cie. 1906. 3 fr. 50.

Stefan, Al. Zu der Frage der „Korrektur" der fremdsprachlichen Hausarbeiten [In: Zs. f. d. Realschulwesen XXXI, S. 539—540].

Stürmer, Frz.: Die Etymologie im Sprachunterricht der höheren Schulen (55 S.) gr. 8⁰. Halle, Buchh. des Waisenhauses '06.

Walter, Max: Der französische Klassenunterricht auf der Unterstufe. Entwurf e. Lehrplans. 3. durchgeseh., durch e. besonders erschein. Anh. verm. Aufl. (XI, 76 S.) gr. 8⁰. Marburg, N. G. Elwert's Verl. '06 1,40.

Wasenius, M. Eindrücke aus deutschen Schulen [In: Neuphil. Mitteilungen. 1906. No. 5/6. S. 99—114].

9. Lehrmittel für den französischen Unterricht.

a. Grammatiken, Übungsbücher etc.

Alaux, T. — Etude théorique des verbes irréguliers français (Origines et justifications). In-16, VII-108 p. Paris, Garnier frères. 1906. 1 fr. 50.

Alge, S.: Lectures et exercices. Manuel pour l'enseignement du français. 3. année de français. Une joyeuse nichée. Par Mme. E. de Pressensé. Préparée à l'usage des écoles. 3. éd. (211 S.). 8⁰. St. Gallen, Fehr '06. — (Leipzig, F. Brandstetter.) 2,—.

Augé, C. — Deuxième livre de grammaire. Livre de l'élève. In-12, 192 p. avec 170 grav. Paris, Larousse. 80 cent.

— Troisième livre de grammaire. Livre de l'élève. In-12, 408 p. avec 120 grav. Paris. Larousse. 1 fr. 50.

— Troisième livre de grammaire. 1 500 exercices. Livre du maître. In-12, 886 p. avec 220 grav. Paris. Larousse. 4 fr.

Boerner, Otto, Clem. Pilz u. Max Rosenthal: Lehrbuch der französisch. Sprache für preussische Präparandenanstalten u. Seminare nach den Bestimmungen vom 1. VII. 1901 (Prof. Dr. Boerners neusprachl. Unterrichtswerk, nach den neuen Lehrplänen bearb. Französischer Tl.). I. Tl.: 3. Klasse der Präparandenanstalten (VIII, 102 S.). 8⁰. Leipzig, B. G. Teubner '06.

Boerner, Otto: Lehrbuch der französischen Sprache. Mit besond. Berücksicht. der Übgn. im mündl. u. schriftl. freien Gebrauch der Sprache. Ausg. B. f. höhere Mädchenschulen (nach den Bestimmgn. vom 31. V. 1894).

(Dr. Otto Boerners neusprachl. Unterrichtswerk.) 8°. Leipzig, B. G. Teubner. 3. Tl. Stoff f. das 3. Unterrichtsjahr. Mit e. grammat. Anh. in Tasche. 4. Doppel-Aufl. (VI, 123 u. 76 S.) '06. 2,—.

Brunot et Bony. — Méthode de langue française. 2e livre destiné au cours élémentaire et à la 1re année du cours moyen. Petit in-8, VI-216 p. avec grav. Paris, Colin 1906. 90 cent.

Dinkler, Rud., u. Ernest Mueller-Bonjour, Lehrer: Lehrbuch der französischen Sprache f. Handelsschulen. Im Anschluss an Prof. Dr. Otto Boerners französ. Unterrichtswerk hrsg. (Prof. Dr. O. Boerners neusprachl. Unterrichtswerk.) 2. Tl. (IV. 172 S.). 8°. Leipzig, B. G. Teubner '06. Geb. 2,20.

Dussouchet, J. — Cours primaire de grammaire française. Théorie. 1602 exercices. 227 rédactions. Rédigé conformément aux programmes officiels et complété par des notions de composition et de versification, une histoire des littératures ancienne et moderne avec des extraits des principaux écrivains. Cours supérieur et complémentaire. Livre du maître. In-16, 451 p. Paris, Hachette et Cie. 1906. 5 fr.

Enseignement progressif de l'orthographe d'usage, d'après la méthode de lecture, par S. G. In-16, 64 p. Angers, Germain et Grassin. 1906. 40 cent.

Goldene Schülerbibliothek. Wie werde ich versetzt? Carl Schwinna, Verlag, Kattowitz, Leipzig. [No. 3: Französich für Sextaner, Quintaner, Quartaner, Untertertianer, Obertertianer, Untersekundaner, Obersekundaner, Unterprimaner und Abiturienten. Regeln in leichtfasslicher Form mit übersetzten Musterbeispielen. Vorzügliches Hilfsmittel zur Erzielung guter Haus- und Klassenarbeiten. Für Schüler höherer Lehranstalten bearbeitet von Oberlehrer Dr. *Goldschmidt.*]

Jasinski, M. La Composition française au baccalauréat. In-8, VIII-248 p. Paris. Vuibert et Nony. 1907.

Johannesson, Max: Französische Wörter nach der Bedeutung geordnet. (Mots français groupés d'après le sens.) (XI, 92 S.) gr. 8°. Berlin, E. S. Mittler & Sohn '06. 1,20.

Labor, C. J. — Grammaire simplifiée d'après un plan nouveau et conforme aux programmes de l'enseignement primaire. Règles générales (texte à apprendre). Exercices en regard (orthographiques et d'invention). Rédactions par l'image. Cours élémentaire. Partie du maître. Nouvelle édition. In-18 jésus. 137 p. Paris. Garnier frères.

— Grammaire simplifiée. Revision des règles et notions d'étymologie. Notions élémentaires de littérature. In-18 jésus, XV-405 p. Paris. Garnier frères.

Larousse, P. — Cours de style. Livre du maître. In-12, 286 p. Paris. Larousse. 2 fr. [Méthode lexicologique Larousse.]

Leçons de langue française; par une réunion de professeurs. Cours élémentaire. In-16, 144 p. Tours. Mame et fils. Paris. Ve Poussielgue; les principaux libraires. [Collection d'ouvrages classiques rédigés en cours gradués.]

Leçons de langue française; par une réunion de professeurs. Cours moyen. In-16, 228 p. Tours. Mame et fils. Paris. Ve Poussielgue; les principaux lib. [Collection d'ouvrages classiques rédigés en cours gradués.]

Leçons de langue française; par une réunion de professeurs. Cours supérieur. In-16, 472 p. Tours. Mame et fils. Paris. Ve Poussielgue; les principaux lib.

Leçons de langue française; par une réunion de professeurs. Cours complémentaire. In-16, 304 p. Tours. Mame et fils. Paris. Ve Poussielgue; les principaux libraires. 1906. [Collection d'ouvrages classiques rédigés en cours gradués].

Martin, Paul, u. O. Thiergen: En France. Guide à travers la langue et le pays des Français. In Frankreich. Ein Führer durch die Sprache und das Land der Franzosen, m. deutscher Übersetzg., e. grammat. Anh. u. e. phonet. Wörterverzeichnisse. (IV, 219 S. m. 3 Plänen.) 8⁰. Leipzig. E. Haberland '06. Geb. 3,—.

Methode Schliemann zur Selbsterlernung der französischen Sprache. Nach e. v. Dr. Heinrich Schliemann gebilligten Plane bearb, in Verbindg. m. DD. Jos. Aymeric, Prof. E. Penner, A. Keller u. andern Fachgelehrten v. der Redaktion der Methode Schliemann. 2. veränd., verb. u. verm. Aufl. Mit e. Plane v. Paris 16—20. (Schluss-)Brief. (S. 305—408.) gr. 8⁰. Stuttgart, W. Violet '06. Je 1,— (vollständig in Mappe: 20,—).

Neumann v. Spallart, Dr. A.: Französische Sprechübungen auf Grund v. Anschaungsbildern. 1. Heft: Der Ackerbau. (Meinholds Anschauungsbild „Frühling".) Mit der verkleinerten Wiedergabe des Anschauungsbildes „Frühling". (16 S.) gr. 8⁰. Wien, A. Pichler's Wwe & Sohn '06. —,40.

Otto, Emil: Kleine französische Sprachlehre besonders f. Elementarklassen v. Real- u Töchterschulen, sowie f. erweiterte Volks-, Fortbildungs- u. Handelsschulen. 8. Aufl., neubearb. v. H. Runge. (Methode Gaspey-Otto-Sauer.) (VII, 224 S. m. 1 Karte u. 1 Plan.) 8⁰. Heidelberg, J. Groos '06. 1,80; Schlüssel (21 S.) —,80.

Petit Dictionnaire ou Lexique orthographique mis en rapport avec la dernière édition du dictionnaire de l'Académie, suivi: 1⁰ d'un recueil d'homonymes; 2⁰ d'une liste de dérivés du grec et du latin; 3⁰ des locutions latines, italiennes, etc, les plus usuelles; 4⁰ d'un tableau de préfixes et de suffixes; 5⁰ d'une liste des mots dont l'orthographe a été récemment modifiée; par F. F. In-12 à 3 col, 148 p. Tours. Mame et fils. Paris. Ve Poussielgue; les principaux libr. [Collection d'ouvrages classiques rédigés en cours gradués.]

Pfohl, E. Vocabulaire aux tableaux d' Ed. Hoelzel. Avec 12 illustrations dans le texte. Vienne, Ed. Hoelzel, éditeur. IV/2 Luisengasse 5. VIII, 133 S.

Pierre A., A. Minet et Mlle A. Martin. — Cours de langue française (grammaire et vocabulaire; 200 lectures et récitations; 250 causeries et compositions; plus de 1 000 exercices variés). Cours moyen; cours supérieur. In-16, 344 p. avec vignettes. Paris. Nathan. 1906. 1 fr. 35.

Ploetz Gust., u. Otto Kares: Kurzer Lehrgang der französischen Sprache. Übungsbuch Ausg. E. u. F. Verf. v. Dr. Gust. Ploetz. Schlüssel. (124 S.) 8⁰. Berlin, F. A. Herbig '06.

Ragon, E. — Exercices français sur le cours supérieur de grammaire. In-16, 344 p. Paris. veuve Poussielgue. 1906.

Stier, Geo.: Petites causeries françaises. Ein Hilfsmittel zur Erlerng. der französ. Umgangssprache. Für die höheren Knaben- u. Mädchenschulen. 3., durchgeseh. Aufl. (VIII, 140 S.) kl. 8⁰. Cöthen, O. Schulze Verl. '06. 1,25.

Vokabularien, französische u. englische, zur Benutzung bei den Sprechübungen üb. Vorkommnisse des täglichen Lebens. I. Französische Vokabularien. kl. 8⁰. Leipzig, Renger. Jedes Bdchn. —,40. 7. Wallenfels, Herm.: Die Wohnung, zugleich im Anschluss an das bei Ed. Hölzel in Wien erschienene Anschauungsbild: Die Wohnung (33 S.) '06.

---

b. Literaturgeschichte, Schulausgaben, Lesebücher.

Cours abrégé de littérature; par une réunion de professeurs. In-16, 220 p. Tours. Mame et fils. Paris, veuve Poussielgue. 1907. [Collection d'ouvrages classiques rédigés en cours gradués.

Le Tournau, Marcel, et *Louis Lagarde*: Abrégé d'histoire de la littérature française à l'usage des écoles et de l'enseignement privé. (VIII, 176 S.) 8°. Berlin, Weidmann '06. 2,—.

Rösler, Marguerite: Précis de littérature française. A l'usage des lycées de jeunes filles des écoles réales. (III, 104 S.) 8°. Leipzig, Renger '06. 1,30.

Gautier, Théophile: Voyage en Italie. Extrait à l'usage des classes supérieures. Mit Einleitg. u. Commentar hrsg. v. Rich. Ackermann. (Koch's neusprachl. Schullektüre. Französische Ausg.) (VI. 85 u. 32 S. m. 2 Taf. u. 1 Plan.) kl. 8°. Nürnberg, C. Koch '07. —,80.

Gerhard's französische Schulausgaben. Unter Mitwirkg. v. Henri Borneque hrsg. v. Ernst Wasserzieher. 8°. Leipzig, R. Gerhard. No. 21. Dutoit, Marie: Noele. Für das ganze deutsche Sprachgebiet allein berecht. Schulausg. v. P. Wasserzieber u. Emmy Schild. I. Tl.: Einleitung u. Text. (VIII, 134 S.) '06. 1,40. II. Tl.: Anmerkgn. u. Wörterbuch. (18 S.) —,40.

Hartmann's, Mart., Schulausgaben (französischer Schriftsteller). kl. 8°. Leipzig, Dr. P. Stolte. No. 11. Souvestre, Émile: Au coin du feu. Auswahl. Mit Einleitg. u. Anmerkgn. hrsg. v. C. Humbert. 4.—6. Taus. (92 u. 39 S.) '06. 1,—.

Keraval, A. — Manuel pratique de lecture et de diction. In-12, 168 p. Saint-Cloud, impr. Belin frères. Paris, libr. de la même maison. 1906. 1 fr. 50.

Klincksieck, Fr.: Chrestomathie der französischen Literatur des 17. Jahrh. (m. Ausschluss der dramatischen). Mit e. Farbendr. „Carte de tendre" aus „Clélie" v. Madeleine de Scudéry. (X, 293 S.) 8°. Leipzig, Renger '06.

Laclef, A. et *E. Bergeron.* — La Récitation aux cours moyen et supérieur en conformité avec le programme de morale. Petit in-8, VII-192 p. avec grav. Paris. Delalain frères. 1906. 1 fr. 50. [Enseignement primaire élémentaire].

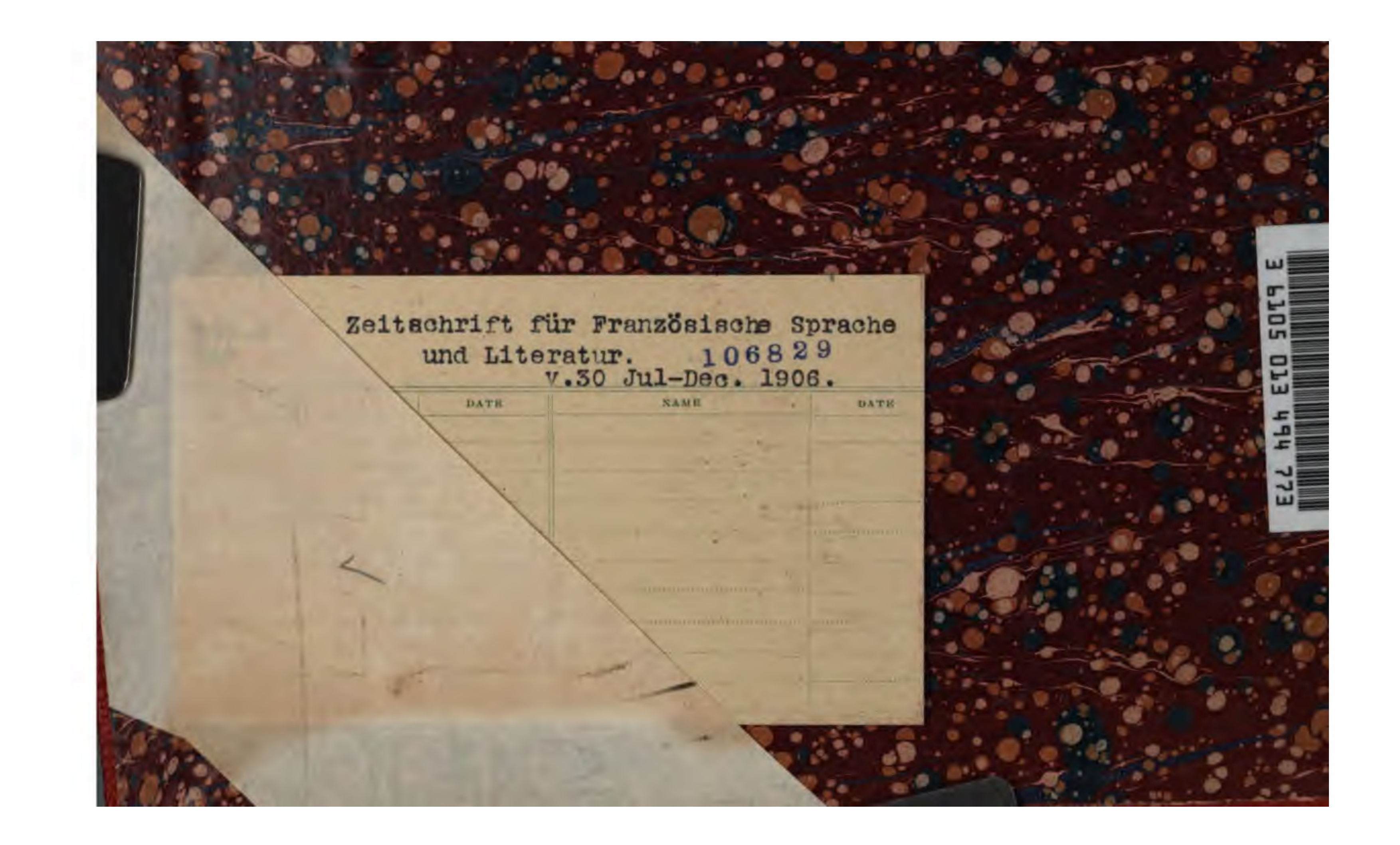
Lagarde, Louis: La lutte pour la vie. Nouvelle, systématiquement rédigée pour servir à l'étude de la langue pratique, des moeurs et des institutions françaises à l'usage des écoles et de l'enseignement privé. Avec un appendice: Notes explicatives. (Violets Sprachlehrnovellen. Schulausg.) VIII, 144 u. 29 S.) 8°. Stuttgart, W. Violet '06. 1,80.

Legouvé, E. — L'Art de la lecture, à l'usage de l'enseignement secondaire. Nouvelle édition, revue et augmentée. In-16, 312 p. avec grav. et portraits. Paris. Hetzel, 3 fr. [Bibliothèque d'éducation et de récréation.]

Schulbibliothek, französischer u. englischer Prosaschriften aus der neueren Zeit. Mit besond. Berücksicht. der Fordergn. der neuen Lehrpläne hrsg. v. L. Bahlsen u. J. Hengesbach. I. Abtlg.: Französische Schriften. 8°. Berlin, Weidmann. 56. Bdchn. Bornecque, Prof. Henri, et Lyc.-Prof. Dr. A. Mühlan: Les provinces françaises. Mœurs, habitudes, vie. (VII, 156 S.) '06. Geb. 1,60; Wörterverzeichnis. Zusammengestellt v. Prof. Dr. A. Mühlan. (53 S) —,50. 57. Bdchn. Bastier, Paul: Trois comédies modernes. Le village par O. Feuillet. — L'œillet blanc par A. Daudet. — Gringoire par Th. de Banville. Recueil de commentaires explicatifs, précédés d'une courte introduction littéraire. (V, 78 S.) '06 Geb. 1,—.

Schulbibliothek, französische u. englische. Hrsg. v. Otto E. A. Dickmann. Reihe A: Prosa. 8°. Leipzig. Renger. 150. Bd. Loti, Pierre: Pêcheur d'Islande. Für den Schulgebrauch erklärt v. Otto E. A. Dickmann. (VIII 103 u. 9 S.) '06*i* Geb. 1,60; Wörterbuch, bearb. v. Gisbert van Moll (34 S.) —,40. 151. Bd. Chuquet: La guerre 1870—71. Im Auszug. Für den Schulgebrauch erklärt v. Karl Quossok. Mit 5 Kartenskizzen im Text u. 5 Karten im Anh. (VII, 114 S.) '06. 1,40.




Zeitschrift für Französische Sprache
und Literatur. 106829
v.30 Jul-Dec. 1906.
DATE
NAME
DATE
3 6105 013 494 773

